Meine „glorreichen Sieben“

von bislang 19 Publikationen*

U.a. Hessischer Rundfunk: *„Einer, der zugleich Akteur und Beobachter war und ist, legt Interna offen, die von exemplarischer Aussagekraft sind, und zeigt Vernetzungen, die noch nicht einmal Insidern ohne weiteres präsent sind...“.*

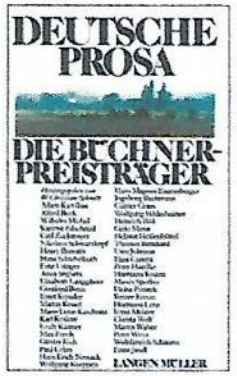
Morstadt Verlag, 1990; 326 Seiten

Schmitt's Redaktionsstube, 2021; 496 Seiten

U.a. Heilbronner Stimme: *„Schmitt betreibt Literaturgeschichte gleichsam mit dem Taschenrechner in der Hand. Eine vielleicht fahrlässige, aber nicht reizlose Methode...“.*

Gauke Verlag, 1988; 232 Seiten

U.a. Kölnische Rundschau: *„Abwechslungsreicher kann ein Buch kaum sein...“.*



Langen Müller, 1984; 352 Seiten

U.a. Westdeutsche Allgemeine Zeitung: *„In der Verschiedenheit der Autoren, der Darstellungsformen und der individuellen Erfahrungen besteht der Reiz dieses Buches...“.*

C. Bertelsmann, 1980; 220 Seiten;

U.a. Der Kontakter: *„Eine Fundgrube von Gedanken, Beobachtungen und Meinungen aus den letzten 20 Jahren...“.*

Bastei Lübbe. 1995; 304 Seiten

U.a. Passauer Neue Presse: *„Ein liebevoll ausgestatteter Band, ein Lesebuch für jeden, der gerne reist und die Begegnunen mit Menschen liebt...“.*

Econ, 1982; 208 Seiten;

* von denen etliche vergriffen und nur noch antiquarisch zu erwerben sind

W. Christian Schmitt

Willkommen in der Aula meiner Erinnerungen

Begegnungen, Beobachtungen, Erlebtes
in 50 Jahren Kultur-Journalismus

Mittendrin: Frankfurter Buchmesse 1976

Alle Zitate wurden seinerzeit von den Gesprächspartnern autorisiert;
alle übrigen Angaben erfolgen nach bestem Wissen, sind aber ohne Gewähr.
Alle Fotos sind zur Zeit der Begegnung entstanden.

Für Linda,
die mir in mehr als 50 Jahren stets
zur Seite gestanden und
Mut gemacht hat.

Impressum

1. Auflage: Oktober 2021

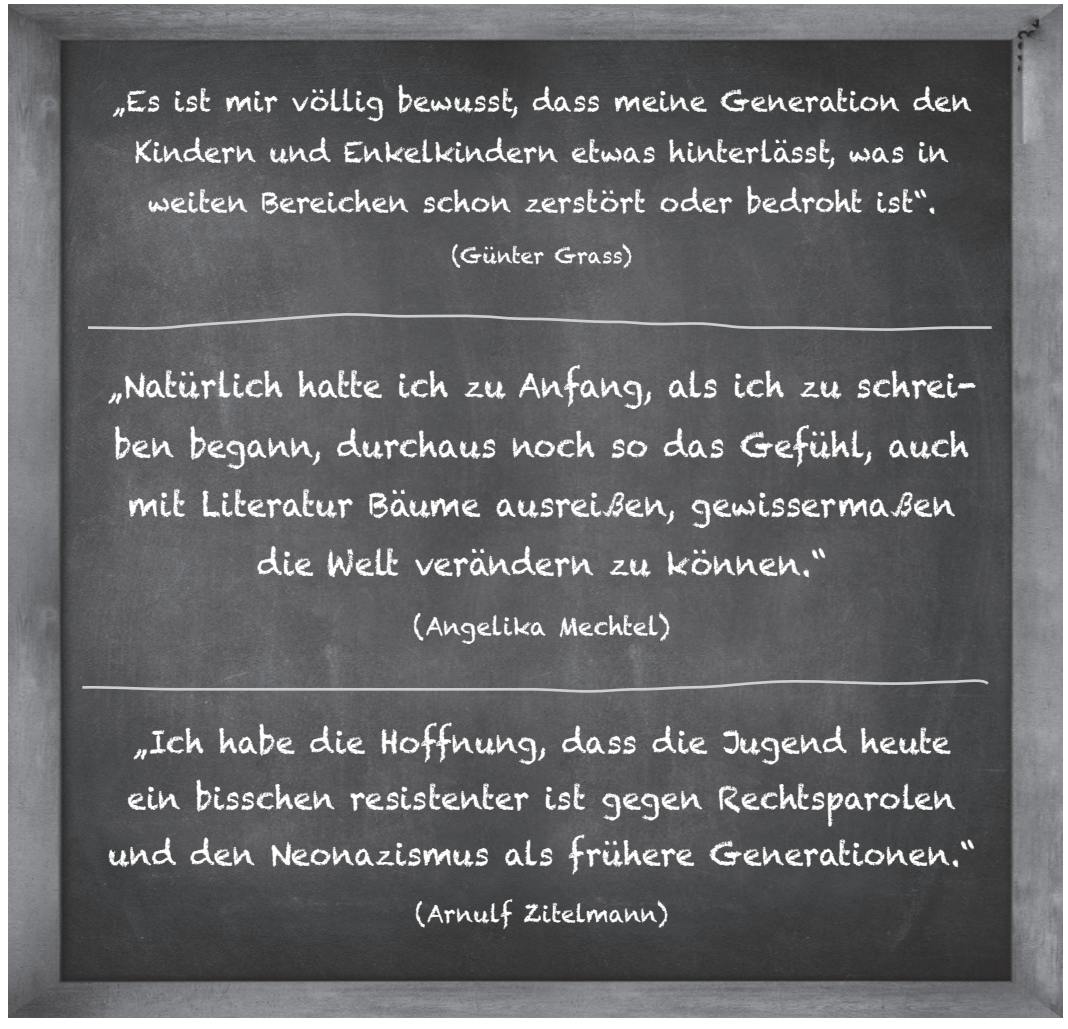
© Idee, Titel, Konzeption:
Schmitt´s Redaktionsstube,
Mörfelder Str. 1a, 64521 Groß-Gerau;
wcschmitt@aol.com
Buchgestaltung: mARTha & Harry Hummel,
www.marthahummel.de, 015117886811
© Fotos: Schmitt´s Bildarchiv, Schmitt´s Redaktionsstube
Verlag: Schmitt´s Redaktionsstube
Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH
ISBN: 978 - 3 - 00 - 068579 - 8

Dank gilt der Hessischen Kulturstiftung,
die durch die Gewährung eines Brücken-Stipendiums
das Erscheinen dieses Buches ermöglicht hat.

Inhaltsverzeichnis

Zu diesem Buch **6**
– *W. Christian Schmitt: Mosaiksteinchen aus meinem Leben*
Vorwort **8**
– *Volker W. Degener: Unter all den Medien-Menschen*
Schriftsteller **10**
– *Wie man als Autor bekannt werden kann*
Bestseller-Autoren **84**
– *Können Millionen Leser sich tatsächlich irren?*
Sachbuch-Autoren **117**
– *Den Buchstaben nach ein Heer von Millionären*
Verleger und Verlagsmanager **133**
– *Sind Bestsellerlisten ein kulturpolitisches Problem?*
Buchclubs **181**
– *Die billigen und tonangebenden Giganten*
Sortimenter **190**
– *Jeder ist sich selbst der Nächste*
Rund um Buchmessen **200**
– *Die Stimmung ist besser als die Lage*
Presse- und Marketingchefs **207**
– *Mit Büchern das Leben widerspiegeln?*
Branchenpresse **214**
– *Meinungsvielfalt oder Friede-Freude-Eierkuchen?*
Literatur-Nobelpreisträger **219**
– *Lasst die Preise laufen!*
Georg-Büchner-Preis **227**
– *Ahnengalerie vorzeigbarer Literaten?*
Alternativer Büchner-Preis **247**
– *Wie unser aller Leben demnächst aussehen könnte*
Leonce- und Lena-Preis **255**
– *Schreiben ist ein Überlebensvorgang*
Deutscher Kinder- und Jugendbuchpreis **268**
– *Warum müssen Lehrer ...auch noch Bücher schreiben?*

Wildweibchen-Preis **283**
– *Vom Regierungspräsidenten geehrt*
Kulturinstitutionen: Deutsche Akademie **295**
– *Wie und was Autoren schmökern*
Kulturinstitutionen: PEN-Präsidium **306**
– *Wenn´s um rechte Radikale, stets mahnend zur Stelle*
Kulturinstitutionen: Schriftstellerverbände West und Ost **318**
– *Willkommen im turbulenten Club der Schreibenden*
Theologen **327**
– *Wenn sonntags der Kirchgang zum Event wird*
Politiker **338**
– *Wohin steuert unsere Gesellschaft morgen?*
Kulturschaffende: Bildende Künstler **352**
– *Wenn Wollen und Können zueinander finden*
Kulturschaffende: Musik und Kabarett **356**
– *Auf der Leine flattern Hemden im Wind*
Kulturschaffende: Film, Theater, Fernsehen **367**
– *Mehr als Kurzweil zur Tutti-Frutti-Sendezeit?*
Begegnungen, die (mir) wichtig waren **378**
– *Alles über ein Leben vor dem WIR-Magazin*
Journalisten, Publizisten, Herausgeber **395**
– *Kritiker nicht länger „unbekannte Wesen"?*
Auf dem Weg zum Journalismus **426**
– *Mit Blick zurück nach vorn*
Wirkungsorte, Wirkungsstätten **429**
– *Hier lebe ich, hier bin ich*
Nebbich? **442**
– Wenn Gedichte zu Umbruchshilfen werden
Komprimierte Erinnerungen **445**
– Zwölf Seiten voller Ereignisse
Aus meiner Postmappe von vorgestern **457**
– Haben Sie Dank für Ihren netten Brief
Unterwegs **463**
– In Paris, London, Rom und Oberammergau
Bildergalerie **466**
– Wenn ich u.a. noch getroffen habe
Artikel, Bücher, Videos **469**
– *Rückschau in eigener Sache*
Vom Journalisten zum Macher **475**
– *Als Magazin-Herausgeber nahe bei den Lesern*
Zu guter Letzt **478**
– *Ich habe Dank zu sagen*
Archiv-Fund **480**
– *Ist die Juroren-Mafia doch (k)ein Hirngespinst?*
Personenregister **483**
– *Informationen von A bis Z*
Zu allerletzt **496**
– *Wenn Großvater und Enkelin sich treffen*



Mosaiksteinchen aus meinem Leben

Von W. Christian Schmitt

Auf Kassette gespeichert: Hörproben von Gesprächspartnern

Leben ist Wahrnehmung, Sammeln von Erfahrungen und deren Anwendung in der Zukunft. Zum eigenen wie zum Nutzen der Gesellschaft, in der man lebt. Nicht mehr, aber auch kaum weniger. Wichtig dabei zu erkennen, so hat es einmal Marion Gräfin Dönhoff formuliert, dass „die Welt so ist, wie man sie sieht". Und ein jeder nimmt sie ein wenig anders wahr, wie es ihm Verstand, Erziehung, Ausbildung, Umwelt, Veranlagung und Neugier erlauben. Ab einem gewissen Alter wird erkennbar: Leben ist ein Puzzle an Erlebtem. Erleben, erfahren hat auch viel mit Kommunikation zu tun. Und Journalisten scheinen da in einer besonders privilegierten Situation. Sie können schon von Berufs wegen viel erfahren, viel erfragen, und dies alles aus erster Hand. Dabei bieten Gesprächspartner jedoch jeweils nur Momentaufnahmen ihres jeweiligen Denkens und Handelns an. Bei Interviews, bei Werkstattbesuchen, bei Diskussionen. Manches von dem, was in Erinnerung geblieben ist, mag typisch, vielleicht gar exemplarisch sein. Aber es ist trotz allem nur ein Teil eines Anderen, ein Mosaiksteinchen für die eigenen Erfahrungen. Doch gerade diese Details, an die man sich erinnert, bleiben haften, bestimmen mit das Bild, das man sich gemacht hat.

Ich habe mit diesem Erinnerungsbuch versucht, eine größere Zahl von Mosaiksteinchen aus meinem Leben zusammenzutragen. Erinnerungen an Begegnungen, Passagen aus (seinerzeit autorisierten) Interviews, Beobachtungen. All dies spiegelt einzig meine Sicht der Dinge wieder, ist Teil meines Lebens. Erwarten Sie, liebe Leser, keine Beiträge zur Kultur- oder gar Literaturgeschichte. Dafür sind andere zuständig.

Meine Frau hatte die Idee: wie interessant müsste es sein, wenn man einmal all jene zu einem „großen Fest" einladen könnte, denen man im Laufe eines (beruflichen) Lebens begegnet ist. Hervorragend, dachte ich, aber leider in dieser Form nicht realisierbar. Und zwar nicht nur, weil etliche unter ihnen bereits nicht mehr zu den Gästen zählen würden. Aber vielleicht gibt es eine andere Möglichkeit, sie alle in einem großen Saal der Erinnerung zu versammeln. So soll es sein in dem nun vorliegenden Buch, das von all jenen handelt, denen ich in über 50 Jahren journalistischer Arbeit begegnet bin.

Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Städte ich in all den Jahren besucht, gesehen habe, wie viele Wohnungen, Häuser und Privatgemächer ich betreten durfte. Auch nicht, wie viele Details mir die Gesprächspartner aus ihrem Leben anvertraut haben. Manches, nicht alles, hat sich eingeprägt, die Begegnungen beeinflusst.

Vieles von dem kann, wird allerdings nicht Eingang finden in diesen Erinnerungen, anderes schien mir festhaltenswert. Mögen die Leser, nicht die Buchkritiker, darüber befinden, ob die Auswahl interessant und angemessen erscheint.

PS: W. Christian Schmitt, also ich, begegnet sich jeden Morgen im Bad vor dem großen Spiegel und hält Zwiesprache. Z.B. frage ich mich, was dieses Buch mir bringen soll. Gut, dem Verlag hoffentlich einen (kleinen) Gewinn. Mir Kritiken, Beurteilungen, Lob vielleicht oder auch Verrisse, wie einst in der FAZ, als ein Heißsporn zu meiner Sammlung von Texten („Deutsche Prosa" bei Langen-Müller) aller bis dahin ausgezeichneten Büchner-Preisträger anmerkte, dass dieses Buch eigentlich überflüssig sei. Nun gut. Ein solches Buch gab es bis zu diesem Zeitpunkt nicht. Heute sage ich mir: es ist doch völlig unmaßgeblich, ob irgendein Kritiker irgendeine Meinung zu dem hat, was ich da vorlege. Mich gibt es, meine Erinnerungen gibt es, das Buch gibt es. Ab einem gewissen Alter wird unmaßgeblich, ob und wie und was andere möglicherweise besser gemacht hätten, wenn sie denn...

Unter all den Medien-Menschen

Von Volker W. Degener

Beim „anno 85“ mit dabei: Jahrbuch-Autoren

„Haltbar bis Ende 1999“ hat Peter Rühmkorf einst ein Gedicht überschrieben, in der Gewissheit, dass es länger Bestand haben würde. Und er hatte Recht. Gedrucktes hält sich länger. Aber wie haltbar sind Begegnungen, Eindrücke, Bilder? Und überhaupt: Lösen Rückblicke überhaupt etwas beim Leser aus? Wenn man dieses Buch aufschlägt, dann lässt sich die Frage von mir mit großer Überzeugung bejahen.

Mit der unaufhaltbaren Menge an Jahren nimmt die Erinnerung irgendwann ihren eigenen Weg, lässt einiges einfach weg und fügt manches hinzu oder verstärkt es. Es hilft nicht, sich dagegen zu wehren. Besser ist es, der Rückschau rechtzeitig eine Struktur zu verpassen, bevor man der Tendenz nachgibt und dazu übergeht, alles Alte zu verklären. Mit einem gewissen Ordnungsprinzip wird die Erinnerung dann zu einer verlässlichen Fundgrube.

Das habe ich im Kopf, wenn ich zurückblicke auf die 1960er Jahre. Die Zeit des Aufbruchs und des Widerstands, die auf junge Menschen einen unwiderstehlichen, geheimnisvollen Sog ausübte. Fasziniert von den neuen Ideen haben wir mitgemacht, nicht auf der Straße, sondern eher mit unserer Lese- und Schreiblust, die gespeist wurde vom Aufbegehren, vom kräftigen Bürsten gegen den Strich. Christian und ich hatten begonnen Gedichte zu schreiben, die nicht mit Wald und Wiese zu tun hatten, eher mit den Zwängen privater Erlebnisse und – pardon – natürlich auch mit den Mächtigen dieser Welt. Unsere Texte erblickten in sogenannten Underground-Zeitschriften die aufgeregte Welt.

Erste Erfahrungen mit dem größeren Literaturbetrieb: Wir fahren zur Buchmesse nach Frankfurt. Für Eintrittskarten fehlen uns das Geld und das Verständnis. Irgendwie gelingt es dann doch, in die heiligen Hallen des Literaturbusiness zu gelangen. Getrieben von der Hoffnung, auf einen Verleger zu stoßen, der sich für uns, die klitzekleinen Bertelsmänner, die potentiellen Bestsellerschreiber, großzügig einsetzen würde.

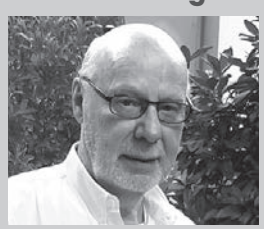
Klar, dass die nächsten Jahre anders verlaufen sind. Schließlich ging es darum, reale berufliche Perspektiven auszuloten. Unsere Wunschbilder: Schreiben als Freiberufler oder Festangestellter. Belletristik oder Journalismus. Christians Begabung wies ihn auf den journalistischen Weg. Der führte steil bergan. Feuilleton-Redakteur beim Darmstädter Echo, Kulturredakteur bei der Hannoverschen Allgemeine Zeitung, geschäftsführender Redakteur beim Buchreport in Dortmund, Mitglied der Chefredaktion beim Börsenblatt des deutschen Buchhandels in Frankfurt, Korrespondent für das Börsenblatt in Leipzig, Gründer und Herausgeber von „WIR. Das Magazin im Gerauer Land“.

Die journalistische Arbeit, die Christian oft vom heimischen Schreibtisch trennte, hat seine Kreativität keineswegs verbraucht. Er war kein rasender, sondern ein reisender, gründlich recherchierender Reporter. Zusätzlich nahm er sich die Zeit, auch noch Bücher herauszugeben oder selbst zu schreiben. Nicht genug damit, er organisierte Märchentage, literarische Wettbewerbe und er moderierte auch noch diverse Kulturveranstaltungen. Mehr als 40 Jahre lang.

Die vorliegenden Texte, basierend auf Begegnungen, Interviews sowie Werkstatt-Gesprächen, sind in einer klaren, deskriptiven Sprache verfasst, ohne metaphorisches Beiwerk. Sie bieten sich nicht nur als eine unterhaltsame Lektüre dar. Ohne Zweifel haben sie auch einen kulturpolitischen und kultur-geschichtlichen Wert.

Viele verschiedene Stimmen nimmt der Leser dieses Buches wahr. Es bietet einen Rückblick auf ein spannendes, erfolgreiches Journalistenleben. Ein Mosaik aus Erlebtem, aus unvoreingenommenen Beobachtungen, aus Fragen nach dem Sinn des Schreibens, aus berührenden Momentaufnahmen. Ich habe mich gern darauf eingelassen.

Volker W. Degener war langjähriger Vorsitzender des VS-NRW



Über W. Christian Schmitt: „Die Begegnung mit Medienmenschen hat sich zu einem Schwerpunkt seiner Arbeit entwickelt. Ständige Antriebskraft ist seine einfühlsame Neugier. Bei all´ dem hat ihm die außerordentliche Fähigkeit geholfen, sich auf Menschen einzulassen, sie zum Erzählen und auch zum Zuhören zu ermuntern. Das lässt sich in diesem Sammelband nachlesen, nachempfinden".

Wie man als Autor bekannt werden kann

Gemeinsamer Auftritt: Mit Ulla Hahn (mehr über sie ab Seite 259) bei einer Dichterlesung

Wer früher als Autor ins Gespräch kommen wollte, der mußte – einzig – ein interessantes Buch vorlegen. Literaturkritiker nahmen sich dann schon irgendwie des Werkes und meist auch seines Schöpfers an. Heute, bei fast 75.000 Neuerscheinungen pro Jahr, mutet da manches ein bißchen komplizierter an. Wer wahrgenommen werden möchte, muß trommeln, mit allerlei Raffinesse auf sich aufmerksam machen, muß lernen, möglichst viele Medien-Register richtig zu ziehen.

Und so weckt man die Neugier zunächst der Redakteure und dann der Leser, Hörer oder TV-Zuschauer. Um in die Zeitung zu kommen, trenne man sich lautstark und im Streit von seinem Verlag (wie vor einiger Zeit Franz Xaver Kroetz von Suhrkamp) oder man verweigere grundsätzlich jegliche Interview- oder Fotowünsche und stilisiere sich damit zum Exoten (wie etwa Botho Strauß oder Patrick Süskind). Man setze unter möglichst viele Resolutionen gegen all die vermeintlichen Ungerechtigkeiten dieser Welt seine Unterschrift (Gefahr dabei: keiner mag mehr all die Namen lesen), trete aus Protest aus dem West-PEN aus oder kündige einen solchen Austritt zumindest an (wie Sarah Kirsch, Herta Müller, Günter Kunert und andere) oder ziehe mit viel Tamtam in den Ost-PEN ein (wie Günter Grass und andere). Man veröffentliche seine eigenen Stasi-Akten (wie Reiner Kunze) oder gebe sich empört, wenn andere dies tun und man damit eher unangenehm in Erscheinung tritt (wie Hermann Kant, Christa Wolf, Fritz Rudolf Fries und andere).

Nach wie vor beliebt und garantiert medienwirksam ist auch, in alten NS-Akten zu blättern und Kollegen mit deren brauner Vergangenheit zu konfrontieren (Spezialist hierfür ist zum Beispiel Otto Köhler). Fast todsicher auch dies: Man enthüllt bei Journalisten und Buchautoren vermeintlich rechtsradikale Tendenzen oder Schlimmeres und prangert dies und den Verlag dazu öffentlich an. Welche Agentur kann eine solche „Sensation" ungemeldet lassen?

Oder man reibt sich an Bestsellerautoren (wie unlängst Wolfgang Bittner an dem „Markenzeichen Konsalik") und versucht, an deren Image zu kratzen. Man kann aber auch von Kanzeln predigen, ohne Pfarrer zu sein (das hat Peter Härtling schon versucht) oder bei Demos in der ersten Reihe mitmarschieren (wie ehedem Heinrich Böll oder Walter Jens) – was allerdings etwas aus der Mode gekommen ist.

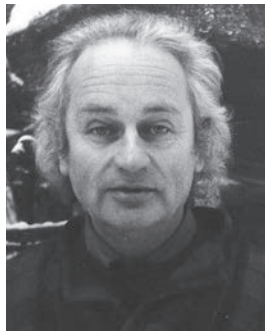
Auch dies ist möglich: Man wird Bundestagsmitglied wie Gerhard Zwerenz und verkündet, dass einem das eigene (literarische) Geschwätz von gestern kaum noch interessiere. Oder man teilt mit, dass das nächste Buch unwiderruflich das letzte sei, das man schreiben werde (was bei Simmels „Träum den unmöglichen Traum" der Fall sein dürfte). Oder man droht gar an, dass man bis zum Grabesrand schreiben werde (wie einst Ernst Kreuder).

Man kann auch Lesungen oder Literaturwettbewerbe für spektakuläre Auftritte nutzen (wie Rainald Goetz etwa, der sich bei den Kranichsteiner Literaturtagen 1983 mit einer Rasierklinge die Stirn aufritzte, etwas blutend seine Texte vorlas – und siegte). Eine ganz andere Dimension haben da jedoch Entscheidungen wie die des japanischen Schriftstellers Yukio Mishima, der 1970 Harakiri beging.

Manche nutzen auch Preisverleihungen, um vor versammeltem Auditorium zu sagen, in welch mieser Gesellschaft man sich hier eigentlich befinde (so dereinst Erich Fried bei der Entgegennahme des Büchner-Preises). Oder man spezialisiert sich von vornherein auf skandalträchtige Themen (wie etwa Elfriede Jelinek), bei denen Randgruppen, Ekel, Sex oder rote Socken die Hauptrollen spielen. Medienträchtig und deshalb einen Versuch sicher wert wäre auch einmal eine Einstweilige Verfügung gegen die Besprechung eines Buches in Marcel Reich-Ranickis „Literarischem Quartett".

Nach all diesen Tipps bleibt eigentlich nur (noch) eine Frage: Ob ich mit diesem Artikel eine Chance habe, in die Zeitung zu kommen?

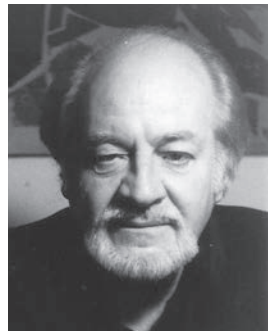
Dieser am 14. Oktober 1996 u.a. im Darmstädter Echo veröffentlichte Text war eine von mehr als 500 „Buchmarkt"-Kolumnen, die dort erschienen sind .



Ernst Augustin (Jg. 1927) trug einen weißen Arztkittel, als ich ihn im Sommer 79 in Münchens feinerer Gegend in seinem Haus in der Orffstraße traf. Wir hatten uns dort zum Interview verabredet, das Tonband lief, und ich erinnere mich noch genau, dass gleich zu Beginn unseres Gesprächs einer seiner Sätze lautete: „Ich gehöre ganz einfach nicht zur Literaturszene". Das sahen andere, auch ich, natürlich etwas anders. Im Frankfurter Börsenblatt wollte ich ihn im Rahmen meiner Serie „Der Autor und sein neues Buch" vorstellen und schrieb damals u.a.: „…er ist aber (wie selbstverständlich?) in Rowohlts Autorenlexikon ‚Weltliteratur im 20. Jahrhundert' mit seinem in der Tat bislang schmalen schriftstellerischen Werk (mit den Romanen „Der Kopf", „Das Badehaus". „Mamma" und „Raumlicht: Der Fall Evelyne B.") vertreten. „Die Szene will mich nicht", versuchte er Gesagtes noch zu unterstreichen, glaubhafter zu machen. Fakt ist aber dennoch: er war bei der Princeton-Tagung der längst verschiedenen „Gruppe 47" eine der auffälligsten Entdeckungen und für Siegfried Unseld Anlaß genug, ihn seinem Verlegerkollegen Klaus Piper abzuwerben und in die lange Liste der eigenen Hausautoren einzureihen…". Und an anderer Stelle schrieb ich über die Begegnung: „Schon das Treppenhaus – erinnere ich mich – ist kunstvoll angelegt, Büsten, Bilder, Fresken im Aufgang, so, als befände man sich auf dem Weg in ein Museum oder ein Jagdschlößchen, und das mitten in München. All dies strahlt bereits ein wenig Herrensitz-Atmosphäre aus. Die Ledercouch. Obligat? Jugendstil-Utensilien in vielfacher Variationsform. Brokatumrandetes, einer Ahnengalerie nicht unähnlich. Ein breitgepolsterter Sessel, wie er bei Hofe wohl gang und gäbe war. Hier oder in seinem Londoner Haus, gelegentlich vielleicht gar auf Ausflügen, die ihn zu seiner Kaffeeplantage jenseits des Großen Wassers oder anderswohin führen, entstehen Kapitel, Szenen, Abfolgen seiner Bücher…".
Wie gewohnt schickte ich ihm die vorgesehene Printfassung unseres Gesprächs zur Autorisierung – worauf er am 30.8.1979 handschriftlich, wenn auch (wie bei Medizinern nicht verwunderlich) schwer lesbar antwortete: „…vom Urlaub zurückgekehrt, finde ich Ihren Brief vor, bin aber leider nicht in der Lage, Ihnen „schöne" Antworten zu geben, da mich die Arzt-Schriftsteller-Problematik wenig berührt. Ich bin Arzt geworden, weil mich das Lebendige und Abenteuerliche an diesem Beruf reizt…gegen Kritiken habe ich nichts, obwohl sie mich teilweise schon sehr geärgert haben…".

Die Schule der Nackten; C.H. Beck

Wolfgang Bächler (Jg. 1925) gehörte – als ich ihn in seiner Zweieinhalb-Zimmer-Klause in Schwabing, im 5. Stock quasi über den Dächern von München besuchte (in unmittelbarer Nähe zu Technischer Universität und Glyptothek) - zu den stillen, verschwiegenen und fast



schon vergessenen Autoren in diesem Land. Was nicht immer so war. Schon Heinrich Böll hatte über seinen Schriftstellern-Kollegen einst geäußert, daß dieser „selbstverständlich in die Geschichte der Nachkriegslyrik" gehöre. Jetzt war ich bei ihm zuhause und machte mich zunächst mit dem vertraut, was ich reihum sehen konnte: Bilder, Erinnerungsstücke, Taschenbuch-Kassetten von Kafka und Thomas Mann, das Plakat eines überdimensionalen HAP Grieshaber an der Wand, Aktenordner mit Korrespondenzen (sicher auch Absagen von Verlagen) in Regalen, Zeitungsausschnitte, viel Lesestoff auf Tisch und Ablageflächen gestreut – ein Ensemble wie von Spitzweg gemalt, Schriftsteller-Atmosphäre pur oder ganz einfach: Wolfgang Bächler live.
Er hatte mir geschrieben und versucht, mich vorab auf unsere Begegnung einzustimmen: „Ich habe seit langem eine schwere endogene Depression und bin in diesem Zustand weder schreib- noch gesprächsfähig und voller Angst und Hemmungen vor fremden Menschen". Literarisch umgesetzt hat er dies mit Verszeilen wie „Oft habe ich Angst, im falschen Zug zu sitzen. Ich frage den Schaffner, ob ich nicht umsteigen muß. Er verneint es. Ich bin unzufrieden". Doch als wir uns dann gegenübersitzen, weicht die Fremdheit rasch, macht beiderseitiger Neugier Platz. Wolfgang Bächler gewährt – zu Beginn noch zaghaft, zögernd – Zugang zu dem, was er denkt, was er ist. Gelegentlich stockt er, läßt Fragen auf sich einwirken, saugt sie gewissermaßen auf, bevor er mit kraftvoll melodisch, einprägsamer Stimme Antworten anbietet. Dann erzählt er, dass „noch während meiner Studienzeit", ein Kontakt zu Hans Werner Richter entstanden sei, mit dem er die einst allgegenwärtige „Gruppe 47" gegründet habe. Damals, 1950, habe er auch mit der Gedichtesammlung „Die Zisterne" debütiert. Später erzählt er, was Lyrik ihm bedeute: „Gedichte sind für mich immer auch ein Stück Leben". Und: „Gedichte schreiben ist so etwas wie Strohhalm und Droge gleichermaßen". Daß der stille, eher scheue Wolfgang Bächler in Schlöndorfs „Der plötzliche Reichtum der armen Leute von Kombach" gar „eine der vier Hauptrollen" gespielt habe, wie er mit einem Anflug von stolzem Lächeln anmerkt, gibt unserer Begegnung dann noch eine völlig überraschende Wendung. Meinem am 17. Februar 1982 in den Nürnberger Nachrichten abgedruckten Interview mit ihm gab ich die Überschrift „Momente der Befreiung".

Nachtleben; S. Fischer

Katja Behrens (Jg. 1942) war (hauptberuflich) die für lateinamerikanische Autoren zuständige Luchterhand-Lektorin, als wir uns erstmals begegneten. Durch unsere gemeinsame Nähe zu Darmstadt – wo schon der Poststempel verriet, dass dort „die Künste leben" sollen – hatte ich des Öfteren die Möglichkeit, sie und ihre literarische Arbeit in Form von Interviews oder Werkstatt-Berichten meinen Lesern in einer Vielzahl von Tageszeitungen vorzustellen. So auch

mit einem Gespräch, das wir im Blick auf einen vor ihr geplanten Zirkus-Roman führten – der allerdings dann doch nicht als Buch beim Claassen Verlag erschien. Katja Behrens, die mit den Erzählungen „Die weiße Frau“ und dem Roman „Die dreizehnte Fee“ Teil des bundesrepublikanischen Literatur- und Kulturbetriebs wurde, stand wie nachfolgend Rede und Antwort. Das Interview erschien u.a. am 12. Januar 1993 in der Saarbrücker Zeitung:

Frau Behrens, der Zirkus Roncalli, bei dem Sie ein halbes Jahr mitgearbeitet und mitgelebt haben, liefert für diesen Roman zumindest den Rahmen. Um was geht es da im Einzelnen?

Katja Behrens: *Um das Leben im Zirkus, die Schicksale der dort arbeitenden Menschen, um Geschichten, die sich im Laufe der Saison entspinnen, auch um die Dialektik zwischen der Monotonie und der Dynamik des Zirkuslebens. Einerseits ist das ja immer dasselbe, zweimal am Tag dieselbe Vorstellung, dieselbe Musik, dieselben Gesten. Andererseits bewegt man sich ständig von Ort zu Ort, begegnet immer neuen Menschen und hat untereinander die vielfältigsten Beziehungen. Zirkusleute müssen Tag und Nacht auf engstem Raum miteinander leben. Das geht natürlich nicht ohne Spannungen ab. Liebschaften entstehen und vergehen, man verfeindet und versöhnt sich, ganz wie bei den „Privaten“ – so nennen die Zirkusleute diejenigen, die nicht beim Zirkus arbeiten. Nur wird durch die Enge des Zusammenlebens vieles deutlicher, auch dramatischer.*

Für den Beobachter, ob jung oder alt, ist ein Zirkusbesuch auch immer ein Ausflug ins Reich der Phantasie. Wie ist das für Zirkusleute selbst?

Katja Behrens: *Für Zirkusleute ist dieses „Reich der Phantasie“ harte Realität. Es bedeutet schwere Arbeit und eiserne Disziplin. Auch Langeweile. Diese Spannung zwischen Schein und Wirklichkeit spielt in meinem Roman eine große Rolle.*

Die dreizehnte Fee; Fischer Taschenbuch

Henning Boëtius (Jg. 1939) gehörte zu jenen „jungen Autoren“, die erst spät, in diesem Falle gar mit 47 Jahren, entdeckt wurden. Das zumindest erzählte er mir, als ich ihn für die Serie „Aus der Literatur-Werkstatt“ (in der es um Autoren aus Darmstadt und der Region ging) in seinem Pfungstädter Zwischen-Domizil besuchte. Begonnen hatte Boëtius mit dem Schreiben

von Gedichten. Einige davon beeindruckten gar Martin Walser, der sie 1962 in die Anthologie „Vorzeichen?“ (Suhrkamp Verlag) mit aufnahm. Doch dann verlief sein Lebensweg ganz anders: Boëtius war als Germanist und Literaturwissenschaftler ausgebildet, hatte über Hans Henny Jahnn promoviert, eine Anstellung im Frankfurter Goethehaus gefunden und an der „Kritischen Brentano-Ausgabe“ mitgearbeitet. Mit der eigenen Dichter-Karriere schien es vorbei. Doch dann, 1973, mit dem Abschied aus Frankfurt und dem Ende seiner Anstellung als Literaturwissenschaftler, die neuerliche abrupte Wende in seinem Leben. Boëtius rückblickend: „Ich war psychisch geschockt, hatte einen Knick im Selbstverständnis“. Ich erinnere mich noch genau an jenen Samstag, als mein Werkstattbericht im Darmstädter Echo erschien und mir Henning Boëtius auf seinem Damenfahrrad am Langen Ludwig in der hessischen Provinzhauptstadt begegnete: Er hatte den Artikel gelesen und schien geradezu beschwingt. Offenbar neu motiviert begannen nun erfolgreiche Schriftsteller-Tage mit dem Erscheinen des Kinderbuchs für Erwachsene „Troll Minigoll von Trollba“ (bei Spectrum) und später dann mit den beiden bei Eichborn verlegten Titeln „Der andere Brentano“ und „Der andere Lenz“. Sie sorgten bis hin zu einer Besprechung im „Spiegel“ bundesweit für Gesprächsstoff in den Feuilletons landauf, landab.
Unter den zahlreichen Abdruckbelegen findet sich auch ein Artikel über meinen Besuch bei dem Autor, den die Hessische/Niedersächsische Allgemeine vom 24. März 1991 veröffentlichte.

Phönix aus Asche; btb

Barbara Bronnen (Jg. 1938) hatte ich zu einer Lesung nach Reichelsheim/Odw. einladen können, wo sie, die „Expertin fürs Tagebuchschreiben“, über sich und ihre Arbeit sprach. Den Besuch nutzte ich für ein ausgiebiges Gespräch mit ihr, über das ich anschließend wie folgt meine Gedanken festhielt: Viele beherrschen es, ohne es je gelernt zu haben. Manchem ist es lediglich behilflich auf dem Weg vom Kind- zum Erwachsenensein. Andere indes begleitet es ein Leben lang. Vom Tagebuchschreiben ist die Rede, einem in allen Schichten sich findenden Phänomen. Jener Möglichkeit, sich seiner selbst und der Welt um uns herum bewusst zu werden. Wo man Freud´ wie Leid „jemandem“ mitteilen, Pläne, Hoffnungen, Ansichten, Empfindungen, Schicksalsschläge, Glücksgefühle, Tragisches wie revolutionär Anmutendes, Weltbewegendes wie Banales, kurzum Gedanken verarbeiten, festhalten kann. In aller Regel sind jene Bücher, in denen sich das Innenleben eines Menschen widerspiegelt, eine höchst private Angelegenheit, nicht bestimmt für Augen oder Ohren Außenstehender. Und doch wissen wir, dass etliche dieser einst ganz persönlich abgefassten Niederschriften als Literatur deklariert längst einer interessierten Leserschar zugänglich sind. Ob Goethe oder Erich Kästner, ob Thomas Mann oder Max Frisch, ob Anaïs Nin oder Virginia Woolf, um nur diese zu nennen – sie

alle erscheinen uns bei der Lektüre ihrer publizierten Tagebücher zugänglicher oder vielleicht auch völlig fremd. Wir begreifen die Welt und Umstände, in der und mit denen sie gelebt haben, nehmen Anteil an Schicksalen, anders als dies bei zu Romanen verarbeiteten Lebenserfahrungen der Fall ist. Noch gar nicht gesprochen von Tagebüchern mit ganz besonders nachhaltiger Wirkung wie etwa denen von Anne Frank oder Victor Klemperer.
Barbara war eine solche, die Tagebücher schrieb. Sie war die Tochter von Arnolt Bronnen, der Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts neben Bert Brecht als der bedeutende deutsche Dramatiker galt, dann allerdings mit den Nazis paktierte, ehe er – nach einem Zerwürfnis mit Goebbels – Berufsverbot erhielt. Nach dem Krieg war er dann, von einem Extrem ins andere fallend, Mitglied der KP Österreichs und siedelte 1955, einer Einladung von Johannes R. Becher folgend, in die damalige DDR um. Einige dieser Stationen hat Barbara Bronnen in ihren Tagebüchern notiert und später dann auch in literarischen Arbeiten wie u.a. „Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik" verarbeitet

Die Stadt der Tagebücher. Vom Festhalten des Lebens durch Schreiben; Krüger

---

Manfred Bosch (Jg. 1947) war einer der ganz frühen Kontakte, die ich in der Literaturszene hatte. In Erinnerung geblieben ist auch meine Buchkritik, die am 12.2.1972 auf der Literaturseite des Darmstädter Echos, die ich zu betreuen hatte, erschien:
Aus den 60er Jahren hat Manfred Bosch Agitprop übernommen und etwas verfeinert: den kurzen Vers macht er zur Lanze, und dies sauber und geschickt. Da müssen sogar die erst einmal lachen, die hernach nichts mehr zu lachen haben. 1971 hatte man die Möglichkeit, sich an seinen Western-Gedichten „Lauter Helden" (Henstedter Handdruckverlag) zu delektieren. Mit der Text- und Aphorismensammlung „Mordio & cetera" zeigt Bosch sich als Meister der kurzen literarischen Strecke. Seine Mehrzeiler treffen nicht selten die Sprachwurzel.

POINT OF VIEW
die welt trauert
um salazar,
schreibt DIE WELT
aber alle Welt weiß:
um salazar
trauert nur DIE WELT

Was zunächst wie ein schicktes Sprachpuzzle aussieht, entpuppt sich als engagierte Politlyrik.

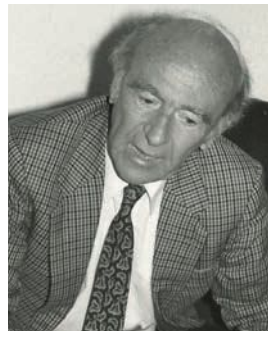
lautere helden. neue westerngedichte; Verlag Klaus Renner

Beat Brechbühl (Jg. 1939) ist jener Beat B., den Schriftsetzer rasch zu einer Beate gekürt haben, den Nichtschweizer gern als "biit" aussprechen. Da liest er einen Ausschnitt aus seinem Roman "Kneuss". Seine Nase ist jugendlich, er, zaghaft im Ansatz, der Sakko in unscheinbarem Schweizer-Braun, die Haare fangen an den Seiten schon etwas weiter hinten an, die Beine sind gekreuzt. Kneuss in der Sprechstunde, man ist dabei. Die 25 Liegestützen, "ein bisschen rassig und ohne zu mogeln" werden nur gelesen. Wo Artmanns ironischer Horror Anklang findet, da ist auch Platz für Brechbühls feingliedrig angelegten Kantonalwitz. Sein Hemd lässt Brechbühl zugeknöpft. Als er mit Kneuss im Genitalbereich verweilt, denke ich an einen Brechbühl-Satz: "Schreiben ist für mich der anstrengendste Arbeitsprozess, und der Denkvorgang, der oft ergiebiger ist als das Schreiben selbst, ist die beste Art, mit sich selbst und den andern umzugehen."

Auszug aus meinen Beitrag „Schriftsteller, beobachtet", der abgedruckt ist in dem von Fritz Deppert und Wolfgang Weyrauch herausgegebenen Band „Von Darmstadt nach Darmstadt" (Verlag Baldur Bäcker, Darmstadt)

Flügel der Sehnsucht: Alte und neue Gedichte; Wolfbach Verlag

---



Karl Dedecius (Jg. 1921) hatte vorgeschlagen, dass wir uns zum Gespräch in seinem Darmstädter Büro treffen, dort, wo er als Leiter des Deutschen Polen-Instituts residierte. Es war eine Begegnung, in der beidseitige Sympathie sofort sichtbar wurde. Vielleicht auch deshalb, weil ich ihm erzählte, dass ich im schlesischen Guhrau geboren wurde, das heute polnisch Góra heißt. In dem vom Hamburger Abendblatt am 31. Oktober 1989 veröffentlichten Interview ging es unter der Überschrift „Literatur hilft, alte Feindbilder abzubauen" um jenen Schritt zu einer „Annäherung" zwischen Deutschland und Polen, der durch den bevorstehenden Besuch von Kanzler Kohl in Warschau eingeleitet werden sollte.

Zwei Fragen aus diesem Interview: Herr Doktor Dedecius, Sie haben einen großen Teil Ihres Lebens und Wirkens in den Dienst einer Sache gestellt: kulturelle, intellektuelle, literarische Brücken zu bauen zwischen Deutschen und Polen. Was müssten Deutsche jetzt an ideeller Unterstützung leisten?

Dr. Karl Dedecius: *Es wird in der letzten Zeit sehr viel von dem „Haus Europa" gesprochen. Aber man darf nicht vergessen, dass ein Haus nicht nur aus einem Dach besteht. Es bedarf zunächst einmal der Fundamente, und die reichen tief ins Erdreich hinein, in*

die Völker und deren Geschichte. Das polnische Volk muss als Ganzes angesprochen und seine Geschichte muss als Ganzes einbezogen werden.
Ich bin im damals multinationalen Lodz geboren und fühlte mich verpflichtet, dort anzuknüpfen, woher ich kam, bei den Fundamenten der kulturellen Gemeinsamkeit der Völker. Denn Kultur dauert etwas länger als nur eine Legislaturperiode, als eine Regierung, ein Parlament. Sie ist etwas, was die Völker seit Jahrtausenden entweder verbindet oder trennt. Ich habe es mir mit dem Deutschen Polen-Institut zur Aufgabe gemacht, nach den gemeinsamen Wurzeln zu suchen...

Wie wünscht sich der Kulturvermittler Dedecius eine Entwicklung hin zum besseren Verstehen zwischen Deutschen und Polen?

Dr. Karl Dedecius: *Es haben sich in beiden Völkern zu viele Feindbilder festgesetzt, die schwer aus dem Bewusstsein auszuräumen sind. Dennoch hoffe ich auf einen weiteren Abbau der Vorurteile und ein offeneres Aufeinanderzugehen, auf den Willen, sich tatsächlich wahrzunehmen. Die Polen sind nun einmal unsere Nachbarn, und wir müssen mit ihnen – ähnlich wie mit den Franzosen – gutnachbarschaftliche Beziehungen aufbauen. Wir sollten mithelfen, dass die Polen wieder zurück nach Europa finden.*

Ein Europäer aus Lodz. Erinnerungen; Suhrkamp

Eva Demski (Jg. 1944) war gerade (nach Ulla Hahn) mit dem Literaturpreis „Stadtschreiber von Bergen-Enkheim" ausgezeichnet worden, als sie für ein Interview zur Verfügung stand, das ich am 22. September 1988 im Dortmunder Branchenmagazin Buchreport veröffentlichte. Dort war ich damals geschäftsführender Redakteur. Ich fragte sie u.a.:

Frau Demski, fühlen Sie sich als neue Stadtschreiberin in die Pflicht genommen?

Eva Demski: *Ich fühle mich überhaupt nicht in die Pflicht genommen. Im Zusammenhang mit einem solchen Preis Pflichten zu sehen, würde dem Sinn eines Preises ja völlig widersprechen. Ich lasse mich – wie, so denke ich, alle meine Vorgänger auch – vor keinen Karren spannen.*

Worin liegt denn für Sie der Reiz eines solchen Stadtschreiberamtes?

Eva Demski: *Ich finde es beispielsweise reizvoll, die Spannung zwischen Nähe und Ferne zum Publikum zu spüren, denn in der Regel hat ein Autor diese Gelegenheit – zumal über einen vergleichsweise langen Zeitraum – nicht. Das kann mir dabei helfen, mir mal wieder über mein Selbstverständnis und über mein Verhältnis zum Leser Klarheit zu verschaffen.*

Goldkind; Luchterhand

Volker W. Degener (Jg. 1941) hatte zwar seine Polizeikommissar-Uniform nicht angelegt, nahm mich allerdings so in Gewahrsam, dass ich erst am kommenden Morgen – nach einer Nacht auf der Besucherritze und mit reichlich Rotwein abgefüllt – wieder auf „freien Fuß" gesetzt wurde. Es war in Herne und der Beginn einer bis heute anhaltenden Freundschaft. Degener gehörte zu den jungen, aber keineswegs wilden Autoren. Zu seinen ersten Arbeiten zählten Bücher wie „Du Rollmops" (Wulff Verlag) oder „Kehrseiten und andere Ansichten" (Georg Bitter Verlag), die ich für „Die Zeit", die Süddeutsche Zeitung und sogar die Zürcher „Weltwoche" besprechen durfte – obwohl ich kein Literaturkritiker war. Da Degener schließlich Vorsitzender des Schriftstellerverbands NRW wurde, trafen wir uns regelmäßig auf den VS-Tagungen in Köln, Berlin, Hamburg, Saarbrücken und anderswo. Degener hatte mittlerweile Bücher bei Rowohlt, DVA veröffentlicht und ich einige u.a. bei C. Bertelsmann, Langen-Müller, Econ, Heyne und Ullstein-Taschenbuch. Und irgendwann überlegten wir, ob wir nicht einmal gemeinsam ein Buch schreiben sollten. Und so kam es 1991 zu der beim Lentz-Verlag veröffentlichten Publikation „Zirkus". Degener lieferte die Geschichten und ich die Geschichte. Zur Buchpremiere hatte sich der Verlag etwas ganz Besonderes einfallen lassen – sie fand während eines Gastspiels des Zirkus Barum in Würzburg statt. Quasi zur Krönung musste ich auf einen Elefanten steigen und eine Runde mit ihm drehen. Wer einmal dort oben gesessen hat, die stacheligen Nackenhaare durch die Hosenbeine spürt, bekommt nicht nur ein anderes Gefühl für die Größe eines solchen Giganten, er beginnt auch Respekt neu zu definieren.
An ein Porträt, das ich unter der Überschrift „Ein doppelter Außenseiter. Volker W. Degener will sich als Polizist und Schriftsteller integrieren" am 27.10. 1974 im Spandauer Volksblatt veröffentlichen konnte, erinnere ich mich noch genau. Es begann mit den Zeilen: „Kurz vor drei zeigt die Uhr über der Tür. In der Ecke dampft es aus der Kaffeemaschine. So richtig heiß und stark muss er jetzt aber sein, denkt der Kommissar. Es ist Nacht über Herne. Da schrillt das Telefon. Der Kommissar langt hin. Aufgeregtes kommt durch die Muschel: Hier schreit schon stundenlang ein Kind…die Mutter treibt sich rum…der Vater ist Fernfahrer…kommen Sie doch rasch vorbei. Der Kommissar notiert Straße, Hausnummer, Stockwerk: Ich schicke einen Wagen vorbei, sagt er noch, ehe er auflegt. Dann ruft er bei den Kollegen von der Feuerwehr an, kurz nacheinander treffen beide am Tatort ein…".

Geht's uns was an?; Rowohlt

Doris Dörrie (Jg. 1955) antwortete 1996 auf die Frage „Das Dümmste, was Sie je gelesen haben?“ in der Vogue kurz und knapp: „Gillette – für das Beste im Mann“. Ich war also vorbereitet auf eine Begegnung der besonderen Art und schrieb darüber („Vom Glück, wahrgenommen zu werden“) anschließend: „Eine Bücher schreibende Regisseurin also oder eine Regie führende Buchautorin? Wem sie in ihrem engen Terminkalender eine Audienz für ein beabsichtigtes Hintergrundgespräch gewährt, der hat Gelegenheit, sie hautnah zu erleben, ist dichter dran als jeder Zuschauer einer Talkshow. Dachte auch ich. Und durfte ganz rasch feststellen, dass sie einem Fragensteller, einem männlichen obendrein, allenfalls eine Komparsenrolle zuzubilligen bereit scheint.
Und so lief das auch bei unserer Begegnung. Dem Treffen mit einer durchaus imposanten Persönlichkeit, die zwar Öffentlichkeit sucht („zum Glück gehört, dass man das Gefühl hat, so wahrgenommen zu werden, wie man glaubt, wirklich zu sein“), aber mit einer spröde wirkenden Beharrlichkeit jedweder weiterreichenden Neugier einen Riegel vorzuschieben versucht: „Ich weigere mich, mich selber einzuordnen. Das ist der Job der Journalisten“.
Bin ich schön? Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir? Nicht etwa Fragen, die in unserem Gespräch eine Rolle gespielt hätten, aber alles Buchtitel von Doris Dörrie und vielleicht auch ein Schlüssel zum Selbstverständnis dieser Frau. Sie hat wenig Zeit, ist kurz angebunden, hat einleuchtende Antworten parat: „Das Publikum findet sich in diesen Büchern anscheinend sehr stark wieder“. Bücher, auch Filme, sind aber kein Lebensersatz, sage ich. „Aber manche wissen das nicht“, ergänzt Frau Dörrie.“

Leben, schreiben, atmen; Diogenes

Hilde Domin (Jg. 1909) stand kurz vor ihrem 75. Geburtstag, als ich sie 1984 in ihrem Heidelberger Haus besuchen durfte. Schon öfter war sie mir auch während verschiedener Tagungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung aufgefallen, und der Wunsch war groß, sie in eher privater Atmosphäre über ihr wechselvolles Leben zu befragen. Über ihre „Lieblingstugend“ hatte sie einem Kollegen einmal beantwortet: „Eine glückliche Hand für andere zu haben“. Viel, fast alles war über sie bereits geschrieben worden. Dass die in Köln Geborene aus Hitler-Deutschland fliehen musste, dass sie nach 22jährigem Exil in den 50er Jahren zurückgekehrt und mit einer Vielzahl von Ehrungen und Auszeichnungen (u.a. Droste-, Rilke- sowie Nelly-Sachs-Preis) bedacht worden war. Eine der bekanntesten deutschen Lyrikerinnen, die über sich sagte: „Ich bin als ein Mensch des Dennoch bekannt, einer, der gegen den Strom schwimmt, der sich vor fahrende Züge wirft, als könne er sie aufhalten“. Meine Neugier war dennoch groß. Und eher zaghaft stellte ich meine erste Frage „Auf welche – bislang noch nicht oder noch nicht richtig gestellten – Fragen möchten Sie denn unbedingt einmal antworten?“ Und die zierlich wirkende, aber sprachgewaltige Frau antwortete: „Eine solche Frage wäre beispielsweise: Wieviel Mut braucht ein Schriftsteller, um vor sich selber bestehen zu können?“ Nun wollte ich aber etwas mehr wissen und fragte nach „Wieviel braucht er?“ Hilde Domin: „Er braucht drei Arten von Mut. Den Mut, er selber zu sein. Den Mut, nichts umzulügen, die Dinge beim Namen zu nennen. Und drittens, den Mut, an die Anrufbarkeit der anderen zu glauben. Und letzthin habe ich Mut gebraucht, um die `Gesammelten Gedicht` zusammenzustellen; das ist nicht nur eine Werkbilanz, das ist eine Lebenssumme. Das hat mich mehr Mut gekostet als alle meine anderen Bücher“. In dieser Lockerheit habe ich auch den Fortgang unseres Gesprächs in Erinnerung, bei dem ich zudem fragte: „Was mögen Sie an Interview-Partnern, wovor haben Sie ein bisschen Angst?“. Und Frau Domin erwiderte: „Angst habe ich keine. Ich mag es, wenn der Gesprächspartner intelligent ist und nichts verdreht, was man sagt. Dann mag ich, dass er sich etwas vorbereitet hat und dass wir uns mögen können…“. Bevor ich mich nach gut zwei Stunden verabschiede, will ich von ihr noch wissen: „Was hätten Sie denn in Ihrem Leben möglicherweise anders machen wollen, können oder müssen?“. Sie spricht eher leise, aber eindringlich: „Oftmals kommt man an einen Kreuzweg. Und ehe man es auch nur registriert, ist man schon vorüber. Umkehren ist nicht möglich. Sie können sich nur vornehmen, dieses oder jenes das nächste Mal so oder anders zu machen. Ich habe mich früh entschlossen, wenn in meinem Umkreis irgendetwas passiert, was ich ändern oder verhüten kann, so will ich mich nicht taub stellen und vorbeigehen. Ich mische mich eben ein. Ich glaube nicht, dass wir die Welt ändern, aber das Leben des Einzelnen kann man verändern…“. Das Interview mit Hilde Domin war überschrieben mit „Leben heißt Einsatz, Liebe, Zivilcourage“.

Ich will Dich; Fischer Taschenbuch

Heike Doutiné (Jg. 1945) war die erste Autorin, die ich 1972 für meine Serie „Junge Autoren, Talente, Entdeckungen“ in Hamburg besuchen konnte. Die Hannoversche Allgemeine Zeitung, in deren Kulturredaktion ich saß, machte es möglich. Insgesamt 20 Folgen dieser Serie erschienen dort, die mir erstmals die Möglichkeit boten, Schriftsteller nicht nur über ihre Bücher, sondern direkt vor Ort kennenzulernen. Später folgten in meiner Zeit als freier Journalist Serien wie z.B. „Der Autor und sein neues Buch“ (u.a. fürs Frankfurter Börsenblatt des Deutschen Buchhandels) oder „Unter vier Augen“. Begegnet war ich der jungen Autorin, die u.a. für das Magazin „konkret“ schrieb und zudem mit ihren langen blonden Haaren in der Literatur-Landschaft nicht zu übersehen war, bereits bei einer Lesung in Dortmund, zu der mich Volker W. Degener eingeladen hatte. Aus ihrem Debutbändchen „In tiefer Trauer“ ist mir bis heute der Text „Für Optimisten“ in Erinnerung geblieben, der in drei Zeilen ein Lebensmotto beschreibt, das man der damals 19jährigen kaum zutraute: „Ich schwimme gegen den Strom/Da dreht

sich der Strom um -/schwimmt mir nach". Über mein Treffen mit der Schriftstellerin war am 30. März 1974 in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung u.a. zu lesen: Als Gustav Gründgens – auf ein zaghaftes Klingeln hin – seine Wohnungstür öffnete, sah er ein davonbrausendes Taxi, und auf der Fußmatte vor ihm lag eine kleine Mappe. Sie enthielt zarte Texte der damals 16jährigen Heike Doutiné, die dem „heiß und innig" verehrten Meister gewidmet waren. Es war dies der erste Versuch der Hamburger Autorin, mit Texten den privaten Leserkreis zu überwinden. Dr. Günther Penzoldt, seinerzeit Chefdramaturg unter Gründgens, antwortete ihr: „Herr Gründgens hat Ihre Arbeiten sehr interessant gefunden". Für die Obersekundanerin Heike Doutiné kam die große Welt ins kleine Zimmer…Wer sie in Klein-Flottbek besucht, wer die S-Bahn verlässt und am Bahnhofsausgang dem Schild „Poloplatz" folgt, wer das Gartentor in den Angeln quietschen lässt und mit Heike Doutiné spricht, findet rasch Zugang zu ihrer Gedankenwelt, versteht manches, was er aufgrund ihrer Bücher nur vermutete, findet eine Interessenmischung aus Puppen und Politik vor…
Aus Rom, wo sie als Stipendiatin weilte, schrieb sie mir später: „Lieber W. C. Schmitt, wie schon aus den USA versprochen – hier Ihr Artikel in Englisch aus ‚German Tribune`...- die Loreley-Heike sagt Ihnen Dank".

In tiefer Trauer; Merlin Verlag

Gerd-Peter Eigner (Jg. 1942) war 1978 zum 1. Bocholter „Stadtliteraten" ernannt worden – und ich hatte Gelegenheit, ihn für den WDR zu besuchen und zu befragen. Im Sendemanuskript lese ich, dass nach einer O-Ton-Passage (in der sich Eigner vor Ort zu der Auszeichnung äußerte) es weiterging mit meinem Text: „Eigner, ein Name, mit dem bis vor gut einem Jahr nur literarische Insider etwas anzufangen wussten. In Oberschlesien geboren, vaterlos aufgewachsen, ruhelos, rastlos, heimatlos. Er arbeitete als Reporter, jobbte als Blumenträger, studierte, unterrichtete als Lehrer, reiste nach Nordafrika und Vorderasien, nach Kreta, Spanien, Frankreich, Griechenland und Portugal, schrieb Lyrik, Prosa, Hörspiele, Romane, bisher. Und lebte als freier Schriftsteller zuletzt wahlweise in Berlin und Bremen. Ein Aussteiger-Typ für die einen, einer von jenen, für die Literatur offenbar nur aus der konsequent vollzogenen Distanz möglich und machbar ist – sagen andere. Eigners erster veröffentlichter Roman „Golli" (seit 1978 im Programm der Deutschen Verlagsanstalt) brachte mehr als erste literarische Sporen. Kritiker von der Neuen Zürcher Zeitung über die Wiener Presse bis zur Frankfurter Allgemeinen spendeten Lob. Ein Umstand, der die Bocholter Juroren beeinflusst haben mag, als es darum ging, Eigner aus einem Bewerberfeld von rund 300 Schriftsteller-Kandidaten zum „Stadtliteraten" auszuwählen…".

Die italienische Begeisterung; Kiepenheuer & Witsch

Ludwig Fels (Jg. 1946) begegnete ich zuletzt 2009, als er im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" nach Groß-Gerau kam und er mir kurze Zeit später schrieb: „Lieber Christian, da rollten die Jahre rückwärts, auch nicht schlecht! Ich möchte hier nochmal Danke sagen für die Einladung nach Groß-Gerau: Wirklich ein Ort, an dem man Menschen trifft! Zum Beispiel Dich! Ich bin mit einem guten Gefühl weggefahren, und ich hoffe, ich habe ein gutes Gefühl hinterlassen! Also, ich würde mich freuen, Dich in Wien zu sehen! Dir alles Gute, für alle Zeit!…".
Drei- oder viermal haben wir uns in den zurückliegenden Jahren getroffen und uns über Literatur und all die anderen fürs Überleben wichtigen Dinge unterhalten. Begonnen damit hat es, als ich im Auftrag der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung und für meine dortige Feuilleton-Serie „Zu Besuch bei jungen Autoren" nach Nürnberg reisen konnte. Aber auch in Selb, wo Gerd Scherm zu einem literarischen Wochenende in die Rosenthal-Liegenschaften eingeladen hatte, nutzte ich die Gelegenheit nicht nur zu einem „Tagungsbericht". Wir spürten jedes Mal, dass wir so etwas wie eine „gemeinsame Wellenlänge" hatten. Immer wieder bot sich eine Gelegenheit, um über Ludwig Fels und seine Arbeit(en) zu berichten. So z.B. auch innerhalb der Serie „Aus der Literatur-Werkstatt – Woran Autoren gerade arbeiten". Dort begann der Beitrag über ihn so: „Seine Zwischenbilanz hält so manchem Vergleich stand: Zehn Jahre Luchterhand-Autor, gleich zehn Bücher allein dort; zwei Bändchen beim kleinen Klaus Renner-Verlag; Taschenbuch-Ausgaben u.a. bei Fischer und beim dtv; ein Gedichtband sowie eine „Die Eroberung der Liebe" genannte Prosasammlung bei Piper; „mindestens sieben" Hörspiele; vier Theaterstücke (von denen drei aufgeführt sind und das jüngste mit Titel „Fern der Heimat" derzeit noch beim Verlag der Autoren liegt) und literarische Auszeichnungen zuhauf…
Das, was er als Zueignung schon in seinem Debutbändchen „Anläufe" (Luchterhand) vermerkt hatte, könnte für alle weiteren Fels-Bücher ebenso gelten: „Gewidmet allen, die darauf gewartet haben".

Egal, wo das Ende der Welt liegt; Jung und Jung

Wolfgang G. Fienhold (Jg. 1950) wurde im Zuge der Verfilmung seines Romans „Die flambierte Frau" schlagartig bundesweit bekannt. Nicht ganz ernst, aber sicher durchaus lieb gemeint war sein mit „Lieber Chris" beginnendes Schreiben, in dem es u.a. hieß: „…ich werde dir nie vergessen, dass du mich zum bekanntesten Autor Deutschlands gemacht hast…". Ich hatte in den 70ern in der Tat einiges über das junge Schreibtalent (und die bundesdeutsche Nachwuchs-Szene) veröffentlicht. U.a. den ganzseitigen Artikel „Im Wartezimmer zur bürgerlichen Kultur. Minipressen oder: Literatur in der Opposition", in dem auch ausführlich

über Wolfgang G. Fienhold zu lesen war. Ebenso in dem Beitrag „Schreiben als ein Ventil", der am 14.11.1973 im Spandauer Volksblatt erschien und in dem es um einen Besuch in Fienholds Schreibwerkstatt, sein dabei mir Anvertrautes sowie meine eher unmaßgebliche Einschätzung ging. U.a. war da zu lesen:
„...1964 ließ ich mir die Haare lang wachsen, das gab Konflikte mit Schule und Elternhaus". Der Kampf um ein Stückchen Freiheit – oder das, was er darunter verstand – setzte ein. Deutlich wird diese Einstellung auch in einem Text, der ein paar Jahre später entstand: „Als ich geboren wurde/fühlte ich mich frei/denn ich konnte schreien/erst als ich sprechen konnte/befahl man mir zuzuhören." Spätestens seit diesem Text jagt er einer Freiheit hinterher, die er hierzulande und in dieser, unserer Zeit nicht mehr finden wird... Als dann Ende der 60er Jahre sich in SDS-Kreisen die große Resignation breitmachte, als die Politschickeria auseinanderbrach, Haschrauchen als neue Seligkeit propagiert wurde, da kam auch Fienhold in den Sog jener Zeiterscheinung. Für eine Handvoll zumeist bitterer Erfahrungen musste er eine Handvoll Jugend geben. Fienhold spielte, flipperte sich über die Zeit. Schreiben wurde für ihn zum Depressionsventil. Die Hoffnung, diese Gesellschaft von jetzt auf gleich verändern zu können, war dahin. Aus der Resignation und der damit verbundenen Trägheit der jungen Pop-Jahre herauszufinden, war nicht leicht für Fienhold. Die neue Devise hieß: leben und leben lassen, Feten feiern, mit schnellen Wagen über lange Pisten jagen, in Spielbanken dem Croupier ein Schnippchen schlagen – einfach frischwärts gehen...
Wolfgang war für mich nicht nur das ewige Schreibtalent. In meinem Redaktionsbüro hängt bis heute ein Gedicht, das er mir seinerzeit gewidmet hat und das wohl auch für ihn eine Art Lebensmotto war:

Kunst und Lebenskunst
Für W.C. Schmitt

Mitten im neuen Epigramm
kommt meine Frau
und will vögeln

Na denn mal los, die
Literatur hat Zeit

Die wahre Geschichte vom Treffen im Jenseits; Razamba

Herbert Friedmann (Jg. 1951) gehörte mit seinen fast 100 Buch-Publikationen zu den Fleißigsten der Literaturszene. Es gibt etliches, was uns verbindet. Einmal sein Geburtsort Dornheim, heute Stadtteil von Groß-Gerau, in dem auch ich viele Jahre meines Lebens verbracht habe. Zum anderen unser zwischenzeitlich gemeinsamer Wohnort Darmstadt, wo ich ihm hin und wieder begegnete. Dann Frankfurt, wo er kurzfristig die Literatur-Werkstatt leitete und auch mich zu einem Vortrag einlud. Und schließlich der Odenwald, wo er einige Zeit in Brensbach/Odw. für die Kleinkunstkneipe Alte Post zuständig war, in der u.a. auch Manfred Hausin und Ulrich Roski auftraten. Nicht zu vergessen die bislang letzte Station Berlin, in das ihn die Nähe zu seiner Tochter Amelie zog. Von 2008 bis 2010 hatte er zudem an der FH Frankfurt am Main einen Lehrauftrag für Kreatives Schreiben.

Die Nacht der Zärtlichkeit; Schneider-Buch

Barbara Frischmuth (Jg. 1941) bin ich zweimal begegnet. Zum einen besuchte ich sie in ihrer Wiener Wohn- und Wirkungsstätte. Zum anderen stattete sie mir einen Besuch in meiner Darmstädter Redaktionsstube ab. Aus dem Interview, das unter der Überschrift „Mit jedem Buch beginnt ein neues Leben" innerhalb meiner Serie „Novitäten-Informationen aus erster Hand" u.a. am 30.9. 1983 im Frankfurter Börsenblatt erschien, einige Passagen:
In Literaturzirkeln galt sie lange Zeit als Geheimtip aus Österreich. Das war Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre. Mittlerweile liegen von ihr fast 20 Bücher vor, ist sie mit Preisen vielfacher Art (u.a. mit dem Anton-Wildgans-Preis, dem Literaturpreis der Stadt Wien und dem Ida-Dehmel-Literaturpreis) bedacht. Die Kritik zollt ihr Mal für Mal Lob. Und nicht nur das: Auch ihre Lesergemeinde wächst. Die Rede ist von Barbara Frischmuth, in der Steiermark geboren, seit 1967 als freie Schriftstellerin und Übersetzerin tätig.

Frau Frischmuth, Sie haben Türkisch, Ungarisch und Orientalistik studiert, sich mit völlig anderen Denkweisen, Sprachkulturen intensiv beschäftigt, können Vergleiche anstellen, die anderen Autoren abgehen. Reicht Ihnen die deutsche Sprache aus, das alles auszudrücken, was Sie fühlen, was Sie bewegt, was Sie schriftstellerisch umzusetzen versuchen?

Barbara Frischmuth: *Sie muß mir genügen, weil ich nicht bereit bin, in einer anderen Sprache zu schreiben, als in einer, die ich eben von Kind auf spreche. Die Erfahrungen,*

die ich in anderen Sprachen gemacht habe, waren natürlich schon wichtig, auch, um zu erkennen, wie vieles es gibt, was sich im Deutschen eben nur umschreiben läßt. Man kommt plötzlich drauf, dass es andere Sprachen gibt, in denen Sachverhalte wesentlich ökonomischer ausgedrückt werden können.

Haben Sie gelegentlich nicht doch den Wunsch, in anderen Kulturen zumindest Sprachanleihen zu machen, wenn Sie an vermeintliche Grenzen Ihrer Ausdrucksmöglichkeiten stoßen?

Barbara Frischmuth: *Das ist bei diesen genannten Sprachen einfach nicht möglich. Ich habe vor vielen, vielen Jahren einmal versucht, einen eher experimentellen Text, der Fragment geblieben ist, mit Türkischem zu versetzen. Nur, man isoliert sich damit vollkommen. Beim Ungarischen kann ich mich nur auf gewisse lautmalerische Komponenten oder einfach Kuriositäten stützen. Aber nicht auf ganze Sprachblöcke oder Redewendungen.*

Mit Ihrem 1968 erschienenen – und damals viel gelobten – Erstling „Die Klosterschule" haben Sie angefangen, Grenzen ganz anderer Art zu überschreiten. Jene, die durch Konventionen innerhalb der zumindest abendländischen Gesellschaft anscheinend vorgegeben sind. Welche Rolle spielt das Schreiben, das schriftlich Sich-Mitteilen in Ihrem Leben?

Barbara Frischmuth: *Eine ungeheuer wichtige. Ich könnte mir kaum vorstellen, nicht zu schreiben. Oder sagen wir mal so: Es fällt mir einfach schwer, mir vorzustellen, dass einmal eine Zeit kommt, in der ich nicht mehr schreibe. Das heißt natürlich nicht, dass ich jeden Tag und fortlaufend und immer schreibe. Aber ich schreibe eigentlich immer im Kopf....*

Fingerkraut und Feenhandschuh. Ein literarisches Gartentagebuch; Aufbau Verlag

---

Manfred Fuhrmann (Jg. 1925) war auf Vermittlung des Deutschen Taschenbuch Verlags (dtv) zu einem Gespräch bereit, das unter der Überschrift „Ohne Antike keine Moderne" u.a. am 19. Januar 1991 in der Märkischen Oderzeitung erschien.
Erst im Oktober 1991 wird sie komplett vorliegen – die 33bändige in fünf Kassetten verpackte „Bibliothek der Antike", die schon jetzt zu den spektakulärsten Projekten auf dem Taschenbuch-Markt gezählt werden darf. Gemeinsam mit Artemis präsentiert dtv eine Edition, die „das vielfältige Spektrum der Literatur des griechischen und römischen Altertums vorstellen" wird. Vielleicht eine der letzten großen verlegerischen Taten in einer Zeit, in der die Nation „lesemüde" zu werden scheint. Herausgeber dieser Bibliothek der Superlative ist Dr. Manfred Fuhrmann, seit 1966 ordentlicher Professor für Literaturwissenschaft in Konstanz und vor kurzem erst von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung mit dem Johann-Heinrich-Voss-Preis für literarische Übersetzung ausgezeichnet.

Herr Prof. Fuhrmann, wie kam es zu diesem gewaltigen Buchprojekt?

Prof. Fuhrmann: *Die Idee dazu stammt vom dtv, und der hat sich seinerseits mit dem Artemis Verlag zusammengetan. Artemis ist jenes Haus, welches die meisten Übersetzungen lateinischer und griechischer Autoren anzubieten hat. Maßgebend war – und deshalb habe ich mich auch als Herausgeber zur Verfügung gestellt -, dass seit einigen Jahren eine gewisse Tendenzwende zu verspüren ist: Klassische Literaturwerke werden wieder mit viel Freude und Gewinn gelesen. Davon profitieren nicht nur die antiken Literaturen, sondern etwa auch die deutsche Klassik.*

„Ohne Antike keine Moderne", mit diesem Slogan wirbt der Verlag für diesen Taschenbuch-Superlativ. Für welche Lesergruppe ist dieses im wahrsten Sinne des Wortes Abende füllende Kassettenwerk eigentlich gedacht?

Prof. Fuhrmann: *Man verstünde das Unternehmen falsch, wenn man ihm wissenschaftliche Ambitionen unterstellen wollte. Es sind gewissenhafte, exakte philologische Übersetzungen mit Einführungen, die für ein ausgesprochenes Laienpublikum, für die eigentlichen Belletristik-Leser bestimmt sind. Und dann hat man sich bemüht, die kleinen Hindernisse, die Stolperdrähte, die überall in älteren Texten (auch in denen der deutschen Klassik) stecken, zu beseitigen – durch ein Namens- und Begriffsregister, durch Anmerkungen usw. Doch die Werke werden nicht interpretiert. Der Leser soll sich selber mit den Stoffen vertraut machen, in denen 3000 Jahre Gegenwart stecken.*

Des Öfteren ist zu hören und zu lesen, dass die Nation „lesemüde" sei. Wie wollen Sie dennoch Leser für Ihre „Bibliothek der Antike" finden?

Prof. Fuhrmann: *Ich betrachte diese „Bibliothek der Antike" zunächst einmal als Vorratshaus, als eine Literatursammlung für alle Fälle. Zu versuchen, die Kassetten in einem Stück zu lesen, das wäre in der Tat eine schwer verdauliche Kost. Gleichwohl, es gibt die Möglichkeit des Einstiegs. Lesern, die mit antiken Texten wenig Erfahrung haben, würde ich zum Beispiel die Kassette „Roman" zunächst empfehlen....*

Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters; Insel

---

Sigfrid Gauch (Jg. 1945) legte Wert darauf, dass man ihn aufgrund der besonderen Schreibweise seines Vornamens nicht etwa mit dem Deutschen Sagenheld Nr. 1 verwechselte. Auf seinem Schreibtisch stand ein Totenkopf, ein echter, wie er anmerkte. Ein Totenkopf spielte

auch bei seinem Vater Hermann eine Rolle, der es als SS-Angehöriger (und zeitweise gar Adjudant des Reichsführers SS, Heinrich Himmler) zu zweifelhaftem Ruhm gebracht hatte, so liest es sich bei Wikipedia. Dieses Vater-Sohn-Verhältnis versuchte Sigfrid Gauch in seinem Buch „Vaterspuren" – ähnlich anderen in jener Zeit wie etwa Niklas Frank – aufzuarbeiten. Daran, dass das Buch zuerst bei Athenäum – „Dank für Deine Hilfe beim Zustandekommen dieses Buches", so seine Widmung - und nicht bei Suhrkamp erschien, wo es später die TB-Ausgabe gab), bin ich nicht ganz unschuldig. Sigfrid Gauch hatte mich um Rat gefragt. Und ich hatte ihm, wovon ich überzeugt war, von Suhrkamp abgeraten, weil zu befürchten sei, dass er dann neben Walser, Enzensberger, Handke & Co. kaum eine Chance hätte, wahrgenommen zu werden. Und so entschied er sich für Athenäum, wo Beate Pinkerneil das Lektorat betreute. Wenn ich zurückschaue auf unseren ersten persönlichen Kontakt, dann war das wohl 1967, als wir gemeinsam bei einem Lyrik-Wettbewerb auftraten, zu dem der Atelier Verlag nach Andernach eingeladen hatte. Unter den 16 Teilnehmern des Lyrik-Festivals waren u.a.: Harald K. Hülsmann, Ingo Cesaro, Werner Hornung, Hanns T. Peschkes, Guenter Saile, Rolf Rafael Schröer – sowie Gauch und ich. Sieger wurde ein aus Dortmund-Aplerbeck stammender Claudio Hofmann. Wir beide gingen allerdings leer aus, aber die Begegnung hatte Folgen. Sigfrid Gauch konnte ich zur Mitarbeit an meinem kleinen Subkultur-Magazin „Es darf..." gewinnen. Und im April 1968 schrieb er mir gar eine Widmung in seinen beim Verlag Karlsruher Bote erschienenen Lyrikband „scherenschnitte", in dem auf S. 38 das „Für Marianne" geschriebene Gedicht zu finden ist: „mehr möchte ich sein/als nur/rechenschaft schuldig/in nächster Zeit/ als ich spürte/nur dich zu lieben/nahm ich abschied/von der erinnerung".

Zweiter Hand; Gollenstein Verlag

Christoph Geiser (Jg. 1949) hatte bei unserer ersten Begegnung gerade eine Haftstrafe hinter sich, die ihm auferlegt worden war, weil er sich weigerte, in der Schweizer Armee seinen Dienst zu absolvieren. Worüber er sich in dem kleinen Bändchen „Mitteilung an Mitgefangene" (Lenos Presse) ausführlich äußerte. Er, Ueli Kaufmann und die Gruppe Totentanz (Herausgeber der literarischen Zeitschrift „drehpunkt", in deren Redaktion Geiser, Ueli Kaufmann und Werner Schmidli arbeiteten) hatten uns, Volker W. Degener, Hanns T. Peschkes und mich, zu einer Lesung nach Basel eingeladen. Meiner allerersten überhaupt. Und da die Zeiten 1969 stürmisch waren, kündigte uns die dortige „Nationalzeitung" lautmalerisch als „Apo-Poeten" an, was wir natürlich nicht waren. Jahre später, als er bereits zum Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung gewählt worden war, sind wir uns noch ein paar Mal begegnet. Besonders erinnere ich mich, dass ich ihn zu einer Lesung in den Odenwald locken konnte. Sein Besuch wurde vorbereitet u.a mit einem Handzettel, auf dem zu lesen war: „Ob Frankfurter Allgemeine oder Neue Zürcher Zeitung, ob Spiegel oder Weltwoche – alle in Sachen Literaturkritik tonangebenden Zeitungen und Magazine haben sich bereits lobend bis hymnisch über Bücher jenes Schriftstellers geäußert, der am 20. Oktober im Rahmen der von der Sparkasse Reichelsheim gesponserten Veranstaltungsreihe „Zu Gast in Reichelsheim" (in der bereits eine Vielzahl namhafter Autoren auftraten wie z.B. Günter Grass, Erich Loest oder Gaby Hauptmann und Ingrid Noll) ab 20 Uhr im Rathaussaal der Gersprenz-Gemeinde lesen wird: Christoph Geiser, Jahrgang 1949, in Basel geboren, Mitbegründer der Literaturzeitschrift „drehpunkt", Erzähler und Lyriker. Geiser, zu dessen bisherigem Werk autobiographisch gefärbte Bücher zählen, trägt nicht erst durch seine zahlreichen Studienaufenthalte in Paris, London, Berlin, Australien und den USA Züge eines Weltbürgers...Der Eintritt zu dieser gemeinsam von der Zeitschrift „WIR in Reichelsheim" und der Gemeinde Reichelsheim ausgerichteten Veranstaltung ist frei." (Auf unserem Foto steht er links neben Bürgermeister Lode). In einem „Sind deutsche Literaten allzu hausbacken?" überschriebenen Interview fragte ich ihn u.a.:

Herr Geiser, früher waren Literatur und gesellschafts-politisches Engagement für viele so etwas wie eine untrennbare Einheit. Was ist von diesem Trümmerfeld noch zu retten?

Geiser: *Für mich war die unmittelbare politische Tätigkeit immer verbunden mit meiner „Staatsbürgerschaft", wie das in der Schweiz heißt. Meine Literatur, auch wenn sie aus der 68er Bewegung hervorgegangen ist, spielte sich allerdings auf einer etwas anderen Ebene ab, wenn auch gesellschaftskritisch. Lange Zeit war diese Zwei-Ebenen-Existenz für mich durchaus möglich, bis ich dann Anfang der 80er Jahre in einen Konflikt geraten bin. In meiner Literatur rückten plötzlich ästhetische Kategorien stärker in den Vordergrund, und es gab unmittelbare Widersprüche. Ich ging sehr lange davon aus, dass Aussprechen Befreiung ist. Nach meiner Begegnung mit den Werken von Michel Foucault war dies auf einmal in Frage gestellt.*

In Ihrem jüngsten Roman „Das Gefängnis der Wünsche" geht es – zumindest laut Klappentext – „um das Verhältnis von Sexualität, Macht und Gewalt". Reduziert sich Literatur letztlich auf dieses seit Jahrtausenden die Menschen beschäftigende Thema?

Geiser: *Das ist gewiß eine starke Verkürzung. Es geht in meinem Buch um etwas Archaisches, um etwas gewaltsam, chaotisch, auch pervers Verdrehtes – und um das Ordnungsprinzip. Für mich ist dieses Buch durchaus politisch. Ein Buch, in dem ich versucht habe,*

auch die Veränderungen der politischen Welt auf historische Figuren zu projizieren. Aber ich glaube nicht, dass man meine Arbeit auf dieses Dreieck Sexualität, Macht und Gewalt beschränken kann.

Ihre Arbeiten werden durchweg von der Kritik hoch gelobt. Ihr literarisches Leben scheint eine Aneinanderreihung von Erfolgserlebnissen. Doch wie sieht es hinter der Fassade aus?

Geiser: *Ich habe eigentlich ständig das Gefühl zu scheitern, bemerke, dass die Diskrepanz zwischen der Gesellschaft und meinen Ansprüchen und Wünschen immer größer wird. Ich wäre beim „Gefängnis der Wünsche" beinahe völlig gescheitert. Ich habe Jahre daran gearbeitet und feststellen müssen, wie sich in dieser Zeit die Welt verändert hat, wie mir mein ideologisches Fundament, bestimmte Moralvorstellungen, und vor allem mein literarisches Fundament, auf dem ich immer gebaut hatte, völlig abhanden gekommen waren. Sie fragen mich nach Erfolgserlebnissen. Das einzige, das ich kenne: Wenn nach vier Jahren tatsächlich ein gedrucktes Buch vorliegt....*

Das geheime Fieber; Nagel & Kimche

Frank Göhre (Jg.1943) empfing mich in seiner Bochumer Wohnung etwas leicht zerknautscht im Morgenmantel und fragte als erstes, ob wir uns – so gegen 11 Uhr – tatsächlich so früh schon verabredet hätten. Es sollte ein Werkstatt-Gespräch werden, das später Aufnahme fand in meiner Dokumentation „Die Buchstaben-Millionäre" (von Loeper Verlag) – sowie u.a. am 31. Oktober 1992 in der Ostthüringer Zeitung abgedruckt wurde. Da gibt es eine Passage, die ich wahrscheinlich heute wieder so schreiben würde:
Wer ist Frank Göhre? Er ist eine sympathische Mischung aus Kenner, Könner, Kumpel, Clown und Clochard. Er hat in der Nachfolge von Rolf Dieter Brinkmann seinen Beitrag zur Literaturfähigkeit des Slangs geliefert. Göhres Sprache ist jung, einfach zugänglich, frisch, dabei nicht modisch. Seine schriftstellerische Arbeit ist auf Zielgruppen abgestimmt. Er arbeitet mit Lehrlingen und für sie; erprobt die Kollektivarbeit, fühlt sich als Sprachrohr und Mittler. Er ist als einer jener typischen Vertreter zu sehen, die mit Fictiontexten anfingen und nun zur Wirklichkeit im Alltag zurückgekehrt sind; er schildert das, was ist und was anders sein sollte, ohne auf belletristische Verfremdung ausweichen zu müssen….
Hier auch noch eine Frage aus unserem Werkstatt-Gespräch:

Herr Göhre, Ihr Aufstieg begann kurioserweise mit dem Buch „Abwärts".

Göhre: *Nicht direkt und nicht gleich. Den Krimi „Abwärts" bzw. das Drehbuch zum sehr erfolgreichen deutschen Kinofilm (mit Götz George in der Hauptrolle) habe ich zusammen mit Carl Schenkel geschrieben. Doch danach sind wir beide unerklärlicherweise in Vergessenheit geraten. Zwei, drei Jahre war absolute Pause. Schenkel ist dann nach Amerika gegangen, und ich habe 1986 meinen ersten Krimi „Der Schrei der Schmetterlinge" veröffentlicht. Erst aufgrund eines Hinweises im Klappentext zu diesem Krimi („der Autor schrieb auch das Drehbuch zu Abwärts") ging es wieder aufwärts. Fernsehredakteure, Filmproduzenten wurden aufmerksam, haben sich nach mir erkundigt. Und ich konnte drei „Tatort"-Krimis schreiben....*

Costa Brava im Revier. Texte und Materialien; Georg Bitter Verlag

Eugen Gomringer (Jg. 1925) leitete von 1967 bis 1985 den Kulturbeirat der Rosenthal AG in Selb. Und genau dort traf ich ihn Mitte 1973 in seinem Büro und erfuhr aus erster Hand so einiges über die „Konkrete Poesie". Worüber sich dann auch die Leser der Hannoverschen Allgemeinen in dem „Als er unzufrieden mit der Sprache wurde" überschriebenen Artikel (der am 24. 7. 1973 erschien) überzeugen konnten. Nachfolgend daraus zwei Absätze:
„Das Schreiben und das Lesen sind Übel, die viel Aufwand erfordern", schrieb 1954 ein damals 29jähriger in dem Manifest „Zweck und Form einer neuen Dichtung". Ein Jahr zuvor war von dem jungen Mann mit Namen Eugen Gomringer im Verlag Spiral Press Bern der Band „Konstellationen" erschienen. Daran sollten sich noch Generationen von Autoren orientieren. Eugen Gomringer freilich ahnte damals noch nicht, dass er zum Altvorderen der konkreten Poesie werden würde. Im bolivianischen Cachuela Esperanza als Sohn eines Schweizers und einer Bolivianerin geboren, wuchs Gomringer von Anfang an mehrsprachig auf. Zum Spanischen, Deutschen, Schwyzerdütsch lernte er bald noch Französisch, Englisch, Italienisch und in späteren Jahren auch etwa 600 chinesische Schriftzeichen hinzu. Sprachliche Barrieren gab es für ihn so gut wie keine; der Gedanke an eine nationale Grenzen überbrückende Literatur kam ihm später…
Konkrete Poesie ist auch heute noch Herausforderung und Angebot für jeden, der für eine gesellschaftliche Veränderung im Sinne von Verbesserung eintritt; dies kann – so Gomringer – „nur demjenigen entgehen, der zwar alles verändern möchte, im Übrigen aber Sprache Sprache sein läßt". Gomringer sieht die Zukunft der konkreten Poesie in der Ausweitung „auf die Verhaltensweisen". Ende 1973 erscheint eine neue Zusammenstellung von Gomringers „Konstellationen", ein Roman („Dokument meines Lebens") ist in Arbeit. Und dies obwohl Gomringer die These vertritt: der Tod des Buches sei bis zum Jahr 2000 mehr als

denkbar, schon jetzt sei „für schnelle Kommunikation das Ferngespräch geeigneter als der Brief, der Funk geeigneter als die Presse…".

Theorie der Konkreten Poesie,
Texte und Manifeste 1954–1997; Edition Splitter

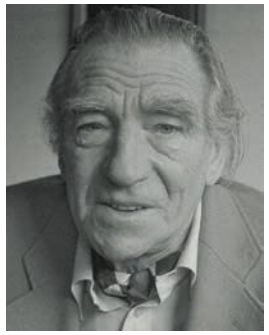
Harald Gröhler (Jg. 1938) fragte mich am Telefon, ob wir nicht wieder einmal etwas füreinander tun könnten. Vielleicht in der Art, wie das seinerzeit praktiziert wurde, als ich ihn als Lesegast nach Reichelsheim/Odw. einladen konnte, wo ich fast acht kreative Jahre verbrachte? Damals stellte ich ihn bei der Veranstaltung so vor: „Meine Texte sind eigentlich Einübungsprozesse in eine neue Art zu sehen oder zu erleben". So äußerte er sich 1975 in dem Sammelband „Sie schreiben zwischen Goch und Bonn" über seine Arbeit. Bescheiden, wie es seine Art ist. Dabei hat der im schlesischen Herischdorf geborene und heute in Berlin lebende Schriftsteller und Literaturkritiker Harald Gröhler keinerlei Grund, irgendetwas unter den Scheffel zu stellen. In Göttingen, Kiel und Köln hat er Psychologie und Philosophie studiert, viel Schaffenskraft in Köln investiert, dort fast zehn Jahre als Vorstandsmitglied der Literarischen Gesellschaft gewirkt, eine Vielzahl von Autoren zu Veranstaltungen in die Domstadt gelockt und ihnen ein Forum geboten. Er hat als Rezensent u.a. für so renommierte Medien wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung und den WDR gearbeitet, war Gastprofessor in den USA, hat die Künstlergruppe Intermedia ins Leben gerufen und ist der derzeit amtierende Stadtschreiber in Minden, eine unter Schriftstellern begehrte, mit einem entsprechenden Salär ausgestattete Auszeichnung. Gröhler, Autor von Romanen, Gedichtbänden und Erzählungen, dessen Arbeiten u.a. ins Englische, Französische, Russische, Polnische und Arabische übersetzt sind, kann auf einen Freundes- und Bekanntenkreis blicken, in dem sich fast die ganze deutschsprachige Literaturszene widerspiegelt…
2017 ließ er mir seine neueste Arbeit zukommen „Der Sprung durch den Teich. Die Metaphysik der Gedichte" (POP-Verlag, Ludwigsburg) und schrieb dazu: „Lieber Christian, hier schicke ich Dir schon mal eine flotte Pressenotiz zu dem Gedichtband…Herzliche Ostergrüße in Deine Mörfelder Str. 1a (die mich einstens, Jahrzehnte her, ganz schön beeinflusst hat, Du munterer Hesse) von Deinem Harald G.".

Das verdoppelte Diesseits.
Gedichte und Erzählgedichte; Radius-Verlag

Max von der Grün (Jg. 1926) lieferte mir mehrfach Anlass, ihn im Ruhrgebiet zu besuchen, für Interviews oder Werkstatt-Gespräche ihn zu kontaktieren. Ein solches entstand in den 80er Jahren, als ich ihn in der Reihe „Der Autor und sein neues Buch" vorstellen konnte. Der

Text trug die Überschrift „Der Literat, der aus dem Proletariat kam", erschien u.a. am 30. Mai 1982 in der Kölnischen Rundschau und begann wie folgt:
Wer ihn zur Erntezeit besuchen will, trifft ihn vielleicht an, wie er gerade die Heugabel schwingt, einen Traktor kutschiert oder gar sich beim Garbenaufstellen versucht. Er hilft dann aus beim Nachbarn Franz, einem Landwirt, dem manches von alters wegen nicht mehr so leicht von der Hand geht. Für Max von der Grün, der das Etikett „Arbeiterschriftsteller" in diesem Lande kräftig aufzupolieren verstanden hat, ist das nahezu „ein Mittel zum Abreagieren". Doch er meint damit weit mehr. Er, der Mann der Praxis, der Autor, der aus dem Proletariat kam, sucht den Kontakt, die Nähe seiner Mitmenschen – um die es morgen schon in einem seiner nächsten Bücher gehen konnte. Max, wie sie ihn reihum nennen und als einen der ihren anerkennen, weiß anzupacken. Seine Hilfe steht nicht nur auf dem Papier. Er ist bereit (und hat es gelernt), gleichermaßen Kopf- wie Muskelarbeit zu leisten.
Als ich ihn aufsuche in seinem Reihenhaus in Dortmunds Vorort Lanstrop, dort, wo das Ruhrgebiet geradezu beschaulich, idyllisch, erholsam wirkt, ist es noch zu frisch für Feldarbeit. Und die Arbeit an einem neuen Buch will auch nicht so wie geplant von der Hand gehen. Max von der Grün hat also Zeit für ein Gespräch. Über sich, seine Gedankenwelt, seine Erfahrungen, Einsichten, sein Leben als Schriftsteller, wie es war, wie es ist und wie es sein könnte sowie über sein neuestes Buch (18 sind es insgesamt geworden seit dem Erstling „Männer in zweifacher Nacht" aus dem Jahre 1962), die Ende Februar bei Luchterhand erscheinende Erzählung „Späte Liebe". Es ist die erweiterte, literarische Fassung eines Drehbuchs, das er für einen damals stark beachteten TV-Film gefertigt hatte…
Die Gesamtauflage seiner Bücher, übersetzt in 33 (!) Sprachen, dürfte weltweit schätzungsweise sieben Millionen Exemplare erreicht haben. Allein in der Sowjet-Union sollen von seinem Schlüsselroman „Irrlicht und Feuer" etwa vier Mio. Stück verbreitet worden sein.
…Dann stand er wieder auf - so stand es in einem Porträt zu lesen, das ich für die „Bücherkommentare" lieferte – tritt ans Fenster, schaut „auf das Rübenfeld", und der Gedanke „ich könnte zufrieden sein" geht ihm für Momente durch den Kopf. Am Schreibtisch dann „brütet er über einem Satz", wieder und wieder. Abends, am Tresen, in seiner Stammkneipe, wo der ehemalige Kumpel sein kühles Blondes kippt, hat der Max sich durchgesetzt, man respektiert ihn. Die Zeiten, da man ihm vorhielt, er schiebe als „freier Schriftsteller" ja einen ruhigen Lenz, während sie, die anderen, malochen müßten, sind vorbei. Der ehemalige Bergmann von der Grün scheint auch als Schriftsteller wieder Aufnahme gefunden zu haben in dem Kreis, über den und für den er vornehmlich schreibt…

Menschen in Deutschland (BRD); Sammlung Luchterhand



Rudolf Hagelstange (Jg. 1912) war mir in Erinnerung geblieben mit seinem 1948 im Insel Verlag erschienenen Büchlein „Venezianisches Credo". Als ich Anfang 1983 las, dass im List-Verlag sein bis dato letzter Titel „Hausfreund bei Calypso" erscheinen sollte, stand mein Entschluss fest, ihn für meine Serie „Autoren über sich und ihr neuestes Buch" zu besuchen. Am 10. März selbigen Jahres war dann im Darmstädter Echo zu lesen:
„Mein Lebensideal", gab der in Erbach im Odenwald seinen Lebensabend verbringende Rudolf Hagelstange zu Protokoll, „war erstens ein guter Poet zu werden und zweitens, einmal an Olympischen Spielen teilzunehmen". Zwar war er – als Mitteldeutscher Meister im Stabhochsprung – in der Vorbereitungsmannschaft für die Olympischen Spiele 1940, die in Helsinki stattfinden sollten, doch zum Olympioniken reichte es aus bekanntem Grunde nicht. Dafür sorgte der gelernte Feuilletonredakteur nach dem Krieg bald schon für Schlagzeilen ganz anderer Art. Als Lyriker, Erzähler, Romancier schrieb er sich in die vorderste Reihe der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Zunächst waren es die Kritiker, die auf ihn aufmerksam wurden. In späteren Jahren dann zunehmend die Buchkäufer, die Leser. „Altherrensommer", „Spielball der Götter" oder „Der General und das Kind" sind nur einige Titel aus dem Oeuvre des Rudolf Hagelstange.

Herr Hagelstange, andere Schriftsteller suchen, brauchen offenbar die Nähe des Literaturbetriebs, leben in Großstädten, in Kultur-, Büchermetropolen. Sie haben Heimstatt gefunden – gestatten Sie den Ausdruck – in der sprichwörtlich tiefsten Provinz. Wieso das?

Hagelstange: *Ich komme aus der Provinz. Ich bin in Thüringen, am Harz geboren. Zwar habe ich auch Großstädte genossen – ich habe acht oder neun Jahre in Berlin, in Paris und in Rom gelebt – und gar nichts gegen sie; aber wenn ich mich konzentrieren, arbeiten und zugleich erholen will, dann suche ich die Ruhe der „Provinz", meist der südlichen Inselwelt. Ich habe alle meine größeren Arbeiten nicht dort geschrieben, wo mein Schreibtisch steht und wo ich wohne, sondern dort, wo es kein Telefon und keinen großen Betrieb gibt.*

Die Wahl des Wohnortes lässt natürlich auch darauf schließen, inwieweit sich ein Mensch zu entziehen versucht. Ein Blick ins jüngste PEN-Mitgliederverzeichnis verrät, dass Sie sich dort ebenfalls entzogen haben…

Hagelstange: *Das hat mit Rückzug in diesem Fall gar nichts zu tun. Das ist mehr eine Reaktion auf ein bestimmtes Verhalten. Ich bin lange im PEN gewesen, war sogar ein paar Jahre Vizepräsident. Nur die letzten Jahre war ich ein bisschen enttäuscht über den zum Teil dort herrschenden sehr rüden Ton. Der eigentliche Anlass für meinen Austritt aus dem PEN? Er hängt mit dem seinerzeitigen Präsidenten Walter Jens zusammen.*

Fühlen Sie sich auch von der Kritik, vom heutigen Literaturbetrieb missverstanden, schlecht behandelt?

Hagelstange: *Es gibt natürlich gewisse Fälle von gezieltem Antiverhalten. In manchen Blättern rezensiert man meine Bücher überhaupt nicht mehr. Für die FAZ war ich (bis Reich-Ranicki kam) früher ein ausgezeichneter Literat (Sieburg, Karl Korn u.a.). Wenn es der heutigen FAZ nach geht, habe ich fast nur missglückte oder schlechte Bücher verfasst (ausgenommen ein Krolow-Artikel zu meinem 70. Geburtstag). Oder nehmen Sie das Wochenblatt Die Zeit. Zu meinem 70. Geburtstag, zu dem drei Bücher von mir veröffentlicht worden sind, erschien dort keine einzige Zeile.*

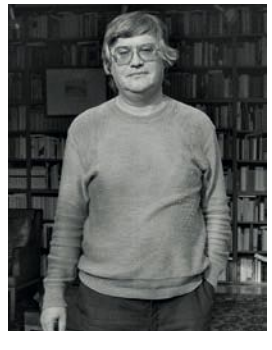
Trifft Sie so etwas ernstlich?

Hagelstange: *So etwas trifft mich natürlich auch in meiner Existenz. Es ist nicht nur kränkend, es ist existenzschädigend…"*

Noch eine letzte Frage: Johannes R. Becher hat Ihnen nach Kriegsende angeboten, Leiter des DDR-Kulturbundes von Thüringen zu werden…

Hagelstange: *Mein „Talent" wurde bemerkt. Ich wurde eingeladen. Und hatte durch Betreiben von Herrn Becher meine erste Lesung in Berlin. Nach einem dreiviertel Jahr jedoch blickte ich durch, sah, wie der Hase laufen sollte. Und mein Entschluss stand fest: Ich gehe weg…*

Es steht in unserer Macht. Gedachtes und Erlebtes; Piper



Peter Härtling (Jg. 1933) war gewissermaßen mein erster Auftrag, den ich für die Hörfunkabteilung des WDR erledigen durfte. Mit Aufnahmegerät reiste ich also nach Bergen-Enkheim, wo Härtling – in der Nachfolge von Wolfgang Koeppen, Karl Krolow und Peter Rühmkorf – das Amt eines „Stadtschreibers" ausübte. In der Reihe „Proben und Stichproben" wurde der Zwölf-Minuten-Beitrag am 2. Juni 1978 unter dem Titel „Geheimakte Norwegen" gesendet. Überdies lieferte ich für die Lübecker Nachrichten einen Vorort-Bericht, in dem u.a. zu lesen war: Härtling, der im unweit gelege-

nen Walldorf (in Hessen) seine Hauptwohnung hat, ist mit Büchern wie „Hölderlin“, „Eine Frau“, „Oma“, „Zwettl“, „Niembsch“ – um nur einige zu nennen – einem breiten Publikum bekannt geworden (für diesen August ist sein neuer Roman „Hubert oder die Rückkehr nach Casablanca“ angezeigt).
Am schwierigsten, so gesteht er, ist es für den Stadtschreiber mit der Zeit-Aufteilung. Wann und wie oft kann, soll, muss er in „Amt und Würden“ sein? Härtling hat sich für den blockweisen Aufenthalt in Bergen-Enkheim entschieden. Das heißt, er setzt kalendarische Schwerpunkte, an denen er aktiv Stadtschreiber ist. Meist sucht er dann („ich bin selbst schuld, aber im Hause habe ich nicht die Ruhe“) von sich aus den Kontakt zu den Einheimischen. Sei es im Tante-Emma-Laden, beim Bäcker, Metzger oder dort, wo er das mittägliche Stadtschreiber-Mahl einnimmt – in der Gaststätte „Zur alten Post“…
Härtling hat erreicht, dass die Bürger dieses mittlerweile von Frankfurt eingemeindeten Ortes ihn als „ihren“ Stadtschreiber begreifen. Die Folge: Bergen-Enkheims Bürger verstehen Härtling als Anlaufstelle, rufen ihn an, fragen ihn um Rat (auch persönlichen), kommen ins Stadtschreiber-Haus, um Bücher signieren oder um Selbstverfaßtes begutachten zu lassen…

Leben lernen. Erinnerungen; dtv

Manfred Hausin (Jg. 1951) rühmte sich, das jüngste Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller (VS) zu sein. Damals, 1972, als ich ihn in der Heide besuchte, genauer: in Celle. Dabei gab er u.a. zu Protokoll: „Ich mache Gedichte. Viele meiner Gedichte sind Schlüssel. Viele der Schlüssel sind Nachschlüssel. Wer sich ihrer bedient, kann Türen öffnen, die ihm nicht offenstehen. Das ist gut. Mag sein, dass sie Türen öffnen, die besser verschlossen blieben. Das ist das Risiko. Ich sehe keine Möglichkeit, es auszuschalten. Ich muss es eingehen. Ich mache Gedichte…“. Dies und mehr über einen der damals – neben Peter Maiwald und Manfred Bosch – schreibfreudigsten Vertreter der jungen deutschen Literaturszene war nachzulesen in meinem „Der Mann, der aus der Heide kam“ überschriebenen Beitrag, der in mehreren Zeitungen Anklang fand.

Erzpoet & Eulenspiegel; Verlag Jörg Mitzkat

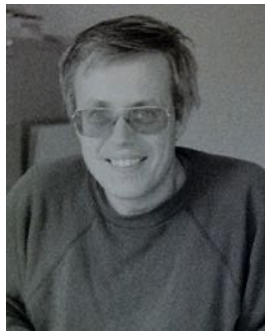
Ernst Herhaus (Jg. 1932) gehörte zu jenen Autoren, an die ich mich besonders gut erinnere. Warum? Weil wir uns zwar gut drei Stunden nicht schlecht unterhielten, aber die Abschrift des Tonband-Interviews mich vor (bis dahin) nicht gekannte Probleme stellte: Kaum

ein Satz war vollständig, kaum ein Gedanke druckbar. Ich redigierte das Vorliegende nach bestem Gewissen und schickte es Herhaus zur „Autorisierung“. Seine Antwort: Lassen Sie uns ein neues Interview vereinbaren. Auf dieses Wagnis wollte ich mich allerdings nicht (mehr) einlassen.

Kapitulation. Aufgang einer Krankheit; Hanser

Rolv Heuer (Jg. 1946) ließ sich – so mein Eindruck - nur aus der Distanz bewundern. Es war im Dezember 1965. Die Zeitschrift „Wahrheit – Information, Bildung, Wissen“ (genauer: der IBW-Jugendclub), nicht zu verwechseln mit dem damaligen SED-Magazin gleichen Namens, hatte Mitarbeiter zur jährlichen Zusammenkunft nach St. Augustin nahe Bad Godesberg eingeladen. Herausgegeben wurde die „Wahrheit“ vom Deutschen Institut für Bildung und Wissen, zu dessen Herausgebern zählten ein Jesuiten-Pater namens Dr. Hans Hollenbach und der von der Hessischen Schlagerbörse bekannte Hanns Verres. Die Zeitschrift bot (noch ganz) jungen Intellektuellen aus dem deutschsprachigen Raum ein Forum und veröffentlichte neben Lyrik und Prosa vor allem Essays. Unter den Autoren fanden sich Namen, denen man später mancherorts in den Medien, in Zeitungen, Fernsehen, Magazinen, Verlagsprogrammen, auch in Politik und Wissenschaft begegnen konnte: Darunter z.B. Stefan Aust (wenn ich mich recht erinnere), Hans-Georg Puttnis, Carl-Ludwig Reichert, Wolfgang Kubin, Peter Maiwald, Michail Krausnick, Sigfrid Gauch, Heike Doutiné, Harald Gröhler, Angelika Mechtel, Harry Oberländer, Manfred Bosch, Manfred Hausin, Hanns T. Peschkes etc. Und irgendwie, da die „Wahrheit“ zwei Gedichte von mir veröffentlicht hatte, gehörte ich wohl mit dazu. Zum Abschluss des dreitägigen Seminars war eine „Literarische Lesung“ angesetzt, an der – so die Namensliste – teilnahmen: Klaus Franken, Gerolf Heberling, Rolf (damals noch nicht mit „v“) Heuer, Wolfgang Kubin, Wolf-Henning Lindner, Karl-Heinz Lingner, Hans-Georg Puttnis, Günter Saile, Michael Weisfeld – und ich. Was später dann beim Fernsehen im Literarischen Quartett Standard wurde, nämlich der öffentliche Verriss eines vorgetragenen Textes, wurde hier wohl erstmals geprobt. Und damit die vermeintliche Macht der Literaturkritik. Im Nachgang zu diesem Erlebnis kam es dann zu der von mir in Groß-Gerau herausgegebenen Literarischen Jugendzeitschrift „Es darf“ (1966 bis 69).
Rolv Heuer stand übrigens (u.a. neben Manfred Bosch, G. F. Jonke, Klaus Konjetzky und Jürgen-Peter Stössel) auch auf meiner Liste jener jungen Autoren, die ich im Rahmen einer Artikel-Serie für die Hannoversche Allgemeine Zeitung vorstellen wollte – dann aber nicht mehr konnte, da ich zum Fachmagazin Buchreport wechselte.

Genie und Reichtum; rororo sachbuch



Karl Hoche (Jg. 1936) war u.a. als Autor auch für das Kom(m)-ödchen sowie die Münchner Lach- und Schießgesellschaft tätig. Wir trafen uns zum Interview, das innerhalb meiner Serie „Novitäten-Informationen aus erster Hand" unter der Überschrift „Die Satire von heute ist die Realität von morgen" u.a. auch am 6. Dezember 1983 im Frankfurter Börsenblatt veröffentlicht wurde: Als er 1971 mit seinem Bändchen „Schreibmaschinentypen" Deutschlands literarische Prominenz zu parodieren begann, machte er erstmals nachhaltig auf sich aufmerksam. Heute, zwölf Jahre später, ist er selbst fast schon eine „Schreibmaschinentype", eine unverkennbare überdies. Er gehört zu jener Sparte Autoren, mit denen diese Republik nicht allzu reichlich gesegnet scheint – zu den Satirikern.

Hoche lebt von den Unzulänglichkeiten, den Eigenarten, den Besonderheiten, die das Leben schlechthin und der Alltag im Besonderen produziert. Die Schwächen anderer genauer als viele Mitbürger zu sehen, ist seine Stärke. Dass er selbst Schwächen hat, beispielsweise eine solche für Auszeichnungen, verschweigt er nicht. Wie anders ließe es sich erklären, dass Hoche höchstselbst – als erster Vorsitzender des von ihm gegründeten Vereins zur Förderung deutschsprachiger Satire – sich eben einen solchen Förderpreis für deutschsprachige Satire verliehen hat. Wie ernst nimmt ein solcher Mensch sich und seine Mitbürger? Wo hört für ihn jeglicher Humor auf? Ist sein jetzt bei Droemer erschienenes Buch „Die Marx-Brothers" nun eher zum Lachen oder zum Weinen?

Herr Hoche, Sie haben sich durch das, was Sie schreiben, als Satiriker ausgewiesen. Haben Leute, die geschäftlich mit Ihnen zu tun haben, auch etwas zu lachen?

Hoche: *Also die streng Geschäftlichen wohl nicht so sehr. Denn bei Geschäften sollte man die Komik ein bisschen raushalten. Wenn´s z.B. um die Höhe eines vereinbarten Honorars geht, da könnte es schon sein, dass ich nicht so ganz komisch wirke.*

Dafür sind Sie im Umgang mit Ihren Bekannten, Freunden, auch mit netten Journalisten, die Ihnen keine Fangfragen stellen, ein eher lustiger, freundlicher, zugänglicher Mensch?

Hoche: *Da müsste ich Ihnen gegenüber als ein zähnefletschendes Monster auftreten, denn von Ihnen sind ja Fangfragen zu erwarten. Die Frage, ob ich nett zu Leuten bin, die keine Fangfragen stellen, war vermutlich selber schon eine Fangfrage.*

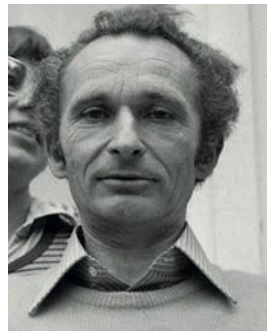
Sie würden sich also zu den gebürtigen Satirikern zählen?

Hoche: *Gebürtig, na ja. Ich bin 1,65 Zentimeter groß. Es mag sein, dass das was ausmacht. Da gewöhnt man sich daran, die Dinger lieber komisch zu sehen.*

Konkret, hat man´s Ihnen schon an der Wiege gesungen?

Hoche: *Sie stellen zu schwierige Fragen. Satiren zu schreiben ist ja nur ein Unterfall vom Schreiben. Wer das macht, hat es vermutlich nötig. Es gibt Leute, die schreiben in der Art wie andere Leute Durchfall haben. Zu denen gehöre ich zwar nicht. Es macht aber vermutlich immer auch Spaß, eine Lücke zu füllen....*

Die Lage war noch nie so ernst.
Eine Geschichte der Bundesrepublik in ihrer Satire; Athenäum



Walter Höllerer (Jg. 1922) war für mich in jungen Jahren der Literaturwissenschaftler, Literaturkritiker und Schriftsteller schlechthin, der offenbar maßgeblichen Einfluss in der bundesdeutschen Literaturszene hatte. Als Mitglied der Gruppe 47, als Herausgeber von Zeitschriften wie Akzente oder Sprache im technischen Zeitalter, als ordentlicher Professor für Literaturwissenschaft an der TU Berlin, aber auch als Gründer des Literarischen Colloqiums Berlin. Und genau in dieser Funktion besuchte ich ihn und schrieb unter der Überschrift „Was Intellektuelle in Berlin so tun" über diese Institution am 16. November 1973 in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung:
1959 kam ein Professor von Frankfurt nach Berlin und richtete sich an der Technischen Universität ein. Bald schon wurde sein Institut für Sprache im technischen Zeitalter Anziehungspunkt für Studenten. Der Professor hieß Walter Höllerer. Er gab sich unprofessoral, schrieb Gedichte und bekam einige Jahre später gleich eine ganze Reihe mehr oder weniger treffende Etikette: „Chefmanager der Gruppe 47", „Berlins Kulturmotor". Böse Menschen sprachen gar von einem der Köpfe der „Berliner Literatur-Mafia".
Literatur war schon damals Höllerers Passion und der Verkauf dieser Ware obendrein. „Literatur sollte etwas mehr unters Publikum gebracht werden", meinte er. An dem, was er mit Studenten und Assistenten an der TU Berlin diskutierte und erarbeitete, sollten auch andere teilhaben. Da reifte etwas heran. Von einem Forum war die Rede, von einem Literarischen Colloquium Berlin....

Theorie der modernen Lyrik. Dokumente zur Poetik 1; rororo

Hadayat-Ullah Hübsch (Jg. 1946) bin ich erstmals „begegnet", als er mit Vornamen noch Paul-Gerhard hieß und 1965 in der bei Rowohlt erschienenen Anthologie „Primanerlyrik" debütierte. In Frankfurt unterhielt er einen „Heidi-loves you"-Shop und wurde in der „Scene" rasch zu einer der großen literarischen Hoffnungen. Er hatte eine Biografie vorzuweisen, aus der man mehrere hätte anfertigen können. In den 70er Jahren, nachdem er zum Islam konvertiert war, sahen und schrieben wir uns des Öfteren. Einem Brief von ihm mit Datum 10.12.72 entnehme ich: „…lieber w. christian, ich höre zur abwechslung gerade ‚too many people going underground'…kannst du mir eigentlich mal erzählen, was man so als f-redakteur den tag über macht? mich interessiert das, so mal hinter die kulissen zu blicken…". Und ich antwortete ihm an Silvester 72 aus Hannover, wo ich mittlerweile in der Kulturredaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung arbeitete (damals mit über 400.000 Exemplaren Auflage die zweitgrößte Tageszeitung der Republik): „Lieber Hadayat-Ullah, lieb von dir, dass du schreibst. Gern nehm ich eine freie Minute, dir ein bisschen über meine Arbeit als Feuilletonredakteur zu erzählen. Es gibt Zeiten, da bedeutet mir meine Arbeit permanentes Hobby. Das ist immer dann der Fall, wenn es mir gelingt, die Schreibtischarbeiten auf ein Minimum zu beschränken. Im Allgemeinen nähere ich mich gegen 10 Uhr morgens meinem Schreibtisch in der Redaktion. Es folgt das Blättern in diversen Tageszeitungen, dann Konferenz und Beratschlagung darüber: wie soll morgen unser Feuilleton aussehen. Termine werden vergeben, Themenvorschläge unterbreitet, Fotos ausgewählt, Agenturmeldungen durchgesehen, Manuskripte (auch Gedichte) verteilt, redigiert, zum Satz gegeben. Die Zeitung des nächsten Tages beginnt in unseren Köpfen Gestalt anzunehmen. Nachmittags nochmals Konferenz: was ist aus den Terminen geworden, welche Themen konnten wie realisiert werden, welche Artikel kommen auf welche Seite, wollen wir diese Sache zweispaltig oder größer aufmachen, was ist wichtiger, was für den Leser interessanter. Und dann kommt noch der Umbruch, d.h. die in Blei gesetzten Artikel werden so auf die Seite gestellt, wie der Leser sie am kommenden Morgen liest oder auch überliest. Das sind so unsere täglichen Pflichtübungen. Zur Kür gehört z.B., dass ich nach Essen fahre und über ein Treffen der Mini-Leute berichte. Oder auch, dass ich – wie gestartet – zu Heike Doutiné, Guntram Vesper, Manfred Hausin, Heinz Ludwig Arnold etc. fahre, mit ihnen quatsche und dann ein Autorenporträt anfertige, das in unserer neuen Reihe „Junge Autoren, Talente, Entdeckungen" veröffentlicht wird. Da werde ich 73 wohl auch in die Frankfurter Gegend mal kommen und Raschke, von Hutten, Fienhold, Deppert und freilich auch dich heimsuchen. Dies nur als kleine Vorwarnung…". Später hat er mir dann aus Frankfurt berichtet: „…ich habe eine literarische gruppe gegründet mit dem arbeitstitel ‚zärtliche kommunikation', gruppe der sensiblen. Die frankfurter lit. Scene diskutiert mit mir darüber. d.h. ploog, fauser. Mal sehn was draus wird. Ich halt dich so Gott will auf dem laufenden… meld dich bitte rechtzeitig für einen tee bei mir an..". Später folgte dann eine Phase, in der seine Briefe begannen mit „Im Namen Allahs, des Gnädigsten, des Immer Barmherzigen…". Völlig euphorisch schrieb er am 29.8.73: „…ich war jetzt für vier wochen in london, um den 3. kalifen nach erscheinen des verheißungsmessias zu sehen… es ist als sei man neugeboren". Und er fügte an: „…ja alte törn-zeiten, endgültig vorbei, ich sage Gott sei dank. der islam gibt 1000fach mehr und besser das, was in der literatur versucht wird, im islam ist das licht, das die dichter suchen…".

Noch genauer auf seine Konvertierung ging er ein in einem Interview, das wir bei ihm zuhause in Frankfurt führten und das unter der Überschrift „Allah ist allgegenwärtig, natürlich auch in der Kunst" u.a. am 26. August 1980 in Kassel in der Hessisch/Niedersächsischen Allgemeinen erschien:

Herr Hübsch, Ende der 60er Jahre gehörten Sie hierzulande nicht nur zu den schillerndsten Figuren der Beat- und Protest-Szene, Sie waren auch das, was man ein „hoffnungsvolles, junges literarisches Talent" nennt. Bei Luchterhand erschien Ihr Gedichtband „Mach, was du willst". Erinnern Sie sich noch daran?

Hübsch: ***Ja, damals gab es das Aufwallen von Gefühlen, das provozierende Reagieren, auch das Ausnutzen von Schwächen anderer, das sich ganz machtgierig Gegen-Institutionen-Stellen, das Kämpfen um das eigene Prestige. Und: Es gab natürlich die Sehnsucht nach einem neuen Leben, nach Licht, nach Freiheit. Dabei spielten Drogen und Terror eine große Rolle. Beides Geschichten, die mich fast zerstört haben. Ich bin aus diesen Schwierigkeiten dann herausgekommen, weil ich zum Islam gefunden habe, nachdem ich schon über verschiedene andere Religionen versucht hatte, mich zu heilen. Ich habe dort eine Heimat gefunden, von der ich sagen kann, dass sie mein ganzes Leben umfasst….***

mach was du willst; Luchterhand

Otto Jägersberg (Jg. 1942) scheute Interviews. Dem intensiven, bohrenden – vielleicht gelegentlich in der Tat auch nervenden – Gespräch über sich selbst und seine schriftstellerische Arbeit hat er sich mit Konsequenz entzogen – bis wir eines Tag dann doch ein Interview verabredeten und ich zunächst noch einmal die Vergangenheit Revue passieren ließ und daran erinnerte, dass damals alles etwas anders war, als ein gerade 22 Jahre alter Autor mit seinem Erstling „Weihrauch und Pumpernickel" nicht nur in den Feuilletonredaktionen, sondern auch beim Buchhandel für Schlagzeilen sorgte. Die einen nannten ihn sogleich – auf seine Heimat und sein Schreibtalent anspielend – hoffnungsvoll einen „westfälischen Rabelais", die anderen registrierten nicht

ohne Standesstolz, dass wieder einer der ihren, ein gelernter Buchhändler, ins Lager der Literaten gefunden habe. Rund 70.000 Exemplare wurden seinerzeit von dem Debütband eines Neulings namens Otto Jägersberg verkauft. Alles schien auch weiterhin auf Erfolg programmiert. Doch in diesem Maße ließ er sich – zumindest auf dem Buchsektor – nicht wiederholen. Zwar erschienen noch einige weitere Bücher dieses Autors bei Diogenes, doch von Euphorie bei Kritik wie Buchhandel war schon bald kaum mehr etwas zu verspüren. Otto Jägersberg zog Konsequenzen. Er begann in zunehmendem Maße für Funk und Fernsehen zu arbeiten (u.a. für die ZDF-Serie „Die Pawlaks" schrieb er das Drehbuch), reduzierte sein Buchmarkt-Engagement auf ein Minimum. Das alles soll nun künftig wieder etwas anders gewichtet werden. Fast 20 Jahre nach seinem Debüt plante Otto Jägersberg 1983 seine „Rückkehr". Ein Grund mehr, sich mit dem in Baden-Baden lebenden Autor zu unterhalten.

Herr Jägersberg, könnten Sie einmal berichten, wie ein junger Buchhändler, wie Sie seinerzeit, dazu gekommen ist, ein Buch zu schreiben. Mehr noch, wie er offenbar ganz mutig während der Frankfurter Buchmesse 1963 dem Diogenes-Verleger Daniel Keel ein Buch-Manuskript in die Hand gedrückt hat?

Jägersberg: *Ich bin Buchhändler geworden, weil ich Schriftsteller werden wollte, ermutigt durch Autoren, die als Buchhändler-Lehrlinge begannen: Böll, Andersch, Hochhuth usw. Ich dachte, das sei der normale Berufsweg, um Schriftsteller zu werden. Zumindest für Leute, die sonst kein Studium haben. Mit der Buchhändlerlehre hoffte ich, nicht nur an Bücher „heranzukommen", sondern mir natürlich auch ein bisschen Durchblick zu verschaffen.*

Ihr Erstling wurde damals als eine kleine literarische Sensation empfunden. Kritiker schrieben sich die Finger wund. Selbst Arno Schmidt, Alfred Andersch und Carl Zuckmayer sprachen Lob und Anerkennung aus. Zurückblickend: Kam der Erfolg zu überraschend?

Jägersberg: *Ich hielt das, weil ich auch andere Auflagenzahlen kannte, nicht für sonderlich erfolgreich.*

Der Diogenes Verlag merkt zu Ihrem neuen Buch „Der Herr der Regeln" an, Ihr letzter Roman liege 16 Jahre zurück. Man stutzt da schon ein wenig bei einem Autor, der selbst erst Anfang 40 ist. Was waren das für „Jahre dazwischen"? Waren Sie enttäuscht, frustriert vom Buchmarkt? Von der Literaturkritik?

Jägersberg: *Die wirtschaftlichen Folgen, die Literaturkritik haben kann, sind deprimierend. Nehmen Sie z.B. einen Erzählungsband wie „Der letzte Biss". Da wurden, weil die erste Besprechung nachdrücklich vom Kauf abriet – so stand es in der FAZ -, nur 2.000 Exemplare verkauft. Da kommt über zwei, drei Jahre ein Honorar zustande, das noch nicht einmal so hoch ist, wie das, was ich für den Abdruck einer Geschichte im „Playboy" bekomme. Der Buchhandel hat nur eine beschränkte Eigenkraft, um solch einen ungünstigen Start zu korrigieren...".*

Keine zehn Pferde. Gedichte; Diogenes

Hanna Johansen (Jg. 1939) stellte sich beim Gespräch als eine außergewöhnliche Schriftstellerin heraus – wie sich nachlesen ließ in dem Interview, das unter der Überschrift „Mit den Augen einer Frau" u.a. am 23. April 1991 in der Leipziger Volkszeitung erschien:

„Ich habe spät angefangen. Das Bücherschreiben gehörte zu den Dingen, die ich mir nicht zugetraut habe. Ich wollte es auch nicht". So beginnt die Selbstdarstellung einer Autorin, die heute mit zu den bekanntesten Vertreterinnen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zählt. Sie war lange Jahre mit Adolf Muschg liiert und arbeitete zunächst als Übersetzerin. Als Erzählerin mit einem Dutzend Bücher hervorgetreten, erhielt sie 1990 den Schweizer Jugendbuchpreis. Sie steht für jenen Typ Autorin, der sowohl bei Erwachsenen als auch bei jungen Lesern seine Fangemeinde hat.

Frau Johansen, bislang galt die (wohl etwas naive) Vorstellung, Romane, Geschichten, Erzählungen zu schreiben, sei eine ganz besondere Art von (gedanklicher) Schwerstarbeit. Doch erst unlängst war zu lesen, dass dies alles für Sie eher Entspannung ist.

Hanna Johansen: *Ich habe lange Zeit keinen Beruf gehabt, war Hausfrau, habe Kinder erzogen. Als Frau ist es sehr schwierig, aus dem Alltagskuchen sich ein Stück Freiraum herauszuschneiden, herauszuschinden. Es ist sogar schwierig, Zeit zu finden, um Briefe zu schreiben, ein Buch zu lesen. Deshalb habe ich mir irgendwann einen Tag „organisiert". Das war zufällig ein Donnerstag. Und dann habe ich an diesen Donnerstagen – ohne die Absicht, daraus ein Buch werden zu lassen – einfach etwas geschrieben. Aber bald gemerkt, dass immer dann, wenn wieder ein Satz entstanden war, etwas nachdrängte. Bis ich vor einem Stapel Papier saß.*

Und als dieses Manuskript fertig war, haben Sie es an den Hanser-Verlag geschickt, der es prompt auch druckte.

Hanna Johansen: *Ich habe nie wieder ein Buch auf diese Art geschrieben. Alle anderen sind mit weitaus größeren Schwierigkeiten und Vorarbeiten entstanden. Vor zwei Jahren beispielsweise ist ein Buch von mir erschienen, an dem ich acht Jahre lange gearbei-*

tet habe, für das ich immer wieder Gedanken gesammelt, Notizen angefertigt, Passagen auf- und umgeschrieben habe. Und jedes Jahr habe ich versucht, in das einzutreten, was ich Intensivphase nenne, wo ich wirklich nebenbei nichts anderes mehr machen kann, wo der Haushalt auf Sparflamme läuft und alles andere auch.

Sie haben einmal gesagt, indem Sie schreiben, erlebten Sie unsere Kultur aus dem Blickwinkel einer Frau. Wie ist das zu verstehen?

Hanna Johansen: *Fragen Sie mich etwas Leichteres. Aber ernsthaft: Wir schauen dieselbe Welt an und sehen doch sehr verschiedene Dinge. Wir Frauen haben andere Pflichten und andere Befürchtungen in der Gesellschaft. Auch daraus resultiert eine andere Perspektive. Ich könnte mich nun dazu zwingen, so zu denken, so zu arbeiten, dass mir ein „Überblick" über dieses Anderssein gelingt. Aber das möchte ich gar nicht. Denn solche „Überblicke" sind oft nur Schein-Überblicke. Und Wissenschaftlerinnen können das besser....*

Die Hühneroper; Nagel & Kimche

Horst Karasek (Jg. 1939) sollte ich im Auftrag von Helmut Ortner porträtieren, der Anfang der 90er Jahre Chefredakteur des Frankfurter Magazins „Prinz" war. Frankfurt war gerade Mal um die Ecke und ein Besuch bei Karasek, der zusammen mit Helga M. Novak u.a. den Band „Wohnhaft in Westend" bei Luchterhand (andere bei Fackelträger und Wagenbach) veröffentlicht hatte, interessierte mich. Zumal im März 1991 ebenfalls bei Luchterhand sein historischer Roman „Die Stelzer" angekündigt war. Die Aufnahme war herzlich, und ich notierte eifrig all das, was ich sah, hörte, bemerkte oder mir bei seinen Antworten durch den Kopf ging:
Sonnenstrahlen tanzen über die graue Tastatur der Speicherschreibmaschine Typ IBM 6747. Es ist noch relativ früh an diesem Morgen, wenn auch die alt wirkende, nicht mehr tickende Wand-Uhr bereits fünf vor zwölf anzeigte. Nur eine einzige Zeile ist auf dem noch eingespannten Manuskriptpapier zu erkennen. Gleich über dem rechten Rand in vielleicht zwei Kilometer Luftlinie Entfernung protzt der spitze Messeturm. Linkerhand kratzt die Silo-Silhouette der Großbanken an kleinen Wölkchen. Alles mutet so friedlich an. Horst Karasek dreht den rotgepolsterten Lehnstuhl etwas zur Seite und blickt durch die großen klaren Glasscheiben schräg nach weit unten. Qualmende Autos, die wie Matchbox-Fabrikate wirken, schlängeln sich im Schritttempo. Passanten, Spielzeugpüppchen gleich, hasten die Leipziger Straße auf- und abwärts. Einige verschwinden in Geschäftseingängen, andere verschluckt der U-Bahn-Schacht. Doch kaum ein akustisches Zeichen all dieser Hektik dringt herauf bis in den 4. Stock.
Hier oben, über den Dächern Frankfurts, lebt der einstige Scene-Chronist, der nicht nur Marcel Reich-Ranicki im Grunde für einen spießigen Zeitgenossen hält. Am Schreibtisch, auf einem kleinen Podest im Erker sitzend, scheint er den Überblick zu haben. Von hier aus sieht und beschreibt Horst Karasek seine Welt. Und keiner kann das so wie er, zu dessen vier Geschwistern auch Bruder Hellmut zählt, der wendige Kulturchef des Hamburger Nachrichtenmagazins „Der Spiegel".
Horst Karasek, mit bauschig-angegrautem Schnauzbart, lustig-listigen Augen und ungezähmtem Haar, ist ein Autor, der sich schon immer als Chronist verstanden hat, auch seiner eigenen Geschichte, und in dem sein Hausverlag Luchterhand zunehmend einen mit Erzählerqualitäten wähnt. Darüber, dass er jeden zweiten Tag zur Dialyse muss, redet er nicht mehr. Das alles hat er sich bereits von der Seele geschrieben in jenem Band, der „Blutwäsche" hieß und der – leider – fast mehr freundliche Kritiken als Käufer fand.
Horst Karasek kann also nicht nur, er hat auch einiges zu erzählen. Man muss ihm nur zuhören, wenn auch nicht in allem zustimmen. So, wenn er beispielsweise meint, es gäbe kein Jetzt und kein Morgen, sondern nur die Vergangenheit. Seine eigene übrigens liest sich durchaus spannend. So wie die vieler der einstigen kritischen jungen Geister in dieser Republik, die schon vor 1968 (und danach) antraten, ihre Theorien in der Praxis zu erproben.
Karasek war 22, als er – damals in Würzburg lebend – zusammen mit Hannes Schwenger „Die Sonde. Zeitschrift für junge Kunst" herausgab, ein Periodikum, das – so war es ausdrücklich im Editorial vermerkt – „kein Programm" verfolge. Es war auch jene Zeit, in der er erste Gedichte schrieb. Den Schritt von der Poesie zur Politik, exakter: zum gesellschaftspolitischen Engagement, wie dies früher hieß, hat er in den Folgejahren oftmals schon erklärt – und nicht bereut. Erstes Zeichen (s)eines Kurswechsels war die 1969 im Frankfurter Verlag Freie Gesellschaft erschienene Schrift „Propaganda und Tat". An ihr wurde sein Handeln später oft gemessen – von Freunden wie von Widersachern gleichermaßen…

Das Haus an der Grenze/Eine Fluchtgeschichte; Sammlung Luchterhand

---

Helga Königsdorf (Jg. 1938) war (im Hauptberuf) zuletzt Professorin für Mathematik an der Akademie der Wissenschaften der DDR in Ost-Berlin. Im Herbst 1993 hatte ich Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Das Interview erschien unter der Überschrift „Wenn alles zusammenbricht, verliert man seine Identität": Ist Nostalgie allein ein taugliches Über-Lebensmittel? Welche Verdrängungs-Mechanismen greifen, wenn es um die Aufarbeitung der Geschichte der DDR geht? Wie nah bzw. fern sind sich Menschen in Ost und West? Nicht erst seit den jüngsten Wahlen in Brandenburg (und dem überraschenden Abschneiden der PDS) beschäftigen Politiker und Kommentatoren in den alten wie den neuen Bundesländern Fragen dieser Art. Antworten darauf finden sich nicht nur an Stammtischen, sondern längst auch in Romanen einstiger DDR-Autoren.
Zum Beispiel auch bei Helga Königsdorf, in Gera geboren und heute in Ost-Berlin zuhause. Eine Schriftstellerin, die sich in den vergangenen Jahren sowohl beim westdeutschen Luchter-

hand- als auch beim ostdeutschen Aufbau-Verlag (wo zuletzt ihr Roman „Im Schatten des Regenbogens“ erschienen ist) zu Wort gemeldet hat.

Frau Prof. Königsdorf, in Ihrem jüngsten Roman heißt es u.a., es sei an der Zeit, „Vorurteile durch Urteile zu ersetzen“. Was meinen Sie damit?

Prof. Helga Königsdorf: *Das ist nicht meine Aussage, sondern die einer Figur im Buch. Es fängt damit an, dass ich Verhältnisse im Osten der Stadt Berlin beschreibe und damit ein Angebot mache an die, die nicht bei dieser Geschichte dabei waren, etwas vom Alltag hier zu verstehen. Ich glaube schon, dass es wert ist, dieses Alltagsbild zu bewahren. Uns allen haftet zu sehr dieses Bilderbuch-schwarz-weiß an. Hier das Gute, da das Böse, hier das Hässliche, dort das Schöne. Und wir vergessen fast, dass auch im Osten Deutschlands ein relativ normales Leben stattgefunden hat.*

Alles um uns herum scheint sich in den letzten Jahren nahezu radikal verändert zu haben. Was gestern noch als gesichert, schön und richtig galt, wird heute vielerorts in Frage gestellt. Inwieweit haben Schriftsteller diese neue Situation bereits verinnerlicht?

Prof. Helga Königsdorf: *Man verinnerlicht dauernd irgendetwas. Doch diese schnelle Zeit überrollt einen natürlich. Ich hatte teilweise große Schwierigkeiten, war von der rationalen Durchdringung bereits viel weiter und glaubte, vieles zu verstehen. Doch das Gefühl kam irgendwo nicht hinterher. Man hatte irrationale Empfindungen, die mit dem Verstand nicht mehr zusammenpassten. Das hat schon Schmerzen bereitet. Denn wenn alles zusammenbricht, verliert man seine Identität. Da hat man plötzlich irrationale Heimweh-Gefühle. Ich habe mir da nie irgendetwas vorgemacht und mir immer gesagt: Auch für die, die es gemütlich hatten, wäre es nicht immer gemütlich geblieben.*

Sprechen west- und ostdeutsche Autoren immer noch eine etwas andere Sprache?

Prof. Helga Königsdorf: *Wir haben eine jeweils andere Geschichte hinter uns. Wir sprechen zwar – scheinbar – die gleiche Sprache, aber die Worte haben einen anderen Klang, einen anderen Geruch. Hinter einem Wort kann sich eine unheimliche Assoziation von Leben verbergen....*

Unterwegs nach Deutschland; Rowohlt

Klaus Konjetzky (Jg. 1943) machte zu seiner Person eher spärliche Angaben: „Geboren in Wien, lebt in München; Prosa“. Dabei konnte er durchaus unterhaltsam erzählen, wenn auch

bisweilen auf das Wesentliche verkürzt und nicht immer mit dem Ist-Zustand identisch. So steht hinter mir im Bücherregal ein Exemplar der Anthologie „Von Darmstadt nach Darmstadt“, in der er unter der Überschrift „Aber an Kirchtürme kann ich mich nicht erinnern“ u.a. schreibt: „Früher hatte ich klare Vorstellungen. Ich hatte nie Verwandte in Darmstadt und würde auch nie welche haben… Früher wohnten in 61 Darmstadt vor allem der We. Christian Schmitt in seinem Postfach und mit ihm das Echo-Feuilleton. Aber der erste, der überhaupt in Darmstadt wohnte, war der Weyrauch, Darmstadt, Wolfgang, Schriftsteller…“. Später trafen dann bei mir ein sein Piper-Buch „Perlo Peis ist eine Blume“ und ein paar Briefe – sowie ein Beitrag, den ich mir für die Osterausgabe des DE gewünscht hatte.

Am anderen Ende des Tages; Piper

Dieter Kühn (Jg. 1935) fühlte sich – es muss Sommer 1982 gewesen sein - sogleich heimisch in meiner Redaktionsstube, zog Schuhe und Strümpfe aus und war damit beschäftigt, eine Kanne Tee zuzubereiten (er hatte eine Vorliebe für Tee und unkompliziert verlaufende Gespräche), als meine Frau in der Tür stand und überrascht fragte, ob wir einen neuen Mitbewohner hätten.
Seit fast 20 Jahren schon war er im bundesdeutschen Literaturgeschäft aktiv, als wir uns erstmals begegneten und über seine literarische Selbsteinschätzung ebenso sprachen, wie über die öffentliche Wahrnehmung seiner Bücher. Promoviert hat er mit einer Arbeit über Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“. Das war 1964. In jenem Jahr, in dem der WDR auch sein erstes Hörspiel („Das Transparent“) ausstrahlte. Heute tun sich selbst Kenner der Szenerie schwer, all die literarischen Eigenschaften dieses Mannes aufzuzählen, geschweige denn diese irgendwie unter einen Hut zu bringen.
Er sitzt, mit angegrauten Schläfen, locker-leicht, fast schon lässig mir gegenüber. Er nippt an der Tasse Tee, strahlt eine Art fröhliche Nervosität aus und erzählt seine Geschichte, die fast aus dem Lehrbuch eines Schriftstellers stammen könnte. Kühn war noch Pennäler mit Vorliebe für das Fach Deutsch. Und der Deutschlehrer einer, der seine Sache noch ernst nahm und in den Unterricht doch tatsächlich die allererste Ausgabe der (der damals noch) von Walter Höllerer und Hans Bender herausgegebenen Zeitschrift für Dichtung „Akzente“ mitbrachte. Das war, so erinnert sich Kühn, „meine erste nachhaltige Berührung mit neuerer Literatur“. Und er entwickelte eine Vorliebe für das, was das gute alte Dampfradio schon damals zu bieten hatte: Hörspiele, besonders solche aus der Werkstatt von Günter Eich. Und dann stelle ich ihm ein

paar weitere Fragen, die hier mit Antworten folgen (und u.a. am 17. Juli 1982 in der Augsburger Allgemeinen zu lesen waren):

Herr Dr. Kühn, Sie sind seit 1964 freier Journalist, haben 1970 mit „N.“, einer fiktiven „sozialen Biographie“ Napoleons, ihr erstes Buch vorgelegt (dem im Laufe der Jahre noch mehr als ein Dutzend weitere gefolgt sind). Dennoch: ein literarischer Bestseller à la Grass, Walser, Böll oder Lenz ist nicht dabeigewesen. Wie lebt, wie überlebt man trotzdem im harten bundesdeutschen Buchmarkt-Geschäft?

Dr. Kühn: *Vom Buchmarkt-Geschäft, von den Büchern allein, kann ich nicht leben. Vor allem Hörspiele ernähren mich. Und auch nur, weil Hörspiele auch von anderen Sendern übernommen werden, weil ich Wiederholungshonorare bekomme. Bücher sind, jedenfalls für einen Autor meiner Lage und meines Bekanntheitsgrades, ein Zuschußgeschäft.*

Sie machen es allerdings Ihren Kritikern (und Lesern) auch nicht leicht. „Kühn ist keiner literarischen Strömung zuzuordnen“, heißt es denn auch fast schon ein wenig ratlos in Rowohlts Autorenlexikon „Weltliteratur im 20. Jahrhundert“. Inwieweit stimmt das?

Dr. Kühn: *Dass die Kritik zum Teil Schwierigkeiten hat, mich einzuordnen oder auf einen schlüssigen Begriff zu bringen, ist mir völlig klar. Ich möchte die Situation mit einem Beispiel aus der Bildenden Kunst verdeutlichen. Wenn man ein Künstler ist, der mit einem klaren Markenzeichen arbeitet, ist vieles einfacher. Günther Uecker z.B. haut immer nur Nägel in Bildflächen und ist sofort als Nagel-Uecker identifizierbar. Es gibt auch Autoren, die an bestimmten Markmalen sofort erkennbar sind: Kempowski etwa und seine Familiensage, Achternbusch und der bayerische Bereich, Thomas Bernhard und seine Verzweiflung in Nieder-Österreich. Ich sage das jetzt sehr pauschal. Aber das sind Signale, die einen sofort erkennbar machen. Und solche Kontinuität ist bei mir nicht da...*

Der Tee ist längst kalt, unser beider Ohren indes sind vom Frage-Antwort-Spiel spürbar heiß. Beide scheinen wir nicht unzufrieden mit dem, was dieser Gedankenaustausch gebracht hat. Dieter Kühn bestätigt dies auf seine Art so: „Ich sehe, wie Images gebaut werden. Für mich habe ich deshalb beschlossen, diese ganze Imagemacherei nicht mitzumachen.“
Der Text erschien u.a. am 8. Juli 1982 in den Nürnberger Nachrichten.

Ich Wolkenstein. Die Biographie; Fischer TB

Fitzgerald Kusz (Jg. 1944) hatte sich relativ früh dem Dialekt verschrieben. Und so gab es – bei unserer ersten Begegnung 1974 anfangs leichte Kommunikationsprobleme. Denn er sprach fränkisch und ich eher hessisch. Dennoch entstand unter der Überschrift „Protokolliert, wie man im Volke so redet“ ein Werkstattbericht, der so begann:
„Ach, zum jung`n Herrn Professor wolln`s“. Im Gesicht des Pedells ist reichlich Platz für Deutungen. „Gehns` nur mal da um die Eck`n rum…“. Dann geh´ ich über von Generationen ausgelatschte Stufen eine Wendeltreppe hoch, über knarrende Dielen einen finsteren Gang lang, an dessen Ende neben einer klobigen Tür das Schild „K 1“ angebracht ist. Klopfen. „Herein“. Die Klinke quietscht. Etwa 25 Schüler sitzen im Karree. An der linken Seite eine Wandkarte „Europa nach dem II. Weltkrieg“. An der Tafel mit weiß-rot kariertem Hemd, jugendlichem Gesicht, männlicher Stimme und einem Stück Kreide in der Hand: Fitzgerald Kusz, Studienreferendar, Verfasser von Texten, Büchern und Hörspielen in fränkischer Mundart. „Grüß Gott“, sage ich. Und – welch ein Glück – da bimmelt auch schon die Schulglocke. Pause. Der „junge Herr Professor“ sagt: „Wollen`s nicht mitkommen, drüben ist`s ruhiger“. Wieder schlurfe ich den langen Gang lang. „Ja“, sagt Kusz jetzt auf Hochdeutsch, „das war hier früher eine Heil- und Pflegeanstalt, dann Frauengefängnis, und jetzt ist hier ein Gymnasium“. Eigentlich, denke ich, hat er so ein bisschen was vom Kroetz, vom Reichert und vom Sperr. „Hier ist`s schon“, sagt Kusz. Ein helles Zimmer, Sitzgelegenheiten, bequem.
Fitzgerald Kusz also. So verlief meine erste Begegnung mit ihm, dem in Nürnberg geborenen Mundarttalent. Das war Anfang der siebziger Jahre, und Kusz hatte noch nicht für sich die Entscheidung getroffen, lieber freier Schriftsteller als festbesoldeter Pauker zu sein. Aber schon damals war klar: Er ist einer von denen, die dem Volk aufs Maul schauen. Die nicht die Sachen umständlich ins Hochdeutsche übertragen und dabei sich immer mehr von dem Publikum entfernen, das sie eigentlich erreichen wollten. Mundart also. Dialekt als Mittel verwenden, um den Leuten in ihrer Sprache gewisse Dinge bewusst zu machen. Ein wenig Gesellschaftsverbesserung inbegriffen. Am Stammtisch oder bei der Ratsversammlung, beim Feuerwehrfest oder bei der Kaufmannsfrau lauschen, Probleme erkennen, literarisch umsetzen und wieder am Stammtisch oder beim Feuerwehrfest zum Besten geben. Heimatdichtung ganz anders.
Das also macht Kusz. Und dann plaudert er aus dem Nähkästchen: „Ich war so sechs oder acht Jahre alt, da war es bei uns im Hause üblich, dass der Vater abends nach der Arbeit eine Vorlesestunde einlegte“. Das müssen noch Zeiten gewesen sein, ohne TV und so. „Das Fabulieren hat mich schon immer fasziniert“, und „als Knirps habe ich mit Begeisterung lange Gedichte aufgesagt“. Sein Vater kommt aus Berlin, seine Mutter aus Franken, „so bin ich zwischen zwei Sprachen aufgewachsen“. Und der Großvater ist Ungar gewesen, Musikprofessor. „Erst zog er mit Franz Lehár durch die Lande, und dann war er Kaffeehaus-Pianist in Berlin. Und dann hat er so Sachen versucht, wie den Faust ins Ungarische zu übersetzen“.
Sie rutschen ihm alle locker raus, die Erinnerungen. Zuerst sei er auf einer Zwergschule gewesen, doch dann habe der Lehrer gesagt, „der muss aufs humanistische Gymnasium“. Und weil der kleine Kusz „immer so neugierig war, ging ich nach Nürnberg aufs Gymnasium“. Dort hatte er einen Deutschlehrer, der war Joyce-, Karl-Valentin- und Arno-Schmidt-Spezialist.

Und das färbte auf den Schüler Kusz ein wenig ab: „Es begann sich bei mir ein Gespür für Literatur zu entwickeln…".

Noch mehr über diese Begegnung ist im Übrigen nachzulesen in „Die Buchstaben-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 40 Schriftstellern", erschienen im von Loeper Verlag.

Nach vielen, vielen Jahren begegneten wir uns wieder. Allerdings auf AOL. Unter der Überschrift „Entdeckt!" schrieb er mir am 23. Januar 2009: „Lieber W. Christian Schmitt, ja, gibt`s denn sowas auch: Im Internet entdeckt man doch immer wieder mal einen alten Bekannten…"

Morng sixtäs suwisu nimmä; Verlag J.P. Peter

Gabriel Laub (Jg. 1928) besuchte ich für ein Interview, das u.a. am 10. November 1983 im Bonner General-Anzeiger unter der Überschrift „Satire ist eine philosophische Gattung" erschien, in der Hansestadt Hamburg. Es begann so:
„Er hält sich für einen", so ein Kritiker, „der nicht dümmer ist und nicht schlauer als andere Zeitgenossen". Bei aller Bescheidenheit, eines zumindest scheint er manchem Leser und Mitbürger voraus zu haben: Seine besondere Erfahrung mit anderen Gesellschaftssystemen, Völkern, Sprachen. Denn Gabriel Laub, um dessen Lebens- und Buchgeschichte(n) es nachfolgend geht, ist mit seinen 55 Jahren schon weit mehr als einmal in die jeweilige Schule der Nation gegangen. Geboren im polnischen Bochnia, verbrachte er ab seinem elften Lebensjahr mit seinen Eltern sieben Jahre in der Sowjetunion (davon 16 Monate in der Verbannung), kam dann in die CSSR und rückte dort nach seinem Studium als Redakteur bis in die Verbandsorgane des tschechoslowakischen Schriftsteller-Verbandes auf, engagierte und profilierte sich als Reporter, Filmjournalist, Kritiker und Feuilletonist – bis er 1968 in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelte. Dies, ohne auch nur einen Satz deutsch schreiben zu können („ich hatte nie eine Deutschstunde – bis auf die von Lenz"). Mittlerweile ist ein Dutzend Bücher auf dem Markt, die alle den Gütestempel Gabriel Laub tragen.

Herr Laub, wie erst soll, kann, muss man eigentlich Satiriker wie Sie nehmen?

Laub: *Sehr ernst. Denn Satire ist eine sehr ernste Kunst. Dass man dabei lacht, das ist kein Widerspruch. Ein Satiriker schreibt nicht etwas aus Jux. Ich behaupte zwar nicht, dass ich in jeder Glosse, jedem Aphorismus, den ich geschrieben habe, jedes Mal ein weltbewegendes Problem behandle. Aber für mich ist Satire immer eine philosophische Gattung. Ich unterscheide zudem zwischen publizistischer und literarischer Satire. Wenn man meinetwegen eine Glosse über irgendeinen Politiker schreibt oder über irgendein Tagesproblem, dann muss das nicht besonders philosophisch sein. Da muss ich damit rechnen, dass dieser Text in ein paar Jahren nicht mehr brauchbar ist. Anderseits gibt es Satiren, die seit 4000 Jahren an Aktualität nichts verloren haben. Ich denke da z.B. an altägyptische Satiren auf die Bürokratie.*

Sagen Sie sich gelegentlich auch: Wer schon nicht mehr über die Zustände in dieser Welt, dieser Gesellschaft traurig sein kann, der sollte wenigstens lachend über sie nachdenken?

Laub: *Sicher ist das eine Form des individuellen Protests. Eine Art geistige Hygiene. Man entledigt sich dessen, was einem auf dem Magen liegt. Ich glaube, es ist besser, zu lachen als zu weinen. Aber: Ein Satiriker darf nicht im Namen irgendeiner Gruppe, einer Partei oder Weltanschauung sprechen, sondern nur in seinem eigenen. Ein Partei-Satiriker ist so etwas wie ein Hof-Satiriker.*

Wie empfindlich, wie empfindsam sind Satiriker selbst, also jene, die über andere und anderes spotten?

Laub: *Ich kann über mich selbst lachen. Und mir tut es nicht weh, wenn dies auch andere tun – sofern der Spaß berechtigt ist. Wenn jemand deshalb lacht, weil ich dick bin – na, soll er doch, das ist sein Problem....*

Der Aufstand der Dicken; Lübbe

Doris Lerche (Jg. 1945) stellte im Herbst 1996 ihren gerade bei Lübbe erschienenen Roman „Wo ist Romeo?" vor, als wir uns – wo genau in Frankfurt, weiß ich nicht mehr – zu einem lockeren Gespräch trafen. Auf dem Waschzettel des Verlags hatte ich u.a. gelesen: „Ein Buch über Angst vor Nähe und die rastlose Suche nach dem Glück". Und so lautete meine erste Frage auch „Haben Sie es inzwischen gefunden?". Oder: „Wie würden Sie denn für sich Glück definieren?".
Ich habe mir noch einmal den Tonband-Mitschnitt von damals angehört und die Abschrift genau gelesen. Ihre Antwort lautete: „Also ich denke, Glück ist etwas sehr individuelles, für jeden unterschiedlich. Daher rühren auch sehr viele Missverständnisse zwischen Menschen. Für mich ist Glück, so zu sein, wie ich bin". Ich frage sie noch, ob nicht „Ehe, Kinder und das Häuschen" mit dazu gehörten. Und sie entgegnete: „Das war nie meine Vorstellung, das war nie in meinem Kopf, Kinder zu haben, Häuschen mit Garten – das war eher eine Horrorvorstellung".
Doris Lerche, Mitgründerin der Frankfurter Romanfabrik, begann als Cartoonistin, 1980 kam dazu ihr erstes Buch heraus. Bekannt wurde sie mit dem Band „Du streichelst mich nie!". Und dann erzählt sie, dass sie „vom Zeichnen zum Schreiben von Kurzgeschichten gekommen ist,

und schließlich zu Romanen – weil ich das Gefühl hatte, im Zeichnen nicht mehr alles ausdrücken zu können, was ich sagen möchte."
Dann sprechen wir über ihren Arbeitsalltag: „Es entwickelt sich, und da ich gerne arbeite, arbeite ich sehr viel. Wenn ich mal einen Tag keine Lust habe oder es kommt Besuch, dann macht mir das überhaupt keine Probleme, mal einen Tag nicht zu arbeiten." Kurze Zeit später erzählt sie mir von ihrem Computer: „Ich liebe ihn überhaupt nicht, aber ich finde ihn sehr praktisch und benutze ihn allerdings nur soweit, wie es notwendig ist. Denn ich habe großen Respekt vor ihm, weil ich ihn nicht durchschaue und immer damit rechne, dass etwas unvorhergesehen Schlimmes passiert". Das z.B. ganze Textseiten im Nichts verschwinden.
Und wie ist der Mensch, die Frau Doris Lerche? „Ich bin den menschlichen Schwächen gegenüber sehr tolerant", sagt sie und fügt an: „Meinen eigenen wie auch fremden gegenüber".
Dann kommen wir zur Schlussfrage „Was war vor dem Romane schreiben und dem Cartoon-Leben?" Doris Lerche: „Ich war nach dem Abitur in England", erzählt sie, „in London, habe Englisch gelernt. Dann war ich in Paris, habe Französisch gelernt – und bin sehr viel in der Weltgeschichte herumgereist". Wenn ich zurückblicke – eine durchaus sympathische Begegnung.

21 Gründe, warum eine Frau mit einem Mann schläft; Fischer-TB

Waldtraut Lewin (Jg. 1937) zählte in der DDR mit über 70 Buchtiteln und mehr als 20 Hörspielen zu den Top-Autoren. Sie hatte, in Wernigerode (Harz) geboren, Germanistik, Latein und Theaterwissenschaften studiert, war zudem Dramaturgin und wurde 1988 mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet. Ihr erster Roman erschien unter dem Titel „Herr Lucius und sein schwarzer Schwan" 1973 im Verlag Neues Leben. Im Oktober 1994 war sie für ein Gespräch bereit:

Frau Lewin, wenn man mit Schriftstellern und Intellektuellen aus der ehemaligen DDR ins Gespräch kommt – sofern sie sich diesem nicht generell entziehen -, wird einem Wessi fast schon der Eindruck vermittelt, mit der Vereinigung seien die Ostdeutschen oder zumindest etliche von ihnen – nach Jahren im Paradies – nun im Vorhof der Hölle gelandet. Gehören Sie auch zur Gruppe jener, die aus dem Paradies vertrieben wurden?

Waldtraut Lewin: *Sagen wir mal so – ich bin zumindest in ein tiefes Loch gefallen. Das hing damit zusammen, dass es für jemanden auf dieser Insel DDR, der vom Publikum so geliebt wurde wie ich, überhaupt kein Problem war, vom Schreiben zu leben. Meine Bücher wurden als „Bückware" unterm Ladentisch gehandelt und in sehr hohen Auflagen verkauft. Doch auf einmal waren Sie – nach der Vereinigung – nicht mehr existent.*

Dennoch ist die Frage erlaubt: Wann tritt an die Stelle des kollektiven Jammerns und der gegenseitigen Schuldzuweisungen nun endlich der gemeinsame deutsch-deutsche Neubeginn?

Waldtraut Lewin: *Ich habe nie gejammert. Dazu sah ich auch keinen Grund. Vielleicht hängt das mit meinem gesunden Selbstbewusstsein zusammen und meinem Hoffen, dass ich nach dieser Durststrecke wohl irgendwo wieder anlanden werde. Generell denke ich, dass doch sehr konstruktive Versuche eines Neubeginns unternommen worden sind. Natürlich gehört dazu, dass man sich zunächst einmal all die Bitterkeiten um die Ohren gehauen hat. Die müssen erst einmal raus.*

Sie kennen den Kulturbetrieb der einstigen DDR aus nächster Nähe, waren u.a. erfolgreiche Buchautorin beim Verlag Neues Leben und beim Kinderbuchverlag, Mitglied im Präsidium des Schriftstellerverbands, Nationalpreisträgerin usw. Und Sie beginnen den bundesrepublikanischen Literaturbetrieb kennenzulernen. Was fasziniert Sie heute am gesamtdeutschen Buchmarkt? Welche neuen Chancen nutzen Sie?

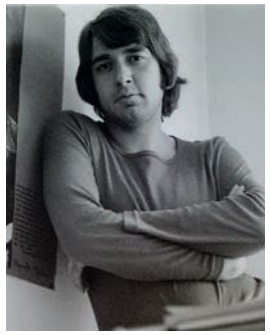
Waldtraut Lewin: *Dass ich z.B. – wie jetzt geschehen – einmal einen Krimi schreiben würde, das hätte ich sonst sicher nie gemacht. Für mich sind auch die vielen Medien eine Herausforderung, auch wenn ich offensichtlich nicht zum Serienschreiber tauge. Doch mich fasziniert, was viele abstößt: die Schnelligkeit, die Professionalität und die Vielfalt.*

Ein Kollege hat Sie einmal in einem Porträt beschrieben als eine äußerst positiv veranlagte Frau…

Waldtraut Lewin: *Das ist natürlich eine Mentalitätsfrage. Literatur war für manchen Kollegen in der DDR so etwas wie eine politische Ersatzhandlung. Eine wirkliche literarische Aufarbeitung dessen, was mit der Vereinigung passiert ist, wird noch eine Weile auf sich warten lassen. Um auf etwas draufschauen zu können, braucht man eine Distanz. Und diese fehlt noch. Wir wurden damals überrollt. Kein Mensch war in der Lage, mit dieser Lawine an Neuem fertigzuwerden...*

Kleiner Fisch frißt großen Fisch; Argument Verlag

Gert Loschütz (Jg. 1946) war quasi schon auf dem Sprung nach Rom, wo ihn ein Villa-Massimo-Stipendium erwartete, als ich ihn in Berlin aufsuchte. Im Spandauer Volksblatt berichtete ich am 2. Februar 1974 über diese Begegnung:
„Journalismus? Nein, das ist nicht mein Bier!", sagt er und stellt die Flasche wieder auf den Tisch, „ich mache Gedichte, wenn Sie so wollen, in traditionellem Sinn…irgendein Gedanke



hakt sich fest, man spinnt ihn aus, dann ist man schon mittendrin…". So leicht fiel dies Gert Loschütz nicht immer, dem literarischen Talent, das aus der DDR kam, seinen Wohnsitz nach West-Berlin verlegte und demnächst als Stipendiat in Rom leben wird. Kurz vor seinem mehrmonatigen Ausflug nach Italien trafen wir uns in der Friedrich-Franz-Straße, in einem Haus mit dem Schild „Entrümpelung, spez. Wohnungsauflösung, Nachlässe, Transporte" vorn neben dem Eingang.

In seinem spartanisch, dennoch wohnlich eingerichteten Arbeitszimmer erzählt Loschütz seinen Weg zur Literatur. „Mein Vater", sagt er, „war Personalleiter in einem Stahlwerk… wir gehörten also zum Großbürgertum der DDR… ich erlebte so mit zehn Jahren etwa das totale Behütetsein…". Das änderte sich, als Loschütz 1957 in die Bundesrepublik wechselte, „hier sackten wir ab". Und als dann noch die Mutter starb, war Gert vollkommen auf sich selbst gestellt. Er versuchte, sich zurechtzufinden in einer Gesellschaft, zu der er zunächst keinen Zugang zu finden schien: „Ich nahm Straßenjungenzüge an, klaute mit Vorliebe Bücher von Brecht". Auf diesem Wege entdeckte er sein Interesse an Literatur. Zuckmayer, Hemingway, Lorca – die Liste der Autoren, in die Loschütz sich „so richtig hindurchgelesen" hatte, wurde länger.

Mit 14 Jahren fing er an, selbst zu schreiben, „die ersten Gedichte waren bei Schiller abgeguckt". Es folgten „düstere, expressionistische Texte und viel Beschäftigung mit dem Tod". „aphorismen" hieß eine kleine Literaturzeitschrift, die Loschütz zusammen mit einem Freund herausgab. Während einer Lesung in Kassel lernte er dann den gleichaltrigen Paul-Gerhard Hübsch kennen, der damals neben Heike Doutiné und Rolv Heuer zu den jungen literarischen Entdeckungen gehörte. Die Freundschaft hatte Folgen.

Für Loschütz bedeutete dies: In seinen Texten traten die persönlichen Probleme (die keineswegs gelöst waren) in den Hintergrund. An ihre Stelle rückte das Politisch-literarische. Die Phase des Agitprop kündigte sich an, die 1968 ihren Höhepunkt finden sollte. Loschütz war dabei, „ich drängte nach links… und wollte eigentlich nur gute politische Gedichte machen, keine platte Agitation". Dies gelang ihm auch mit zwei Suhrkamp-Bänden – allerdings erst ein paar Jahre später. Zunächst jedoch lief es bei Loschütz so: „Zwei Wochen vorm Abitur war ich in Frankfurt zur Buchmesse und hatte zusammen mit Wohmann, Herburger und Karsunke eine Lesung. Da kam Elisabeth Borchers (Lektorin bei Luchterhand) und fragte mich, was ich denn mache. Abitur, sagte ich. Da lachte die Borchers. Ich solle doch nach Berlin kommen, sagte sie, sie wolle sofort einen Gedichtband von mir machen".

Gert Loschütz packte seinen Koffer und reiste nach Berlin. Doch aus dem Gedichtband wurde nichts. „Die", damit meinte er die damalige Berliner Außenstelle des Luchterhand-Verlags, „wollten mich zwar unterstützen, wussten aber nicht, was sie mit mir anfangen sollten." Und so begann er im sogenannten Grass-Archiv zu arbeiten, und erste Manuskripte landeten auf seinem Schreibtisch. Loschütz war über Nacht zum Hilfslektor geworden. 1967 begann er dann mit seinem Studium (Publizistik, Soziologie, Philosophie), bekam Kontakte und nahm „als Student an den politischen Auseinandersetzungen jener Zeit teil", demonstrierte, diskutierte, agitierte und schrieb „zwei Jahre so gut wie kein Gedicht mehr". Dafür erschien 1968 eine Grass-Dokumentation, „die mich arg in die Schusslinie gebracht hat". Als sich dann die politische Unsicherheit, „die einen überhaupt nicht zum Schreiben kommen lässt", gelegt hatte, klappte es dann doch mit seinem ersten Gedicht- und Prosaband „Gegenstände" – allerdings nicht bei Luchterhand. Loschütz stellte sich als sachlich-ironischer junger Autor vor, was in jener Zeit eher überraschte. Noch mehr überraschte er mit seiner Lebenserfahrung, die aus seinen Texten zu sprechen schien…

Ein schönes Paar; Schöffling

Angelika Mechtel (Jg. 1943) hatte u.a. den Roman „Friß Vogel" geschrieben, der im Verlag R.S. Schulz erschien und über den ich unter der Überschrift „Ein Schritt nach vorn" am 17. Dezember 1972 im Spandauer Volksblatt u.a. schrieb:

Sie hat lange Haare, macht sich recht gut auf Fotos, ist Mutter zweier Kinder, 29 Jahre alt, hat den Riecher für Themen, die in der Luft hängen, betätigt sich literarisch und gehört – da es der schreibenden jungen Damen hierzulande nicht allzu viele gibt – mit zur nachrückenden Generation: Angelika Mechtel, Kämpferin für mehr Demokratie und Emanzipation. Streiterin gegen Missstände bei der Versorgung alter Schriftsteller, Sprecherin für einen Teil der Jugend, Schriftstellerin zwischen Kochtopf und Agitprop.

Sie hat einen „Schlüsselroman" geschrieben, heißt es. Sie hat Tagebuchaufzeichnungen ihres verstorbenen Vaters zu einem Roman verarbeitet. Nun ja, wird man sagen, warum sollte sie das nicht. Doch an der Sache ist mehr: aus der einen Sicht ist das Vorliegende delikat, aus der anderen eher peinlich. Es sind gewissermaßen die posthumen Enthüllungen des in Aden ermordeten ARD-Korrespondenten Walter Mechtel, einem Ehrgeizling, einem, der dennoch von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Auf diese Weise – weil manche sich nun entlarvt, erkannt, beschuldigt (oder eben auch nicht) fühlten – kam Angelika Mechtel wieder ins Gespräch. Geredet wird über ihr „Enthüllungswerk" und darüber, wie nun manche reagieren würden, ja müssten. Der Publicityrummel war da, über den literarischen Wert des neuen Mechtel-Romans „Friß Vogel" war denn auch – wenn überhaupt – nur in Nebensätzen etwas zu lesen. Schade drum. Denn dieser Roman hat Angelika Mechtel ein gewaltiges Stück nach vorn gebracht. Sie setzt im Trivialen an, dreht ein paar Seiten durch die Klischeemühle – und entdeckt das Erzählen. Rasch verlässt sie ausgetretene Bahnen, entwickelt einen Blick für das Wesentliche, leuchtet den politischen und gesellschaftlichen Hintergrund im Leben des Journalisten Merz (so wird Walter Mechtel hier genannt) ab. Eine spannende Lektüre wird daraus. Kess, farbig, kritisch geschrieben.

Aber auch in einem Interview, das wir am 16. Juli 1983 in ihrer Münchner Wohnung in der Ohlmüllerstraße 6 führten, kam sie zu Wort:

Frau Mechtel, wollen Sie mit Ihren Büchern eigentlich immer noch „die Welt verändern", wie es einmal in der „Welt" zu lesen war?

Angelika Mechtel: *Natürlich hatte ich zu Anfang, als ich zu schreiben begann, durchaus noch so das Gefühl, auch mit Literatur Bäume ausreißen, gewissermaßen die Welt verändern zu können. Inzwischen bin ich etwas älter geworden, vielleicht auch etwas klüger, ganz sicher aber realistischer. Ich weiß mittlerweile, dass es nur in Ausnahmefällen möglich ist, mit einem Buch – ob das nun Belletristik oder Sachbuch ist – tatsächlich die Welt zu verändern. Man kann zu Veränderungen beitragen, davon bin ich allerdings heute noch immer überzeugt. Ich glaube nach wie vor an die Veränderbarkeit der Welt, meine jedoch, dass ich mit meinen Büchern diese Veränderung nicht herbeiführen, sondern nur einen Beitrag leisten kann.*

20 Jahre Schreiben, das ist nicht nur Erfahrung sammeln, sondern doch auch – bei Romanautoren – die Lust, die Möglichkeit, in andere Rollen zu schlüpfen. Zumindest auf dem Papier, quasi auf literarischen Wege, Versäumtes nachzuholen oder vielleicht Erlebtes noch einmal nachzuvollziehen.

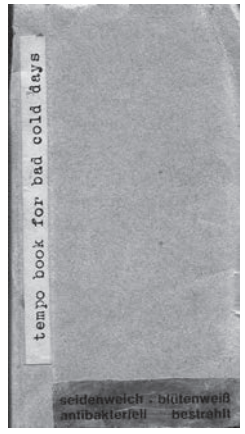
Angelika Mechtel: *Schreiben ist eine Freude, aber Schreiben ist kein Lebensersatz. Ich könnte nicht schreiben, wenn ich nicht leben würde, intensiv, mit der ganzen Vitalität, die meiner Persönlichkeitsstruktur entspricht. Schreiben ist für mich ein kreativer Prozess. Das Leben übrigens auch. Und ich würde mir wünschen, dass beim Leser ein ähnlich kreativer Prozess ausgelöst wird. In dem Augenblick, in dem der Leser das Buch zuklappt, hat er sein eigenes Leben zu leben. Denn Bücherlesen ersetzt nicht das eigene Erleben....*

Jeden Tag will ich leben: Ein Krebstagebuch; Fischer Taschenbuch.

Christoph Meckel (Jg. 1935) ließ mir handschriftlich diese Nachricht zukommen: „Lieber Herr Schmitt, da ich nur selten in Berlin bin, oft und immer wieder unterwegs, kann ich erst jetzt schreiben. Sollten Sie wiedermal herkommen, melden Sie sich doch, im Winter bin ich besser erreichbar…".
Dem vorausgegangen war mein Eilbrief vom 28. April 1982, in dem es u.a. hieß: „…vielleicht, möglicherweise überrascht Sie erstens mein Schreiben und zweitens auch noch diese Eile. Aber das hat seine Gründe. Denn erstens bin ich am 2. und 3. Mai in Berlin und habe auch in der Kulmbacher Straße Nr. 9 (vom Balkon aus müsste man Sie ja fast schon sehen können) zu tun. Zweitens habe ich jetzt in der Hanser-Programmvorschau Herbst 82 gesehen, dass dort im September „Anabasis. 88 Radierungen" erscheinen wird. Und drittens erarbeite ich für die Zeitschrift „Der Schweizer Buchhandel" die Serie „Der Autor und sein neues Buch" (die hernach auch noch in einigen bundesdeutschen Tageszeitungen erscheint, für die ich arbeite)… Ich hätte Sie gerne mit in dieser Serie, würde Sie gerne besuchen, mich mit Ihnen unterhalten über Ihre Arbeit, Ihren Alltag, Ihre Pläne, Ihre bisherigen Bücher und die, die noch kommen… Hätten Sie Lust, Zeit für ein solches Gespräch? Am Montag, 3. Mai, vielleicht ab 10 oder 11 Uhr?

Nie mehr später waren wir so nahe an einer Begegnung.

Im Land der Umbramauten; DVA



Peter Melzer (Jg. 1949) war ein äußerst kreativer, hoffnungsvoller, junger Autor, der ähnlich wie z.B. Rolv Heuer oder Rolf Nörtemann viel zu früh starb. Mein allererster Nachruf, den ich auf einen Weggefährten zu schreiben hatte, erschienen am 20. April 1972 in der Deutschen Volkszeitung. Dort war u.a. zu lesen:
Er schickte mir sein mit einem Herausgeber-Kollektiv gemachtes Literaturblättchen „subjectiv". Das war 1969. Ich fand es nicht sonderlich sensationell. Wir korrespondierten darüber, und schließlich meinte er, wir sollten uns doch einmal treffen. Das würde uns gewiss beide weiterbringen. Er kam, hatte kurze Haare und eine Brille über der Nase, war intelligent und randvoll mit Ideen, Plänen, Projekten. Wir plauderten lange und verstanden uns schnell. Zur Buchmesse 70 traf ich ihn wieder. Er hatte mittlerweile sich seinen Miniverlag „publikation aus" aufgebaut. Er verkaufte „produkte gegen bücher/unterbrochene handlungen die zur fortsetzung aufrufen". Und er bot NICHTS an, „ein buch, das es nicht gibt, für dessen erwerb jedoch eine quittung ausgestellt wird". Er verteilte Flugblätter, auf denen stand: „Peter Melzer – auch du brauchst ihn".
Er war bei der Mainzer Minipressen-Messe vertreten. Er machte Hörstücke – der Hessische Rundfunk, der Süddeutsche Rundfunk griffen zu. Er versuchte sich beim Medium Film (bei den XX. Internationalen Mannheimer Filmtagen war er mit dem Beitrag „i" vertreten). Er lieferte für das ZDF das kleine Fernsehspiel „Es gibt der Ranchen viele" ab (es wurde am 6. April 71 gesendet). Er schrieb Texte, Prosa. Er arbeitete als Berichterstatter, als Kommentator für Zeitungen und Zeitschriften. Er war lange Zeit Mitarbeiter der Deutschen Volkszeitung. Auf überregionaler Ebene bekam der Name Peter Melzer Klang und zunehmendes Gewicht. Es sah so aus, als sollte das Jahr 1972 für ihn der große Durchbruch, der erste breite Höhepunkt werden. Doch es wurde für

ihn zum Abschluss: Ende März verunglückte Peter Melzer, Student der neueren deutschen Philologie und Gesellschaftswissenschaften, mit seinem Wagen in der Frankfurter Innenstadt tödlich. Seinen Band in der Pforzheimer Harlekinpresse „Auf dem mondbeschienenen Hügel legte sie sich nieder und findet das unbekannte Glück in ihrer Mitte" – der in diesen Tagen ausgeliefert wird – durfte er noch signieren. Auf die Resonanz zu hoffen – dafür war es bereits zu spät.

Tempo book for bad cold days; publication aus

Susanne Mischke (Jg. 1960) hatte bereits vier Romane (u.a. „Mordskind" und „Die Eisheilige") veröffentlicht, als ich in der Piper-Herbstvorschau las, dass unter dem Titel „Mondscheinliebhaber. Eine erotische Kriminalkomödie" angezeigt wurde (mittlerweile hat sie fast drei Dutzend Bücher veröffentlicht und sich zudem als Herausgeberin einer Krimi-Reihe einen Namen gemacht). Gelegenheit also, das Gespräch mit der in Kempten und damals noch in der Nähe von Darmstadt lebenden Autorin zu suchen.

Frau Mischke, wie kamen Sie dazu, Krimis zu schreiben?

Susanne Mischke: *Das war eine kreative Schnapsidee. Ich habe immer mit dem Journalismus geliebäugelt, allerdings nie ganz „die Kurve gekriegt" und etwas völlig Unliterarisches studiert – Betriebswirtschaft, schließlich in der Computerbranche gearbeitet. Als mein Sohn zur Welt kam, war plötzlich Ende mit diesem Job und ich fiel in ein schwarzes Loch. Was jetzt, dachte ich, und kam auf die Idee, mit dem Schreiben anzufangen. Ich habe mich sehr naiv hingesetzt, geschrieben und dann versucht, den Stoff bei einem Verlag unterzubringen.*

Was alles an selbst Erlebtem fließt in so ein Buch ein?

Susanne Mischke: *Das ist ganz unterschiedlich. Der erste Roman hatte autobiografische Züge, und die Schauplätze dort sind original. Fast jeder, der mit dem Schreiben anfängt, tendiert erst einmal zur Autobiografie. Aber man sollte sich beizeiten davon entfernen und fragen: Ist mein Leben wirklich so interessant für die Leser? Ich bin dann rasch zum Erfinden der Geschichten übergegangen. Beim zweiten Roman war bereits alles völlig „erstunken und erlogen", von vorne bis hinten.*

Mit Jahrgang 1960 darf man Sie noch zu den jüngeren Autoren zählen…

Susanne Mischke: *...das ist das Schöne an dem Beruf. Als Model wäre ich sicher schon out...*

Zärtlich ist der Tod; Piper

Helga M. Novak (Jg. 1935) erlebte ich bei einer Lesung, die vom Darmstädter Bücherbund organisiert und von Georg Hensel moderiert wurde und über die ich Gesehenes und Gehörtes in einem Veranstaltungsbericht zusammentrug:
Name: Helga M. Novak. Jahrgang 1935. Geburtsort Berlin. War zu Hause in der DDR. Studium? Ja, Philosophie und Journalistik. Ihr Pulli ist grün. Heirat nach Island. Arbeiten in einer Radio-, einer Fischfabrik, einer Teppichweberei und als Buchhändlerin. Sie züngelt an einer Zigarette. Helga M. Novak liest in Darmstadt. In Frankfurt wohnt sie. Im Westend. Sie lebt unter Kleinbürgern, Studenten, Gastarbeitern. Sie schreibt sozialkritisch. Das Bier rechter Hand hat eine Blume. Die ist bald weg. Die Novak ist emanzipiert, von der Richtigkeit ihrer Thesen überzeugt. Es ist fast häuslich. Sie trägt ihre Texte vor. Es hat den Anschein, als seien sie das Resultat ergiebiger Diskussionen. Indem sie diese Prosa, diese Collage einer Sozialreportage liest, trennt sie den Hörer von der jeweiligen Ausgangssituation. Folge: Da sind plötzlich Sätze da, richtig, folgerichtig, wohlplatziert für die Novak, aber trocken, versachlicht, nur widerwillig zugänglich für den Hörer. Einer durchbrochen gewirkten Grundgeschichte werden Reminiszenzen unterlegt, Gesetzestext-Passagen, Ausführungs-Bestimmungen, bürokratische Definitionen, Absätze aus dem Alten Testament… Helga M. Novak trägt Stiefelchen. Im Westen der Stadt sei es am dreckigsten, im Osten jener Stadt am billigsten, erfährt man aus der Geschichte. Es ist zu erfahren, wer alles zu was auch immer etwas sagte in diesem Text. Auch die Novak hat damit etwas zu sagen. Die Blume ist weg. Das Bier steht ab. Rosige Blumen sind noch da. Ein neuer Zündelversuch. Baff! Da dreht eine den Gashahn auf, in der Geschichte.

Auszug aus meinen Beitrag „Schriftsteller, beobachtet", der abgedruckt ist in dem von Fritz Deppert und Wolfgang Weyrauch herausgegebenen Band „Von Darmstadt nach Darmstadt" (Verlag Baldur Bäcker, Darmstadt)

Solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte; Schöffling

---

Rolf Nörtemann (Jg. 1947) gehörte in den 60ern zu den hoffnungsvollen literarischen Talenten und war zudem der Herausgeber von „Endlich (was neues)", einer Zeitschrift für Literatur & Ähnliches, wie der Untertitel verriet. Verlagsort war Kassel-Lutterberg. Und das Besondere daran war die Verlagsanschrift: Ho-Chi-Minh-Pfad 27. Den gab es zwar offiziell

überhaupt nicht, aber die so adressierte Post kam dennoch bei ihm an. Offenbar dank eines von der Subkultur angetanen Postboten. Seine Briefe begannen gelegentlich mit „guter christian“, und nach einem Treffen schrieb er mir im Februar 1973 u.a.: „du nimmst mir doch hoffentlich die sticheleien um zettel´s traum und deinen job nicht krumm? Gottseidank. und überhaupt war es gut, dich mal wieder zu sehen: brieflich bekommt man fast nichts von der existenz anderer leuchten mit, und bei euch hab ich mich halt sau-au-wohl gefühlt. you understand me?...“

Tackalooaff Bumm beat-prosa & Siebdrucke & Gedichte;
Maro Verlag

Leonie Ossowski (Jg. 1925) hieß eigentlich Jolanthe von Brandenstein und stammte aus dem niederschlesischen Ober-Röhrsdorf. Ich traf sie 1982, bevor ihr Jugendroman „Wilhelm Meisters Abschied“ (bei Beltz & Gelberg) erschien.

Frau Ossowski, für die einen sind Sie das PEN-Mitglied, das sich mit Romanen wie z.B. „Weichselkirschen“ oder „Liebe ist kein Argument“ zu Wort gemeldet hat. Für die anderen sind Sie die Jugendbuchautorin, die mit „Die große Flatter“ wohl wesentlich mehr als nur einen Achtungserfolg in diesem Genre erzielt hat. Doch wo bitte hat Leonie Ossowski ihren Platz innerhalb der Literaturszene?

Leonie Ossowski: *Auf beiden Gebieten, weil ich da keinen großen Unterschied mache. Für mich ist es genau so eine ernsthafte Arbeit, Jugendliteratur wie Erwachsenenliteratur zu schreiben. Wenn ich an Jugendbüchern sitze, dann geht es mir nicht darum, zu unterhalten, abzulenken, sondern ich versuche, Jugendliche an bestimmte Themen heranzuführen, Dinge aufzugreifen, die ich für wichtig halte.*

Sie nehmen also so etwas wie eine Mittlerfunktion ein. Wie sind Sie überhaupt zum Schreiben gekommen?

Leonie Ossowski: *Das klingt eher lustig als ernsthaft. Ich war eine äußerst schlechte Schülerin, allerdings immer gut im Aufsatz. Mit 20 oder 21 Jahren habe ich angefangen, kleine Geschichten zu schreiben. Die habe ich an eine Agentur geschickt, mit dem Resultat, dass meine ersten literarischen Beiträge in Drogisten-, Metzger- und Friseurzeitschriften gedruckt wurden.*

Ihr erstes Buch erschien zwar schon 1958, aber als freie Schriftstellerin sind Sie erst sehr viel später in Erscheinung getreten.

Leonie Ossowski: *Sie meinen mit meinem ersten Buch wohl „Stern ohne Himmel“. Das war auch erst ein Filmprojekt. Danach habe ich zehn Jahre lang überhaupt nichts mehr geschrieben. Keine Drehbücher, keine Romane, keine Erzählungen. Ich war ganz und gar Mutter und Hausfrau.*

Ihre zahlreichen Aktivitäten erstrecken sich heute sowohl auf den Film-, Funk- und TV-Bereich wie auch auf den Buchmarkt. Für welches Medium arbeiten Sie denn am liebsten?

Leonie Ossowski: *Wenn ich einen Roman schreibe, an einem Manuskript sitze, hier an diesem kleinen, komischen Schreibtisch ganz alleine bin, dann sage ich mir: Ach wenn ich nur endlich mal wieder einen Film machen könnte, mit einem Team zusammen. Und bin ich dann an einem Film, dann jammere ich furchtbar – ach wenn ich doch bloß bald wieder für mich alleine am Schreibtisch sitzen würde. Das Buch ist in jedem Fall das ernsthaftere Medium...*

Weichselkirschen; Piper

Jörn Pfennig (Jg. 1944) war nicht nur Rundfunk- und TV-Moderator sowie Jazzmusiker, sondern zudem Autor von Gedichtbänden, mit denen er ungewöhnlich große Erfolge erzielen konnte (Verkaufsauflage über eine Million Exemplare). In Breslau geboren und in Burghausen daheim, wurde der studierte Theaterwissenschaftler rasch zu einer Art Lyrik-Geheimtipp. Seine Texte stellten, so warb sein Verlag, „ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die Verarmung der Gefühlswelt und die zunehmende Brutalisierung der menschlichen Beziehungen dar“. Mehr noch: in seinen Gedichten gehe es auch „um den Krieg in Bosnien und den Fremdenhaß in Deutschland“. Für mich Anlaß, mit einem solch engagierten Autor ein Interview zu führen, das u.a. am 16. April 1994 in der Passauer Neuen Presse veröffentlicht wurde:

Herr Pfennig, ursprünglich hatten Sie als Berufsziel „Diplomat“, glaubt man „Killys Literatur-Lexikon“. Geworden sind Sie indes „Gebrauchs-Lyriker“. Was ist so faszinierend am Dichten?

Pfennig: *Das Kurze-Würze-Prinzip, das Verdichten eben. Was man mit Sprache auf engem Raum alles anfangen kann, das ist schon faszinierend. Die Bezeichnung „Gebrauchs-Lyriker“ halte ich übrigens für eher unglücklich, weil mißverständlich. Aber wenn damit gemeint ist, dass ich gerne Lyrik zum Anfassen schreibe, lass ich sie durchgehen.*

Die Bandbreite erfolgreichen lyrischen Schaffens reicht heute u.a. von Ulla Hahn bis Kristiane Allert-Wybranitz mit ihren „Verschenktexten". Wo würden Sie sich in diesem Spektrum einordnen?

Pfennig: *Wenn überhaupt, dann in der Mitte. Sagen wir mal da, wo die lichten Höhen der Sprache noch mit einer deutlichen Erdung versehen sind, wo Form und Inhalt gleichermaßen Bedeutung haben. Bei der Thematik wird es noch schwieriger mit der Einordnung. Ich habe zwar auch gerne und viel über das unerschöpfliche Phänomen Liebe geschrieben, aber ein wesentlicher Bestandteil meiner lyrischen „Produktion" sind eben auch politische Gedichte bzw. Gedichte zu allen möglichen anderen Themen. Ich bin ja – ohne das nun auf die beiden genannten Kolleginnen zu beziehen – kein weltabgewandter Poet....*

Grundlos zärtlich; Schneekluth

Ulrich Plenzdorf (Jg. 1934) war so etwas wie eine „feste Größe" sowohl im Buch- als auch im Filmgeschäft der DDR. Bekannt wurde er auch in der Bundesrepublik mit seiner Erzählung „Die neuen Leiden des jungen W." (die in 30 Sprachen übersetzt wurde) wie (zunächst) dem Drehbuch zu dem Kinofilm „Die Legende von Paul und Paula". Am Rande der Frankfurter Buchmesse trafen wir uns. Das Interview erschien im Oktober/November 1979 u.a. in der Saarbrücker Zeitung, der Zürcher Weltwoche, der Braunschweiger Zeitung und der Badischen Zeitung.

Herr Plenzdorf, Bücher in einem DDR-Verlag zu veröffentlichen und Bücher in einem BRD-Verlag zu haben – wo und was sind da die grundlegenden Unterschiede?

Plenzdorf: *Ich bin von Haus aus eigentlich ein Film-Mensch und auch nach wie vor beim Film beschäftigt. Seit ich mit Prosa befasst bin, überrascht es mich immer wieder, wie groß das Interesse der Verlage gegenüber unsereinem ist, welcher Art die persönlichen Aufmerksamkeiten sind. Was mir hier in der BRD auffällt: bei den ja oft anliegenden Empfängen muss man damit rechnen, dass doch ein Großteil des Interesses den persönlichen Details des Autors gilt. Das ist bei uns im Lande anders.*

Suhrkamp, Ihr westdeutscher Verlag, schickt Sie in den nächsten Wochen mit Ihrem neuen Buch „Legende vom Glück ohne Ende" auf Lesereise durch die Bundesrepublik. Wie läuft denn die Präsentation literarischer Bücher im Allgemeinen in der DDR ab? Gibt es da auch Pressekonferenzen, Empfänge, Diskussionsabende mit den Autoren?

Plenzdorf: *All das läuft zu Hause völlig anders ab. Oder besser gesagt: all das gibt es im Grunde und in der Regel nicht. Die einzelnen Verlage betreuen ihre Autoren zwar unterschiedlich, aber ich selber habe noch keine, in dem Sinne organisierte Lesereise in der DDR unternommen. Bis auf die, die von mir selber zusammengestellt worden sind.*

Welchen Einfluss haben in der DDR die Buchrezensenten, die Kritiker also? Können die einem Buch zum Erfolg verhelfen oder gar den Erfolg eines Buches vereiteln – wie wir es hierzulande bisweilen registrieren?

Plenzdorf: *In der DDR ist auch diese Szene grundsätzlich anders. Die Reaktionen auf frisch erschienene Bücher kommen von den Rezensenten meistens sehr, sehr spät. Oft so spät, dass die Bücher schon längst verkauft sind....*

Die Legende von Paul & Paula. Filmerzählung; Suhrkamp

Wolfgang Promies (Jg. 1935) zog – nach mehrmaligem Klingeln – die Jalousien hoch, öffnete das Fenster und blickte ungläubig auf den Gast, der um Einlass bat. Als er mich ernsthaft fragte, ob wir uns tatsächlich für heute verabredet hätten, passte er genau ins Klischee vom vergesslichen Professor, der an der TH Darmstadt einen Lehrstuhl für Germanistik innehatte. Zunächst ging es nur um ein Interview, das ich mit dem ehemaligen Luchterhand-Lektor führen wollte. Dann bot er mir an, an seinem Institut ein Proseminar zu halten, in dem es um das Thema „Zwischen Gutenberg und dem Daten-Highway" gehen sollte. Eine völlig neue Herausforderung für mich, Studenten etwas von meiner Sicht der Dinge beizubringen. Kein akademisches Roundabout, sondern der journalistische Versuch, sich schlau zu machen. Also so, wie ich dies all die Jahre handhabte: Experten einbinden in die Arbeit, sie zu Wort kommen lassen. Und so entstand wohl etwas Ungewöhnliches: Studenten erlebten in diesem Proseminar nicht die Theorie, sondern die Praxis. Ich konnte für dieses Projekt u.a. die Autorin Gabriele Wohmann, den Buchhändler Hans-Dietrich zur Megede, einen Vertreter aus dem Hoppenstedt Verlag etc. gewinnen. Und ich fungierte nach einer entsprechenden Einführung jeweils als Moderator.
Dann gab es noch einen ganz besonderen Anlass für mich, ihn aufzusuchen: Promies hatte mit 62 Jahren sein Debüt als Romanautor. Es ging um ein Buch, aus dessen Manuskript er bereits 1966 auf der legendären Tagung der Gruppe 47 in Princeton hatte vortragen dürfen („ich fand es unangenehm, dass ich zwar vorlesen durfte, dann aber den Mund halten und zuhören musste, wie mein Text verrissen wurde"; Trost sei gewesen, dass Hans Mayer sagte, „das wäre die beste Germanistenprosa, die er seit langem gehört habe"). Erst 30 Jahre später wurde das Buch fertiggestellt und unter dem Titel „BrandEnde. Borbes Bericht vom Abbruch aller Beziehungen" bei Steidl verlegt.

In einem Zeitungsartikel, der u.a. am 4. Juli 1992 in der Ostthüringer Zeitung erschien, schrieb ich: Der Roman sei ein „im doppelten Sinne historischer Roman", verkündet der Verlag, er führe uns „mitten in die siebziger Jahre, in die Zeit, als das kollegiale Du in der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft noch selbstverständlich" gewesen sei und berichte zugleich „über den verzweifelten Rückzug eines Mannes aus der Wirklichkeit". Das klingt alles irgendwie nach Schlüsselroman, so als bilde da einer ein Stück bundesrepublikanische Vergangenheit, besser: Wirklichkeit ab. Zumal, wenn man weiß, dass Promies bei vielen literarischen und (damit auch) gesellschaftspolitischen Entwicklungen hautnah mit dabei war. Bevor ich mich damals bei Promies, der zudem viele Jahre Präsident der Lichtenberg-Gesellschaft mit Sitz in Ober-Ramstadt war und in Trautheim wohnte, verabschiedete, vertraute er mir noch an: Für eine Fortsetzung des „Borbe"-Romans habe er „schon eine ganze Menge Material" gesammelt, und auch ein Krimi liege in der Schublade. Der fast schon programmatische Titel laute: „Der Reihe nach"…

BrandEnde. Borbes Bericht vom Abbruch aller Beziehungen; Steidl

---

Carl-Ludwig Reichert (Jg. 1946) gehörte mit zu meinen Begegnungen der Anfangsjahre. Also jener Zeit, in der ich mir mit dem Subkultur-Blättchen „Es darf" Stück für Stück und ein wenig die literarische Welt zu erschließen versuchte. Reichert, der in München als Germanistik-Student lebte und den ich bei einer Tagung in St. Augustin kennenlernte, war damals ein junger Autor (später kamen sein Engagement als Musiker, Radiomoderator und Übersetzer noch hinzu). Er, Matthias Borgmann (Berlin) und Hanns T. Peschkes waren von Anfang mit dabei, als „Es darf" startete.

ein walroß macht noch keinen spätherbst; willing verlag

Gerd Scherm (Jg. 1950) hatte vom 15. bis 17. Juni 1973 unter dem Motto „Junge deutsche Literatur in Selb" eingeladen, dem Sitz der Firma Rosenthal, wo er als Texter im Marketingteam von Eugen Gomringer für Autorenkontakte zuständig war. Es war eine illustre Runde junger Autoren, die sich dort einfand und zu der u.a. Ludwig Fels, Katrine von Hutten, Fitzgerald Kusz, Benno Käsmayr und Günter Guben gehörten. Ich war auch dabei und konnte unter der Überschrift „Literatur-Humus" darüber u.a. in der Westdeutschen Allgemeinen sowie im Darmstädter Echo berichten. Im selben Jahr erschien zudem

Scherms Anthologie „Militante Literatur" (im Gauke Verlag). Auch dort versammelte sich eine Vielzahl derer, die damals zur nachrückenden Schriftsteller-Generation zählten. Ein paar Namen? Manfred Bosch, Manfred Ach, Gerd Siegmund, Jürgen Peter Stössel, Harald Gröhler, Frank Göhre etc. In meiner im Spandauer Volksblatt am 9. Januar 1974 veröffentlichten Buchkritik stand u.a. zu lesen: „Bei der `Militanten Literatur´ hat sich Herausgeber Scherm auf eine nicht sehr einfache Sache eingelassen. Er hat versucht, Texte zusammenzutragen, die zwischen den Phasen ‚Agitprop' und der direkten politischen Aktion entstanden. Ein Zeitdokument ist daraus geworden….".
Mitte 2020 schickte er mir in alter Verbundenheit eine Mail, in der es u.a. hieß: Lieber Christian, derzeit arbeite ich an meiner „Bibliographie: Einmal Leben und zurück" für die Bayerischen Staatsbibliotheken… (auf unserem Foto ist Scherm der 3. von links).

Der Templer und die Katharer. Roman; Salier Verlag

Silke Scheuermann (Jg. 1973) sagte spontan zu. Ja, bei der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" wolle sie mit dabei sein. Im Auftrag der Groß-Gerauer Volksbank hatte ich die Möglichkeit, Autoren aus dem deutschsprachigen Raum (zu denen ich eine besondere Beziehung hatte) in den Ort einzuladen, in dem eigentlich alles begann, in dem meine ersten Schreib-Versuche stattfanden, in dem ich als Unterprimaner für die Lokalzeitung erste Berichte über Kaninchenzüchter und Flötenkonzerte lieferte und wo mit dem Subkultur-Blättchen „Es darf" die Keimzelle meiner späteren literarischen Aktivitäten gelegt wurde. Neben Silke Scheuermann konnte ich vor 80 bis 130 Zuhörern „alte Bekannte" begrüßen wie u.a. Ludwig Fels, Guntram Vesper, Gert Heidenreich, Barbara Maria Kloos, aber auch Wolf Wondratschek, Volker Braun und Ulla Hahn.

skizze vom gras; schöffling

Heinrich Schirmbeck (Jg. 1915) zählte zu den eher privilegierten ortsansässigen Schriftstellern, die auf Darmstadts Rosenhöhe wohnen durften. Auch wenn er in der Stadt, in der die Künste (einst) lebten, nicht die Aufmerksamkeit fand, die er eigentlich verdient hätte. Für das Darmstädter Echo habe ich ihn für die Serie „Aus der Literaturwerkstatt" besucht und Nachfolgendes über mein Gespräch mit ihm festgehalten:
Grenzen überspringt er, Festlegungen entzieht er sich, Fragensteller lässt er erstaunt bis irritiert zurück. Wen wundert´s? Walter Jens hat über ihn einmal gesagt, er sei „ein Schriftsteller, der

auf seinem Feld im deutschen Sprachraum heute keinen Konkurrenten“ habe. Und für Robert Jungk steht gar fest, dass dieser „genialische Einzelgänger wie James Joyce und Franz Kafka zu den wegweisenden literarischen Neuerern“ gehöre. Mehr noch: Er sei „bis heute der einzige deutsche Schriftsteller geblieben, der versucht hat, die Veränderung der Welt und der Menschen durch die wissenschaftlich-technische Veränderung der letzten Jahrzehnte in seinen Erzählungen und Romanen zu erfassen“.

Von Heinrich Schirmbeck ist die Rede, in Recklinghausen geboren, doch seit 1967 in Darmstadt lebend. Ein Autor, der es sich, seinen Lesern und denen, die ihn durchaus bewundernd beschreiben, die Zugang zu ihm finden wollen, nie leicht gemacht hat. Ein Schriftsteller, der trotz seiner Meistererzählungen „Die Pirouette des Elektrons“, trotz des „Jungen Leutnant Nikolai“, trotz „Ärgert dich dein rechtes Auge“ u.a. Bücher nie als Belletrist ins Bewusstsein breiter(er) Leserschichten gedrungen ist. Denn Heinrich Schirmbeck ist zumindest mehr als 50 Prozent nicht (nur) Erzähler, sondern Theoretiker, ein Vordenker im althergebrachten Sinne. Ein Phänomen überdies für all jene, die sich auf einlassen.

„Haben Sie Zeit?“, fragt er mich bei der Begrüßung. Denn die sei notwendig, wenn er mir auch nur halbwegs andeuten wolle, woran er derzeit alles arbeite: „Es sind etwa 100 Projekte!“ Den eher Ungläubigen bis Vorsichtigen unter den Lesern sei versichert (und auch davon konnte ich mich überzeugen): Es sind eher noch ein paar mehr! Projekte, aus denen nicht unbedingt (mehr) Bücher werden (müssen), die man aber kennen sollte, wenn man auch nur einigermaßen ernsthaft zu einer Beurteilung des Autors, des Zeitgenossen Heinrich Schirmbeck ansetzt.

Wer ist er? Wie ist sein Werk zu beschreiben? Ist er der Ur-Ökologe, der schon in den 50er Jahren das zu Papier gebracht hat an Bedrohungen, was die Grünen heute als ihre Pfründe akquiriert haben? Ist er der Friedens-Philosoph, der schon vor Jahren an einem „Friedensvertrag für Deutschland“ mitgearbeitet hat und im „Arbeitskreis atomwaffenfreies Europa“ mitwirkt? Ist er der klassische Rundfunk-Mann, der bald 400 Radio-Essays geliefert hat? „Ich passe in keine Schublade, das ist mein Problem“, sagt er. Und wer will ihm da widersprechen? Der gelernte Buchhändler („ich bin ein unstudierter Mann, ein Laie“) mischt sich ein, überall dort, wo ihm Freiheiten bedroht erscheinen. Nicht leicht, ihn festzulegen auf Projekte, aus denen einmal Bücher werden könnten, müssten….

Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey; Hilbinger Verlag

---

Arno Schmidt (Jg. 1914) bin ich persönlich zwar nie begegnet. Doch zumindest wohnte ich einmal zwei Häuser neben Schmidts einstiger Bleibe in Darmstadts Inselstraße. Bert Hensel nahm dies zum Anlass, in seiner Echo-Kolumne „Wer? Wann? Was?“ unter der Überschrift „Literatur: Schmitt stemmt 8,6 Kilo Schmidt“ u.a. folgendes zu schreiben: „W. Christian Schmitt (57) machte mit und stemmte gestern für den Fotografen 8,6 Kilo Arno Schmidt, genauer: das Mammut-Werk ´Zettels Traum´ in der raren, sündhaft teuren Erstausgabe aus dem Jahr 1970.

Tatort: Inselstraße 42 in Darmstadt. Hier lebte und schrieb der Literat Arno Schmidt von 1955 bis 1958, obwohl er über Darmstadt, das ihn förderte, in eigentümlicher Schreibweise wüst wetterte… Tathintergrund: Schmidts Namensklang-Vetter W. Christian Schmitt, schreibender Literaturbeobachter, zog mit seiner Redaktionsstube jetzt in die Nachbarschaft: Inselstraße 36. Da lag es nahe, zwei Männer der Lettern auf einem symbolischen Bild einander anzuvermählen…“. Das war allerdings nicht der einzige Berührungspunkt mit Arno Schmidt. In der gemeinsam mit Peter Engel verfassten Dokumentation „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 – 1973“ bauten wir im Vorwort die Passage ein: „Wie alternativ ist eigentlich Arno Schmidt? Peter Engel im Raubdruck von „Zettels Traum“ blätternd zu W. Christian Schmitt“, Bargfeld, am 21. Oktober 1973…“. Tatsache ist aber auch, dass wir zwar vorhatten nach Bargfeld zu reisen, dort aber nie angekommen sind.

Aus dem Leben eines Fauns; Rowohlt

Godehard Schramm (Jg. 1943) wollte „ein politischer Schriftsteller werden“, war in einem meiner Beiträge für die HAZ zu lesen, „doch dazu reichte es nicht…“. Dies gestand er offen ein bei meinem Besuch in seiner Nürnberger Klause, wo ich ihn für die Serie „Junge Autoren, Talente, Entdeckungen“ interviewte. Der Artikel dazu erschien am 25. Oktober 1973 unter der Überschrift „Flucht in die Isolation“. Ich schrieb damals u.a.:

Zwei Tage und zwei Nächte rollte der D-Zug durchs weite Land. Ab und an ließ sich ein Schaffner blicken. In einer Ecke des Waggons schmurgelte ein Tee-Ofen. Im Gepäck hatte Godehard Schramm – einer der Reisenden – u.a. Winterstiefel, Waschmittel und einen Büchsenöffner. Die Metropole des Kommunismus, Moskau, war für ihn Endstation. Jewtuschenkows wegen, einer Arbeit über sowjetische Gegenwartsliteratur, war er hierhergekommen – Schramm, ein junger Autor aus Nürnberg. Für drei Monate hatte die Deutsche Forschungsgemeinschaft ihm ein Stipendium gewährt. Schramm, damals noch Student der Slawistik, war aufgebrochen, ein anderes Sowjetrussland zu entdecken. Man schrieb den Herbst 1971. Anfang 1973 druckte dann die Zeitschrift „Kürbiskern“ unter dem Titel „Drei Moskauer Monate“ Schramms Reiseerinnerungen. Sie sollte man gelesen haben, ehe man sich – so oder so – in Sachen Godehard Schramm äußert. Tatsache scheint, diese drei Monate Moskau haben Schramm und seine Art zu schreiben beeinflusst, verändert. Sie haben ihn aber nicht dem Ziel nähergebracht, sein Studium

mit der Promotion über Jewtuschenkow abzuschließen. Sie haben Schramm vielmehr in eine merkwürdige literarische Isolation fliehen lassen. Sein Moskauer Tagebuch, mit sprachlichem Kleinholz, Formulierungsschwierigkeiten und Verquastem reichlich ausgestattet, zeichnet diese Flucht bereits vor… Noch will Schramm dies nicht wahrhaben. Noch will er nicht glauben, dass er in eine literarische Sackgasse eingefahren ist. In seiner Nürnberger Wohnung trägt er Gelassenheit vor; das fällt ihm allerdings nicht leicht….

Jetzt, da ich in diesen Erinnerungen blättere, und mich im Internet schlau zu machen versuche, was aus dem einstigen Gesprächspartner geworden ist, lese ich, dass es mit der Promotion über Jewtuschenkow doch (noch) geklappt hat. Ich stoße allerdings auch auf einen erheblichen Pressewirbel, den er 2016 mit seinem Porträt „WeitLandWeit – GroßstadtlosGroß" verursachte, das ihm den „Rassismus-Vorwurf" einbrachte.

Nürnberger Bilderbuch; Nürnberger Presse

Ursula Sigismund (Jg. 1912) war in Danzig geboren, kam über Hamburg nach Darmstadt, wo sie viele Jahre wohnte, aber Zeit ihres Lebens mit Weimar verbunden blieb. Und das aus einem ganz besonderen Grund, der mit Friedrich Nietzsche zu tun hatte. Denn der war der Vetter ihres Vaters. Dieser, so erzählte sie mir (und zeigte mir dabei eine Art Stammbaum), habe allerdings „seinen Vetter Nietzsche kaum gekannt, dafür aber umso besser Elisabeth, dessen Schwester".

Ursula, wie ich zu ihr sagen durfte, nachdem wir festgestellt hatten, dass wir am selben Tag Geburtstag feiern konnten, antwortete auf die Frage nach ihrem Beruf einzig: „Hausfrau". Was natürlich stark untertrieben war. Als sie mir ein Schreiben des stern-Verlegers Dr. Gerd Bucerius vom 10. Oktober 1963 zeigte, das den Anlagevermerk trug „Barscheck über DM 20.000", fragte ich natürlich neugierig nach – und sie erzählte mir folgende Geschichte. Sie hatte bei dem von Henri Nannen ausgelobten 1. Wettbewerb zum „Deutschen Erzählerpreis" unter 2.003 Einsendern tatsächlich den 2. Preis gewonnen (der 1. Preis wurde nicht vergeben). In der damaligen Jury saßen u.a. Benno v. Wiese, Erich Kästner, Ludwig Marcuse, Joachim Kaiser – und Marcel Reich-Ranicki. Letztgenannter war von dem eingereichten Sigismund-Manuskript, das den Titel „Bedrängte Zeit vergeh" trug, äußerst angetan und stellte fest: „Das ist ein Roman, in dem eine richtige Frau Frauengedanken und Frauenempfindungen ausdrückt. Wunderbare Liebesszenen. Ein Kulturdokument". Und auch Heinz-Winfried Sabais, damals Kulturreferent in Darmstadt, gab dem Text „sprachlich eine glatte Eins". Für Benno v. Wiese war es „der hübscheste Gartenlaube-Roman, den ich kenne, und ich habe ihn in einer Nacht durchgelesen".

Dennoch erschien der Roman erst 25 Jahre später. Dafür lieferte Ursula in der Zwischenphase Romane wie z.B. „Immer gradeaus, Madame", „Gepäckaufbewahrung", „Suzanne Valadon. Modell und Malerin" und natürlich „Zarathustras Sippschaft".
In einem Interview mit ihr, das am 8. Juni 1994 auch in der Passauer Neuen Presse erschien, fragte ich sie u.a.:

Frau Sigismund, in Ihrem autobiographischen Roman „Zarathustras Sippschaft", der einst bei Ehrenwirth erschien und für Furore sorgte (und inzwischen im Kranichsteiner Literaturverlag wieder zu haben ist) warteten Sie mit „pikanten Enthüllungen aus Friedrich Nietzsches Familie" auf. Wie stark war eigentlich der Einfluss, den die Überfigur Nietzsche auf Ihr Leben genommen hat?

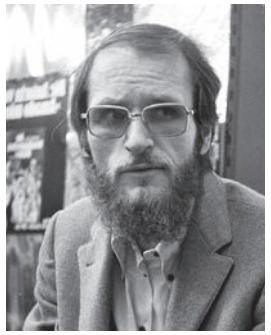
Ursula Sigismund: ***Nicht besonders groß, zumindest in meiner Jugend. Der Untertitel „pikante Enthüllungen" war übrigens eine (Werbe-)Idee meines Verlegers. Nicht von mir. Denn „pikante Enthüllungen" klingt in meinen Ohren einfach nach Kitsch. Und kitschig ist mein Buch ganz gewiss nicht, sondern ziemlich ironisch. Der Einfluss Nietzsches auf meinen Vater war indes immens. Er hat sein ganzes Leben mit, für Nietzsche und sein Erbe gelebt…***

In der Odenwaldgemeinde Reichelsheim, wo ich zwischenzeitlich mein Domizil hatte, feierten wir 1992 gemeinsam ihren 80. Geburtstag. Und zur Erinnerung hinterließ sie mir zudem das Gedicht „Morgenzeitung":

Einst sagte einer
nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben.
Längst schreiben wir wieder welche,
andere.
Aber was sind das für Zeiten,
da ich beim Frühstück
eine Notiz auf Seite 11
„Bauer klaut Hubschrauber"
als vergleichsweise freudige Nachricht empfinde.

Erstmals begegnet bin ich dieser Autorin im Darmstädter Garuda-Club, wo sie zu einer Lesung eingeladen war, über die ich im Darmstädter Echo unter der Überschrift „Geradeaus in Richtung Bestseller?" schreiben durfte.

Immer geradeaus, Madame! Herder Verlag



Jürgen-Peter Stössel (Jg. 1939) habe ich möglicherweise Unrecht getan, als ich am 5. Januar 1974 in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung an seinem Buch „Psychopharmaka – die verordnete Anpassung" kein gutes Haar ließ und dazu schrieb: „Ein brandaktuelles Thema wird auf einer für die Betroffenen unzugänglichen sprachlichen Ebene verschenkt. Der Literat Stössel nutzt nicht seine sprachlichen Möglichkeiten, er doziert über die Köpfe zu vieler hinweg. Was wie ein Gesellschaftskrimi beginnt, mündet in einen langatmigen Fachvortrag".
Unserer Brieffreundschaft tat dies allerdings keinen Abbruch. Erstmals im Juni 1968 hatte sich Dr. Stössel bei mir gemeldet und geschrieben: „Am schönen Tag der deutschen Einheit kam mir Ihre Adresse in die Finger. Was ich über diesen Tag denke, können Sie beiliegendem Text entnehmen. Was ich mir dabei gedacht habe, Ihnen zu schreiben, weiß ich selbst nicht genau…". Das letzte Lebenszeichen kam am 9. September 1977 aus München, dem ich entnehmen konnte: „…Überhaupt lasse ich mir inzwischen viel mehr Zeit, trotz des immer hektischer werdenden Kulturbetriebs. Als vielbeschäftigter Wissenschaftsjournalist kann ich mir diese Distanz zum Glück leisten, auch wenn ich es früher oft bedauert habe, weil wenig Zeit bleibt für Gedichte und Erzählungen und Romane etc….".

Todesursachen sind Wirkungen des Lebens; Junge Presse Dortmund

Maria Elisabeth Straub (Jg. 1943) war seit 1970 freie Schriftstellerin und hatte 1977 sogar am ersten Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt teilgenommen. Aber all das hatte ich nicht im Kopf, als ich 1982 das Erscheinen eines neuen Romans zum Anlass nahm, sie zu besuchen. Weit draußen vor den Toren Hamburgs, dort (raus aus der S-Bahn, Endstation Poppenbüttel), wo ein paar nahegelegene Moorparzellen fast schon zu riechen sind, in einem geklinkerten Backstein-Reihenhaus, mittendrin im Carsten-Meyn-Weg, ist sie zuhause. Dort wohnt sie, dort lebt sie, dort hat sie sich eingerichtet in ihrer Welt. Etwas verspielt, verträumt die Atmosphäre. Schnörkel, Rüschen hier, weiße Leinenvorhänge dort, Spitzentischdecke fein, Kronleuchter glitzernd, anheimelnde Kaminecke, Muscheln, Zinnfiguren, Gläser, Tauben, Tiere, Blumen, Erinnerungen aus Porzellan. Ein türhoher Spiegel aus irgendeinem Antiquariat, eine zartblaue, gepolsterte Sitzecke aus Italien, kleine Pretiosen reihum. Eine Wohnung, eine Heimstatt, zwar voller sogenannter toter Gegenstände, aber unverkennbar arrangiert zu einer Umgebung, einer Landschaft, in der es sich wohl leben, arbeiten und – wenn es das noch gibt – auch ein wenig zufrieden sein lässt.

Ihr Händedruck ist weich, ihre Augen sind hellwach, ihre Haare ungebändigt. Ihre erste Frage klar, direkt und ohne Umschweife: „Wie kommen Sie gerade auf mich?". „Ich wollte wissen", sage ich noch im Mantel und noch in der Diele, „ob Sie tatsächlich so sind, wie man es sich beim Lesen Ihrer bisherigen Sachen (nach dem Roman „Wer weiß, was im Oktober ist" erscheint jetzt bei Marion von Schröder „Schenk dem Mond ein Kleid") vorzustellen beginnt". Maria Elisabeth Straub, in Pinneberg geboren, Mutter zweier Kinder („die stehen bei mir an erster Stelle"), ehemals Zeitschriften-Redakteurin, Hausfrau, Verfasserin der auflagenträchtigen Rezeptesammlung „Grönen Aal und rode Grütt", aber auch Romanautorin, die in ihren Büchern Optimismus, Lebensbejahung ausstrahlt. Sie wirkt fast schon wie eine Ausnahmeerscheinung in dieser unserer Zeit.

Und dann frage ich sie:

Frau Straub, Sie waren früher Journalistin, haben gelernt mit Sprache umzugehen, wissen gleichermaßen um die Wichtigkeit einer gründlichen Recherche wie um die Bedeutung manchmal eines einzigen Wortes. Wie hilfreich ist das alles beim Schreiben von Büchern, speziell von Romanen?

Maria Elisabeth Straub: *Jede Vorbildung in dieser Richtung ist natürlich hilfreich. Doch ich glaube nicht, dass man sich darauf ausruhen kann. Ich lerne doch bei allem, was ich tue, ob ich nun vorher journalistisch tätig war oder nicht. Um es ganz klar zu sagen: Ich habe zwar ein bisschen notwendiges Handwerkszeug zur Verfügung – aber das, was ich an Wichtigem fürs Bücherschreiben gelernt habe, das habe ich während des Bücherschreibens gelernt und nicht vorher. Und außerdem: Beim Bücherschreiben fängt man doch jedes Mal wieder ganz von vorne an. Das ist das Schrecklich-Schöne.*

Natürlich konnte ich damals noch nicht ahnen, was sie noch alles lernen würde. Zum Beispiel Drehbücher schreiben. Auf Wikipedia lese ich, dass sie davon allein für die „Lindenstraße" ca. 250 geschrieben hat.

Das Geschenk; Diogenes

Karin Struck (Jg. 1947) hatte es offensichtlich sehr, sehr eilig, als sie an mir vorbeizurauschen versuchte. Hatten wir nicht einen Interview-Termin? Genau hier und heute in Frankfurts Lindenstraße Nr. 29-35, dem langjährigen Suhrkamp-Domizil? Ja, meinte sie, aber sie müsse jetzt ganz rasch zu einer Preisverleihung nach Düsseldorf. Aha, sagte ich, „kein Problem, dann unterhalten wir uns doch auf dem Weg dahin". Sie schaute mich etwas irritiert an, doch dann folgten die Stationen Taxi, Bahnhof, Zugabteil. Und schon waren wir mitten im

Gespräch, einem etwas hektischen allerdings. Das Ergebnis war eine Reportage mit der Überschrift „Standpunkt, was ist das überhaupt?“, die u.a. am 23. Januar 1974 in der Zürcher Weltwoche veröffentlicht wurde und in der u.a. zu lesen war:
Das wollte ich gar nicht, alles hatte so unkompliziert angefangen. Und zwar so: Ich hatte gelesen, eine junge Autorin habe mit ihrem Erstlingsroman „Klassenliebe“ Aufsehen erregt. Rezensionen erschienen, die Skala reichte von „höchst löblich“ bis „fürchterlich“. Ich kaufte mir das Buch, las es bis zur Hälfte. Dann rief ich die Pressestelle des Suhrkamp Verlags an, wollte Anschrift und Tel.-Nr. der Schriftstellerin. Ich wollte erfahren, was die Dame so denkt, die 1973 am Buchmarkt-Horizont – Kohoutek gleich – aufstieg und deren Erstling „Klassenliebe“ in siebter Auflage innerhalb kurzer Zeit die 40.000er Auflagengrenze überschritten hatte. Zunächst hieß es, Frau Struck sei sehr sensibel, und das mit einem Besuch bei ihr werde wohl nichts. Dann: man könne ja meinen Wunsch nach einem Interview an Frau Struck weiterleiten. Schließlich die Zusage, ein Treffen sei an einem 13. um 10 Uhr im Suhrkamp-Verlag möglich. Na bitte, dachte ich.
Gegen 11.30 Uhr kam Karin Struck die Treppe eilend herunter („so gehetzt wie heute ist das sonst nicht, nicht dass Sie das denken“)….
Nach Erscheinen der Reportage, die u.a. auch in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung abgedruckt wurde, erhielt ich Post aus Neu-Anspach, zwei Seiten handgeschrieben von Karin Struck. Ihr Brief begann mit dem Satz „Ich finde ihren ´Bericht´ völlig nichtssagend…“. Am 1.1.1974 antwortete ich ihr u.a.: „Ich darf mich für Ihren Brief bedanken. Ich habe ihn sehr aufmerksam gelesen. Er bestätigt den Eindruck, den ich mir von Ihnen während unseres Gesprächs machen konnte und der in dieser Form auch in meinem Artikel nachzulesen ist…“.

Glut und Asche. Eine Liebesgeschichte; Knaus

Hannelies Taschau (Jg. 1937) sagte am Telefon: „Wir treffen uns vorm Bahnhof, Erkennungszeichen knallgrüne Bluse, blaue Hose, und am besten gehen wir irgendwohin eine Tasse Kaffee trinken…“. Also reiste ich nach Hameln, um mit dem Mitglied des „Redaktionskomitees der Bertelsmann Autoren Edition“ über die Autorin, ihre Arbeit und „das Komitee“ zu sprechen. In der HAZ schrieb ich unter der Überschrift „Es ist ja alles ganz anders“ am 12. Juli 1973 über die etwas kompliziert verlaufende Begegnung u.a.:
Die Sache ist gebongt. Hannelies Taschau also: lässig, locker, spontan, sporadisch. Wer ihre Bücher kennt, kennt schon fast die ganze Hannelies Taschau, die Tabubrecherin, die Reporterin, das Agitprop-Mäuschen, die Kämpferin an der täglichen Demokratiefront, die Chiffrenschreiberin, die Unterhalterin, die Sprach-, Laut-, Wortverliebte. Bisweilen hat sie das Bedürfnis, all das, was sie unmittelbar entdeckt, weiterzugeben. Unbekümmert, nicht genau bedenkend, dass es vielleicht schon bekannt sein könnte.
Als die Wohmann seinerzeit mit dem Schreiben anfing, hätte man sich die Taschau als deren literarische Schwester vorstellen können. Die Wohmann ist sich und ihrem Stil treu geblieben. Hannelies Taschau hat sich auf den langen Marsch zu sich selbst begeben und Phasen herrlich belangloser Verklärungen durchlaufen. Das alles scheint vorbei. Hinter sich gelassen hat sie auch einen Teil der spektakulären Erfolge und Kritiken anlässlich ihres Romans „Die Taube auf dem Dach“. Die FAZ schrieb, über den vierblättrigen Klee lobend: „Die Autorin registriert im gleichen Atemzug Wesentliches und Unwesentliches… registriert sachlich und unbewegt wie eine Filmkamera“. Und Nikolas Born schrieb über Taschaus Gedichte: „Sie sind ein Muster der Unruhe. Bedeutungen zwischen den Zeilen gibt es nicht“….
Gut ein halbes Jahr später erreicht mich mit Datum vom 11. Februar 1974 ein Brief von Hannelies Taschau aus Hameln, in dem u.a. in vorwurfsvollem Ton zu lesen ist: „Sieht man sich nun mal generell Ihre Interviews an, fällt einem auf, dass Sie gern, wohl der Einfachheit halber, drei, vier sog. Zitate der Interviewten aneinanderreihen, allenfalls durch … verbunden, die offensichtlich nicht zusammengehören. Sie machen sich´s überhaupt in vielem zu leicht…“.

Die Taube auf dem Dach; Wegner Verlag.

Thaddäus Troll (Jg. 1914) konnte ich bei einer Lesung im Darmstädter Garuda-Club erleben und schrieb darüber am 15. April 1970 im Darmstädter Echo u.a.:
Ist der VS nun ein Schnell-, Streck- oder Notverband? Und wer hat schon einmal darüber nachgedacht, dass Dichter ja eh nichts anderes ist als der Komparativ von dicht? Und Dichter und Klempner verrichten im Grunde ja eine dem Namen nach gleiche Tätigkeit, sie dichten. Nur dass sich bei der Bezahlung kleine Unterschiede ergeben. Auch Kellner und Autoren können zu einem Vergleich nebeneinander aufgebaut werden. Während der Autor ein Hersteller, ist der Kellner ein Hinsteller, wofür man ihn zehn Prozent der Rechnungssumme kassieren lässt. Das nennt man Trinkgeld. Bei einem Autor hingegen bezeichnet man diese anfallenden zehn Prozent als Honorar.
So führte sich im Garuda-Club ein Schwabe ein, Vertreter jenes deutschen Volksstammes, dem u.a. die Sparsamkeit besonders am Herzen liegen soll: Hans Bayer, unter dem Pseudonym Thaddäus Troll als Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen unterhaltsamen Charakters bekannt….

Preisend mit viel schönen Reden.
Deutschland deine Schwaben für Fortgeschrittene; Hoffmann und Campe

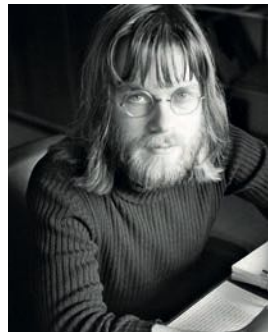
Guntram Vesper (Jg. 1941) traf mit seinem bei Hanser erschienenen Prosaband „Kriegerdenkmal ganz hinten" 1970 zwar den Nerv der Zeit. Doch dann verblasste dieser frühe Ruhm – und ich besuchte ihn zwei Jahre später in seinem Göttinger Domizil. Unter der Überschrift „Ein Sachse auf Expedition" erschien das Ergebnis meiner ersten Begegnung mit ihm am 20. Dezember 1972 in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung:

Bekannte prophezeiten mir: „Dort müssen Sie Ihre Schuhe ausziehen". Doch da mein Weg zu Guntram Vesper mit guten Vorsätzen gepflastert war, dürfte ich diese anbehalten. Das schien mir ein gutes Vorzeichen. Ebenso gut hatte es 1970 für Guntram Vesper ausgesehen. Für kurze Zeit glaubte auch ich, es gelinge ihm, sich im Windschatten eines Wolf Wondratschek einen Platz innerhalb der Literaturszene zu sichern. Vesper hatte sich des ländlichen Milieus - was ihn auch heute noch stark beschäftigt – angenommen und dort die Zukunft der jungen Belletristik vermutet. In Traditionen kramen und dort den – wenn auch zart verfremdeten – gesellschaftskritischen Hebel ansetzen, das schwebte ihm vor.
Guntram Vesper, ein Grenzüberschreiter von Deutschland nach Deutschland, gleich Uwe Johnson, Peter Jokostra, Horst Bienek und etlichen anderen….
Viele Jahre später trafen wir uns wieder in Groß-Gerau, wo ich ihn zu der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" einladen konnte.

Frohburg; Schöffling Verlag

Gerhard Vescovi (Jg. 1922) war Röntgenologe, den ich im Rahmen meiner Serie „Der Arzt als Autor" 1979 im „Buchmagazin für Mediziner" unter der Überschrift „Verfasser rezeptfreier Bestseller aus Schwaben" vorstellen konnte. Bei Deutschlands Buch-Rezensenten hat er seit seinem Erstling und Überraschungserfolg „Hippokrates im Heckengäu" sein Etikett weg: „der schreibende Landarzt". Ganz so einfach ist es jedoch nicht, den Menschen, Arzt und Autor festzulegen. Hier der Versuch:
Die sympathische Frauenstimme am anderen Ende des Telefons sagt einfühlsam, aber unmissverständlich: „Röntgeninstitut Dr. Vescovi, die Praxis ist im Moment leider nicht…". Dass es sich dabei um einen automatischen Anrufbeantworter handelt, merkt man erst ein paar Sätze später. Eine ähnliche Überraschung kann einem bei der Lektüre von Vescovis literarischem Debüt widerfahren. Sein „Hippokrates im Heckengäu" trägt den Untertitel „Aufzeichnungen eines schwäbischen Landarztes. Herausgegeben, eingeleitet und abgerundet von Gerhard Vescovi". Wer nicht aufpasst, merkt den Kunstgriff erst, nachdem er sich ins Leben und Wirken des Landarztes Dr. Seraphim Schindelweiß eingelesen hat.
Alles ist natürlich von der ersten bis zur letzten Zeile aus Vescovis Feder. Witzig, quirlig, humorvoll. Nicht verwunderlich, dass es Lob, Schulterklopfen, freundschaftliche Gesten, kollegiale Schützenhilfe reihum gab. Von der „Welt am Sonntag" bis zur „Ostfriesen-Zeitung", vom „Deutschen Ärzteblatt" bis zum „Böblinger Boten" – keine Zeitung, keine Zeitschrift konnte, wollte sich diesen schreibenden Arzt aus dem Schwabenland entgehen lassen. Büchner-Preisträger Hermann Lenz bescheinigte Vescovi: „…außerdem muss ich von Ihnen etwas lernen, denn Sie können´s sapperlot! Langweilig wird´s mir auf keiner Seite, und den Duft und die Würze meiner Heimat, die rieche und schmecke ich immer wieder…".

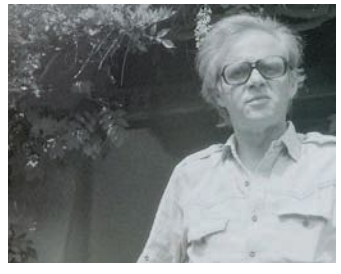
Hippokrates im Heckengäu; DVA



Fred Viebahn (Jg. 1947) gehörte zu dem überschaubaren Kreis der Jung-Autoren, denen – so mein damaliger Eindruck – die literarische Welt offenstand. Nicht mit seinem Erstling „Der Ausbruchsversuch" (Eremiten-Presse), sondern mit dem im Hamburger Merlin-Verlag erschienenen Buch „Die schwarzen Tauben oder Gitarren schießen nicht" sorgte er für Aufsehen in den bundesdeutschen Feuilletons. Für mich Anlass, ihn in seiner Heimatstadt Castrop-Rauxel zu besuchen, zu interviewen und zu fotografieren. Das Bild, das damals entstand, ist mir ebenso im Kopf wie jenes, das ich erst vor einiger Zeit auf Facebook fand. Es zeigte ihn und seine Frau Rita, Hochschullehrerin und Autorin, zusammen mit US-Präsident Obama und dessen Ehefrau. Aufgenommen bei einer Veranstaltung im Weißen Haus. Spontan mailte ich ihm damals: „Lieber Fred Viebahn, das Foto ist nicht zu toppen".

Die schwarzen Tauben oder Gitarren schießen nicht; Merlin Verlag

---



Otto F. Walter (Jg. 1928) hatte mich eingeladen, ihn für ein Gespräch am besten bei ihm zuhause im schweizerischen Oberbipp zu besuchen – was dann auch im Herbst 1983 geschah. Die Begegnung fand ihren Niederschlag in meiner Serie „Der Autor und sein neues Buch". Der Artikel erschien u.a. im Frankfurter Börsenblatt unter der Überschrift „Revolte als letztmögliche und einzige Überlebenschance?". Er wurde wie folgt eingeleitet:
Für Aufsehen gesorgt hat er immer wieder, der heute in der kleinen, zwischen Olten und Solothurn gelegenen schweizer Gemeinde Oberbipp lebende Otto F. Walter (im benachbarten Niederbipp wohnt der mit dem Petrarca-Preis 1983 ausgezeichnete Gerhard Meier). Seiner-

zeit, als er Mitte der 50er Jahre in den vom Vater einst gegründeten Verlag eintrat und dort mit einer Top-Riege von Gegenwartsautoren (von Andersch bis Wohmann, von Bichsel bis Weyrauch, von Jandl bis Schnurre) das Image des eher dem Traditionellen verbundenen Verlags zu verändern begann. Zehn Jahre später dann, als er dem Verlag den Rücken kehrte und – begleitet von den meisten seiner Autoren – als Geschäftsführer zu Luchterhand wechselte. Die Branche hatte abermals Gesprächsstoff, als Walter 1973 dann auch dort die Zelte abbrach, um sich nur noch auf eines zu konzentrieren: auf die eigene literarische Arbeit. Und auch das liegt schon wieder zehn Jahre zurück. Fünf Romane, drei Dramen (Arbeiten inbegriffen, die während seiner Zeit als Verleger und Autor bereits entstanden) – das ist die bisherige Bilanz eines Verlegers, der zum Schriftsteller wurde. Wohnen noch immer diese beiden Seelen in seiner Brust? Wie denkt er heute über seine Zeit beim Walter-Verlag und bei Luchterhand? War die damals uneingeschränkte Entscheidung nur noch als Autor zu leben, in dieser Konsequenz richtig? Auch darüber habe ich mit Walter vor Ort gesprochen.

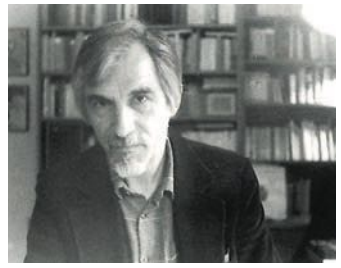
Herr Walter, Sie gehören zu den wenigen Verleger-Söhnen, die das Lager gewechselt haben. Die nicht länger Manuskripte von Anderen verwerten, sondern selbst welche fertigen (wollten). Wie hat man sich diesen Wechsel vom Verleger zum Autor im Einzelnen vorzustellen?

Walter: *Ich habe seit meiner Gymnasiasten-Zeit geschrieben. Ich tat es auch neben meiner buchhändlerischen sowie meiner Verlagsausbildung. Meine ersten Erzählungen sind damals in der Neuen Zürcher Zeitung gedruckt worden. Und 1959 ist dann auch mein erster Roman erschienen. Im Grunde lief alles ziemlich parallel. Ich bin nicht aus einem Beruf ausgestiegen in den anderen. Allerdings, nachdem ich dann drei Bücher gewissermaßen nebenher geschrieben hatte, spürte ich, dass es allmählich eine Frage der Nervenkraft sein würde, freilich auch der Zeit.*

Sie sind – ich will es einmal so ausdrücken – ein nicht unpolitisch sich verstehender Autor. Ihr Schreiben dient ja wohl nicht nur der reinen Unterhaltung. Was bedeutet Schreiben für Sie?

Walter: *Die Sprache ist im extremen Maß das, was uns Identität verschafft. Mit der Sprache versuche ich, mich, meine Welt und meine Erfahrungen auszudrücken. Sprache bedeutet tatsächlich, dass das, was an zentrifugalen Kräften im Grunde genommen in uns und auch in der Welt sichtbar ist, also gewissermaßen das Chaotische, immer wieder zusammenzubündeln. Schreiben, in meinem Fall jedenfalls, hat somit auch eine therapeutische Funktion. Das ist ein Versuch, zurechtzukommen. Sagen wir einmal so: das Unheimliche, das aus der Erfahrung des gegenwärtigen, gesellschaftlichen und persönlichen Lebens auftaucht, ist gewissermaßen durch sprachliche Bilder zu bannen. Wir Autoren bedienen uns der Sprache, so wie Höhlenbewohner einst Büffel an die Wand malten. Dieses Urbedürfnis, Betroffenheit zu artikulieren, das in jeder künstlerischen Tätigkeit angelegt ist, ist ein Hauptmotiv auch für mich. Ich halte in einer Welt der allmählich allumfassenden Ökonomisierung, auch des Menschlichen, auch unserer Träume, tatsächlich die Revolte für die menschenwürdige Haltung des Individuums – ganz unabhängig von der Frage der Wirkung....*

Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht; Rowohlt



Dieter Wellershoff (Jg. 1925) stellte im Gespräch seine langjährige Lektoren-Tätigkeit bei Kiepenheuer & Witsch sowie seine literaturkritischen Aktivitäten gerne ganz hinten an. Dies, obwohl für viele Außenstehende der Lektor, der Kritiker und der Schriftsteller zusammen erst eine Einheit ergeben. Einer ganzen Reihe von Autoren hat er über das Programm des Kölner Renommier-Unternehmens zu ersten literarischen Sporen verholfen. Seine „Kölner Schule", in der er einen „Neuen deutschen Realismus" mit Autoren wie z.B. Günter Seuren, Rolf Dieter Brinkmann, Günter Herburger oder Günter Steffens einübte, ist nicht vergessen. Auch nicht seine umfangreiche Hörspielproduktion (schon 1961 erhielt er den Hörspielpreis der Kriegsblinden); und ganz und gar nicht jene Aufsätze und Anmerkungen zur Literaturentwicklung in diesem Lande, mit denen er sich in Publikationen wie FAZ, Süddeutsche Zeitung, Spiegel, Akzente, Monat oder Neue deutsche Hefte (um nur ein paar wenige in Auswahl zu nennen) zu Wort meldete. Das bei einem Besuch in seiner Kölner Wohnung entstandene Interview erschien u.a. am 31. Oktober 1985 in der Aachener Volkszeitung.

Herr Dr. Wellershoff, Fragestellern wie mir könnten Sie im Grunde ja den Wind schon aus den Segeln nehmen, indem Sie beispielsweise auf das bereits 1975 bei Kiepenheuer & Witsch erschienene Buch „Der Schriftsteller Dieter Wellershoff – Interpretationen und Analysen" verweisen. Dort findet sich sicher ja so manche Antwort auf Fragen, die ich möglicherweise auch gerne gestellt hätte.

Dr. Wellershoff: *Dieses Buch – es ist von einer Gruppe englischer Germanisten geschrieben worden – ist allerdings inzwischen schon zehn Jahre alt.*

In diesem Analysenband steht zu lesen, Sie seien ein Autor, der „gewissermaßen gegen den Strom" schreibe. Wie hat man sich das vorzustellen?

Dr. Wellershoff: *Ich glaube, dass meine Bücher von der Schreibart und von den Themen her für ein ziemlich großes Publikum interessant sind. Ich versuche nicht, betont exklusiv*

zu schreiben. Aber ich bemühe mich auch nicht darum, konventionellen Leseerwartungen zu entsprechen. Die Form eines Buches, sein Stil, seine Tonlage ergeben sich während des Schreibens aus den Problemen, die der Stoff mir stellt. Und aus meiner Art, das Leben zu sehen, über das ich schreibe.

Über zehn Jahre liegt es zurück, da hat Ivo Frenzel in der Süddeutschen Zeitung über Sie angemerkt: „Für Wellershoff bestand Schreiben auch immer in der artifiziellen Lust, eine Gegenwart des Nicht-Gegenwärtigen zu schaffen, in Vorstellungswelten einzutauchen, die von Raum und Zeit unabhängig zu sein scheinen". Sehen Sie sich und Ihre Arbeit damit richtig beschrieben?

Dr. Wellershoff: *Diese Formulierung trifft auf jeden Schriftsteller zu. Denn sie besagt ja nur, dass sich ein Autor andere Räume, Situationen anderer Menschen und Gegenstände vorstellt, als er in seinem Arbeitszimmer konkret vor Augen hat. Wenn aber Frenzel gemeint haben sollte, ich schilderte realitätsferne Welten, dann wäre das grundsätzlich falsch. Das tue ich nämlich nicht. Phantasie ist für mich kein Vehikel der Weltflucht, sondern vor allem Vorstellungskraft. Das eigentlich Phantastische ist für mich das Leben, an dem ich teilnehme und das ich darzustellen versuche....*

Das Schimmern der Schlangenhaut. Existentielle und formale Aspekte des literarischen Textes. Frankfurter Poetik-Vorlesungen; Suhrkamp

---

Wolfgang Weyrauch (Jg. 1907) wohnte dort, wo ansonsten nur die Musen zuhause sind – im Haus der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadts Alexandraweg 23. Genauer in der Dachgeschoßwohnung, für die die Bezeichnung Penthouse nicht gerade treffend wäre. Es war sein zweites Darmstädter Domizil. Zuerst hatte er am Anfang des Alexandrawegs gewohnt, in einer städtischen Liegenschaft, in der u.a. auch Georg Hensel, Karl Krolow und Ulrich Engelmann untergebracht waren, ehe sie eine Atelierwohnung in der Künstlerkolonie Park Rosenhöhe beziehen konnten.
Anlässlich seines 65. Geburtstags hatte ich ihn in Darmstadt besucht und darüber in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung unter der Überschrift „Er ist ein Zweifler geblieben" u.a. geschrieben:
Er steht im Brockhaus – wenn auch lange Zeit mit falschem Geburtsjahr -, ist Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Mitglied des PEN und der „Gruppe 47", hat etwa 25 Romane, Erzähl- und Gedichtbände geschrieben, mehr als 20 Hörspiele verfasst, bei zahlreichen Anthologien als Herausgeber gezeichnet, ein Filmdrehbuch („Und wenn´s nur einer wär") ausgearbeitet, wurde mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden bedacht – Wolfgang Weyrauch.

Weyrauch war Schauspieler, Student, freier Schriftsteller, Lektor, Redakteur. Er war fast immer Avantgarde, oft unverstanden, manchmal missverstanden. „Ich bin ein Zweifler", schrieb er 1971 in seinem ersten Jugendbuch „Ein Clown sagt" (bei Beltz & Gelberg). Nach Weyrauch-Bestsellern fragt man allerdings vergebens. Weyrauch ist bis heute der experimentierfreudigste unter den bundesdeutschen Autoren geblieben. Er entzieht sich einem persönlichen Schriftsteller-Image, indem er über Jahre hinweg seinen Lesern bedeutet hat – er habe keines....

Geschichten zum Weiterschreiben; Luchterhand

Gabriele Wohmann (Jg. 1932) stellte drei Bedingungen: 1. Ich müsse sie vorab zu einer Pizza einladen, 2. Müsse das Honorar 1.000 DM betragen. Und 3. Müsse ich sie in ihrem Haus in Darmstadt abholen – und auch dorthin wieder zurückbringen. Dann sei sie bereit, im rund 25 km entfernten Reichelsheim im Odw. aufzutreten. Dies im Rahmen einer Veranstaltungsreihe, die ich im Auftrag der dortigen Gemeindeverwaltung und mit Unterstützung der Sparkasse Odenwaldkreis organisieren durfte. Eine Lesereihe, zu der ich u.a. Autoren wie Günter Grass, Erich Loest, Ingrid Noll, Gaby Hauptmann in diese kleine Gemeinde fernab der kulturellen städtischen Vielfalt locken konnte. Kann man, so fragte ich mich damals, einer Frau wie Gabriele Wohmann solcherlei Wünsche (oder Marotten?) abschlagen? Meine Antwort: Eher nein. Der Kontakt zu Wohmann hielt über viele Jahre. Mehrmals trafen wir uns zu Interviews. Zwischendurch ließ sie mich per Postkarte wissen: „Lieber W. Christian Schmitt, die Idee finde ich reizvoll, Sie wiederzusehen wäre ja aber auch ohne Arbeit schon reizend genug. Herzlich grüßt Ihre Gabriele Wohmann". Und einige Zeit später konnte ich sie sogar kostenfrei in ein Proseminar einladen, das ich im Rahmen meines Lehrauftrags („Zwischen Gutenberg und dem Daten-Highway") an der TH Darmstadt anbot. Mehrmals begegneten wir uns zu Gesprächen. Eines davon veröffentlichte die Rheinische Post am 20. Februar 1982 unter der Überschrift „Im Kopf die Geschichten" ganzseitig in der Rubrik „Geist und Leben".
Nachfolgend einige Passagen aus einem weiteren Gespräch, das diesmal nicht bei ihr auf der Darmstädter Rosenhöhe Nr. 11 stattfand, sondern – wie ich meinen Unterlagen entnehme - Ende 1978 in Köln, wohl am Rande einer Lesung.

Frau Wohmann, früher waren Ihre Neuerscheinungen stets so etwas wie das literarische Ereignis der Saison. Heute spricht man von der Bestsellerautorin Gabriele Wohmann. Freut Sie das oder ist das eher abwertend zu verstehen?

Gabriele Wohmann: *Wenn man das wirklich tut – ich weiß ja nicht, wie man über mich und meine Bücher spricht -, dann freut es mich eigentlich schon. Vielleicht im Sinne des Goethe-Zitats: „Wer nicht eine Million Leser haben will, soll nicht eine Zeile schreiben".*

Haben Sie sich im Laufe der Jahre literarisch gewandelt, gar den Leserbedürfnissen größerer Käuferkreise angepasst?

Gabriele Wohmann: *Ja, ich habe mich „gewandelt". Es ist natürlich so, dass man nicht immer im gleichen Stil schreibt. Aber mit Anpassung ans Publikum hat dies jedoch gar nichts zu tun....*

Paulinchen war allein zu Haus; Luchterhand

Gabriele Wolff (Jg. 1955) war Oberstaatsanwältin bei der Staatsanwaltschaft Neurupin, als ich sie als Krimi-Autorin befragen und hernach unser Interview unter der Überschrift „Auch ohne Robe auf Ganovenjagd" in meinen Zeitungsverteiler geben konnte.

Frau Wolff, ist Ihr juristischer Job nun so spannend oder so langweilig (je nach Blickwinkel), dass Sie mit dem Krimischreiben quasi einen zweiten Beruf ausüben?

Gabriele Wolff: *Beides stimmt. Der Beruf ist so spannend, dass dagegen eine Romanhandlung wie ein schlechtes Drehbuch des tatsächlichen Lebens wirkt. Und er ist manchmal, weil es auch um die schiere Bewältigung der Aktenflut und die Regelung von behördlichem Innenleben geht, so langweilig, dass sich die Phantasie ein Ventil sucht.*

Wer Ihre Krimis liest, hat das Gefühl, Sie verarbeiteten ohne irgendwelche Hemmungen all Ihre Ermittlungsakten. Und in Ihren Büchern steht ja auch „Ähnlichkeiten mit der Wirklichkeit sind beabsichtigt". Gibt es gelegentlich deshalb Probleme mit Vorgesetzten oder gar Betroffenen?

Gabriele Wolff: *Eine unmittelbare Umsetzung von Akteninhalten findet natürlich nicht statt. Ich greife allenfalls das Typische an einer Straftat auf, die irgendwann einmal stattgefunden hat. Die handelnden Personen erfinde ich. Vielleicht wird – in einem anderen Zusammenhang – auch einmal eine Person beschrieben, die mir irgendwann begegnet ist.*

Was unterscheidet Ihrer Meinung nach eine Oberstaatsanwältin von einer Krimiautorin?

Gabriele Wolff: *Beide Berufe verlangen Kreativität und Einfühlung sowie einen genauen Umgang mit Sprache. Der einzige Unterschied ist wohl der, dass die juristische Bewältigung eines Vorgangs ein diszipliniertes Nachvollziehen ist und seine Grenzen in dem findet, was man an Wahrheit ermitteln kann....*

Von toten Ratten & zahmen Tauben. Kriminalgeschichten; Fischer-Taschenbuch

---

Peter Paul Zahl (Jg. 1944) sowie seinem Berliner Verlag und seiner Subkultur-Zeitschrift „Agit 883" begegnete ich erstmals Anfang der 70er Jahre, als es neben Rock'n Roll und Flower Power auch noch um ein zu änderndes Gesellschaftsmodell ging. Später, als ich im Feuilleton des Darmstädter Echos arbeiten durfte, war mir zweimal im Jahr genehmigt, eine ganze Zeitungsseite mit literarischen Texten zu füllen. Zu Weihnachten und zu Ostern. Gelegenheit für mich, all jene einzuladen, die zu meinem – damals hieß das noch nicht so – „Netzwerk" zählten. Also junge Schriftsteller, rebellische Zeitgenossen, Kreative. Sie lieferten mir Texte, die genau in dieser Form auch erschienen. Der dort in der Oster-Ausgabe 1971 veröffentlichte Text von Peter Paul Zahl trug den Titel „lied von den bösen folgen falscher heimatkunde". In meiner (zusammen mit Peter Engel erarbeiteten) Dokumentation „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 bis 1973" (1974 erschienen im Gauke Verlag) findet Zahl auf den Seiten 27 und 28 Erwähnung.

Von einem, der auszog, Geld zu verdienen; Rauch Verlag

Helmut Zenker (Jg. 1949) hatte mit seiner schriftstellerischen Arbeit für so viel Wirbel gesorgt, dass sich sogar das österreichische Parlament mit solcherlei „Nestbeschmutzerei" beschäftigte. In seinem Domizil in der Wiener Hüttelbergstraße 23a habe ich ihn 1983 besucht und „zum Fall Zenker" befragt. Das Interview mit dem „Kottan"-Erfinder erschien in einigen west- und ostdeutschen Tageszeitungen.
Er ist ein Fall für sich. Hierzulande wurden Kritik und Leser erstmals auf ihn aufmerksam, als er im Luchterhand Verlag mit „Wer hier die Fremden sind" sein Romandebüt gab. Das war 1973, also vor zehn Jahren. Es folgten weitere Bücher, auch ein Kinderroman („Der Drache Martin") darunter, in wechselnden Verlagen: bei C. Bertelsmann, bei Athenäum, beim Europaverlag, der Pfaffenweiler Presse sowie bei Robinson. Und auch beim Schweizer Verlagshaus war bereits ein Buch von ihm annonciert. Nur erschienen ist es dort bisher nicht. Mag sein, dass es mit Zenkers Vielbeschäftigtsein zu tun hat, das ihn – nicht nur – im Nachbarland Österreich als

Erfinder der TV-Krimi-Serien-Figur „Kottan" zum Tagesgespräch hat werden lassen. Und dies, seit 1976 ORF erstmals eine solche Folge ausstrahlte (die Serie war in Teilen später auch im bundesdeutschen Fernsehen zu bestaunen).

Herr Zenker, Sie waren nach eigenem Bekunden bislang u.a. schon Briefträger, LKW-Fahrer und Hilfslehrer. Alles Tätigkeiten, mit denen Sie mehr oder minder im Dienste der Allgemeinheit wirkten. Über die Wiener Bezirksgrenzen hinaus bekannt geworden sind Sie allerdings nicht damit, sondern durch eine ganz andere Tätigkeit: Nämlich als Krimi-Autor. Wie kamen Sie eigentlich auf diese Kunstfigur „Kottan"?

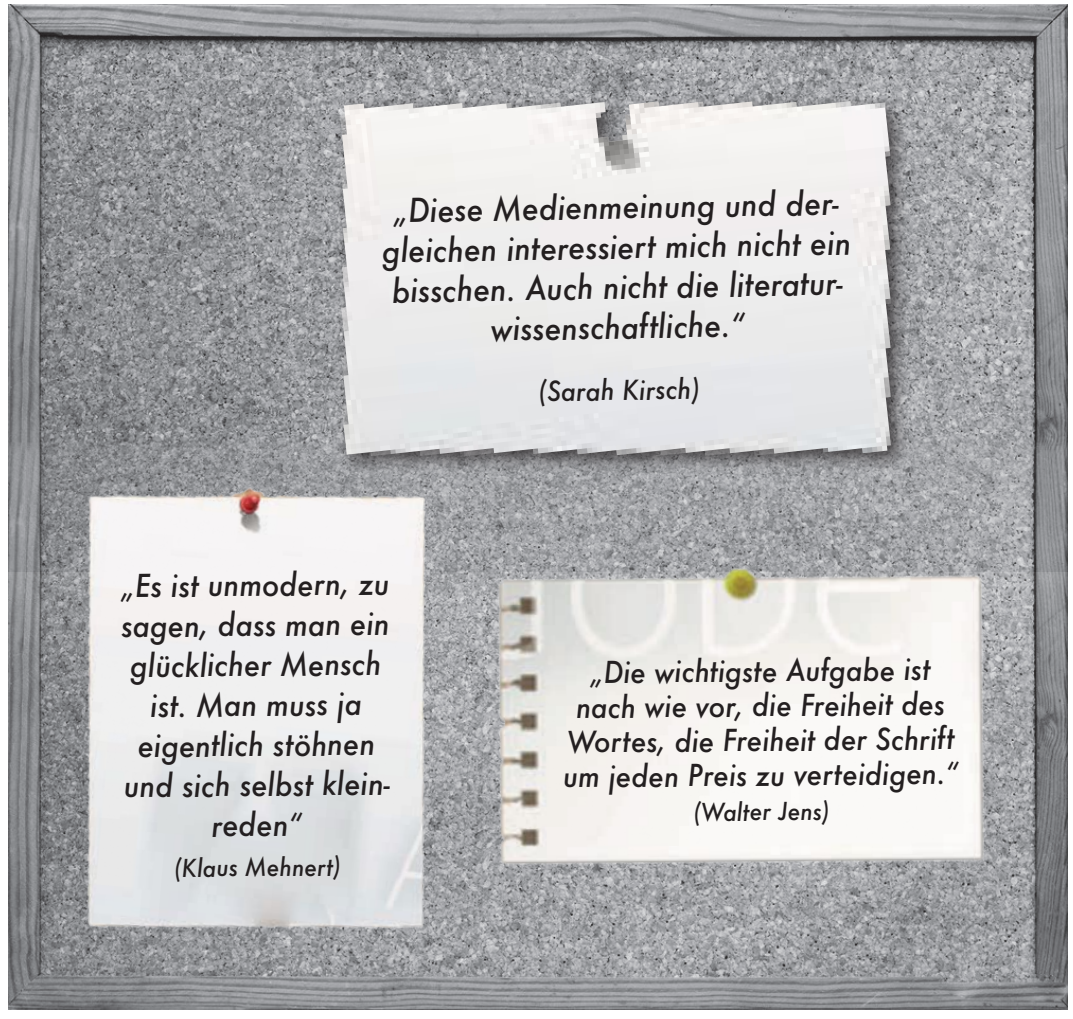
Zenker: *Ich schreibe schon länger Bücher, die zum Teil auch einen kriminalistischen Einschlag haben. Dort geht es aber immer um kleinere Dinge, um Alltagsverbrechen oder Eifersuchtsmorde in einem ziemlich niederen Milieu. Dann kam vom Fernsehen ein Angebot, eine Aufforderung. Und ich habe zunächst natürlich meine Romane vorgeschlagen. Da war einer dabei, der heißt „Kassbach". Darin geht es um den Neofaschismus in Österreich. Doch der ORF argumentierte: das sei zu teuer, eine solche Verfilmung könne man nicht bezahlen, und die deutschen TV-Bosse würden da nicht mitmachen, denn so interessant sei das auch wieder nicht, was da in Österreich passiere. Und als zweites habe ich dann eben eine Geschichte vorgeschlagen, die für mich gar keine Kriminalgeschichte war. Sondern eine Alltagsgeschichte aus einem Wiener Zinshaus mit seinen kleinen Wohnungen, mit Wasser im Gang usw. Und dort passiert ein Mord. Die Leute verdächtigen sich gegenseitig. Wie sich das eben alles in einem solchen Haus abspielt. Es gab also eine Leiche und einen Kommissar, der Kottan hieß. Ich habe einfach einen Namen genommen, der nicht im Wiener Telefonbuch steht.*

Bei Ihren Darstellungen gehen Sie mit Personen, mit Berufsgruppen ja nicht gerade zimperlich um, zumindest in den TV-Versionen. Als was fühlen Sie sich dabei? Als Wachrüttler? Als bewusster Nestbeschmutzer, wie man so etwas in der Bundesrepublik Deutschland nennt? Oder einzig als Unterhalter?

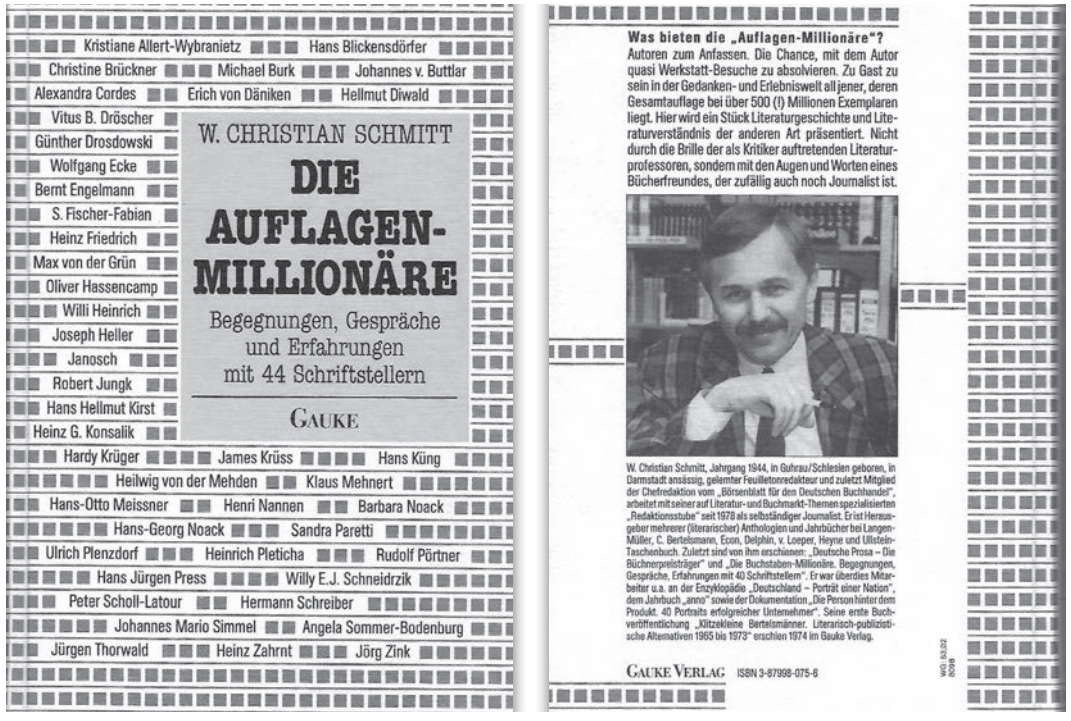
Zenker: *Als Nestbeschmutzer sowieso nicht. Die Leute, die ich zeichne, sind ja nicht durchgehend schlecht oder durchgehend dumm. Ich beschreibe die Personen so, wie ich sie sehe...*

Jahre später hatten wir noch einmal Email-Kontakt. Helmut Zenker schrieb mir am 21. Juli 1999: Natürlich ist ALLES Ewigkeiten her. Für Besucher ist Wien immer einen Abstecher wert. Wenn Du kommen magst – jederzeit. Mir geht´s, abgesehen von der unveränderten Liebe zum Alkohol, seit drei Jahren recht gut. Die Kinder sind alle erwachsen, Lokalbesitzer oder Studenten geworden. Mit einem der Buben (23) schreib ich jede Woche gemeinsam einen Artikel für eine schlechte Zeitung. Momentan bereite ich grad mit einer japanischen Übersetzerin die Edition der Minni-Mann-Reihe für einen Verlag in Tokio vor. Buchmäßig arbeite ich das zweite Jahr an einem Wiener Dekameron, einem Buch mit 1001 Träumen…. PS: Was ich nicht vergessen werde: Als Ihr uns damals besucht habt, hast Du irritiert gefragt: „Gibt´s in diesem Haus keine Bücher?". Oja, habe ich gesagt, bin aber fast rot geworden dabei. Das Versteck habe ich Dir dann aber doch nicht gezeigt….

Wer hier die Fremden sind; Luchterhand



Können Millionen Leser sich tatsächlich irren?



Fast alle zwischen zwei Buchdeckel gepackt

„Das Schreiben ist ganz einfach: Man setzt sich an eine Schreibmaschine, spannt einen Bogen Papier ein, holt tief Luft und tippt los". So Heinz G. Konsalik in einer vom C. Bertelsmann Verlag herausgegebenen Broschüre („Der Autor und sein Werk") über sich und seine Buch-Fabrikation. Das Ergebnis eines solchen Rituals: Mehr als 130 Konsalik-Bücher, verbreitet in einer Welt-Gesamtauflage von über 67 Millionen Exemplaren. Er, seine Verleger (und auch der Finanzminister) können sich freuen. Konsalik ist Auflagen-Millionär, ein Markenartikel.

Von den deutschsprachigen Schreibe-Kollegen gibt es nicht allzu viele, die in der Lesergunst da mithalten können. Western-Spezialist G. F. Unger beispielsweise bringt es weltweit auf mehr als 130 Millionen Exemplare. Johannes Mario Simmel kann auf seinen Romanen 65-millionenmal seinen Namen lesen. Es folgen u.a. Willi Heinrich mit etwa 60 Millionen Auflage, Erich von Däniken mit mehr als 45 Millionen, Marie Louise Fischer (über 30 Millionen); Johannes v. Buttlar hat die 17-Millionen-Grenze längst passiert, von Alexandra Cordes wurden mehr als 15 Millionen Bücher verkauft. Die Liste ließe sich beliebig ergänzen. Etwa um Friedrich Dürrenmatt (mehr als 20 Millionen Gesamtauflage), Utta Danella, C.C. Bergius, Sandra Paretti und freilich auch Siegfried Lenz oder Heinrich Böll (deren Taschenbuch-Auflagen allein hierzulande auf die vier bzw. neun Millionen zusteuern).

Dies alles scheint allerdings eher nur ein „Klacks" im Vergleich zu dem, was an der internationalen Auflagenbörse an Zahlen gehandelt wird. So soll es die „Königin der leichten Unterhaltung", Barbara Cartland, mit ihren 435 (!) Büchern mittlerweile weltweit auf 430 Millionen Exemplare gebracht haben. Mehr noch: So sind z.B. Enid Blytons nahezu 700 Bücher („Hanni und Nanni" usw.), übersetzt in rund 100 Sprachen, mehr als 500-millionenmal weltweit im Umlauf (laut Unesco-Statistik); ähnlich läuft das mit Harold Robbins („Die Manager" usw.), der es mit seinen Büchern ebenfalls auf mehr als 100 Millionen Exemplare gebracht hat. „Angelique"-Erfinderin Anne Golon liegt bei über 65 Millionen, Western-Autor Louis L´Amour (der zuvor als Preisboxer und Holzfäller sein Geld verdiente) bei über 175 Millionen usw. usw.

Doch Zahlen können gelegentlich und bekanntlich einzig Schall und Rauch sein. Sie sagen nicht allzu viel aus über Buchinhalte und oft kaum etwas über jene Autoren, die hinter all diesen Bestsellern stehen – die Auflagen-Millionäre. Was macht ihre Erfolge aus? Wie (anders) denken und arbeiten sie, die man in den meisten Fällen aufgrund ihrer Bücher bereits zu kennen glaubt?

Auszug aus meinem Vorwort zu dem 1988 beim Gauke Verlag erschienenen Buch „Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern".

Kristiane Allert-Wybranitz (Jg. 1955) landete im Frühjahr 1989 gleich mit zwei Büchern auf der Spiegel-Bestsellerliste. Von ihren im Kleinverlag Lucy Körner veröffentlichten Gedichtbänden „Trotz alledem" und „Liebe Grüße" waren zu der Zeit bereits 750.000 bzw. 650.000 Exemplare verkauft. Nach einem Treffen mit der Autorin schrieb ich u.a. für die Hessische Allgemeine: „Ein Phänomen? Ein von der Literaturkritik übersehenes oder gar geschmähtes Talent? Eine Autorin, die mit ihren Texten eine Marktlücke - so die gerne benutzte

Erklärung für Dinge, die nicht so ohne weiteres zu erklären sind – entdeckt und gefüllt hat? Ein Geheimtipp wohl allemal für jene, die kein Bändchen von ihr erstanden haben. Denn: Wer hat auf Anhieb Beispiele parat, die belegen, dass ähnliches im deutschsprachigen Literaturbetrieb schon einmal gelaufen ist – ein Buch-Erstling, der zudem nur Gedichte enthält, den fast schon entschuldigenden Titel „Trotz alledem" aufweist und innerhalb von zwei Jahren über elf Auflagen erreicht…". Ihre Verlegerin äußerte sich damals mit dem Erklärungsversuch: „Die Texte von Kristiane Allert-Wybranitz sind verständlich, eingängig und so klar geschrieben, dass selbst eingefleischte Feinde von Gedichten begeistert sein werden…".

Trotz alledem; Lucy Körner

Katharine von Arx (Jg. 1928) empfing mich in ihrem Schlößchen im schweizerischen Romainmôtier, das mir schon bei der Anreise vorkam, wie ein Ort, der wohl auf keiner der gängigen Landkarten zu finden sein würde. Zumindest einer, wo sich Hase und Fuchs gute Nacht sagen. In meinem Bericht über den Besuch bei einer Schlossherrin, die Bestseller schrieb (abgedruckt u.a. am 4. November 1982 im Bonner General-Anzeiger), las sich das später so: „…wo offenbar gleich dahinter die (zumindest unsrige) Welt zu Ende, scheinen Träume und Realität noch so dicht beieinander, wie anderswo kaum". Sie war – so meine Erinnerung – eine Frau, die nicht nur Faszination ausstrahlt und Bewunderung verdient, sondern, „die mit ihren Ideen, ihren Plänen, realisierbar erscheinenden Träumen auch Besitz ergreift von allen, die ihr mehr als Gast sind". Das Schloss, mittendrin in der etwa 300 oder 400 Seelen zählenden Gemeinde, war 700 Jahre alt, verfügte über einen Rittersaal, Kemenaten, Türmchen und Emporen, Keller und Verliese. Also traditionsreiche Vergangenheit kombiniert mit leben-erfüllter Gegenwart. Sie erzählte, dass sie „fernab aller Emanzipations- und Aussteigerdiskussionen" das geworden sei, „was andere sich über die reine Theorie ein Leben lang erhoffen". Sie sei ein Mensch, der zu sich selbst gefunden habe und der „seine ureigensten Wünsche, Vorstellungen von Leben, Erleben Stück für Stück realisieren konnte". Natürlich sprachen wir auch über ihre Bücher („Nehmt mich bitte mit" und „Nichts hat mich die Welt gekostet" waren ihre ersten) und auch darüber, dass Arthur Koestler ihr „ein liebevolles Kompliment" gemacht habe, indem er sagte, dass sie „der schweizerische Mark Twain" sei.

Nehmt mich bitte mit. Eine Weltreise per Anhalter; Nagel & Kimche

Hans Blickensdörfer (Jg. 1923) konnte nicht nur Romane schreiben, er war auch ein begnadeter Sport-Journalist. Auf meine Frage, wie er es schaffe, so kurz nach einem Fußballspiel bereits einen Bericht darüber in die Redaktion zu liefern, antwortete er schmunzelnd: „Ganz einfach, mit dem Schlusspfiff des Schiedsrichters, ist auch mein Artikel über die Begegnung fertig". In meiner Börsenblatt-Serie „Auflagen-Millionäre" war natürlich auch Platz für ein Gespräch mit dem Journalismus-Kollegen Blickensdörfer, das am 17.1.1986 veröffentlicht wurde und so begann:
Mit „Papillon"-Autor Henri Charrière hat er (nicht nur) nächtelang Whisky getrunken. Mit Sepp Herberger stand er so gut, dass dieser ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit in einer Prominentenelf mitstürmen ließ. Mit Ministerpräsident Lothar Späth ist er schon des Öfteren zu Staatsbesuchen (erst unlängst nach China) gedüst. Er spricht Englisch, Französisch, Spanisch – und auch Deutsch. Er kann – die Schreibmaschine auf den Knien – Artikel über beispielsweise ein Fußballspiel verfassen. Und er kann überdies Romane schreiben, die die Bestsellerlisten stürmen und sich – wie im Fall „Die Baskenmütze" – weltweit gleich eine Million Mal verkaufen. Ein Kuriosum? Ein Phänomen? Ein Glücksfall für die schreibende Zunft? Dieses und noch manch anderes zugleich ist Hans Blickensdörfer, in Pforzheim geboren und in Hochdorf bei Plochingen lebend. Ein gelernter Sportjournalist, der zum Romancier aufgestiegen ist. Einer, der sein Handwerk versteht.

Herr Blickensdörfer, Sie waren früher selber Journalist, haben Persönlichkeiten, Prominente interviewt. Wie haben Sie sich auf solche Begegnungen vorbereitet?

Blickensdörfer: *Ich habe mir immer die Personen vorgestellt und mir einige Fragen ausgedacht: Warum und wieso macht der das so? Wie hat er dieses oder jenes erreicht? Sie wissen, ich komme aus dem Sport. Für mich bedeutet diese Art von Journalismus immer ein bisschen mehr als nur das vordergründige Gefrage: Wie haben Sie sich gefühlt bei der Abfahrt? Wie war das beim Elfmeter? Ich wollte immer wissen: Warum macht er das? Was treibt ihn? Will er nur Geld? Ist es nur Ehrgeiz? Oder ist er einer jener Typen, die tatsächlich interessant sind? Es gibt ja die interessantesten Leute. Es gibt aber auch schrecklich Dumme.*

Als Sportredakteur – Sie waren lange Jahre bei der „Stuttgarter Zeitung", haben als Korrespondent für „L´Equipe, den „Figaro" und für „Radio Luxemburg" gearbeitet – hat man gelernt, einen Artikel noch auf dem Rasen zu beenden. Ein bisschen anders sieht es ja wohl mit dem Romaneschreiben aus?

Blickensdörfer: *Ganz sicher. Nur glaube ich, dass es mir unheimlich viel geholfen hat, unter Zeitdruck zu arbeiten. Man muss sich das einmal vorstellen. Man hockt irgendwo in*

Südamerika, hofft auf eine freie Telefonleitung und hat fünf Minuten Zeit für 150 Zeilen. Das ist Stegreifarbeit. Und die soll auch noch einigermaßen lesbar sein. Das Schwierigste ist, von der kleinen Form umzusteigen auf den Roman....

Schnee und Kohle; Schneekluth

Brigitte Blobel (Jg. 1942) arbeitete zunächst als Journalistin u.a. für den stern, ehe man auf sie als Romanautorin aufmerksam wurde. Ihre Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet. Ein Interview mit ihr entstand unter dem Titel „Von Sünden, Sex und Kinderbuch-Erfolgen" innerhalb meiner Serie „Unter vier Augen". Meine Eingangsfrage lautete: „Frau Blobel, Ihre Romane tragen nach Zeitgeist klingende Titel wie „Fliegender Wechsel", „Venusmuschel" oder „Der Duft des Fremden". Wie ordnen Sie Ihre Arbeit selbst ein?". Brigitte Blobel: „Den Versuch habe ich noch nie gemacht. Aber ganz offensichtlich ist, dass ich keine Literatur schreibe. Andererseits sind meine Romane nicht so trivial, wie der Titel manchmal suggerieren mag." Natürlich ist es immer genau die Stelle, an der Journalisten nachfragen: „Wenn Sie keine `Literatur` schreiben, was dann?". Die Bestseller-Autorin dazu: „Ich schreibe Unterhaltungsromane. Ich war mit einem Journalisten verheiratet, und der hat immer gesagt: `Es gibt nur eine Sünde, die du begehen kannst beim Schreiben – die Leser langweilen".

Der schönste Platz der Welt: Sylt; Rowohlt

Thomas Brezina (Jg. 1963) gehörte mit seinen mehr als 550 Büchern, die eine Verkaufsauflage von über 40 Millionen Exemplaren erreicht haben, ganz sicher zu den erfolgreichsten Kinder- und Jugendbuchautoren deutscher Sprache. Anlaß für mich, ihn in einem Interview zu fragen: „Sie sind kein Michael Ende, kein Otfried Preußler und auch kein Willi Fährmann – und dennoch: Ihre Erfolge lassen viele Ihrer Schriftsteller-Kollegen erblassen. Denken Sie gelegentlich über Ihr besonderes Erfolgsrezept nach?". Brezina knapp und präzise: „Nein, ich denke prinzipiell nur über meine Geschichten nach, denn meine Geschichten sind mein Erfolg." Und er fügte an: „Es gibt eine Sache, die mich sicher unterscheidet von anderen Autoren: Ich schaue mir sehr, sehr genau an, wer meine Leser sind, ich höre ihnen sehr genau zu. Ich bin nicht dazu da, sie zu erziehen, sondern um ihnen zu zeigen, dass das Lesen und Erfassen von Geschichten ein Abenteuer sein kann…".

Blödsinn gibts nicht: Wie wir Kinder fürs Leben begeistern; edition a

---

Christine Brückner (Jg. 1921) fragte mich schon in der Diele ihrer Wohnung in Kassel, während ich noch dabei war, meinen Mantel abzulegen, ob mir eine Tasse Tee recht wäre. Warum nicht. Dann führte mich die Pfarrerstochter (die sogar einmal Vize-Präsidentin des PEN-Clubs war) in ihr Arbeitszimmer, das auffallend aufgeräumt wirkte. Nicht zu übersehen dort ein Wetterglas wie zu Goethes Zeiten sowie eine Vielzahl von Bildern. Dann erzählte mir die Autorin, die mit „Nirgendwo ist Poenichen" ihren wohl größten Erfolg erzielen konnte, dass es „ein wahrlich langer Weg" gewesen war bis sie zum Schreiben von Büchern gekommen sei. So war sie zwischenzeitlich u.a. Bibliothekarin, Mensa-Leiterin, Regieassistentin, Hausschneiderin, Zweitköchin, Mathe-Lehrerin und gar VHS-Dozentin gewesen. Doch dann habe sie 1954 an einem vom Bertelsmann-Verlag ausgeschriebenen Romanwettbewerb teilgenommen – und mit dem Manuskript „Ehe die Spuren verwehen" tatsächlich auch gewonnen. Im Laufe unseres Gesprächs frage ich sie dann: „Finden Sie es nicht langsam lästig, wenn Journalisten mal für mal in Ihre Wohnung eindringen und Sie mit Fragen belästigen, die ja so neu und so originell auch nicht immer sein können?" „Ich lasse mich halt immer wieder überrumpeln", erwidert sie schlagfertig und ohne Schnörkel, „im Grunde frage ich mich ab und an: Warum machst du das, hast du nicht längst alles gesagt, alle Fragen beantwortet". Eine durchaus sympathische Frau, denke ich, als ich die mit der Goethe-Plakette des Landes Hessen Ausgezeichnete wieder verlasse. Dies, ohne dass ich ihr noch jene Frage gestellt hatte, die ganz unten auf meinem Block stand: Stimmt es, dass ein Kritiker Sie einmal als die „literarische Enkelin Fontanes" bezeichnet hat?

Nirgendwo ist Poenichen; Ullstein TB

Johannes von Buttlar (Jg. 1940), dessen vollständiger Name eigentlich „Johannes Freiherr Treusch v. Buttlar Brandenfels" lautete, stand zum Abschied im säulenumkränzten Eingang seines Anwesens in Zweesten und fragte noch einmal: „Wir haben hier genügend Platz, wollen Sie nicht doch einziehen?" Dabei war ich keineswegs auf der Suche nach einer neuen Bleibe, sondern nach Antworten, die ich diesem Autor stellen wollte, der u.a. mit Titeln wie „Das UFO-Phänomen" Bestsellererfolge gefeiert hatte und dessen Gesamtauflage damals bereits bei über 20 Millionen Exemplaren lag. Wir, meine Frau und ich, waren angereist an unserem Hochzeitstag. Den Termin hatte Buttlar vorgeschlagen, und warum sollten wir ihn ausschlagen. Ich hatte an jenem heißen Sommertag mich salopp gekleidet und zu allem Überfluss auch noch Turnschuhe an-

gezogen, was damals dem Zeitgeist entsprechend Mode schien. In dem Buch „Die Auflagen-Millionäre“ schrieb ich über den charmanten Autor u.a.: „Früher einmal verfügten die Buttlars, die im 12. Jahrhundert England den Rücken kehren mussten („wegen politischer Zwistigkeiten“), auf dem europäischen Festland über 78 Stammschlösser. Aber sie machten auch von Fall zu Fall noch durch Ereignisse, Taten ganz anderer Art von sich reden. Wie beispielsweise Konrad von Buttlar, „Der Schwarze Ritter“, der Mitte des 14. Jahrhunderts von Turnier zu Turnier siegte und ebenso im Wettstreit um die Gunst gar edler Damen nur allererste Plätze belegte…“.

Was gestern noch unmöglich war; Herbig

Alexandra Cordes (Jg. 1935) trug das, was normalerweise in einen Tresor gehörte, stets bei sich: goldene Armreifen zuhauf. Wie viele habe ich nicht gezählt und auch nicht erfragt. Für jeden Bestseller, den sie verfasst hatte (die Gesamtauflage ihrer mehr als 60 Romane betrug bereits Ende der 90er Jahre über 15 Millionen Exemplare), schenkte ihr Ehemann Michael Horbach einen neuen. Sie war, als ich sie traf, so etwas wie eine Goldmarie. In Erinnerung gerufen wurde all dies, was ich bei unserer Begegnung erlebte, als das Darmstädter Echo am 29. Oktober 1986 über den Tod von Alexandra Cordes berichtete:

Wie gestern mitgeteilt, ist die Schriftstellerin Alexandra Cordes in ihrem Domizil in Südfrankreich von ihrem Ehemann, dem Schriftsteller Michael Horbach, erschossen worden. Im Frühjahr führte unser Mitarbeiter W. Christian Schmitt ein Gespräch mit der erfolgreichen Autorin. Er traf sie in einer scheinbaren Idylle an. Wir veröffentlichen das Gespräch anstelle eines Nachrufs:

Aus Châteauneuf-du-pape kommen nicht nur 13 verschiedene Weinsorten. Aus jenem Städtchen nördlich von Avignon und nahe der Rhone erreichen den bundesdeutschen Konsumenten Jahr für Jahr auch noch ganz andere Produkte: Bücher, Unterhaltungsliteratur im besten Sinne. Verfasst von Alexandra Cordes, 1935 in Bonn geboren, die sich im Laufe der Jahre mit mehr als 60 Büchern und einer Gesamtauflage von rund 15 Millionen Exemplaren in die Herzen vor allem der deutschsprachigen Leserinnen und Leser geschrieben hat.

Wie es anfing? Alexandra Cordes überlegt nur kurz, zu oft hat sie diese und andere Geschichten schon neugierigen Journalisten erzählen müssen. Bald 30 Jahre liegt das alles nun schon wieder zurück. Damals, 1958, animierte Michael Horbach seine Ehefrau zum Schreiben ihres ersten „richtigen“ Romans.

Horbach drängte sie förmlich; „Warum setzt du dich nicht hin und schreibst die Geschichte deiner Generation, die der Kinder, die den Krieg bewusst miterlebt haben, die aber nichts tun konnten als mitzuleiden?“. Und so schrieb sie das Buch, schickte das Manuskript an den Rowohlt-Verlag und erhielt von Wolfgang Weyrauch, in jenen Jahren Lektor in Reinbek, die unmissverständliche Antwort: „Schreiben Sie besser nie mehr eine Zeile!“ Dass sie sich nicht daran hielt und vielleicht gerade deshalb zur Bestsellerautorin wurde – dies zu ergründen, wäre möglicherweise einmal ein lohnendes Thema für eine Diplom- oder gar Doktorarbeit.

Bevor ich am letzten Glas Wein nippe, frage ich natürlich auch noch, was es mit all den Etikettierungen auf sich habe, die Kritiker sich für Alexandra Cordes´ Arbeiten ausgedacht haben. „Nee“, sagt sie da mit Charme und Überzeugungskraft, „wir fabrizieren keine Träume. Nein, das tun wir nicht…“.

Lieben und Sterben in der Provence.
Die Geschichte der Alexandra Cordes; Langen-Müller

Erich von Däniken (Jg. 1935), ein Prophet oder ein Blender? Ein Vordenker oder ein Nachbeter? Was könnte darüber besser Auskunft geben als ein Gespräch mit ihm – sagte ich mir und traf mich mit dem Bestsellerautor (damals waren seine Bücher bereits in 31 Ländern in einer Gesamtauflage von mehr als 45 Millionen Exemplaren erschienen) am Rande der Frankfurter Buchmesse. Ich begegnete einem im Grunde sympathischen Menschen, der zwar von sich behauptete „Ich kann von den Tantiemen nicht leben“, der aber bereitwillig und freundlich alle meinen Fragen beantwortete. Unser Gespräch begann damit, dass ich fragte:

„Herr von Däniken – wer sind Sie eigentlich? Und wie kamen Sie ausgerechnet auf die Idee, Bücher zu schreiben?“. Däniken lächelte verschmitzt und antwortete: „Über die Frage könnte man schon ein Buch schreiben. Ich bin in einem katholischen Internat aufgewachsen, habe sechs Jahre Lateinisch und Griechisch übersetzt und darunter auch Teile des Alten und des Neuen Testaments. Und damit hat alles begonnen. Denn im Alten Testament werden ein Gott beschrieben und Handlungen eines Gottes, mit dem ich mich schon als Knabe nicht identifizieren konnte. Als Jugendlicher dachte ich immer, der liebe Gott, der muss unendlich sein. Der muss zeitlos sein, der muss fehlerlos sein, der muss allgegenwärtig sein. Und jetzt lernte ich als Junge, dass dieser Gott des Alten Testaments nicht zeitlos war. Er macht ein Experiment, beispielsweise mit Adam und Eva, weiß angeblich nicht, wie es ausgeht. Der Jugendglaube des Erich von Däniken war erschüttert. Und ich frug mich, haben eigentlich andere Gemeinschaften des Altertums auch so kuriose Überlieferungen wie die Israeliten. Und so habe ich angefangen, die Entstehungsgeschichte anderer alter Völker zu lesen.“

Naheliegend meine nächste Frage: „Was fasziniert Sie offensichtlich so an unser aller Ursprung? Und Däniken bemüht sich weiter um Sachlichkeit: „Irgendein berühmter Zeitgenosse,

ich weiß nicht mehr, wer es war, sagte einmal: Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen. Mir geht es ähnlich. Ich bin überzeugt, dass Außerirdische da waren, das kann man in der Vergangenheit durch Indizien beweisen, nachweisen. Und das hat Einfluß auf die Zukunft. Denn diese Außerirdischen werden wiederkommen. Sie haben es versprochen. Alle Religionen bis in die Gegenwart reden von der Wiederkunft ihres jeweiligen Heilbringers. Verfolgt man das zurück in der Literatur bis weit in die Antike, stellt man fest, dass das Versprechen tatsächlich sehr real gegeben worden ist: wir kommen irgendwann wieder…".

Botschaften aus dem Jahr 2118: Neue Erinnerungen an die Zukunft; Kopp

Hellmut Diwald (Jg. 1924) konnte ich u.a. am 16. August 1983 im Frankfurter Börsenblatt unter der Überschrift „Mut zur Geschichte – Mut zur Wahrheit" innerhalb meiner Serie „Novitäten-Informationen aus erster Hand" vorstellen.
„Ich möchte nicht nur für Fachkollegen schreiben", hat er einmal geäußert, „sondern für alle, die sich für historische Themen interessieren". Für seine 1978 bei Propyläen erschienene „Geschichte der Deutschen" interessierten sich dann allerdings (zunächst) vorrangig Journalisten von Spiegel, stern, Die Zeit und anderen Blättern, die ihm eine Verharmlosung der Nazidiktatur zu unterstellen und ihn in die „rechte Ecke" des politisch-publizistischen Spektrums zu drängen versuchten. Hellmut Diwald, von dem hier die Rede, ist promovierter Historiker und derzeit Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Erlangen – und hat diesen Sturm im Blätterwald unbeschadet überstanden: „Früher oder später geht jeder einmal durch diese Mühle, wenn er sich mit tabuisierten Themen befasst". Mehr noch: Die Diskussion um ihn und seine Arbeit hat ihm zu einer Popularität verholfen, die seine 1982 erschienene „Luther"-Biographie über Monate hin ausgerechnet auf der Spiegel-Bestsellerliste dominieren ließ. Jetzt hat Diwalds neuer Hausverlag Lübbe unter dem Titel „Mut zur Geschichte – Mut zur Wahrheit" eine neue Arbeit des in Würzburg lebenden Historikers angezeigt. Ein Buch, das neuerlich für Schlagzeilen und hitzige Diskussionen gut sein dürfte.

Herr Prof. Diwald, Historiker, die sich von Berufs wegen mit dem beschäftigen, was Vergangenheit, was vergangen ist, kommen die überhaupt mit der Gegenwart zurecht – von der Zukunft ganz zu schweigen?

Prof. Diwald: *Ich möchte darauf genau umgekehrt antworten. Eine meiner Grundanschauungen lautet nämlich, nichts von der Vergangenheit ist so vergangen, dass es tot und museal wäre. Ich beschäftige mich professionell seit langem mit Geschichte und finde sie nach wie vor aufregend. Weil ich Geschichte als variierte, als verkappte, als tradierte verstehe, d.h. Gegenwart ist für mich markierte Geschichte. Wir haben uns im Wesentlichen seit 1945 in vielen Bereichen den Zugang zu unserer Gegenwart dadurch verschlossen, dass wir die Geschichte überhaupt nicht mehr wahrnehmen wollten. Aus verständlichen Gründen. Ein Zustand, der – so glaube ich – in den letzten sieben, acht Jahren revidiert worden ist. Gottlob: Geschichte ist wieder „in".*

Sie haben – das ist nachzulesen – bereits mit 24 Jahren promoviert, sich mit 29 habilitiert. Waren Sie so etwas wie ein wissenschaftlicher Wunderknabe?

Prof. Diwald: *Nein, es war die normale Ochsentour, und das Glück stand mir zur Seite. Ich hatte aber auch große Durststrecken. Es kamen zwei Jahre, von denen ich heute nicht mehr sagen kann, wovon ich eigentlich gelebt habe. Dann gab´s nochmal ein Stipendium; ich habe allerdings in jener Zeit intensiv gearbeitet, mein Studium quasi mit dem vorschriftsmäßigen Tempo hinter mich gebracht.*

Wie kommt, fragt man sich gelegentlich, ein Professor eigentlich dazu, populäre Sachbücher zu schreiben?

Prof. Diwald: *Wenn sich ein Professor konzentriert und seine Zeit nicht verschleudert – ich gebe allerdings zu, es geht ein wenig auf Kosten der Freizeit -, dann kann er sehr vieles in diesem Bereich schaffen. Sicher, ich schreibe für jeden Leser, für jeden, der lesen kann – aber ich schreibe nicht bewusst populär. Nehmen Sie Dürrenmatt, Böll, Grass oder Lenz – schreiben die etwa populär? Sie schreiben für Leser. Warum muss man unbedingt immer trennen: hie Wissenschaft und da das Publikum....*

Geschichte der Deutschen; Propyläen

Ute Ehrhardt (Jg. 1956) gehörte mit zu jenen Autorinnen, mit denen ich mich für meine Zeitungs-Serie „Buch-Power-Frauen aus nächster Nähe" traf (dazu gehörten u.a. auch Gabriele Krone-Schmalz, Amelie Fried und Karin Struck). Die eher zierliche Diplom-Psychologin wagte sich 1994 mit dem frech klingenden Motto und Buchtitel „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin" in die Öffentlichkeit und wurde vom Erfolg förmlich überrollt. Mehr als 30 Auflagen erzielte dieser Ratgeber für Frauen mit angekratztem oder unterentwickelten Selbstbewusstsein binnen kurzer Zeit, und der Frankfurter Krüger Verlag konnte nicht nur eine Verkaufsauflage von über 1 Mio. Exemplaren verkünden, sondern auch, dass das Buch „seit mehr als 30 Monaten auf allen Bestsellerlisten der Republik" zu finden sei. Mehr noch: die

Übersetzungsrechte wurden in 16 Länder verkauft, nicht nur nach Japan und in die USA, sondern z.B. auch nach Island und in die Türkei. Auch ihr Nachfolge-Bändchen „Und jeden Tag ein bisschen böser" schaffte es auf Anhieb auf die Bestsellerlisten.
Wie ließ sich der Erfolg dieser Zeitgeist-Autorin erklären? Im Gespräch mit ihr wurde rasch klar: Ganz einfach, sie klagte nicht nach dem Muster, solange viele Frauen lieber brav die Wohnung aufräumten, statt in ihrem eigenen Leben einmal gründlich reinezumachen, werde sich nichts ändern. Frau Ehrhardts Handlungsmuster: Traut euch, seid, wie ihr seid, vor allen Dingen nicht brav. Im O-Ton Ute Ehrhardt klang das so: „Mir ist das Wichtigste, dass Frauen sich von der Vorstellung verabschieden, sie müßten immer und in jeder Situation von allen gemocht werden…".

Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin:
Warum Bravsein uns nicht weiterbringt; Krüger

Wolfgang Endres (Jg. 1946) schrieb Bestseller eigentlich nur so nebenbei. Hauptberuflich war er Leiter des Studienhauses St. Blasius, von wo aus europaweit Schüler-Ferien-Kurse arrangiert wurden, in denen in der Schule Versäumtes nachzulernen möglich war. Endres hatte als Autor sogenannter Nachhilfe-Bücher, genauer: von Schüler-Elternratgeber auf sich aufmerksam gemacht. Als ich mich mit dem „Oberpauker" traf, hatte er bereits rund 20 Erfolgstitel herausgebracht, wie z.B. „Das Anti-Pauk-Buch" (Beltz), „So ist Lernen klasse" (Kösel) oder „Spaß am Rechnen" (Loewes). Alles Bücher, die schon nach kurzer Zeit zum Bestseller gerieten. Grund genug für mich, ihm ein paar Fragen zu stellen, die unter der Überschrift „Die Schule soll auch Traumfabrik sein" am 29. Dezember 1989 in der Saarbrücker Zeitung Leser fanden.

So fragte ich ihn u.a.:

Sie vermitteln also das, was Lehrer offensichtlich nicht mehr können – eine Technik des Lernens?

Endres: *Lehrer müssen in erster Linie ihr Pensum erfüllen. Sie haben keine Zeit, sich mit dem „Verpackungsmaterial" zu befassen. Alle fordern Kreativität, aber sie zu fördern sind zu wenige bereit. Vielleicht, weil sie vielen Lehrern selber fehlt. Viele betonen, dass die Schule dafür zu wenig Raum läßt. Die Schule wird zu sehr als Versorgungsindustrie gesehen. Ich meine aber, dass die Schule auch die Aufgabe hat, Traumfabrik zu sein.*

Sie sind oft als Gast, als Fachmann in Schulen. Haben Sie den Eindruck, dass der Leistungsdruck an Schulen zugenommen hat?

Endres: *Es stimmt, dass sich die Schülerinnen und Schüler zusehends unter Druck gesetzt fühlen. Und sie haben immer mehr das Gefühl, zu versagen, insbesondere auch die Erwartungen der Eltern nicht zu erfüllen. Ratschläge der Eltern wie „Das schaffst Du schon", „Das kriegst Du hin" sind sicher gutgemeint, setzen die Kinder aber zusätzlich unter Druck.*

Sie liefern also Ratgeber, die von diesem Druck befreien sollen?

Endres: *Ja. Und deshalb sind meine Bücher auch nur bedingt als Ratgeber anzusehen. Denn jeder lernt anders, jeder muss seinen Lernweg selber finden. Meine Bücher sind Orientierungshilfen, Anregungen mit kleinen Experimenten, kleinen Tests, um sich selbst auf die Spur zu kommen. Hier wird entdeckenswertes Lernen praktiziert, gezeigt, dass Lernen auch Spaß machen kann...*

111 starke Lerntipps: Pfiffige Ideen für den Lernerfolg; Beltz

---

S. Fischer-Fabian (Jg. 1922) hatte ich die Seiten 79 bis 82 gewidmet und reserviert in meinem Buch „Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern", das 1988 im Gauke Verlag erschien. Aber davor gab es natürlich die Begegnung mit dem ehemaligen Journalisten und späteren Bestseller-Autor, dessen Erfolgsserie mit dem 1975 bei Droemer erschienenen Buch „Die ersten Deutschen. Über das rätselhafte Volk der Germanen" begann. Unser Treffen eröffnete ich mit dem Satz: „Herr Fischer-Fabian, in einem Bericht über die Frankfurter Buchmesse haben Sie sich einmal darüber beschwert, dass Sie Interviews geben mussten, bei denen Ihnen die guten Antworten immer erst nachher einfielen". Okay. Nächste Frage. Ich schob ihm Stichworte, er mir Episödchen zu. Wie kam es eigentlich zu dem Kontakt mit dem Verleger Willy Droemer? Das sei einfach und kompliziert zugleich gewesen, sagt er. Er, Fischer-Fabian, der Journalist, habe eines Tages den Ex-Journalisten und Droemer-Autor Johannes Mario Simmel interviewt. Und der habe, nachdem er den Artikel über sich („der sehr kritisch war") gelesen hatte, spontan gesagt: „Sie schreiben so gut, Sie müßten mal den Willy kennenlernen". Einen Grund dafür und Gesprächsstoff gab es allemal. Denn Fischer-Fabian war damals „von Pontius zu Pilatus" gegangen mit der Idee, ein Buch über die Germanen zu schreiben. Nur alle angesprochenen Verlage hätten gesagt: Um Gottes willen, haben Sie nichts Einfacheres! Nicht so Willy Droemer. Dessen Reaktion hatte er noch immer im Ohr: „Das machen wir". Und mit den „Ersten Deutschen" begann die Karriere eines neuen Sachbuch-Stars.

Was ist aus Fischer-Fabian geworden, der noch viele, viele Bücher schrieb? Ich habe nachgelesen, dass er bis kurz vor seinem Tod noch an seinem 48. Buch gearbeitet habe, seinen Lebenserinnerungen, die den schönen Titel trugen „Auch Sie kommen darin vor".

Die ersten Deutschen - Der Bericht über das rätselhafte Volk der Germanen; Droemer Knaur

Gaby Hauptmann (Jg. 1957) saß nicht hinter dem Tisch, sondern auf dessen linkem Rand. Sie trug lange, schwarze Stiefel und hatte ihre Beine salopp übereinander geschlagen. Unter den mehr als 200 Zuhörern konnte man die Männer an einer Hand abzählen. Sie wollte an diesem Abend aus ihrem Bestseller „Suche impotenten Mann fürs Leben" lesen. Ich hatte sie – nach Grass, Loest, Wohmann, Noll, Promies und Exner zu einer Veranstaltung in die kleine Odenwaldgemeinde Reichelsheim eingeladen – und sie hatte zugesagt. Warum, das erzählte sie an diesem Abend. Es sei wohl reiner Zufall oder auch nicht, aber ihr Freund habe hier am Ortseingang ein Haus geerbt, das er zwar nicht bewohne, sondern vermietet habe. Und deshalb habe er ihr geraten, diesen Abstecher einzuplanen.
Später habe ich sie dann noch einmal zum Interview getroffen und für die Artikel-Serie „Buch-Power-Frauen aus nächster Nähe" ein Porträt gefertigt, aus dem ich ein paar Absätze zitiere: Für Männer wird es langsam eng. Und für solche, die mit Büchern auf Erfolge hoffen, allemal. Vergeßt die Männer, so überschrieb folgerichtig erst unlängst der stern eine Titelgeschichte zum Thema „Das neue Selbstbewusstsein der Frauen" – und vollzog damit kommentierend etwas nach, was sich seit geraumer Zeit in den Buchhandlungen landauf, landab sowie auf den Bestsellerlisten der Republik beobachten lässt: Frauenbücher haben Konjunktur… Längst ist Gaby Hauptmann, im Hauptberuf Journalistin, die beim Südkurier in Konstanz einst volontierte, in der Reiseredaktion arbeitete, später auch als Moderatorin bei SWF 3 auf Sendung ging, mit ihren Romanen „Suche impotenten Mann fürs Leben" (verkaufte Auflage: mehr als 950.000 Exemplare) und „Nur ein toter Mann ist ein guter Mann" in den Club der Auflagen-Millionäre aufgerückt. Sie vermag herzlich zu lachen über Fragen, die wohl nur einem Mann einfallen können. Also etwa: Was haben Sie, was ein männlicher Autor nicht hat? Über ihr Erfolgsrezept will sie gar nicht erst nachdenken, sagt dann aber doch: „Ich glaube, dass Männer zu steif an Themen herangehen, unbedingt etwas Ernsthaftes zuwege bringen wollen" – im schlimmsten oder im besten Falle gar Literatur. Bei Frauen sei das alles ganz anders: „Die schreiben mit Witz über das, worüber sie sich vielleicht jahrelang geärgert haben, einfach so, an der Schreibmaschine sitzend und drauflos…".

Eine Handvoll Männlichkeit; Piper

Willi Heinrich (Jg. 1920) hatte ich – verabredungsgemäß – die redigierte Fassung unserer Tonband-Interviews geschickt mit der Bitte um kritische Durchsicht und erhielt am 7. Juli 1982 ein Antwortschreiben, aus dem ich einige Zeilen zitiere: „Lieber Herr Schmitt, schönen Dank für Ihren freundlichen Brief und für die vorbildliche Einlösung Ihrer Zusage, mir Einblick in die Abschrift des Interviews zu geben. Vielleicht hätten Sie das jedoch lieber sein lassen, denn es liegt in der Natur des Schriftstellers, sich niemals mit der Lektüre eines Manuskripts zufrieden zu geben, sondern seine Aussagen, seien sie nun schriftlich oder mündlich erfolgt, einer kritischen Durchsicht zu unterziehen, was regelmäßig zur Folge hat, dass er hurtig Hand anlegt, subjektiv offensichtliche Mängel schleunigst zu beseitigen. Bei mir hat das nicht zuletzt auch damit zu tun, dass ich, um mich präzis auszudrücken, auf ein Blatt Papier angewiesen bin. Die schöne Gabe freier Rede war mir noch nie gegeben, und weil dies so ist, konnte ich mir, was das Reden betrifft, auch nicht jene Routine zulegen, um die ich so manchen meiner Schriftstellerkollegen insgeheim beneide." Kurzum, das auf diese Weise autorisierte Interview umfaßte letztlich 23 Zeilen mehr als der vorliegende Text, zu dem Willi Heinrich allerdings noch anmerkte: „Sie können nach Gutdünken streichen und übernehmen, was Ihnen gefällt!"
Neben dem Interview gab es auch noch einen Werkstatt-Bericht über meinen Besuch bei Willi Heinrich, der in meinem Buch „Die Auflagen-Millionäre" Aufnahme fand. Daraus einige Zeilen aus der Einleitung:
Im Allgemeinen schweben die Wolken unter ihm. Und wenn die Luft klar ist, kann man gar zwanzig, dreißig Kilometer landein blicken. Wer sich hinter Baden-Baden die Schwarzwaldhochstraße hinaufschlängelt, die angegebenen Fahr- und Abkürzungshinweise befolgt, der findet – tief im Walde gelegen, fernab aller Hektik und des oftmals turbulenten Buchmarktbetriebs allemal – das, was die postalische Bezeichnung „Berghaus Schönbrunn, 7850 Bühl-Neusatz" trägt. Der ist bei Heinrichs zuhause, kann vom Wohnzimmer, vom Garten oder Arbeitsdomizil aus nachvollziehen, was Hausherr Willi allmorgendlich an Natur und den auch (oder einzig?) schönen Dingen dieser Welt erblickt.
Hierher hat er sich zurückgezogen, der Erfolgsautor, den alle Welt zu kennen glaubt (schließlich haben seine bislang mehr als 20 Bücher eine supranationale Verbreitung in fast 60 Millionen Exemplaren gefunden; die deutsche Gesamtauflage dürfte zwischen 15 und 20 Millionen, allein die Buchgemeinschaftsauflage bei über zehn Millionen Exemplaren liegen), und der doch ganz anders scheint, der sich schon seit Jahren dem gängigen Literaturbetrieb erfolgreich zu entziehen verstanden hat: Willi Heinrich. Seine Autorenkarriere gleicht in nicht wenigen Punkten der eines einstigen Industrie-Bosses, den das sogenannte bundesdeutsche Wirtschaftswunder in ebenfalls einsame Höhen geführt hat. Ein eher unvorhersehbarer, unkalkulierbarer Erfolg, der den in Heidelberg Geborenen lange Zeit sichtlich überraschte…
Aber auch aus dem schon zitierten Interview zwei Fragen mit zwei (autorisierten) Antworten:

Herr Heinrich, Sie haben einmal geäußert, dass Sie sich – ich zitiere – „im heiteren Sinne zur Trivialliteratur" bekennen. Wie ist das zu verstehen?

Heinrich: *Trivialliteratur hat bei uns etwas Anrüchiges. Das ist in anderen Ländern nicht der Fall. Es geht mir beim Schreiben nicht in erster Linie darum, etwas zu produzieren, womit ich in die Literaturgeschichte eingehe. Es geht mir vielmehr darum, eine Geschichte zu erzählen, die mir persönlich Spaß macht. Wie dies bei den meisten meiner Romane, besonders den letzten, die mehr oder weniger Romankomödien sind, eben der Fall ist. Ich kann die Themen, die ich heute behandle, nicht mehr mit blutigem Ernst aufgreifen, wie das normalerweise geschehen sollte, sondern nur noch mit einer gewissen Ironie. Mein Problem ist allerdings, dass diese Ironie in Deutschland nicht als solche empfunden wird.*

Nicht die Botschaft, sondern die Unterhaltung des Lesers steht für den Autor Willi Heinrich also im Vordergrund. Wie reagieren Sie, wenn ein Kritiker Ihnen und Ihrem jeweils neuen Buch dennoch gerade dies vorhält?

Heinrich: *Das ist eben eine persönliche Einstellung zur Literatur. Da ich mich ohnehin als Außenseiter unter den Schriftstellern betrachte, fühle ich mich den Spielregeln und Kriterien, die bei uns gang und gäbe sind, nicht verpflichtet...*

Vermögen vohanden; Lübbe

Tanja Kinkel (Jg. 1969) war in meinem Terminkalender vermerkt mit dem Hinweis, dass wir uns am Donnerstag, 3. Oktober 1996 am Stand 6.0 C2 115 auf der Frankfurter Buchmesse zum Interview treffen. Sie hatte gerade ihren Roman „Die Schatten von La Rochelle" veröffentlicht und zeigte sich gesprächsbereit. Heute lese ich auf ihrer Website u.a., dass sie Mitglied im Deutschen PEN sowie Präsidentin der Internationalen Feuchtwanger Gesellschaft und zudem promoviert ist. Damals schrieb sie noch an ihrer Doktorarbeit, die neben der Schriftstellerei entstand. Bis dato kann sie 20 Romane in einer weltweiten Gesamtauflage von über sieben Millionen Exemplaren vorweisen.

Es war ein lockeres, interessantes Gespräch, das wir führten, und es begann mit der Frage:

Marcel Reich-Ranicki ist – nach eigenem Bekunden – seit vielen Jahren auf der Suche nach dem großen deutschen Roman. Sie, Frau Kinkel, schreiben seit ein paar Jahren dicke Romane. Warum, meinen Sie, nimmt Sie der alte Herr aus Frankfurt dennoch nicht zur Kenntnis?

Tanja Kinkel: *Ich bin eine Frau. Die Romane sind, bis auf einen, über vierhundert Seiten lang. Und es sind historische Romane. Alles Kriterien, die das wahrscheinlich ausschließen.*

Was Presseöffentlichkeit angeht, so brauchen Sie sich allerdings nicht zu beklagen.

Tanja Kinkel: *Nein.*

Die Neue Zürcher Zeitung, Die Welt und natürlich auch all die Frauenzeitschriften informieren über Sie und Ihre Bücher. Beschreiben Sie doch bitte einmal dieses Gefühl, Teil der Medienöffentlichkeit zu sein.

Tanja Kinkel: *Ich habe nicht das Gefühl in dem Sinn, wie Sie es wahrscheinlich meinen. Autoren sind nicht wirklich prominent. Es passiert mir eigentlich nicht, dass ich auf der Straße erkannt werde. Es ist mir jetzt mal auf der Buchmesse passiert. Aber das sind meistens Buchhändler, die schon mal ein Foto von mir gesehen haben. Ansonsten wirkt es sich nur in der Form aus, dass ich häufig interviewt werde – und es ist schon etwas seltsam, über sich etwas in der Zeitung zu lesen. Ähnlich seltsam ist es, seine Stimme auf Band zu hören. Es ist gelegentlich auch schmeichelhaft. Ich wünschte allerdings, dass diese Artikel mehr über meine Romane als über meine Person berichten...*

Ich muss da einschieben, dass ich zu jener Spezies Journalisten zähle, die das jeweils neue Buch nur am Rande interessiert. Ich bin neugierig auf die Person, die diese Bücher schreibt, wie sie denkt, wie sie sich und ihre Arbeit begreift, wie sie sich darstellt. Sie haben unlängst, wie zu lesen war, Ihr Studium der Germanistik, Theater- und Kommunikationswissenschaft abgeschlossen. Das deutet ja eigentlich auf einen zukünftig „richtigen" Beruf hin…

Tanja Kinkel: *Der „richtige" Beruf ist und bleibt die Schriftstellerei. Ich hatte das Glück, dass meine Eltern mich in keiner Weise unter Druck gesetzt haben was meine Berufswahl angeht.*

Haben Sie vor, auch einmal Gedichte zu schreiben, zu veröffentlichen?

Tanja Kinkel: *Nein. Ich schreibe zwar auch Gedichte, aber ich habe nicht vor, diese zu veröffentlichen. Ganz bestimmt nicht. Dazu muss ich nur Rilke lesen – und bin sofort davon geheilt...*

Das Spiel der Nachtigall; Knaur

Hans Hellmut Kirst (Jg. 1914) besuchte ich in seiner Münchner Wohnung und konnte das Interview anschließend in meinen Tageszeitungs-Verteiler nehmen (wo u.a. die Nürnberger Nachrichten am 3. August 1982 das Interview abdruckten). Die Niederschrift der Begegnung trug die Überschrift „Es ist schwer, gegen Etikettierungen anzuschreiben": Vom 08/15-Image kam er mehr als zwei Jahrzehnte lang nicht weg. Er schrieb Tierbücher, Kriminalgeschichten, präsentierte sich als (freier ZDF-)Filmkritiker via Mattscheibe vor Millionen bundesdeutschen Fernsehzuschauern. Doch für viele ist er immer noch der Autor des Supersellers „08/15" (der es alleine hierzulande auf eine Verkaufsauflage von rund zwei Millionen Exemplaren gebracht hat). Kirst, in Ostpreußen geboren, war zwölf Jahre Berufssoldat, 22 Jahre Zeitungsjournalist und seit 1950 (auch) Autor von rund drei Dutzend Büchern, die weltweit – in 28 Sprachen übertragen – in einer Auflage von über zehn Millionen Exemplaren verbreitet sind.

Herr Kirst, mit Ihrer Anfang der 50er Jahre erschienenen „08/15"-Trilogie wurden Sie über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Berühmt. Fühlen Sie sich seit dieser Zeit nicht einseitig festgelegt?

Kirst: *Dieses „08/15"-Buch ist nicht mein erstes, sondern mein viertes gewesen. Vorher waren drei Bücher und nachher kamen noch etliche andere. Die allerdings auch Themen dieser Art hatten. Es sind Themen, die sich mit dem Dritten Reich beschäftigen, das zwölf Jahre meines Lebens – es waren die wichtigsten Jahre, Jahre, in denen man ganz da und hellwach ist – beanspruchten. Sie sind eigentlich für mich ein großer Speicher gewesen, aus dem ich einiges hervorholen, verarbeiten konnte und musste. „08/15" ist wohl das spektakulärste Buch gewesen, aber nicht mein wichtigstes. Und auch nicht mein bestes. Es passte nur damals mitten in die Zeit.*

Kritiker, Leser sehen in Hans Hellmut Kirst wohl vornehmlich den Verfasser von Büchern über die Kriegs- und Soldatenzeit. Wie ist denn tatsächlich Ihre „schriftstellerische Bandbreite"?

Kirst: *Nehmen wir zunächst einmal die Bücher, die ich für die wichtigsten halte, diejenigen, die sich mit dem Dritten Reich beschäftigen. Ich befand mich damals wie unter einer Glasglocke.*

Mit Ihrem bei C. Bertelsmann erschienenen Roman „Ende ´45" haben Sie erneut ein Stück deutsche Nachkriegsgeschichte aufgearbeitet. Warum dies, mehr als vierzig Jahre danach?

Kirst: *Die Frage ist mir schon einmal gestellt worden. Vor über 15 Jahren, und zwar von der „New York Times". Die hat damals nämlich, zwanzig Jahre nach dem Krieg, eine große Beilage veröffentlicht, wie es gewesen ist, 1945. Und da hatte ich sozusagen die Ehre, als einziger deutscher Schriftsteller einen Beitrag zu liefern. Und das war ein Bericht über die letzten Tage des Krieges. Da habe ich geschildert, wie sich Soldatenverbände auflösten, damals die neuen „Familienverhältnisse" begannen, einige sich töteten, andere in Gefangenschaft gerieten, wieder andere unterzutauchen versuchten. Und dieses Gefühl, was soll man nach all dem tun als Deutscher, diese ganzen Fragen haben mich immer wieder verfolgt. Und ich habe mir gesagt, es wäre wohl interessant, diese Zeit einmal ausführlich zu beschreiben. Diese drei bis vier Wochen vor dem Ende und dann die Zeit wieder drei bis vier Wochen unmittelbar danach. Das habe ich mir immer wieder vorgestellt....*

Die Nacht der Generale; Goldmann

Ephram Kishon (Jg. 1924) machte im Frühjahr 1997 im Rahmen einer Promotion-Tour auch Station in Darmstadt, wo ich ihm in den Mitarbeiterräumen der Hugendubel-Buchhandlung bei einer Tasse Kaffee ein paar Fragen stellen konnte. Unter dem Titel „Comeback mit Rassismus-Satire" gab ich danach das Ergebnis unseres Gesprächs in meinen Presseverteiler:

Seine Bücher sind weltweit in einer Auflage von rund 40 Millionen Exemplaren verbreitet. Und in den 70er Jahren war er mit Titeln wie „In Sachen Kain und Abel", „Kein Öl, Moses" oder „Paradies neu zu vermieten" nicht nur in aller Munde, sondern oft monatelange auf den Bestsellerlisten zu finden: Ephraim Kishon, in Budapest als Ferenc Hoffmann geboren und zuletzt in Tel Aviv zuhause. Nach einer weniger medienträchtigen Zwischenphase meldete er sich (nach eigenem Bekunden) im Land seiner „treuesten Fan-Gemeinde" mit einem grandiosen Comeback zurück. Mit dem satirischen Roman „Mein Kamm", bei dessen Lektüre manchem allerdings das Lachen im Halse stecken bleiben könnte. Ein Buchthema, dem sich ansonsten eher Linksintellektuelle verschrieben haben und das laut der Allgemeinen Jüdischen Zeitung „Satire als Mahnung gegen Antisemitismus und Rassenhass" bietet. Begleitet wurde Kishons Comeback mit einer 13teiligen TV-Serie, die Super-RTL ausstrahlte. Einige Passagen aus dem Interview mit dem etwas gewandelten Humor-Weltmeister:

Herr Kishon, wie definieren Sie eigentlich Humor?

Kishon: *Nach meiner Erfahrung ist Humor eine Mischung aus Überraschung, etwas Unerwartetem und ein bisschen Schadenfreude.*

Wann haben Sie das letzte Mal so richtig herzhaft gelacht?

Kishon: *Ach, das passiert manchmal bei ganz normalen Anlässen – etwa wenn ein berühmter Kritiker die Treppe herunterfällt.*

Denken Sie da an einen bestimmten Herrn?

Kishon: *Aber sicher, ich habe die Sache doch selber miterlebt.*

Es hat doch einige Zeit gedauert, bis ein Kishon-Buch wieder einmal auf der Spiegel-Bestsellerliste notiert worden ist. Woran lag's?

Kishon: *Ich kann Ihnen dafür keine Erklärung geben. Meine Bücher verkaufen sich nach wie vor bestens, pro Titel werden bis zu 150.000 Exemplare abgesetzt. An den Lesern kann es also nicht liegen.*

Liegt es vielleicht daran, dass der Kritiker Marcel Reich-Ranicki Ihre Bücher nie lobt? Warum eigentlich nicht?

Kishon: *Das müssen Sie ihn fragen.*

Tut es weh, dass er Sie noch nicht einmal zur Kenntnis nimmt?

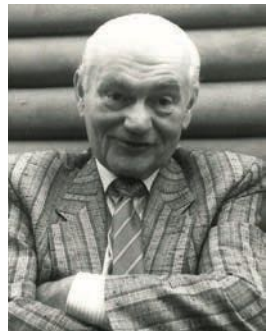
Kishon: *Bisher hat er immer die Ausrede gehabt, Humor sei nicht sein Metier. Mit „Mein Kamm" habe ich jetzt allerdings einen Roman vorgelegt – und da gibt es keine Ausrede mehr.*

Wie hat man sich Ihren Arbeitsalltag heute vorzustellen?

Kishon: *Ich mache Werbung für mein neues Buch „Mein Kamm". Ich bin nicht hier, um mich zu amüsieren. Und unser Gespräch ist kein Entertainment-Programm...*

Der Fuchs im Hühnerstall; Langen-Müller

Heinz G. Konsalik (Jg. 1921) traf ich (während meiner Zeit als geschäftsführender Redakteur des Branchenmagazins „Buchreport") 1976 auf der Frankfurter Buchmesse. Wir hatten eine halbe Stunde Zeit fürs Interview eingeplant, zu wenig, um all die Fragen zu stellen, die ich mir überlegt hatte. Dennoch war es ein sehr offenes Gespräch, an das ich mich erinnere:



Man kann ihn und seine Art Bücher zu schreiben mögen, gar bewundern. Man kann aber auch unter literaturkritischen Gesichtspunkten seine Produktion betrachten und – sicher nicht ganz fair – zu abwertenden Urteilen kommen. Aber eines kann man nicht: Ihn nicht zur Kenntnis nehmen. Denn ein „Superstar" ist er zweifelsohne. Mit seinen 136 Romanen, übersetzt in 26 Sprachen, vertrieben in einer Gesamtauflage von 67 Millionen Exemplaren. Dazu kommt die sprichwörtliche Frohnatur, die Verständigungsprobleme zwischen Autor und Leser gar nicht erst aufkommen lässt. Heinz G. Konsalik, als Heinz Günther in Köln geboren und zuletzt in Bad Honnef lebend, beschäftigt die Gemüter. Die Leser einer-, aber auch Kritiker andererseits, seit er sich entschloss, Bücher zu schreiben. Sein erstes, „Die Straße ohne Ende", erschien 1952. Sechs Jahre später gelang ihm mit „Der Arzt von Stalingrad" der große Durchbruch. Titel wie „Strafbataillon 999", „Liebesnächte in der Taiga", „Liebe am Don" usw. folgten. Wer hinter das Erfolgsgeheimnis dieses Autors kommen will, der ursprünglich „ein Mann des Theaters" war, eine Ausbildung zum Dramaturgen absolvierte, Theaterwissenschaft studierte und selbst auf der Bühne stand, unterhält sich am besten mit ihm selbst.

Herr Konsalik, Sie sind unter Deutschlands Autoren das, was man mit Fug und Recht einen Superstar nennen könnte. Doch anders als z.B. bei Ihrem Kollegen Simmel, werden Sie und Ihr Werk von der Literaturkritik kaum, oder wenn, dann mit erkennbaren Vorurteilen zur Kenntnis genommen. Was verbindet Sie schriftstellerisch mit und was trennt Sie von Simmel?

Konsalik: *Das ist eine Frage, die ich kaum beantworten kann. Simmel und ich, wir kennen uns gut. Wir tun uns gegenseitig überhaupt nicht weh, denn der Markt ist groß genug. Es gibt nur wenige Schriftsteller im deutschsprachigen Raum, die diese Breitenwirkung haben. Wir kommen uns jedoch nie in die Quere. Der simmelsche Stil und die simmelsche Auffassung sind natürlich etwas anders als die meine. Wenn die Literaturkritik mich nicht wahrnimmt, dann interessiert mich das überhaupt nicht. Ich weiß, gerade von Simmel, dass der sich Kritiken sehr zu Herzen nimmt. Ich bin genau das Gegenteil.*

Bei Ihnen ist es allerdings so, dass Sie von der Literaturkritik noch nicht einmal verrissen werden.

Konsalik: *Darüber bin ich gar nicht traurig. Wenn die Literaturpäpste mich wahrnehmen und über mich schreiben würden, ob negativ oder positiv, würde ich sofort zu mir sagen: Heinz, was hast Du falsch gemacht?*

Auch wenn man Sie loben würde?

Konsalik: *Auch dann. Denn dann habe ich bestimmt etwas falsch gemacht. Mein Kriterium sind meine 67 Millionen Auflage. Und 67 Millionen können sich nicht irren. Das ist das Einzige, worauf ich Wert lege. Ob jetzt zehn oder zwölf elitäre Kritiker über mich schreiben oder nicht, ob diesen Zwölfen meine Bücher gefallen oder nicht, ist mir vollkommen gleichgültig. Denn meine Leserschaft liest die Kritiken sowieso nicht...*

Liebe ist stärker als der Tod; Heyne

Irina Korschunow (Jg. 1925) hatte am 31. Dezember Geburtstag – und aus Anlass der 60. Wiederkehr verabredete ich mich mit der damals in Grafrath bei München lebenden Schriftstellerin, um über eine Zwischenbilanz ihres literarischen Lebens zu sprechen. Der erste Satz, den ich von ihr hörte, lautete: „Ich habe immer im richtigen Moment die richtigen Menschen getroffen". Dabei hat sie den, der einst ihr Talent wohl als erster entdeckte und durch den Abdruck ihrer Erzählungen und Kurzgeschichten förderte, nie persönlich kennengelernt – den Feuilletonchef der Süddeutschen Zeitung. Doch dann traf sie – eher zufällig – eine Jugendbuchlektorin, mit dem Ergebnis, dass sie einen Jugendroman schrieb („Die Sache mit Christoph"), der auch noch in acht Sprachen übersetzt wurde. Dann rief sie ein TV-Redakteur an, der einiges von ihr gelesen hatte, was dazu führte, dass sie ein Fernsehspiel („Der Führerschein") schrieb, das eine Einschaltquote von 50 Prozent erzielte. Und dann gibt es von dieser offensichtlich erfolgverwöhnten Autorin auch noch Erwachsenenromane wie etwa „Glück hat seinen Preis". Doch auch mit diesen „Familienromanen" lässt sich nur ein Teil der in Stendal geborenen Autorin (Vater Russe, Mutter Deutsche) erkennen und erklären. Den „anderen Teil" wollten wir beim Gespräch klären, das unter der Überschrift „Mit Glück die richtigen Menschen getroffen" am 4. März 1983 im Darmstädter Echo veröffentlicht wurde.

Frau Korschunow: Kinder und Eltern kennen Sie vornehmlich von Ihrer erfolgreichen „Wawuschel"-Serie, TV-Zuschauern ist Ihr Name u.a. durch Fernsehfilme wie „Der Urlaub" bekannt. Bei Hoffmann und Campe kann man von Ihnen Bücher wie „Glück hat seinen Preis" oder „Der Eulenruf" finden. Haben Sie gelegentlich mit sich und ihren Schreibvorlieben ein wenig Zuordnungsprobleme?

Irina Korschunow: *Ich habe die „Wawuschel"-Geschichten vor bald 20 Jahren geschrieben. Sie sind zwar sehr bekannt, aber eigentlich nicht mehr das, was für mich als Kinder- und Jugendbuchautorin typisch ist. Ich habe inzwischen Bücher geschrieben, die viel tiefer gehen, an die Psyche des Kindes heranführen. Ich glaube, die sind sehr viel wichtiger. Und vor allen Dingen: Ich habe inzwischen Jugendromane geschrieben wie z.B. „Er hieß Jan" oder „Ein Anruf von Sebastian". Die stehen zumindest mit einem Bein bereits in der Belletristik, in dem Bereich, den man Bücher für Erwachsene nennt. Der Schritt zum Roman war von da aus also gar nicht mehr so groß. Zuordnungsprobleme? Die habe ich überhaupt nicht. Warum soll ein Autor nicht mit mehreren Stimmen sprechen? Man war mal ein Kind, man war mal ein junger Mensch, man ist ein Erwachsener. Und warum soll man nicht aus dieser Vielschichtigkeit heraus erzählen...*

Langsamer Abschied; Hoffmann & Campe

Franz Kurowski (Jg. 1923) wohnte in Dortmund-Oespel im Haus Nr. 2 des Kötterwegs. Ich erinnere mich aus zweierlei Gründen daran noch genau: 1. hatte ich den Auftrag, dem WDR ein Feature von diesem Autorenbesuch zu liefern und 2. war es nicht gerade einfach, ihn dort auch zu finden. Jenen Autor, der Bücher, Hefte, Schriften wie vom Fließband zu liefern schien (Gesamtauflage mehr als zehn Millionen Exemplare): „insgesamt 552 Publikationen, wenn ich die Krimis, Roman- und Westernhefte noch dazunehme", wie er locker vom Hocker erzählte, ohne jedoch auch auf seine Veröffentlichungen in der Reihe „Der Landser" einzugehen. Aber es waren auch Verlage wie Engelbert, Arena, Econ, Hestia und Motorbuch dabei, die Arbeiten des offensichtlichen Erfolgsautors (der sich eine Vielzahl von Pseudonymen zugelegt hatte) veröffentlichten.

Krieg unter Wasser – U-Boote auf den sieben Meeren 1939–1945; Econ

---

Hera Lind (Jg. 1957) sagte, als ich sie im Herbst 1994 traf, auf meine Frage, warum sie schreibe: „Ich will mich selbst amüsieren". Aber auch noch ein paar andere Antworten sind auf dem Interview-Mitschnitt zu hören:

Seit Monaten steht ihr nur noch ein Mann (nämlich John Grisham mit seinem Opus „Die Akte") im Wege, um die absolute Nr. 1 auf der Taschenbuch-Bestsellerliste zu werden. Und Monat für Monat verkauft der Fischer Verlag von ihrem Roman „Das Superweib", der im Frühjahr 1995 von Bernd Eichinger auch noch verfilmt wird, nahezu 100.000 Exemplare. Ihre bislang drei veröffentlichten Bücher – neben dem „Superweib" noch „Ein Mann für jede Tonart" und „Frau zu sein bedarf es wenig" – steuern auf eine Gesamtauflage von zwei Millionen Exemplaren zu. Doch wer ist diese Erfolgsautorin mit dem Künstlernamen Hera Lind? Wie arbeitet, wie denkt, wie tickt diese in Köln Ansässige, die nach eigener Aussage „aus dem Bauch in die Seele der Leserinnen zwischen 15 und 65 schreibt".

Frau Lind, von der Kritik lange Zeit unbemerkt, haben Sie mit „Das Superweib“ einen mit inzwischen weit über 600.000 Exemplaren verkauften absoluten Hit gelandet. Wie gehen Sie damit um, plötzlich eine der derzeit am meisten gelesenen deutschen Gegenwarts-Autorinnen zu sein?

Hera Lind: *Ich finde das wie gesagt nicht erstaunlich. Die Leute wollen nicht immer nur schwere Gedanken lesen. Beim Lesen meiner Bücher lässt man sich einfach treiben, fallen, man kreischt und juchzt und lacht. Man will sich amüsieren und nicht stundenlang grübelnd vor einer bestimmten Distel stehen und überlegen, warum die Stacheln hat.*

In Ihrer Vita ist zu lesen, dass Sie hauptberuflich Sängerin sind. Da Sie also von der Musik her kommen, ist die Frage naheliegend, ob Sie Ihre Bücher quasi komponieren?

Hera Lind: *Ich kann nichts komponieren. Ich plaudere. Zuerst mit mir selbst, also mit meinem Computer. Da bin ich glücklich. Stundenlang sitze ich in meiner Garage, wo mein Mann mir den Schreibcomputer installiert hat und den Drucker und alles, was ich brauche. Da sitze ich und schreibe so lange, bis meine Kinder aus der Schule oder dem Kindergarten kommen. Oder ich zum Dienst muss.*

Auf Seite 400 Ihres Bestsellers „Das Superweib“ steht das Wort „Ende“. So wie im Kino, damit die Leute merken, dass sie jetzt wieder zurück müssen in die Wirklichkeit, die Alltagswelt? Ist Schreiben für Sie eine Art Kino?

Hera Lind: *Das ist eine gute Frage. Ich habe mein Kino immer im Kopf, auch die Untertitel. Schreiben ist für mich nichts anderes, als diese Kinobilder in Sprache umzusetzen.*

Aber Kino wie Literatur sind doch nicht die Wirklichkeit. Was wollen Sie mit Ihren Büchern „transportieren“?

Hera Lind: *Ich habe überhaupt keinen Anspruch, außer dem, mich selbst zu amüsieren. Ich weiß inzwischen, dass sehr, sehr viele sich mit mir amüsieren. Ich bemühe mich, nicht kitschig zu sein. Jeder Mensch ist manchmal kitschig. Aber ich glaube, das ist es: Die kleinen Dinge des Alltags mit der Sommersonne beleuchten und mit meinem mir angeborenen Optimismus.*

Sie wirken sehr selbstsicher. Wie weit sind Sie denn auf dem Weg zur Selbstfindung als Autorin?

Hera Lind: *Ich schreibe einfach. Ich ordne mich nicht ein. Ich vergleiche mich nicht. Ich weiß, wo ich mich persönlich einordnen muss. Aber das ist nicht zwischen anderen Schriftstellern...*

Die Hölle war der Preis; Diana

Klaus Mehnert (Jg. 1906) traf ich am 14. Juni 1983 im Stuttgarter Hotel „Graf Zeppelin“. Wir hatten uns quasi „auf halbem Wege“ verabredet – (er wohnte in Schömberg bei Freudenstadt und ich mit meiner Redaktionsstube in Darmstadt), um über sein ereignisreiches Leben und seine Bestsellererfolge zu reden. Es war – so erinnere ich mich - ein sehr angenehmes Gespräch, an dessen Ende er mir gar noch seine Geheim-Nummer gab, für den Fall, dass es Nachfragen in Sachen Interview geben sollte, das kurze Zeit später u.a. im Frankfurter Börsenblatt unter der Überschrift „Weltgeschichte sehen, kapieren und anderen mitteilen“ veröffentlicht wurde. Daraus einige Passagen:

Herr Prof. Mehnert, Sie sind in Moskau geboren, in Stuttgart zur Schule gegangen, haben u.a. in Berlin studiert, als Professor in Hawaii und Schanghai, später auch in Aachen gelehrt. Reisen, Aufenthalte in aller Herren Länder waren, sind Teil Ihres Lebens. Gibt es noch Plätze, Gegenden auf dieser Erde, die zu besuchen für Sie so etwas wie ein bislang nicht erfüllter Traum sind?

Prof. Mehnert: *Nein, alles, was ich sehen wollte, habe ich abgehakt. Jetzt geht es auf meinen Reisen nur noch darum, Ort wiederzusehen, an denen ich schon war. Doch ich war, um das gleich zu gestehen, nicht am Nordpol und nicht am Südpol. Und ich habe auch nicht die Absicht, dort hinzufahren. Auch nicht auf die Falklandinseln. Nein, die über 100 Länder, in denen ich in meinem Leben war, die langen mir.*

Sie haben Geschichte studiert, waren u.a. Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, von 1933 bis 1936 gar Moskau-Korrespondent für eine Reihe von Zeitungen, von 1947/48 Leiter des Deutschen Büros für Friedensfragen, Chefredakteur der Wochenzeitung „Christ und Welt“ und bis 1972 Direktor und Professor am Institut für politische Wissenschaften an der TH Aachen. Von Ihren Meriten als Sachbücher schreibender Bestsellerautor gar nicht geredet. Stellt sich, wenn Sie zurückblicken, bei Ihnen so etwas wie Zufriedenheit ein?

Prof. Mehnert: *Es ist unmodern, zu sagen, dass man ein glücklicher Mensch ist. Man muss ja eigentlich stöhnen und sich selbst kleinreden. Deswegen scheue ich mich fast, auf Ihre direkte Frage direkt zu antworten. Doch die Antwort ist „ja". Die Voraussetzung für all das, was Sie hier freundlicherweise aufgezählt haben, ist freilich etwas, wofür ich überhaupt nichts kann: meine Gesundheit. Was ich erreichen wollte in meinem Leben (und zwar schon sehr früh), das war: die Weltpolitik, bestimmte Abschnitte der Weltgeschichte, an Ort und Stelle zu beobachten, zu versuchen zu kapieren, was da vor sich geht. Und dann anderen mitzuteilen. Sei es in den Medien, in Büchern oder Vorträgen. Und das ging nur mit zuverlässiger Gesundheit.*

Wie beurteilt eigentlich ein Mann, der wie Sie den Osten wie den West und vor allen Dingen deren Menschen gleichermaßen gut kennt, der sein Leben lang eine Art Mittlerrolle übernommen hat, die Chancen für eine Verständigung zwischen den Supermächten und damit für den Frieden in Mitteleuropa und in der Welt?

Prof. Mehnert: *Das Problem sind nicht die Völker. Wenn diese einen Wunsch haben, dann den, dass es keinen Krieg mehr gibt. Die Russen haben den Krieg wirklich erlebt. Das halbe europäische Russland war besetzt, zerstört, verwüstet, mußte wieder aufgebaut werden. Ich war im Frühjahr in einem Heiligtum der Russen, auf dem Gut, in dem der Dichter Puschkin einst wohnte. Lenin wird zwar immer zitiert, aber im Herzen der Russen lebt Puschkin. Dieses Gut war im 2. Weltkrieg Hauptkampflinie. Da stand zum Schluss überhaupt nichts mehr. Doch man hat es nach Bildern wieder völlig neu aufgebaut, so wie zu Puschkins Zeiten. Ich war einen Tag dort. Als Deutscher. Ich hörte kein hasserfülltes Wort, keinerlei Rachegefühl war zu spüren. Bei uns gibt es davon in östlicher Richtung, denke ich, mehr....*

Ein Deutscher in der Welt. Erinnerungen; DVA

Barbara Noack (Jg. 1924) schrieb mir im November 1984 u.a.: „Es hat sich inzwischen ne ganze Menge Post von der Redaktionsstube angesammelt. Ich bin ständig auf Reisen und es wird noch ein bisschen dauern, ehe ich ausführlich antworten kann...". Es ging wohl, wenn ich mich recht erinnere, um die Autorisierung unseres Gesprächs, das wir in ihrem Starnberger Haus geführt hatten und bei dem es u.a. um ihren Roman „Eine Handvoll Glück", aber natürlich um den absoluten Erfolgstitel „Der Bastian" ging. In Erinnerung geblieben ist mir auch, dass ich dort die Bekanntschaft machen durfte mit „Mariechen", einer treuherzig-stolz dreinschauenden Afghanen-Dame und „Stresemann", dem eher schlitzohrigen Papageien, der bei Noacks den Anrufbeantworter besprechen durfte. Hier einige Passagen aus unserem Interview:

Frau Noack, Kritiker reihen Sie nicht selten und allzu rasch in die Rubrik „Unterhaltungs-Schriftsteller" ein...

Barbara Noack: *Dazu muss ich Ihnen erst einmal sagen, dass ich diese Bezeichnung für mich als völlig richtig empfinde. Schließlich schreibe ich nicht, um die Leute zu langweilen, sondern um sie zu unterhalten. Darin sehe ich eine Aufgabe. Ich lenke meine Leser von ihren Sorgen ab, ich kann sie erheitern und nachdenklich stimmen. Meine Bücher werden in vielen Krankenhäusern gelesen. Und ich höre es immer wieder von Ärzten, dass sie den Patienten in depressiven Phasen empfohlen werden.*

Ihr erster Roman „Die Zürcher Verlobung", 1955 erschienen, war gleichermaßen als Buch wie auch als Film ein Überraschungserfolg und hat Sie quasi über Nacht als Autorin bekannt gemacht. War dieser Anfangserfolg belastend oder hilfreich für Ihre schriftstellerische Entwicklung?

Barbara Noack: *Damals habe ich mir nicht überlegt, ob das belastend war. Hilfreich war es auf alle Fälle. Bisher hatte ich für ein mühsam erstelltes Feuilleton ganze zwölf Mark bekommen und lag meiner Mutter buchstäblich auf der Tasche. Nun kriegte ich zum ersten Mal ein paar Piepen in die Hand. Durch Romaneschreiben konnte ich mir meine Unabhängigkeit erkaufen. Es wurde zum ernstzunehmenden Job. Insofern hat die „Zürcher Verlobung" schon die Weichen gestellt....*

Die Reportage zu meinem Besuch erschien unter der Überschrift „Schreiben ist wie Steineklopfen" u.a. am 2. Mai 1982 innerhalb meiner Serie „Der Autor und sein neues Buch" in der Kölnischen Rundschau.

Eine Handvoll Glück; Langen-Müller

Ingrid Noll (Jg. 1935) war abfahrbereit, als ich sie mit meinem Auto in Weinheim abholte. Für die Teilnahme an der Veranstaltungsreihe „Zu Gast in Reichelsheim" hatte ich sie gewinnen können. Sie sagte spontan zu, aber die Fahrt hin und zurück gehörte eben mit zur Abmachung. Mehr als ein Dutzend Autoren konnte ich damals in die kleine Odenwald-Gemeinde locken. Allen voran Günter Grass, Erich Loest, Gabriele Wohmann und Gaby Hauptmann. Vor ihrem Leseauftritt hatten wir 1998 Gelegenheit zu einem ausführlichen Gespräch.

Sie ist in Shanghai geboren, in Nanking aufgewachsen, in Bad Godesberg in eine Mädchenschule gegangen, hat in Bonn (einige Semester) Germanistik und Kunstgeschichte studiert, drei Kinder großgezogen, war Hausfrau und Praxishilfe ihres Mannes – ehe sie spät erst, im fünften Lebensjahrzehnt mit dem Schreiben von Krimis begann, äußerst erfolgreichen. Von der Krimi-Queen ist die Rede. Diogenes, ihr Hausverlag, warb unlängst für einen ihrer Bestseller mit dem Slogan: „Der Hahn ist tot" – seit 237 Wochen". Damit war gemeint, dass er so lange schon die Bestsellerlisten zierte.

Frau Noll, wächst mit jedem Ihrer grandiosen Erfolge nicht auch der Druck, vielleicht gar die Angst, beim nächsten Buch zu scheitern?

Ingrid Noll: *Der Druck wächst etwas. Angst zu scheitern habe ich allerdings nicht. Denn ich fände, scheitern ist auch keine Katastrophe.*

Viele kennen nur Ihre Krimis. Sie haben aber auch schon anderes geschrieben und veröffentlicht. Beispielsweise das mit Gedichten und Zeichnungen von Ihnen versehene Bändchen „Der Schweinepascha". War Krimischreiben auf Dauer zu eintönig?

Ingrid Noll: *Das Zeichnen und die Reimereien haben mir einfach Spaß gemacht. So habe ich übrigens angefangen. Mit kleinen Kindergeschichten, Zeichnungen, Reimchen. Mit den Krimis fing ich erst an, als meine Kinder längst aus dem Haus waren....*

Der Hahn ist tot; Diogenes

Sandra Paretti (Jg. 1935) trug eine schlicht geschnittene, weiße, aber durchsichtig scheinende Bluse. Mit ihrem Wagen hatte sie mich am Züricher Hauptbahnhof abgeholt. Die Räume, die wir dann betraten, wirkten alle so, als seien sie sterilisiert, keimfrei gehalten. Sandra Paretti, mit streng zurückgekämmten Haar, das mit einem Tuch das klassische Profil noch ein wenig mehr betonen sollte, setzte sich so, dass ich sie vor dem über Eck gehenden Spiegel quasi doppelt vor mir hatte. Wir trafen uns bereits zum zweiten Mal (das erste Mal war ich im Zug angereist, das zweite Mal hatte mir ihr Verlag ein Flugticket besorgt). Meine Frau erinnert mich beim Schreiben dieser Zeilen gerade daran, dass Sandra Paretti eigentlich Dr. Irmgard Schneeberger hieß und in Rowohlts Autorenlexikon „Weltliteratur im 20. Jahrhundert" zu finden ist. Mehr noch, dass viele ihrer Leser, Fans und Freunde sicher bestürzt waren, als sie in einer Todesanzeige in der Neuen Zürcher Zeitung von ihrem Selbstmord erfahren mussten.
Über meinen 2. Besuch bei Sandra Paretti schrieb ich in der Heilbronner Stimme vom 4. Oktober 1988 u.a.: „Für jeden Journalisten wird es, sage ich ihr, von Mal zu Mal schwieriger, über sie, die schreiben kann, wie sie aussieht – nämlich nahezu unwiderstehlich –, den Lesern Neues mitzuteilen. Zuviel haben andere schon über sie gesagt, festgesellt…in langen Interviews aus der Reserve zu locken versucht, bei Kamingesprächen auf Anzeichen von Vertraulichkeit gehofft, nach ihren zarten Händen gegriffen und Satz für Satz von den Lippen gelesen. Was also tun, da wir uns bereits das zweite Mal begegnen, dort in ihrer Bleibe in Zürich-Herliberg… Dass ihr Lachen so herzerfrischend klingt, dass es Mühen kostet, nicht in ihren Bann zu geraten, dass sie – während meine Schläfen grau und grauer, die lichten Stellen im Haar sichtbar werden – mit ihrem pechschwarzen Haar, ihren roten Lippen und ihrer modellhaften Figur einem Jungbrunnen entstiegen zu sein scheint? Dass vom Stirnband über die dünne Bluse bis hin zu ihren Schuhen (die exakt zu beschreiben, Modedesigner keine Probleme hätten) alles blau in Blau gehalten ist. Aber Aufgabe eines Journalisten ist es nun mal nicht, Liebeserklärungen zu Papier zu bringen, auch wenn diese noch so geschickt verpackt sein mögen. Und am Ende meines Artikels frage ich dann, ob sie damit rechne, dass die Kritik („mich interessiert im Grunde diese ganze Diskussion, was nun Literatur sei und was nicht, herzlich wenig. Das ist so eine Art Selbstbefriedigung für Kritiker") diesmal nicht nur ihre Begabung würdigen werde, ein Thema spannend wie unterhaltsam aufzubereiten, will ich von ihr wissen. Sie antwortet mit einem Satz, den ihre Leser, Fans und Kritiker noch aus dem „Paradiesmann" im Ohr haben dürften und der so wunderbar oft und trefflich Anwendung finden kann: „Alles kommt zu dem, der warten kann…".

Und noch mal O-Ton Sandra Paretti. Auf meine Frage „Über Ihren Roman „Paradiesmann" hat ein Buchhändler in einer von Ihrem Verlag verbreiteten Anzeige geäußert: ‚Ein wirklich schöner Schmöker' Kommt so etwas bei Ihnen als Lob an?

Sandra Paretti: *Wenn ich zu jemanden sage: Du, das ist ein Schmöker, lies das, dann ist das ein großes Lob. Wenn man meine Bücher Schmöker nennt, fühle ich mich als Tochter von Alexandre Dumas und bin glücklich...".*

Das Echo Deiner Stimme; Droemer

Rudolf Pörtner (Jg. 1912) zählte bereits zu den „Königen der Backlist", als ich ihn 1984 in Bad Godesberg in seinem Zuhause besuchte. Das Ergebnis der Begegnung wurde unter der Überschrift „Mit dem Fahrstuhl ins Zwischenreich der Literatur" u.a. am 16. Oktober 1984 im Frankfurter Börsenblatt veröffentlicht:

Eigentlich hatte er nie den Ehrgeiz, Buchautor zu werden. Auch nicht den Drang. Und schon gar nicht jenes Gefühl in sich, das manche gerne zur Berufung hochstilisiert sehen möchten. Zumindest anfangs. Den „Musenkuß" kannte er ebenfalls nur vom Hörensagen. Und wenn er sich mit Literatur, mit Büchern und deren Autoren beschäftigte, dann nicht aus „Kollegensicht", sondern von Berufs wegen. Denn Rudolf Pörtner war Journalist. Und nur dies. Und wäre es wohl auch – in dieser Ausschließlichkeit – bis ins Pensionsalter geblieben, hätte es nicht Ende der 50er Jahre eine Begegnung der besonderen Art gegeben. Einen Kontakt, ein Gespräch, ein Abendessen, einen Gedankenaustausch mit keinem Geringeren als Erwin Barth von Wehrenalp, dem einstigen Econ-Chef. Der Entdecker und „Vater" so vieler Sachbuch-Hits muss es damals förmlich und einmal mehr gespürt haben, dass sein Gegenüber aus jenem Holze ist, aus dem Verleger gelegentlich Bestseller-Autoren zu schnitzen in der Lage sind. Dieses Zusammentreffen mit Wehrenalp veränderte nicht nur Pörtners Leben grundlegend, sondern auch so manches, was man bis dahin auf Sektor Sachbuch und speziell im Bereich der populären Archäologie-Berichterstattung für möglich gehalten hatte.
Gediegen, gut bürgerlich sind die Pörtners eingerichtet in ihrem Reihenbungalow. Keine ausgegrabene Scherbe, keine Amphore, kein Römer-Relikt und auch kein Hauch, kein Indiz von Archäologischem schlechthin ziert die Räume. Was macht einer, der eigentlich und ursprünglich gar kein Sachbuch schreiben wollte, über Nacht zum Bestsellerstar und Auflagen-Millionär wurde und nahezu alles erreicht hat, was im Bereich des Möglichen ist? In den ausgebauten Kellerräumen, wo Pörtner sein Arbeitszimmer hat, dort, wo sich auf seinem Schreibtisch Manuskripte und neue Pläne stapeln, erzählt er entspannt von seinen Lesevorlieben, von Simenon und Patricia Highsmith, von Thomas Mann und Fontane. Warum erzählt er mir dies zum Schluss unseres Gesprächs? Weil er auch einmal einen Roman schreiben möchte...

Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit; Econ

Erich Segal (Jg. 1937) hatte zusammen mit seinem deutschen Verlag Hoffmann und Campe sowie der Filmgesellschaft CIC zur Pressekonferenz in die Main-Metropole, genauer: ins Nobelhotel „Frankfurter Hof" eingeladen. Es ging dabei um nicht weniger als die „Love Story", Buch wie Verfilmung. Ich hatte die Möglichkeit, in erlesener Runde teilzunehmen und für das Darmstädter Echo am 8.6.1971 unter der Überschrift „Der Professor, der mit dem Märchen kam" darüber zu berichten:

„Präsident Nixon war sehr, sehr zufrieden mit dem Roman; er hat sogar Reklame dafür gemacht". Der Herr, der solches stolz verkündet, trägt weiße Levis 501 mit schwarzem Lackgürtel, hat dunkle Augen, angekräuseltes, über die Ohren gelegtes Haar, eine hohe Stirn, lange Koteletten, schwarze Slipper und ein schwarzes Polohemdchen. Er befindet sich auf einer Tournee durch die Bundesrepublik.
Er ist belesen, studiert, hat promoviert, sich habilitiert, ist Professor für klassische Literatur und vergleichende Literaturwissenschaft an der Yale-Universität, spricht mehr als acht Sprachen, auch ein wenig Russisch, hat zahlreiche Hobbys, darunter Klavierspielen und Komponieren – und nimmt seit 16 Jahren am Boston-Marathonlauf teil. Er gibt sich smart, lässig, bescheiden überlegen, ist Amerikaner und spricht Deutsch mit französischem Akzent. Er ist, seit er – nach eigenen Angaben – „eine sehr private Geschichte" innerhalb zweier Monate geschrieben hat, zum Markenartikel für Literaturmärkte und Filmbranche geworden: Erich Segal.
Er hat mit „Love Story" neue kommerzielle Dimensionen aufgezeigt. In den USA liegt die Buchauflage bislang bei elf Millionen Exemplaren; hierzulande geht es bereits ins zweite Hunderttausend. Der Film, der im Herbst auch bei uns anlaufen soll, spielte in den Staaten innerhalb von zehn Wochen in 191 Kinos 20 Millionen Dollar ein....

Love Story; Hoffmann und Campe

Johannes Mario Simmel (Jg. 1927) schickte mir per Eilboten aus seinem Domizil in Monaco sein OK zum Interview, das wir 1987 am Rande der Frankfurter Buchmesse am Stand des Droemer-Verlags geführt hatten. Bis auf kleine Änderungen, die mit Hörproblemen meinerseits zusammenhingen, war alles in Ordnung und könne in meinen Verteiler gegeben werden, zu dem damals mehr als drei Dutzend Tageszeitungen in West- und Ostdeutschland zählten:
Glaubt man einer Untersuchung, die der Spiegel in Auftrag gegeben hatte, dann ist er der bekannteste zeitgenössische Autor hierzulande. Er, nicht Grass, Böll oder Konsalik. In Wien geboren, hat er – ehe er in den Olymp der Bestsellerautoren einzog – als Chemiker, Dolmetscher, Übersetzer und vor allem als Journalist gearbeitet. Mehr als 63 Millionen Exemplare zählt die Gesamtauflage seiner Bücher, und viele Titel hat man auch Jahre nach ihrem Erscheinen noch im Gedächtnis. So etwa „Es muss nicht immer Kaviar sein", „Hurra, wir leben noch" oder „Der Stoff, aus dem die Träume sind" etc.

Herr Simmel, wie ist denn Ihr Verhältnis zum Journalismus? Speziell zu den Kritikern?

Simmel: ***Mein Verhältnis zum Journalismus ist das denkbar beste und dankbarste. Alles, was ich überhaupt kann, verdanke ich dem Journalismus. Hemingway hat einmal gesagt,***

wenn einer Schriftsteller werden wolle, dann sei die beste Schule für ihn der Journalismus. Er muss nur wissen, wann er aufhört.

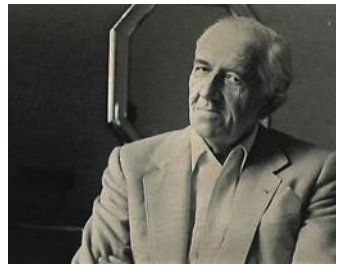
Wann haben Sie mit dem Journalismus aufgehört?

Simmel: *Spät. Ich habe praktisch vom Ende des Krieges an bis 1962 als Korrespondent und Reporter gearbeitet und habe eigentlich nur aufgehört, weil ich schwer krank wurde und nach der Krankheit dachte: So, nun springe ich ins kalte Wasser. Aber ich habe immer sehr viele journalistische Dinge beibehalten. In meinem Stil und meiner Art zu recherchieren. Meine Bücher beruhen alle auf wahren Begebenheiten. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung hat mich mal einen demokratisch engagierten Gebrauchs-Schriftsteller genannt. Ich habe so viel Elend und Unrecht erlebt, dass ich mir gesagt habe: Kunst hilft nicht mehr, Kunst in Anführungszeichen. Ich muss über die Sachen schreiben, die ich erlebt habe. Ich habe daher nie einen „Roman" geschrieben. Meine Idee war, den Leuten zu sagen, diese beängstigenden oder schrecklichen oder grausigen Dinge passieren. Ich informiere euch so gut ich kann. Als gelernter Journalist und Rechercheur. Um Gottes Willen hört auf, alles zu glauben, und fangt selber an zu denken. Glaubt den Politikern nicht alles....*

Mich wundert, dass ich so fröhlich bin; Zsolnay

Angela Sommer-Bodenburg (Jg. 1948) entdeckte mit ihrer Romanfigur „Der kleine Vampir" eine Lücke im Kinder- und Jugendbuchbereich, die sie zur Auflagen-Millionärin werden ließ. In einem Werkstattgespräch erzählte die ehemalige Grundschullehrerin, wie es zu diesem Erfolg kam. Die Geschichte veröffentlichte unter der Überschrift „Kindern auf den Zahn gefühlt" am 30. Mai 1986 das Frankfurter Börsenblatt:
Weil ihre Schüler nicht gerade Freunde des Bücherlesens waren, erforschte sie das diesbezügliche Interesse und Bedürfnis – und begann selber zu schreiben und erfand mit dem kleinen Vampir Rüdiger einen Liebling für jung und alt.
Ab 31. Dezember 1986 soll in Deutschlands Kinderzimmern der Teufel los sein. Oder zumindest etwas Ähnliches. Denn dann startet die ARD im Nachmittagsprogramm eine 13teilige Verfilmung jener Geschichten um den kleinen Vampir Rüdiger, der bei Rowohlt in Reinbek innerhalb der Rotfuchs-Reihe für Wirbel sorgt. Und für Auflagen, die jedem Kinderbuch-Verleger Freudentränen auf die Wangen treiben. Fast 250.000 Exemplare sind allein von dem hierzulande seit Mai 1979 feilgebotenen Pilotbändchen „Der kleine Vampir" verkauft. Eine Million insgesamt sollen es von den bislang sechs Folgen noch vor der Frankfurter Buchmesse im Oktober werden. Ein besonderer Grund zum Feiern. Mit Fledermäusen, Flattermännern, Frack und Zylinder. Vielleicht. Oder auch ohne. Auf jeden Fall mit Kindern, die am Erfolg dieser Serie entscheidenden Anteil haben. Ein Erfolg, der längst vor deutschen Sprachgrenzen nicht haltgemacht hat. Mittlerweile kommen auch Kinder (und nicht nur die) in England, Amerika, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Holland, Spanien, Schweden und sogar in Japan (dort überall liegen Übersetzungen vor) zu dem besonderen Vergnügen, jenen kleinen Burschen mit den zwei nicht zu übersehenden Beißerchen kennenzulernen....

Der kleine Vampir; Rowohlt



Jürgen Thorwald (Jg. 1915) galt als „Pionier dokumentarischer Literatur zu Zeitgeschichte, Medizin und Kriminalistik", so zumindest liest es sich im „Munziger-Archiv". Aber er gehörte auch zu den „belasteten Autoren", die vor 1945 publizistisch tätig waren. Als ich ihn traf, sprachen wir allerdings nur über seine journalistische Tätigkeit nach dem Krieg und vor allem über seine Bestsellererfolge. In meiner Serie „Auflagen-Millionäre" schrieb ich u.a.:
Um ein Haar hätte er Ernest Hartmann geheißen – jener Heinz Bongartz, den alle Sachbuchfreunde unter dem Namen Jürgen Thorwald kennen. Doch weil seine Sekretärin, so erzählt er, damals ein Faible für „nordische Männer" hatte, entschied sie letztlich, unter welchem „Decknamen" sich der junge Bongartz auf Recherchier-Reise durch die damaligen Besatzungszonen begeben sollte: nämlich unter dem Pseudonym „Thorwald".
Man schrieb das Jahr 1948. In Stuttgart hatte unter der Federführung von Dr. Eugen Gerstenmeier das Evangelische Verlagswerk gerade seine Arbeit aufgenommen. Eine jener typischen Nachkriegs-Institutionen, die Anlaufstelle für Flüchtlinge aus den Ostgebieten wurde und zu deren Aufgaben auch die Herausgabe einer Wochenzeitung mit Namen „Christ und Welt" zählte. Mit zur Mannschaft gehörte auch Jürgen Thorwald.
Er erzählt das alles in einer fast schon familiär anmutenden, offen-unverkrampft wirkenden Art. Man darf staunen, nicken, begeistert ihm zuhören – nur eines nicht: ihn unterbrechen. Denn seine Geschichten sind kaum weniger spannend als seine rund 20 Bücher (übersetzt in nahezu zwei Dutzend Sprachen und aufgelegt in weit mehr als fünf Millionen Exemplaren), von denen zu den bekanntesten Titel gehören wie „Das Jahrhundert der Chirurgen" oder „Die Entlassung" (jene spektakuläre Sauerbruch-Biographie)....

Das Jahrhundert der Detektive.
Wege und Abenteuer der Kriminalistik; Droemer

Stefan Wolf (Jg. 1938) hieß eigentlich Rolf Kalmuczak und veröffentlichte unter mehr als 100 (!) Pseudonymen. Laut Guinness-Buch der Rekorde ist er mit über 30 Millionen Exemplaren Verkaufsauflage (davon zehn Millionen im Hardcover und 20 Millionen als Hörspielcassetten) Autor der sicher erfolgreichsten deutschen Jugendbuch-Serie „Ein Fall für TKKG". Aufgrund der Vielzahl seiner Pseudonyme sucht man ihn in einschlägigen Werken wie etwa Doderers „Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur" oder gar in „Killys Literaturlexikon" vergeblich. Im Interview gab er sich (dennoch) sehr selbstbewusst:

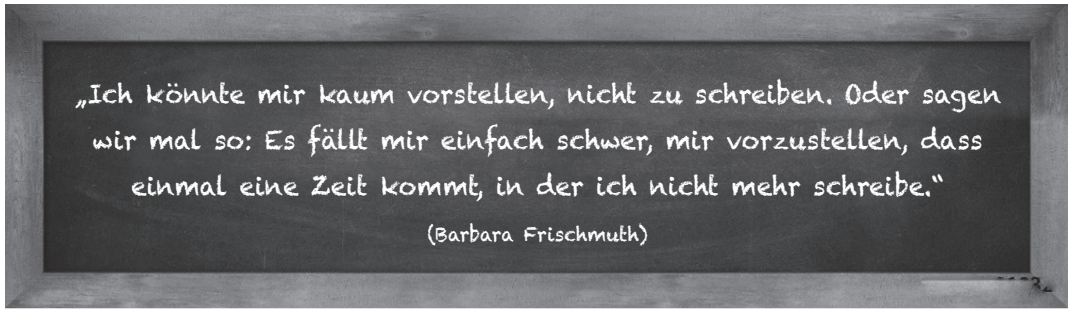
Herr Wolf, warum existieren Sie für die Literaturwissenschaft bzw. die Literaturkritik eigentlich nicht?

Wolf: *Mir genügt es völlig, dass jeder Jugendliche der Zielgruppe neun bis 15 Jahre im deutschsprachigen Raum mein Pseudonym Stefan Wolf und meine Buchreihen kennt, dass ich in den Leihbibliotheken der meistausgeliehene Jugendbuchautor bin, dass meine TKKG-Reihe die wohl erfolgreichste deutschsprachige Jugendbuchreihe des Jahrhunderts und auf dem Sektor Jugendprogram die erfolgreichste Hörspielreihe der Welt ist. Im Übrigen werde ich in Dutzenden von Schülerzeitungen besprochen – und gerade eben wurde die 33. Seminararbeit an einer westdeutschen Uni über mich und meine Bücher geschrieben.*

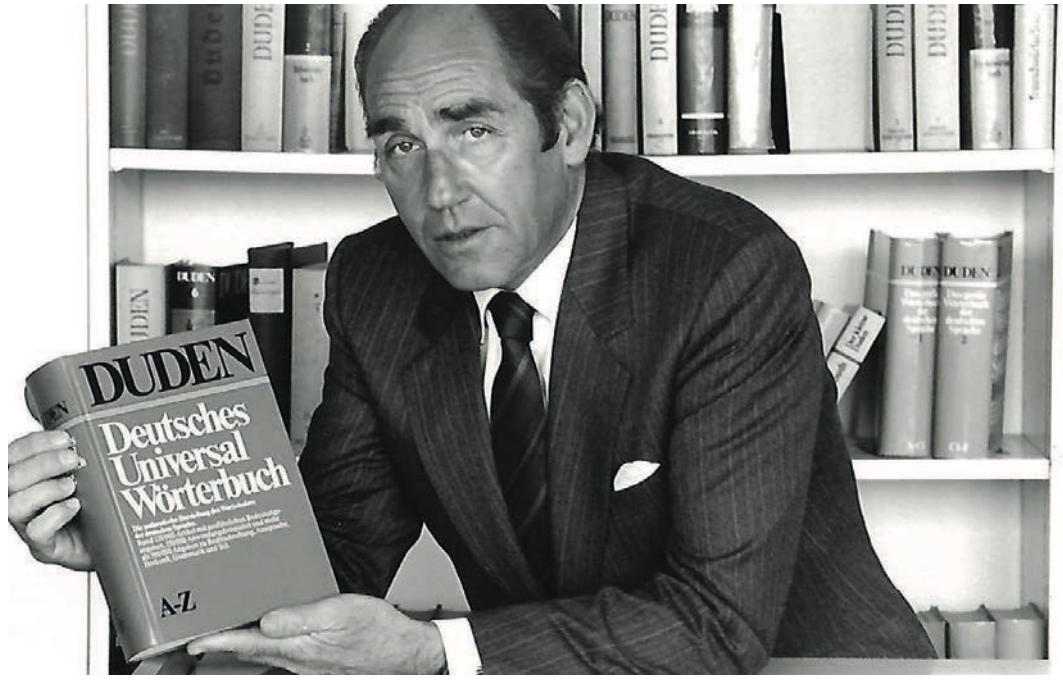
Sind Sie also so etwas wie der Konsalik für junge Leser?

Wolf: *Auf keinen Fall bin ich „Jemand wie...". Ich könnte mich auch gar nicht mit irgendwem vergleichen, denn ich habe keine Ahnung, was und wie die Kollegen schreiben. Orientierungshilfen, also Vorbilder, sollte ein Autor (falls er wirklich einer ist) nur ganz am Anfang seiner Laufbahn benutzen. Damals habe ich mich an Mark Twain, Raymond Chandler und E. M. Remarque geschult. Ich schreibe journalistisch: klar, direkt, knapp, leicht goutierbar. In meinen Jugendbüchern komme ich aus ohne Blut und Leichen, obwohl alles, was ich schreibe, Spannungslektüre ist, also Krimi oder Thriller....*

Die Jagd nach den Millionendieben. Ein Fall für TKKG; Pelikan



Den Buchstaben nach ein Heer von Millionären



Rechtschreib-Wächter: Günther Drosdowski (mehr über ihn ab Seite 120), Leiter der Duden-Redaktion

Für das Frankfurter Börsenblatt Nr. 2/83 lieferte ich nachfolgenden Beitrag, aus dem hier einige Passagen zu lesen sind:

Für das Finanzamt sind sie allesamt Unternehmer. Haben (zumindest) ihre Umsatz- wie auch ihre Einkommensteuer zu entrichten. Und das, bitteschön, regelmäßig, quartalsweise vorab und in jeweils Jahr für Jahr pauschal festgelegter Höhe. Ganz gleich, ob es erfolgreiche zwölf Monate werden sollten oder nicht. Denn auch für Schriftsteller hält der Gesetzgeber keine Extrawurst bereit. Ein Umstand, auch als Zustand empfunden, gegen den schriftstellerische Interessenverbände bislang vergeblich Sturm gelaufen sind. Mit Argumenten unterschiedlichster und durchaus einleuchtender Art.

„Es ist schon nicht mehr absurd", wetterte einst Nobelpreisträger Heinrich Böll in seiner unter dem Titel „Ende der Bescheidenheit" berühmt gewordenen Rede zur Situation der Schriftsteller in der Bundesrepublik, „es ist irrsinnig, dass Umwelt und Gesetzgeber, die dauernd mit den Produkten dieses merkwürdigen Wesens Schriftsteller konfrontiert sind, nicht nur so wenig, sondern gar nichts von den Umständen zu wissen scheinen, unter denen dieses Wesen arbeitet".
Hauptproblem damals wie heute: Was ist unter diesem Wesen Schriftsteller eigentlich alles zu verstehen? Wer zählt dazu? Denn anders als z.B. bei den Bäckern, Metzgern oder Friseuren ist das berufliche Betätigungsfeld und Selbstverständnis eines Schriftstellers keineswegs klar umrissen oder gar abgegrenzt. Es reicht eben von den Heftchenroman-Schreibern einerseits über die hochangesehenen Literaten bis hin zu den sogenannten Bestseller-Autoren, die mit ihrer besonderen Ware Buch dem Unterhaltungsbedürfnis (auch Informationsbedürfnis) gleich zigtausender Leser entsprechen.
Autoren, Schriftsteller, Literaten verdienen mit Lyrik und Prosa, mit Kurzgeschichten, Erzählungen und Romanen, mit Essays und Hörspielen, mit Drehbüchern für TV- und Kinofilme, mit Lesereisen und mit manch anderem mehr ihren Lebensunterhalt. Und mit Dokumentationen, Reportage-Bänden, Reisebüchern, populär umgesetzten Forschungsberichten, Vortragsveranstaltungen usw. – wenn sie sich zur Spezialgruppe der Sachbuchschreiber rechnen.
In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle (Kürschners „Deutscher Literatur-Kalender" weist einzig in der Sparte „Belletristik" mehr als 8.000 Schriftsteller aus) ist das ein eher mühsames Geschäft, oft ein Kampf ums Überleben. Von Buch zu Buch, von Vorschuss zu Vorschuss, von Auftrag zu Auftrag. Weitab vom tradierten und vom Staat so verordneten Unternehmer-Image. Büchner-Preisträger Wolfgang Koeppen dazu einmal: „Warum jammern? Ich habe geschrieben, ich habe gelitten, ich habe mich mitgeteilt, ich habe einen Preis gezahlt, ich hatte Glück, ich habe Vorschüsse empfangen, ich werde sie abarbeiten, ich lebe von Schulden, leider, meine Konten bedrücken mich, mein Verleger erschießt sich in meinem Traum…".
Ab und an machen dann aber auch Gerüchte und nicht dementierte Mutmaßungen über Autorenhonorare die Runde. So z.B. Ende der 70er Jahre, als die Illustrierte „stern" verbreitete, der Verleger Knaus habe seinem Autor Manfred Bieler eine „Garantiesumme von 800.000 Mark" für dessen damals entstehendes Buch „Der Kanal" geboten (womit auch alle möglichen Erträge aus Zweitverwertungen wie Taschenbuch-, Buchklub-, Auslandslizenzvergabe usw. abgegolten gewesen sein dürften). Oder Anfang der 80er Jahre, als innerhalb der Branchenpresse zu lesen war, Taschenbuch-Verleger Rolf Heyne habe mit dem Sachbuch-Spezialisten Philipp Vandenberg („Nofretete" u.a.) einen Rahmenvertrag geschlossen, der diesem „rund 1,4 Millionen Mark garantiere"). Oder erst unlängst die Meldung, jenseits des Großen Teichs habe der US-Verlag Putnam dem SF-Autor Frank Herbert einen Vorschuss (!) von 1,5 Millionen Dollar gezahlt. Und auch dies: Zu den wenigen Autoren (aus welchen Gründen auch immer), die bereit sind, sich in Sachen Honorare über die Schulter blicken zu lassen, gehört der Sachbuch-Star Hermann Schreiber (u.a. „Die Hunnen"). Er, der bereits über 100 Titel verfasst hat, meint, dass er „für ein Buch zwischen 14.000 und 110.000 Mark" erwarten könne.

Immer dann, wenn solches oder ähnliches in die Zeitungs(klatsch)spalten gerät, stimmen Anschein und Wirklichkeit der Autorenzunft nicht mehr überein. Bestimmen für kurze Zeit Zerrbilder die Diskussion. Zwar stimmt es, dass Heinz G. Konsalik mit seinen bald 100 Büchern, dass Erich von Däniken, dass Johannes Mario Simmel oder auch Marie Louise Fischer mit ihren Arbeiten und Auflagen mittlerweile so viel verdient haben müssten, dass sie nicht nur ihrer geschriebenen Buchstabenzahl nach Millionäre sein dürften. Aber sind nicht diese oder ein paar andere Autoren mehr die überall vorkommende berühmte Ausnahme von der Regel? Nach wie vor gilt als Faustregel, dass ein Autor durchschnittlich zehn Prozent vom Ladenpreis seines Buches als Honorar erwarten darf. Zehn Prozent eines jeweils verkauften (!) Exemplars, versteht sich…Wie es tatsächlich um die finanzielle Situation der meisten freien Schriftsteller bestellt ist, wurde seinerzeit recht eindrucksvoll in dem von Karla Fohrbeck und Andreas J. Wiesand vorgelegten „Autorenreport" dokumentiert… Ernst Kreuder, einst berühmt geworden mit seinem Erzählungsband „Die Gesellschaft vom Dachboden" und mit dem Büchnerpreis geehrt, meinte, nur wenige Monate vor seinem Tod im Dezember 1972, zu seiner wirtschaftlichen Situation befragt: „Bis an den Grabesrand werde ich schreiben müssen…".

Günter Barudio (Jg. 1942) ist bei Wikipedia eingestuft als „ein deutscher Historiker und Autor", der „eine Bergbaulehre absolvierte, als Ölbohrer arbeitete, Schlosser und Automateneinrichter war und nach Abitur an der Abendschule Jura, Philosophie, Skandinavistik, Slawistik und Osteuropäische Geschichte studierte sowie Historiker und freischaffender Autor ist." Ich traf ihn 1989 aus besonderem Anlass vor dem von mir damals so skizzierten Hintergrund: In unserem an Vereinfachungen, Verkürzung der Sachverhalte nicht armen Jahrzehnt scheint sich vielerorts auch die Erinnerung an die Französische Revolution auf den „Sturm auf die Bastille" am 14. Juli 1789 zu reduzieren. Die 200. Wiederkehr ist für eine Vielzahl von Autoren wie Buchverlagen Anlass zur Rückschau, zur Faktensammlung. Doch nur wenige stellen sich der Frage, was geblieben ist von der damals propagierten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit".

Herr Dr. Barudio, Bücher, die sich mit einem Stück Vergangenheit beschäftigen, laufen nicht selten Gefahr, dass sie zu Geschichtsbüchern werden, denen der direkte Bezug zur Gegenwart fehlt. Wo würden Sie sich und Ihre Arbeit einordnen?

Dr. Barudio: *Ich fasse mich als ‚Integralist' auf, indem ich Geschichte von ihren oft bruchstückhaften Quellen aus so zu ergründen suche, dass möglichst viele Ebenen zum Sprechen kommen. Geschichte wird als etwas Geschichtetes empfunden und nicht als Biographistik nach dem Motto „Männer machen Geschichte" oder als reine Chronistik nach dem Schulspruch „333 – bei Issos Keilerei".*

Aber so etwas bleibt hängen.

Dr. Barudio: *Kriege, Schlachten ja, aber nicht die Friedensschlüsse. Die dritte von Historikern praktizierte Betrachtungsweise ist die der Strukturgeschichte, bei der der Kapitalismus, der Feudalismus, der Bolschewismus usw. im Mittelpunkt stehen. Und dann gibt es noch die vierte Möglichkeit, Vergangenes aufzuhellen – auf dem Weg der Alltagsgeschichte. Da geht es darum, wie oft in der Nase gebohrt wurde, wie viele Gabeln zur Anwendung kamen oder wann die Nachthemden erfunden worden sind usw.*

Also Geschichtsschreibung à la Wallraff?

Dr. Barudio: *Nein, ich meine etwas anderes. Die Aufspaltung von historischen Erscheinungen, von „Ereignetem" ist oft nichts als Schubladen-Kunde. So etwas mag für Prüfungen genügen, mich langweilt das.*

Aber wie soll man denn Geschichte sonst aufbereiten?

Dr. Barudio: *Ich bin ja nicht gegen diese vier Grundpositionen. Nur: dieses methodische Herangehen an Geschichte allein ist ja noch nicht Geschichtsschreibung selber. Sie muss vielmehr alle diese Bereiche verschränken, aufeinander beziehen: Es soll dennoch ein Netzwerk des Verstehens entstehen. Meine Position: den Menschen an das Leben erinnern und dabei die Kunst des Richtens pflegen. Das heißt bei mir: 1. Fehler tilgen, 2. Urteile finden, 3. Ziele benennen. Für mich gehören Geschichtsschreibung und Ethik zusammen...".*

Paris im Rausch. Die Revolution in Frankreich 1789–1795,
Bertelsmann-Lexikon-Verlag

Günther Drosdowski (Jg. 1926) wurde im Mai 1979 zusammen mit dem Schriftsteller Ludwig Harig zum ordentlichen Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung gewählt. Für mich allerdings war er, der Leiter der Duden-Redaktion, der gewünschte Gesprächspartner. Das Interview mit ihm erschien u.a. am 19. März 1987 in der Aachener Volkszeitung.
Seinen Namen kennen heute mehr Bundesbürger als den des amtierenden Bundespräsidenten. Dabei ist er seit mehr als 75 Jahren tot: Dr. Konrad Duden, 1829 bei Wesel am Niederrhein geboren, 1911 bei Wiesbaden gestorben und in Bad Hersfeld beigesetzt. Zudem von nicht wenigen (allerdings nicht ganz korrekt) als „der Vater der deutschen Rechtschreibung" bezeichnet.
Nicht unbedingt eine Koryphäe im Fache Deutsch (im Abiturzeugnis wird ihm nur bestätigt, dass er „bei guten Anlagen stets einen lobenswerten Fleiß" gezeigt habe), wirkte er als Oberlehrer, Direktor, schließlich auch noch als Geheimer Rat. Das alles freilich kommt einem weniger in den Sinn, wenn man heute jenes Buch zur Hand nimmt (längst ist daraus eine ganze Produkt-Palette geworden), das seinen Namen trägt: den „Duden".
Was ist aus seinem Werk geworden? Wie wurde dieses Erbe von seinen „Kindern" und „Enkeln" bewahrt bzw. weiter entwickelt? Prof. Dr. Günther Drosdowski, der Leiter der Duden-Redaktion, liefert Antworten.

Herr Prof. Drosdowski, was alles findet eigentlich Eingang in den Duden?

Prof. Drosdowski: *Der Duden ist heute zwar ein Volkswörterbuch, seine wichtigste Aufgabe ist aber immer noch, dafür zu sorgen, dass wir im gesamten deutschen Sprachraum eine einheitliche Rechtschreibung haben. Neben der Rechtschreibung erklärt der Duden natürlich auch den Wortschatz in den verschiedenen Bereichen.*

Otto Normalverbraucher und oft auch Journalisten kommen mit einem relativ überschaubaren Vokabular aus. Der Duden bietet, zumindest in seiner „Standardversion", seinen Benutzern heute 110.000 Stichwörter. Kennen Sie die alle?

Prof. Drosdowski: *Ganz gewiss nicht. Da hören die Speicherungsfähigkeiten eines Menschen auf. Wir wissen, dass Kinder im letzten Jahr vor der Einschulung, also noch in einem Kindergarten, schon einen Wortschatz von etwa 5.000 Wörtern haben. Unglaublich viel. Früher hat man ja immer die Ansicht vertreten, dass man in Niederbayern oder in den Wäldern Kanadas mit 900 Wörtern auskomme. Es gibt diese Legende. Auch die, Konrad Adenauer hätte nur einen Wortschatz von 1.000 Wörtern gehabt. Das ist völlig unsinnig. Er hat sich bewusst einfach ausgedrückt. Man setzt heute an, dass ein Durchschnittsschüler (kein Abiturient), wenn er die Schule verlässt, über 14.000 bis 16.000 Wörter verfügt. Wenn ich Ihren Sprachschatz, den eines Journalisten, einschätzen sollte, den Sie aktiv parat haben, dann würde ich auf etwa 45.000 Wörter tippen....*

Die Leiden des Wörterbuchmachers. Bekenntnisse eines Verdammten; Dudenverlag

---

Regina Faerber (Jg. 1960) wurde 1992 für ihr Buch „Der weite Horizont" mit dem 2. Platz des „Hans-im-Glück-Preises" ausgezeichnet. Bereits mit 17 Jahren begann sie über die Hochbegabtenförderung ihr Studium in Musik und Darstellender Kunst. Im Herbst 1993 trafen wir uns zum Interview. Mittlerweile kann sie auf rund ein Dutzend Bücher zurückblicken.

Frau Faerber, „eine diffuse Angst breitet sich aus", heißt es im Klappentext zu Ihrem jüngsten Buch „Die Ästhetik des Alltags", „spürbar, aber nicht greifbar. Denn wir wissen,

dass es ohne eine konsequente Umkehr – die mehr als nur ökologische Aspekte in sich tragen muss – nicht mehr geht". Wie stellen Sie sich diese „konsequente Umkehr" vor?

Regina Faerber: *Es kann nur so sein, dass jeder für sich selbst erkennt, was falsch läuft, worunter er leidet und den Mut hat, die Lust aufbringt, etwas zu verändern.*

Nennen Sie bitte ein paar Beispiele?

Regina Faerber: *Wir müssen über die Medien nachdenken, und wie wir mit ihnen umgehen. Wir müssen über unsere Sprache nachdenken, wie wir miteinander sprechen. Wir müssen über unsere Berufe und unseren Alltag nachdenken, über den Quatsch, der allerorten veranstaltet wird, um die Leere zu verdecken.*

Warum? Geht es Ihnen um die Erneuerung von Werten?

Regina Faerber: *Ja, natürlich.*

Wer an Werte (von gestern) erinnert, gar eine Rückbesinnung fordert, gerät – leider – rasch in den Verdacht ein Ewig-Gestriger zu sein. Wie politisch ist eigentlich Ihre neue Heilslehre von den alten Werten zu verstehen?

Regina Faerber: *Es ist keine Heilslehre. Das Buch ist absolut unpolitisch. Doch ich fühle, dass wir umkehren müssen. Es gibt – beispielsweise – keinen Sinn mehr in der Kunst. Es gibt nur noch Experimente, nur noch Nihilismus, das ist ein signifikantes Zeichen. Werte sind vorübergehend außer Kraft gesetzt worden. Es ist chic geworden, zu kosten. Das beinhaltet unser Über-Luxus, unsere Über-Toleranz, es hat sich hochgeschaukelt, weil jeder besonders originell sein wollte und „mega-top" oder so.*

In Ihrem Buch ist von der „Wende" die Rede, wobei Sie eine kulturelle und moralische Rückbesinnung fordern…

Regina Faerber: *Ich glaube, das Wort „Wende" fällt da nicht im missgebrauchten Sinne. Zur „Wende" von Helmut Kohl kann ich nur sagen: es kommt immer auf die Reinheit der Motive an. Wenn damals die Regierung von Werten gesprochen hat, dann ging es einzig um die Aufrechterhaltung unserer Konsumgesellschaft. Es ging um eine Form von Reibungslosigkeit, die mit dem, was wirklich in den Menschen passiert, überhaupt nichts zu tun hat, es eher verhindert.*

Was soll denn konkret mit Ihrem Buch bezweckt, verändert werden?

Regina Faerber: *Die Menschen fühlen, dass in unserer Gegenwart vieles nicht stimmt, sie sind ein Teil dieses diffusen Unbehagens. Es gibt eine Vorgabe von Destruktivität, eine Vorgabe an Kulturlosigkeit und Unredlichkeit, das wollen sie gar nicht. Es herrscht Zensur durch Miesheit…*

Die Ästhetik des Alltags. Über Sinn und Wesentlichkeit unseres Tuns; Ariston Verlag

---

Ingrid Füller (Jg. 1950) erregte meine Aufmerksamkeit, als ich eher zufällig im Novitäten-Herbst 1992 die Ankündigung eines neuen Buchs von ihr entdeckte und sie für ein Interview gewinnen konnte, das u.a. am 20. November unter der Überschrift „Aufforderung zum Seitensprung?" im Hamburger Abendblatt erschien:
„Zum allerersten und bislang einzigen Mal wollte ich einen Mann haben, ohne dass ich die leiseste Ahnung hatte, wer er war… Ich spürte nur, dass ich mit dem Mann schlafen wollte".
So reißerisch preist der Rowohlt-Verlag ein Buch an, das von der diplomierten Sozialökonomin und von Hamburg aus agierenden Journalistin Ingrid Füller stammt. Sein Titel: „Eine Affäre in Ehren oder Warum Frauen Verhältnisse haben". Als Abendblatt-Mitarbeiter habe ich mich mit der Autorin über das Entstehen dieses Reports, aber auch seine möglichen Folgen unterhalten.

Frau Füller, bieten Sie mit diesem Buch eine Mischung aus den Erkenntnissen von Shere Hit und Erika Berger an?

Ingrid Füller: *Dieser „reißerische" Satz ist Originalton einer betroffenen Frau. Er zeigt schon an, dass Frauen anders reagieren, als es das gesellschaftliche Vorurteil will. Jahrhunderte ist uns beigebracht worden, dass ein Mann durchaus gelegentlich mal mit einer Frau eine Affäre haben kann, Frauen aber schon von ihrer Natur her dazu gar nicht in der Lage seien. Ein Irrtum, den ich versucht habe aufzuzeigen.*

Steht bei Ihnen nun die Information oder voyeuristische Unterhaltung im Vordergrund?

Ingrid Füller: *Ich weiß, dass das Thema zum Voyeurismus verführen kann. Aber mir geht es darum, die Motive für die weibliche Untreue aufzuzeigen. Und vor allem: wie Frauen es erleben, wie sie seelisch damit fertigwerden.*

Wie kommt man als Journalistin auf ein solches Thema? Aus Neugier oder aus eigener Erfahrung?

Ingrid Füller: *Zum einen beschäftige ich mich häufig mit den Themen Psychologie und Partnerschaft. Zum anderen bin ich auf Untersuchungsergebnisse gestoßen, wonach in*

Deutschland 60 Prozent aller Frauen (die neuen Bundesländer sind darin allerdings noch nicht berücksichtigt) bereits ein- oder mehrmals im Laufe einer langen Beziehung eine Liebes-Affäre mit einem anderen Mann hatten. Mich hat interessiert, was hinter diesen nackten Zahlen steckt. Deshalb habe ich mit einer Reihe von Frauen über ihre Liebesverhältnisse gesprochen....

Fit für den gesunden Schlaf; Stiftung Warentest

Miep Gies (Jg. 1909) war für den Scherz-Verlag, genauer ihr Buch „Meine Zeit mit Anne Frank", Anlass, Journalisten nach Amsterdam in jenes Hinterhaus in der Prinsengracht Nr. 263 einzuladen, wo Anne Frank mit ihrer Familie sich verstecken konnte, ehe sie entdeckt und ins KZ Bergen Belsen verschleppt wurde, wo sie Anfang 1945 starb. Miep Gies war jene mutige Frau, die zwar nicht Anne Frank, aber deren Tagebuch retten konnte. Ich erinnere mich an den beklemmenden Moment, als wir in die beängstigend kleinen Räume hinter der durch einen Bücherschrank versteckten Tür eintraten. Unter der Überschrift „Von der Vergangenheit (neuerlich) eingeholt" schrieb ich am 22.5.1987 u.a. fürs Frankfurter Börsenblatt:
Mehr als 40 Jahre, sagt sie, habe sie sich dagegen gewehrt, ihre Erinnerungen aufzuschreiben. All das immer noch einmal zu durchleben, was sich vom 6. Juli 1942 bis zum 4. April 1944 im Hinterhaus der Amsterdamer Prinsengracht Nr. 263 abgespielt hat. Jene Tragödie, die durch die Veröffentlichung von Anne Franks Tagebuch weltweit publik geworden ist. Doch dann kam die amerikanische Fernsehjournalistin Alison Leslie Gold. Sie, selbst Jüdin, schaffte, was vor ihr Dutzende von Kollegen vergeblich versucht hatten: Miep Gies, die letzte noch lebende Zeugin, zum Sich-Erinnern, zum Schreiben zu bringen.
Die in einer schlichten, unpathetischen Sprache verfassten Erinnerungen klagen nicht an. Sie halten etwas fest, was wichtiger ist: ein Stück Menschlichkeit aus unmenschlicher Zeit….

Meine Zeit mit Anne Frank; Fischer TB

Eckhard Jesse (Jg. 1948) war zum Zeitpunkt unseres Interviews (Mitte 1989) Hochschulassistent an der Universität Trier und hatte gerade zusammen mit Dr. Uwe Backes im Kölner Verlag Wissenschaft und Politik Band 3 der Untersuchung „Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland" veröffentlicht. Anlass für ein Gespräch.

Herr Dr. Jesse, spätestens mit dem Einzug der „Republikaner" ins Europa-Parlament wird über politischen Extremismus lautstark, wenn auch nicht immer sachkundig gestritten. Sie haben genau zu diesem Thema ein dreibändiges Standardwerk vorgelegt. Wie unterscheidet sich eigentlich „Radikalismus" von „Extremismus" im politischen Bereich?

Dr. Jesse: *Häufig werden „Radikalismus" und „Extremismus" in der Öffentlichkeit synonym verwendet. Dies ist ungenau. Mit „Radikalismus" ist eigentlich nur die Vertretung besonders weitgehender Forderungen noch innerhalb des Verfassungsrahmens gemeint, mit „Extremismus" hingegen Verfassungsfeindlichkeit. Natürlich gibt es fließende Übergänge. Gleichwohl sollte man Begriffe wie „linksradikal" oder „rechtsradikal" meiden, da damit suggeriert wird, es handle sich um Positionen außerhalb des demokratischen Spektrums.*

Wer halbwegs unvoreingenommen die Diskussionen in den Medien verfolgt, kann den Eindruck gewinnen: Die Gefahr für unser demokratisches Gemeinwesen gehe einzig und allein von einem (größer werdenden) Häuflein Ewiggestriger aus.

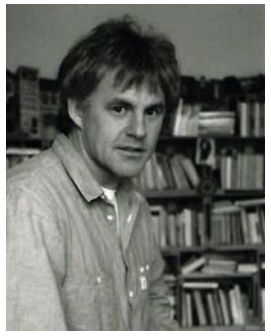
Dr. Jesse: *Die Demokratie in der Bundesrepublik ist im vierzigsten Jahr ihres Bestehens aufgrund der Aktivitäten von Links- und Rechtsextremisten nicht gefährdet, sondern gefestigt. Wer nur auf den einen Rand des politischen Spektrums schaut, macht sich eine doppelbödige Moral zu Eigen. Ein ausschließlich antifaschistisches Demokratieverständnis ist nicht weniger problematisch als ein bloß antikommunistisches. Die streitbare Demokratie muss sich ihrer Feinde erwehren, aber zu ihren konstitutiven Elementen gehört auch – und in erster Linie – Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Das schließt nicht eine entschiedene Auseinandersetzung mit problematischen Auffassungen aus, ganz im Gegenteil ein.*

Wo sehen Sie (und beschreiben in Ihrem Buch) die Hauptgründe für das Erstarken radikaler Parteien in rechten wie im linken politischen Spektrum?

Dr. Jesse: *Die Gründe für das Nachlassen der Bindekraft der Volksparteien sind verschiedenartiger Natur: Es ist in gewisser Weise angesichts des Trends zur Mitte einfach unvermeidlich, dass sich links und rechts von ihnen Gruppierungen herauskristallisieren. Erklärungsbedürftig ist weniger das Aufkommen solcher Richtungen als vielmehr der Tatbestand, wieso das Dreiparteiensystem so lange – und so gut – funktionieren konnte. Zudem haben die Großparteien zum Teil selbstherrliches Verhalten an den Tag gelegt und bestimmte Themen nicht mit Nachdruck aufgegriffen. Wer die Grünen einfach als Utopisten abtut und die Republikaner nur als „Stammtischschwätzer", macht es sich zu einfach. Der Eindruck kann sich einstellen, dass die großen Parteien um Pfründe fürchten...".*

Die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland; Nomos

Helmut Ortner (Jg. 1950) war der „liebe Kollege", der mal eben mit seinem Rennrad von Darmstadt in den Odenwald radelte, um mich in meiner Reichelsheimer Redaktionsstube zu



besuchen. Wir kannten uns aus jenen Tagen, als es noch den „Darmstädter Literaturstammtisch" gab und ich fürs Darmstädter Echo unter dem Titel „Aus der Literatur-Werkstatt" Porträts von Autoren aus der Region veröffentlichen konnte. Helmut Ortner war einer davon. In dem am 7.Februar 1987 abgedruckten Artikel hieß es u.a.: „Die Mönchskutte hatte er ganze sieben Tage lang getragen. Um zu erfahren, dass alles doch nicht (mehr) ganz so karg und rheumafördernd sein mag. Zumindest so, wie es uns allen Umberto Eco mit seinem Superseller aus dem Mittelalter „Der Name der Rose" nahezubringen versuchte. Andererseits hat er mit Domenica einen Strammen Max zu sich genommen – jenen längst bundesweit in Gazetten und Talkshows bestaunten Sex-Bert aus der Herbertstraße auf St. Pauli. Und geredet und geredet hat er mit ihr (auch), um eine Geschichte in den Block zu bekommen. Die erfolgte Aufnahme finden wir in dem Bändchen „Lust und Verlust. Reportagen aus der sexuellen Marktwirtschaft". Er hat schon mit schweren Jungs und leichten Mädchen zu tun gehabt…".
In Darmstadt hatten wir beide quasi „um die Ecke" gewohnt mit Blick auf den Herrngarten. Ortner, Autor zahlreicher Bücher, war Chefredakteur eines Frankfurter Spontiblatts und hatte Ambitionen, auf den Chefsessel des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel zu wechseln. Da ich selbst diesen einige Zeit innehatte, fragte er mich um Rat, ob und wie er sich bewerben solle. Doch dann kam alles – wie im richtigen Leben – ganz anders. Jahre später las ich in der Regenbogenpresse, dass Ortner über viele Jahre liiert war mit Julia Klöckner, die 2017 als Landwirtschafts-Ministerin in Angela Merkels Kabinett aufrückte. Und da war ja noch etwas Verbindendes: Ortner stellte im Reichelsheimer Rathaus-Saal meinen seinerzeit bei Bastei-Lübbe erschienenen Band „Nachdenkliches von Vordenkern" vor, eine Sammlung von Artikeln und Interviews mit mehr als 100 „Größen des deutschen Geisteslebens". Ich erinnere mich, dass wir damals bei der Präsentation auch O-Ton-Beiträge der Begegnungen u.a. mit Martin Walser, Rudolf Hagelstange, Robert Jungk, Jutta Ditfurth, Walter Jens, Karl Dedecius, Hilmar Hoffmann, Friedrich Schorlemmer etc. einspielten.
Als sein Buch „Gnadenlos deutsch. Aktuelle Reportagen aus dem Dritten Reich" erschien, trafen wir uns im Sommer 1992 in Darmstadt neuerlich zu einem Werkstatt-Gespräch, das unter dem Titel „Aktualitäten zwischen gestern und heute" u.a. am 8. August 1992 in der Märkischen Oderzeitung zum Abdruck kam:

Herr Ortner, gegen welche „gnadenlos deutschen" Praktiken wenden Sie sich in Ihrem Buch?

Ortner: *Die Tyrannei des Dritten Reichs war ja in einem erschreckenden Maße menschenfeindlich. In der Justiz, in der Medizin, in der Wissenschaft, in der gleichgeschalteten Presse, gleich wo – überall prägte die NS-Ideologie das Bewusstsein der Deutschen. In meinem Buch beschreibe ich exemplarisch deutsche Täterbiografien, die gnadenlos diese Ideologie in ihrem Alltag anwandten.*

Was ist daran aktuell?

Ortner: *Die Aktualität liegt auf der Hand. Derzeit wird wieder über Täter diskutiert: über Stasi-Täter. Und mir scheint, die Aufarbeitung der Aktenkilometer der Stasi versperrt nun endgültig den Blick auf die unaufgearbeiteten Akten der Nazibarbarei. Nun soll endgültig ein Mantel des Vergessens über die NS-Vergangenheit gelegt werden.*

Bei „Reportagen" denke ich als Journalist an persönliche Begegnungen…

Ortner: *Ich berichte beispielsweise über die Karriere eines ehemaligen Kriegsrichters, der einst einen 15jährigen zum Tode verurteilte, weil dieser in den Kriegswirren eine Geldbörse mit wenigen Reichsmark entwendete. Es war nicht sein einziges gnadenloses Todesurteil. Aber all dies hat dem Mann nicht geschadet, er brachte es sogar später bis zum Rektor in einer Universitätsstadt....*

Und Helmut Ortner war es zudem, der mit mir ein „Kollegen-Streitgespräch" anlässlich der Buchpremiere meines Interview-Bandes „Nachdenkliches von Vordenkern. Gespräche mit mehr als 120 Zeitgenossen aus Politik, Kirche und Kultur" führte, das am Sonntag, 26. November 1995 im Reichelsheimer Rathaussaal stattfand.

Der Hinrichter: Roland Freisler – Mörder im Dienste Hitlers; nomen verlag

---

Jan Philipp Reemtsma (Jg. 1952) hatte zugestimmt, dass wir uns im September 1987 in seinem Hamburger Institut für Sozialforschung zu einem für mich eher ungewohnten Interview trafen, das mir unter der Überschrift „Die Frage interessiert mich nicht" in Erinnerung geblieben ist. Daraus ein paar Zeilen:
Er ist ein Mann des öffentlichen und ganz speziell des buchhändlerischen Interesses. Und dennoch wissen nur ganz wenige, wie er heute aussieht, geschweige denn, wie er (tatsächlich) denkt und lebt. Denn Auftritte von ihm finden (zumeist) in allerkleinsten Zirkeln statt. Die Rede ist von Jan Philipp F. Reemtsma, in Bonn geboren, der Literaturwissenschaft und Philosophie studierte und eigentlich vorhatte, eine Dissertation über Christoph Martin Wieland zu schreiben. Er trägt nicht nur einen in Wirtschafts- und Finanzkreisen wohlklingenden Namen, er zählt – nachdem er seine Konzernanteile veräußert hat – überdies auch zu den Junior-Millionären in diesem Land. Für Bücherfreunde lieferte er Gesprächsstoff, als er sowohl mit einer Adorno- als auch mit einer Arno-Schmidt-Stiftung den Grundstock für entsprechende Werkausgaben legte.

Herr Reemtsma, vielerorts werden Sie als öffentlichkeitsscheu bezeichnet. Was ist der Grund für solcherlei Zurückhaltung?

Reemtsma: *Wenn sich jemand darüber wundert, dass eine andere Person nicht jede Gelegenheit, die sich ihr bietet, dazu nutzt, sich öffentlich zur Schau zu stellen, dann ist das doch nicht mein Problem. Andererseits ist es natürlich zuweilen sinnvoll, Öffentlichkeit einzusetzen für Ziele, die es lohnen. Allerdings ist unsere Art von Öffentlichkeit, sind unsere Medien so beschaffen, dass sie dazu neigen, an Problemen nicht das Sachliche, sondern das Persönliche interessant zu finden. Letztlich bleibt das eine gehobene Art von Klatsch und nichts weiter.*

Nicht nur in der Kulturbranche firmieren Sie als Mäzen, als Stifter. Was ist der Grund für solcherlei Engagement?

Reemtsma: *Eine Gegenfrage: Wenn Sie in meiner Situation wären, würden Sie etwas anderes machen? Wenn ja, können wir uns darüber unterhalten. Einen anderen Sinn kann ich der Frage nicht abgewinnen. Sprechen wir darüber, was ich, Ihrer Meinung nach, anders machen sollte.*

Ich bin kein allzu großer Freund von „Sandkasten-Spielen". Ich mache das, was ich realisieren kann.

Reemtsma: *Dasselbe gilt für mich. Weil ich die Arbeit der Arno-Schmidt-Stiftung, weil ich die des Hamburger Instituts für Sozialforschung für gut und wichtig halte...*

Im Keller; rororo

Thomas Rietzschel (Jg. 1951) kam 1987, ausgestattet mit einem Stipendium der Edschmid-Stiftung, nach Darmstadt. Bei Dresden geboren, Autor sowie Herausgeber von nahezu 20 Büchern, die in renommierten Verlagen erschienen waren, zudem tätig für Zeitschriften wie „Sinn und Form" sowie „Weimarer Beiträge", schien er zu einer Bereicherung des Darmstädter Kulturlebens zu werden. Doch anders als z.B. Kurt Drawert, der in Dresden aufwuchs und am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig studierte, orientierte sich Rietzschel anderweitig. Nach seiner Promotion, so ist bei Wikipedia nachzulesen, war er „eineinhalb Jahrzehnte Kulturkorrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung" und publizierte u.a. auch in der „Achse des Guten".
In einem Interview, das am 28.7. 1989 im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels unter der Überschrift „Marx & Co. nur Fassade?" erschien, hatte ich Gelegenheit, ihn nach seinen besonderen Kenntnissen der Buchmarkt-Verhältnisse in der DDR zu befragen:

Herr Rietzschel, Sie kennen nicht nur den Buchmarkt der DDR, sondern mittlerweile auch den hierzulande bestens. Wo sehen Sie Unterschiede?

Rietzschel: *Nun, sicher werden in der Bundesrepublik sehr viel mehr Bücher verlegt, darunter viele, die nicht unbedingt erscheinen müssten. Aber das trifft natürlich ebenso für die DDR zu mit ihren jährlich etwa 7.000 Novitäten... Gravierender ist etwas anderes: die unterschiedliche Rolle der Literatur in beiden Staaten. Die Verlage in der DDR sind in einer ganz anderen Weise engagiert. Literarisches Verlegertum im klassischen Sinne – wie einst von Wolff oder Cotta praktiziert – hatte in der DDR größere Chancen, sich zu erhalten. Es konnten Bücher verlegt werden, bei denen jeder Verleger hierzulande gesagt hätte: Das ist viel zu riskant, das können wir nicht machen. Denken Sie nur an die vielen Lyrik-Bände, die allein im Ostberliner Aufbau-Verlag erschienen sind.*

Welche Zeitungen haben eine – was die Literaturbetrachtung angeht – Meinungsführerfunktion? Und: gibt es einen Reich-Ranicki der DDR?

Rietzschel: *Nein, und die Zeitungen haben auch nicht die Meinungsführerfunktion, schon gar nicht, wenn es um Literatur geht. Zeitungen sind Organe offizieller Verlautbarung und dadurch über viele Jahre diskreditiert. Was in der Zeitung zu lesen steht, wird in der Regel so ernst nicht genommen oder von vorneherein mit einem gewissen Argwohn betrachtet.*

In manchen Köpfen hierzulande geistert immer noch die Vorstellung, eine Buchhandlung in der DDR führe zunächst einmal Werke von Marx, Engels und Co. – und in einer kleinen Ecke dann noch etwas Schöngeistiges. Sieht so die Realität aus?

Rietzschel: *„Marx, Engels und Co." – wie Sie sagen – stehen in den Buchhandlungen nicht im Vordergrund. Die Belletristik bestimmt das Angebot. Ideologische Literatur führen die meisten Buchhändler eher notgedrungen....*

Die Stunde der Dilettanten. Wie wir uns verschaukeln lassen; Zsolnay

---

Träume eines einsamen Wanderers

Ich habe das Glück, in der Nähe eines großen und sehr schönen Parks zu wohnen. Deshalb pflege ich, zwei bis drei Mal am Tag hinzugehen. Da vor kurzem ist ich das in Begleitung meiner treuen Hündin Marta, mit ihrem Teil allein. Dort angekommen, schlendere ich ziellos durch die Pfade, träume, genieße die reine Luft, bewundere die Bäume und die Blumen, lasse meinen Blick auf dem Teich und den schwimmenden Enten ruhen, höre das Gezwitscher der Vögel, denke an meine Freunde in Spanien, nehme irgendwann Platz auf einem der vielen Bänkchen, schlage ein Buch auf oder mache ein Notizen. Die meisten Artikel, die der Leser in meiner Kolumne findet (die in der Madrider Wochenschrift "La Clave" erscheint), sind während der Stunden entstanden, die ich im Herrgarten, im Parque de los Sekoya, verbringe.

Heleno Saña, 1930 in Barcelona geboren, Schriftsteller, Journalist und Philosoph, lebt seit einer Destarbeit verbannt seit 1956 in Darmstadt. Der hier auszugsweise Artikel erschien zuerst in der Madrider Wochenschrift "La Clave" Nr. 112 (vom 6. Juni 2008).

Allein der Name des Parks lässt seine aristokratische Herkunft ahnen. Lange Zeit blieb er den gehobenen Schichten der Stadt vorbehalten.

Heleno Saña (Jg. 1930) wohnte in Darmstadt keine zwei Minuten entfernt von meiner Redaktionsstube. Oft diskutierten wir stundenlang über Gott und die Welt, bisweilen – mit Unterbrechungen – sogar wochenlang. Ein Ergebnis war das Buch „Wenn die Euro-Deutschen kommen. Streitgespräche mit Heleno Saña", das 1991 im Morstadt-Verlag erschien. Natürlich waren wir oft keineswegs einer Meinung, was unter Jour-

nalisten und Autoren ja durchaus der Regelfall sein mag. Unserem gemeinsamen Buch vorausgegangen war Sañas Buchveröffentlichung „Das Vierte Reich. Deutschlands später Sieg", das der seit langem in der Bundesrepublik lebende und mit einer Deutschen verheiratete Spanier im Verlag Rasch und Röhring veröffentlicht hatte. Darüber führte ich im August 1990 fürs Darmstädter Echo ein leicht hitziges Interview mit dem seit 1959 in Deutschland lebenden Autor, der in spanischer und deutscher Sprache über 30 Bücher verfasst hat. (Ein weiteres Interview veröffentlichte am 19. Oktober 1991 die Ostthüringer Zeitung unter dem Titel „Das Land der wahren Dichter"):

Herr Saña, nach der Lektüre Ihres neuen Buchs fragt man ernsthaft: Was haben die Deutschen Ihnen angetan?

Saña: *Gar nichts. Mein Buch kann natürlich nicht die Eigenarten jedes einzelnen Deutschen erfassen. Ich bin gezwungen, zu vereinfachen, vom Durchschnittsdeutschen zu sprechen.*

Der Durchschnittsdeutsche hat aber doch all die Vor- und Nachteile, die auch ein Durchschnitts-Franzose, Durchschnitts-Pole oder gar ein Durchschnitts-Spanier hat.

Saña: *Sie vergessen etwas Entscheidendes. Jedes Volk hat eine kollektive Identität, sonst wären wir alle gleich. Diese kollektive Seele ist bei den Deutschen anders, in entscheidenden Punkten. Es ist doch zweifelsohne ein Phänomen, dass ein Land, das den Krieg verloren hat, wieder an der Spitze Europas steht, und jene, die den Krieg gewonnen haben, zumindest wirtschaftlich mehr oder weniger zweitklassig geblieben sind.*

Ihr Buch heißt aber nicht „Die Leistungen der Deutschen".

Saña: *Ich mache natürlich die Einschränkung, dass ich mich total blamieren kann und es kein „Viertes Reich" geben wird.*

Warum schreibt ein in diesem Land lebender spanischer Intellektueller ein solches Buch, das sich auf den ersten Blick wie eine Mischung aus Vorurteilen, gekränkter Eitelkeit und einer Portion Überheblichkeit darstellt?

Saña: *Ich hatte nun 30 Jahre lang Gelegenheit, Tag für Tag zu sehen, wie der Durchschnitts-Deutsche ist. Die Deutschen sind anfällig für patriotische Parolen, weil sie sich noch immer einbilden, dass sie eine besondere Mission zu erfüllen haben...*

Verstehen Sie Deutschland?; Qumran

Annemarie Schimmel (Jg. 1922) sorgte – wohl eher ungewollt – 1995 im Vorfeld der Vergabe des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels für erheblichen publizistischen Wirbel, nachdem sie ARD-Anchorman Ulrich Wickert ein Live-Interview gegeben hatte. Es ergab sich für mich die Gelegenheit, im Vorfeld der Verleihung ein Interview mit der für die Auszeichnung vorgesehenen Orientalistin zu führen:
Kaum ein Tag vergeht, an dem Presseagenturen nicht das Allerneueste im Dauerstreit um Annemarie Schimmel verbreiten: Dokumente, Stellungnahmen, Unterstellungen, Missverständnisse, offene und private Briefe, Aktuelles und Ausgegrabenes etc. Welten scheinen die Pro- und Kontra-Anhänger zu trennen. Was ursprünglich als ein Brückenschlag zwischen islamischem und christlichem Denken (und Interpretieren) gedacht war, hat sich zum Glaubenskrieg unter Intellektuellen und solchen, die sich dazu rechnen, entwickelt. Doch womit, muss man fragen, werden sich all die Kritiker (und die Medien) nach dem 15. Oktober beschäftigen? Dann nämlich, wenn die in Erfurt geborene und in Köln ansässige Orientalistin Prof. Dr. Annemarie Schimmel in der Frankfurter Paulskirche – endlich – mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet worden ist? Denn nie zuvor in der Geschichte dieser Ehrung wurde ein Preisträger derart zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung wie diesmal. Anlass waren Schimmels missverständliche Äußerungen zum Fall Rushdie, der – wegen der nach wie vor sein Leben bedrohenden ´Fatwa´- noch immer die Gemüter bewegt.

Frau Prof. Schimmel, wieviele Interviews haben Sie denn schon seit jenem Tag gegeben, an dem bekannt wurde, dass Sie diesmal mit dem Friedenspreis ausgezeichnet werden sollen?

Prof. Annemarie Schimmel: *Wieviele ich seit Anfang Mai gegeben habe, weiß ich nicht mehr. Gestern waren es zwei, davor fast täglich eines. Der Rekord steht bei sechs an einem Tag. Erinnerungen habe ich an sehr schöne Gespräche in Ascona und in Kopenhagen, wo die Fragenden sehr gut vorbereitet waren.*

Manches von dem, was Sie gesagt haben, wurde missverstanden, war Anlass für z.B. kreuzzugartige publizistische Attacken. Was haben Sie (dazu)gelernt im Umgang mit „den Medien"?

Prof. Annemarie Schimmel: *Ich habe gelernt, dass viele Bemerkungen aus dem Zusammenhang gerissen und dann falsch verstanden werden können. Und ich ahnte nicht, dass man Gespräche, die eine klare, zusammenhängende Form haben, zerstückeln und die Stücke einzeln oder in anderem Zusammenhang verwenden kann. So oft ich in den orientalischen Ländern mit Fernsehen oder Rundfunk zu tun hatte, ist mir so etwas nie vorgekommen. Ich wusste nicht, wie das „technisch" gemacht wird. Jetzt habe ich es gelernt....*

Und Muhammad ist sein Prophet. Die Verehrung des Propheten in der islamischen Frömmigkeit; Diederichs

Rainer Zitelmann (Jg. 1957) sorgte für einigen publizistischen Wirbel, als er, der junge Darmstädter Historiker, Sohn des ev. Theologen und Kinder- und Jugendbuchautors Arnulf Zitelmann, das Buch „Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs“ veröffentlichte. In der Ausgabe vom 6. November 1987 des Frankfurter Börsenblatts war nachzulesen, um was es bei unserem Gespräch im Detail ging. Daraus drei Passagen:

Herr Dr. Zitelmann, Sie sind wohl einer der Jüngsten, die intensiv über das Thema Hitler geforscht haben. Greift jetzt die Enkel-Generation in den Historikerstreit ein?

Dr. Zitelmann: *Mein Buch war bereits fertig, bevor dieser Streit angefangen hat. Nicht alle Fragen, die in dieser Debatte aufgeworfen werden, halte ich für sinnvoll und weiterführend. Aber hinter ihr steht, wie ich meine, ein notwendiges Bedürfnis, zu einer „Normalisierung“ unserer Beschäftigung mit der NS-Zeit zu gelangen.*

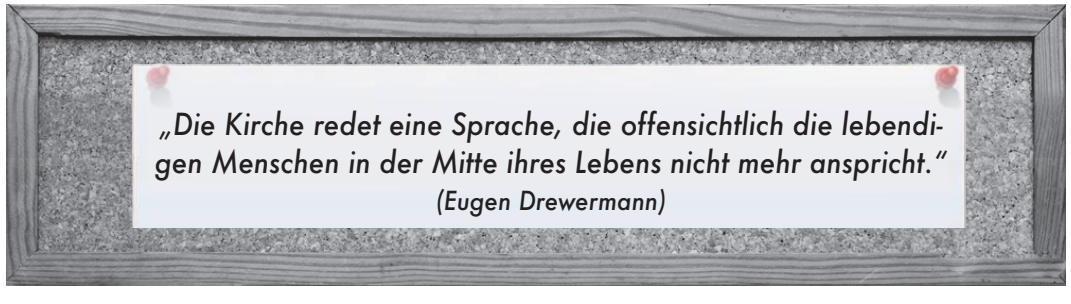
Was ist denn Ihre „neue Sicht“?

Dr. Zitelmann: *Als ich anfing, mich mit Hitler zu beschäftigen, dachte ich, das sei im Grunde kein Thema mehr. Jede Äußerung Hitlers sei bestimmt schon viele Male gewendet und gewogen worden. Die Hitler-Forschung ist ja kaum noch zu überschauen. Umso mehr hat mich überrascht, dass eine ganze Menge Material bisher einfach nicht untersucht worden ist. Ich meine Reden und Aufsätze Hitlers oder Aufzeichnungen über Gespräche mit ihm. Dabei sind diese Quellen keineswegs schwer zugänglich.*

Sie schildern Hitler nicht als primitiven Massenmörder, sondern als hochintelligent.

Dr. Zitelmann: *Seine Verantwortung für den Massenmord an Juden und anderen Minderheiten ist nicht zu bestreiten. Es wäre aber ebenso unsinnig zu bestreiten, dass Hitler ein hochintelligenter Mensch war und über eine außerordentliche Lernfähigkeit verfügte. Anders kann man sich seine Erfolge wohl schwer erklären....*

Die Kunst, berühmt zu werden: Genies der Selbstvermarktung von Albert Einstein bis Kim Kardashian; Kindle



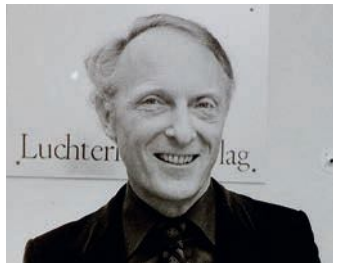
Sind Bestsellerlisten ein kulturpolitisches Problem?

Einblicke ins Verlagsgeschäft: Interview mit Lübbe-Chef (mehr über ihn ab Seite 157)

Sie sind in der Schusslinie, seit es sie (auch hierzulande) gibt: die Bestsellerlisten, jene unüberschaubare Zeiterscheinung. Nur wenige – außer den jeweiligen Machern – scheinen sie zu lieben. Kritiker wettern und meinen (gefühlsmäßig) da gehe wohl einiges nicht mit rechten Dingen zu. Verlegern, sowohl literarischen als auch im Bestsellerbereich ambitionierten, sind die „Listen“ suspekt. So meinte Heinz Friedrich, Chef des Deutschen Taschenbuchverlags, erst unlängst in einem Interview zum Thema Bestsellerlisten: „Die Bewertung der Literatur nach umgesetzten Quantitäten ist das niedrigste Kriterium, das man auf dem Buchmarkt anwenden kann“. Und selbst Fritz P. Molden, dessen Verlag mit Bestsellern groß geworden ist, räumte in einem Gespräch ein: „Die Bestsellerlisten sind auch für uns als Bestsellerverleger ein Übel“....

Und um die Ablehnungsfront komplett zu machen: Im Oktober diesen Jahres verlautbarte der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, „dass die Bestsellerlisten ein kulturpolitisches Problem sind, das den ganzen Berufsstand angeht…". Den Mitgliedsfirmen solle anempfohlen werden, „nicht mehr an den Erhebungsfragen", sprich der wöchentlichen Ermittlung, teilzunehmen. Doch noch gibt es sie, die Listen, die kulturelle Leistungen mit der marktwirtschaftlichen Elle messen sollen. Wie sind wir eigentlich ins Bestseller-Zeitalter geschlittert? Über die bundesdeutsche Lesegemeinde kam dieses „amerikanische Gräuel wider die Kultur, die deutsche Buchkultur zumal", wie es „Der Spiegel" vor kurzem ironisch wohl formulierte, durch eben dieses Magazin. Was Blätter wie „The New York Times Book Review", „The Booksellers", „Publishers Weekly" oder „L´Express" ihr eigen nennen, konnte schließlich auch „Der Spiegel" vorweisen: eine Bestsellerliste…Zuerst ermittelte in Sachen Bestseller das Institut für Demoskopie in Allensbach, seit Anfang der siebziger Jahre verrichtet dieses Geschäft – im Auftrag des „Spiegel" – die Firma Harenberg Kommunikation mit Sitz in Dortmund…

Auszug aus dem Beitrag „Bestsellerlisten auf dem Prüfstand", der 1990 in meinem im Morstadt Verlag erschienenen Buch „Vor dem Ende der Lesekultur. 20 Jahre Buch- und Literaturmarkt aus nächster Nähe" Verwendung fand.



Hans Altenhein (Jg. 1927) war von 1973 bis 1987 - ehe Luchterhand an die Arche-Verlegerinnen Elisabeth Raabe und Regina Vitali verkauft wurde - Verleger des einstigen literarischen Vorzeige-Unternehmens mit Günter Grass und vielen DDR-Autoren im Programm. In Darmstadt, wo der Verlag lange Zeit residierte, traf ich ihn hin und wieder, aber dort auch die einstigen Lektoren Wolfgang Promies und Katja Behrens.

Wolfgang Beck (Jg. 1941) besuchte ich in München, weil ich anlässlich des 225jährigen Bestehens etwas über den C.H. Beck Verlag, der von einem Fachmagazin einmal als „Jura-Koloss" tituliert worden war, schreiben wollte. Einen Termin beim Verleger hatte ich wohl deshalb bekommen, weil ich einige Zeit auch als Öffentlichkeitsarbeiter der Arbeitsgemeinschaft Wissenschaftliche Literatur (AwL) tätig war und Zugang zu dieser besonderen Verlagssparte hatte. Der Artikel, der im Anschluß an das Gespräch entstand, war mit „Fast wäre auch Duden Hausautor geworden" überschrieben. In der Tat ist in den Beck-Annalen nachzulesen, dass Duden für den Verlag einst die „Neuhochdeutsche Grammatik für höhere Bildungsanstalten" bearbeitet hatte und – so heißt es dort weiter: „Das Rechtschreibwörterbuch von Duden bildete ursprünglich einen Anhang zur Grammatik von Bauer-Duden. Es hat sich später in einem anderen Verlag verselbständigt…".

Manfred Beltz Rübelmann (Jg. 1931) hatte „erste Druckerluft" bereits als Redakteur einer Schülerzeitung gerochen – aber dann „aus familiären Gründen" zunächst Chemische Technik sowie Volks- und Betriebswirtschaft studiert, ehe er im September 1959 als „Assistent der Inhaber" in das 1949 in Weinheim wiedergegründete Traditionsunternehmen Beltz eintrat. 1973 wurde Dr. Beltz Rübelmann persönlich haftender Gesellschafter der Verlagsgruppe Beltz, die u.a. in den Bereichen Pädagogik, Psychologie, Kinderbuch und Sozialwissenschaft tonangebend war. 1983 wurde er zudem zum Vizepräsidenten des Bundesverbandes Druck gewählt. Mehrmals hatten wir im Laufe der Jahre Gelegenheit zu einem Gespräch. An ein Interview mit ihm aus Anlaß des 40jährigen Verlagsjubiläums 1989 erinnere ich mich besonders. Auch weil ich ihn damals u.a. fragte: „Verleger zu sein in dieser Zeit, da Werte und Zukunftsaussichten sich wandeln, ist das überhaupt noch erstrebenswert?". Und Beltz Rübelmann antwortete: „Verleger zu sein, ist der schönste Beruf, den ich mir vorstellen kann. Das Buch ist eben eine besondere Ware. Es ist ein kombiniertes Produkt, ist inhaltlich intellektuell oder literarisch, ist ein ästhetisches Werk, wird mit viel Arbeit und moderner Technik hergestellt, braucht Phantasie für Werbung und Vertrieb und ist nicht zuletzt etwas Ökonomisches mit dem Zwang zur Rentabilität. Dieses Kombinieren der verschiedenen Faktoren Literatur und Wissenschaft, Kunst, Ästhetik, Technik und wirtschaftliche Organisation interessiert mich ganz besonders, macht den eigentlichen Reiz dieser unternehmerischen Tätigkeit aus. Mit dem Inhalt muss man sich nicht unbedingt fachlich oder politisch identifizieren. Der Verleger ist weder Maßstab noch Zensor für den Verlag."
Mit einer weiteren Frage wollte ich ihn zudem aus der Defensive locken: „Das vielleicht Faszinierendste an der Verlegerei scheint, dass Verleger offenbar heute schon wissen, was in zwei Jahren die Leute beschäftigen wird?" Beltz Rübelmann dazu: „Schön wär's. Einerseits ist es im Verlag so etwa wie bei der Mode, auch dort muss man heute schon festlegen, wie die Herbstfarben in zwei Jahren sein werden. Andererseits ist dieses Faszinierende zugleich das Gefährliche. Zwischen Projektidee über Verlagsvertrag, Manuskript, Lektorat, Herstellung, Werbung und Vertrieb bis zum Rückfluss des Investitionseinsatzes liegt meist eine sehr große Zeitspanne. Das Wort „Verlegen" kommt ja von „Vorlegen". So gesehen, ist Verlegen eine reine Finanzierungs-Angelegenheit. Aber so eingeschränkt verstehen wir unser Geschäft natürlich nicht".

Axel Dielmann (Jg. 1959) hinterließ einen bleibenden Eindruck (genauer: Abdruck), als er mich in meiner Darmstädter Redaktionsstube besuchte. Er schaute auf die ursprünglich weiße Tafel, auf der sich bereits mehrere Dutzend Besucher verewigt hatten, und fügte seine markante Unterschrift hinzu: ein langgezogenes A mit einem Schuhabdruck am Ende.

Vito von Eichborn (Jg. 1943) sagte über sich und seine Arbeit: „Ich mache Bücher nicht für Kritiker". Was ich nach wie vor für sehr sympathisch halte. Eichborn war 1980 angetreten, so stand es in meinem Beitrag über ihn, den im Dezember 1993 der in Neubrandenburg erscheinende „Nordkurier" veröffentlichte, „als Verleger der Turnschuh-Generation". Mit allerlei unkonventionellen Titeln und Werbeeinfällen hatte er immer wieder für Schlagzeilen und Verkaufserfolge gesorgt. Angefangen mit einem Buch über die einstige Hamburger Edel-Dirne „Domenica", mit als Satire feilgebotenen Werken wie etwa „Dünnbrettbohrer in Bonn" oder „Total tote Hose" (das allein damals ein Verkaufsauflage von mehr als 600.000 Exemplaren erreichte) oder mit der Erfolgsserie „Das kleine Arschloch". Aber auch Hans Magnus Enzensbergers „Andere Bibliothek" oder der Interviewband „Richard von Weizsäcker im Gespräch" gehörten mit zum Programm, das in Spitzenjahren mehr als 200 Novitäten auf den Buchmarkt brachte.

Im Frankfurter Bahnhofsviertel trafen wir uns, und das Gespräch begann mit:

Herr von Eichborn, in Ihrem Verlagsprogramm wimmelt es von Titeln, die mit dem kernigen Wort Arsch etwas zu tun haben. Es scheint so, als gäbe es kaum ein Thema, mit dem Sie kein Geld machen wollten….

Vito von Eichborns: *Die bekannterweise beliebten Analspäße gehören nun mal zu unserem kulturellen Sprachraum. Und ich habe überhaupt keine Hemmungen, mit dem, was in jeder Kneipe gang und gäbe ist, auch Geld zu verdienen.*

Andererseits gehört sogar der designierte FAZ-Mitherausgeber Frank Schirrmacher zu Ihren Verlags-Autoren. Wie schaffen Sie – rein mental – diesen Spagat?

Vito von Eichborn: *Beide „Extreme" entsprechen dem Spektrum dieser Gesellschaft und auch meinem ganz persönlichen. Ich mag Unsinn, sitze genau wie meine Zeitgenossen in der Kneipe, wo mal heftigst politisch gestritten oder geblödelt wird. Ich bin kein Spezialist für irgendetwas, und deshalb kann sich der Verlag auch nicht spezialisieren.*

Letzte Frage: Belletristik-, aber auch Sachbuchverlage sind eine Art Spiegel dieser Gesellschaft, ihrer Ängste, Hoffnungen und Wünsche. Was spiegelt das Eichborn-Programm wider?

Vito von Eichborn: *Wir stecken im Moment in einer gesellschaftlichen Krise, die nicht nur eine ökonomische ist. Die Fragen von Wertewandel und Sinnsuche, von Moral und Ethik ziehen sich quer durch die gesamte Gesellschaft. Und wir versuchen, inhaltliche Sortierhilfe fürs Dasein anzubieten. Inwieweit ein Leser etwas annimmt? Ich bin nicht dazu da, den Leser zu erziehen. Aber ich bin gezwungen, mir die unterschiedlichen Leser zu imaginieren. Nur anspruchsvolle Literatur zu verlegen, das wäre völlig ausgeschlossen. Davon kann kein Verlag ökonomisch überleben…*

Auch daran erinnere ich mich: In einem der Briefe an Vito von Eichborn hatte ich Ende August 1993 eine Anfrage und schrieb ihm: „…Die Messe naht. Und damit mein alljährliches Ritual, mich wieder mit einer Reihe von Autoren zum Interview zu verabreden. Ganz oben auf meiner Wunschliste steht Hans Magnus Enzensberger und seine/Ihre „Andere Bibliothek". Könnten Sie mir einen Gesprächstermin (etwa eine halbe Stunde) mit Enzensberger vermitteln? Am Rande der Messe? Oder aber nach der Messe bei einem Besuch Enzensbergers in Ihrem Verlag? Könnten Sie freundlicherweise eine Brücke schlagen?" Enzensberger jedoch kam nicht zur Frankfurter Buchmesse, und so kam es leider auch nie zu einem Treffen mit ihm.

Mein Mallorca; Mare Verlag

Hans Erpf (Jg. 1947) sagte: „Bitte nicht erschrecken". Nimmt mit elegant-exakt anmutender Arm-, Bein- und Körperdrehung das ein, was man wohl Grund- oder Ausgangsstellung nennt. Ein gezielt-scharfer Blick trifft mich, doch der erwartete, im Allgemeinen hinterher folgende, martialische Schrei bleibt aus. Hans Erpf demonstriert Besuchern, also auch mir, das, was er offensichtlich ebenfalls bestens beherrscht – Karate. Er war Träger des „Schwarzen Gürtels". „Es ist kein Sport, es ist eine Idee für mich", erklärt er rasch, weil meine Augen – so scheint es – ihn immer noch voller Überraschung und wohl auch ein wenig Faszination entgegenblicken. Schon allein Karate beherrschen, ohne es anzuwenden, mache aggressionsfrei, sei so etwas wie ein Sieg auch über sich selbst. Damit könne man das Wort „Angst" aus dem eigenen Vokabular streichen.
Noch eine Seite des Hans Erpf, dessen Kurz-Vita nur andeutungsweise widerspiegelt, was einem bei einer solchen Begegnung erwarten kann. „Hans Erpf von St. Gallen", liest sich da, „geboren 16. April 1947 in Bern. Arbeitet als freischaffender Publizist und Verleger in Bern

und München, Vorstandsmitglied PEN, Schweizerischer Schriftstellerverband und Präsident Berner Schriftsteller-Verein. Lyrik, Kurzprosa, Sachbücher". Nicht vermerkt, dass er zudem Klein-Verleger und Literaturagent war.
Aber was sagt dies alles schon aus über den Menschen, den Autor, den Literaturfreund und –vermittler Erpf. Nicht genug. Denn die Geschichte des Hans Erpf beginnt in den 60er Jahren (des vorigen Jahrhunderts). In jener Zeit, da sich in der Bundesrepublik Deutschland der Protest der jungen Generation an der von den Vätern wieder aufgebauten Gesellschaft lautstark und mit Vehemenz unter der Sammelbezeichnung „APO" zu artikulieren begann. Mit Agitprop-Texten, Antikriegsgedichten oder sogenannter APO-Lyrik begann es – bis auf die vermeintlich besseren Argumente und ihre Überzeugungskraft nicht mehr vertraut wurde.
Anders in der Schweiz. Hans Erpf erinnert sich: „Wir sind in der Schweiz nicht auf die Straße gegangen, wir dachten, dass wir mit Schreiben etwas verändern können". Wir, darunter war eine nicht etwa organisierte, eher lockere Gruppe junger Schweizer zu verstehen, die Texte verfassten. Werner Schmidli gehörte ebenso dazu wie beispielsweise Christoph Geiser oder Ueli Kaufmann. „Wir wollten", so Erpf im Rückblick, „Normen aufbrechen, Verkrustetes bewußt machen – aber wir waren nie revolutionär. Und ich war innerhalb dieses Kreises zudem der Sanfteste, der wohl Romantischste". Dies und manches mehr gab er zu Protokoll, als ich ihn 1992 innerhalb der Reihe „Der Autor und sein neues Buch" im Frankfurter Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel vorstellte.
Eines Tages hatte Hans Erpf mir „eine frohe Botschaft" zu übermitteln: Sie sind, sagte er, „hiermit in den deutsch-schweizerischen PEN aufgenommen". Das war im Jahr 1992. Erpf war zu der Zeit Generalsekretär des Clubs, dem ich zehn Jahre angehörte, ihn aber dann wieder – ähnlich wie Georg Hensel u.a. - verließ, weil ich seine „politischen Aktivitäten" nicht mehr nachvollziehen konnte.

DARMSTÄDTER ECHO

Schmitt im PEN

Der Darmstädter Journalist und Buchautor W. Christian Schmitt ist vom deutschschweizerischen PEN-Zentrum mit Sitz in Bern als Mitglied hinzugewählt worden. (rf)

Montag, 28. September 1992

Das große Buch der Eskimos; Stalling Verlag.

Elmar Faber (Jg. 1934) gehörte zu jenen Besuchern meiner Redaktionsstube, die sich nach unserem jeweils „geschäftlichen Meinungsaustausch" auch noch auf der „Prominenten-Tafel" verewigten, die bis heute die Büroräume ziert und auf der Namen zu finden sind wie u.a.: Günter de Bruyn, Ludwig Harig, Herbert Heckmann, Hartmut von Hentig, Ingeborg Drewitz, Ulla Hahn, Christine Nöstlinger, Heinrich Pleticha, Klaus Doderer, Hans-Joachim Gelberg, Hadayatullah Hübsch, Otto Jägersberg, Christoph Geiser, Karl Krolow, Reiner Kunze, Erich Loest, Barbara Frischmuth, Sigfrid Gauch, Alexander U. Martens, Gaby Hauptmann, Henning Boëtius, Bernd Jentzsch, Volker W. Degener, Barbara Bredow, Wolf Lindner, Heleno Saña, Hans Christian Kirsch, Peter Meier, Ulrich Roski usw. – insgesamt rund 80 Kulturschaffende.

Wie ich einer umfänglichen Korrespondenz-Mappe entnehme, hatten wir beide vielfachen Kontakt und waren ziemlich nahe dran, das Buchprojekt „Lauter starke Frauen. Begegnungen, Gespräche, Annäherungen aus zweieinhalb Jahrzehnten. Ein Zeitgeist-Lesebuch" gemeinsam zu realisieren. Es sollte darin um 65 Porträts/Interviews gehen, die u.a. mit Christine Brückner, Hilde Domin, Barbara Frischmuth, Elke Heidenreich, Sarah Kirsch, Gabriele Krone-Schmalz, Hera Lind, Friederike Mayröcker, Herta Müller, Ingrid Noll, Gudrun Pausewang, Alice Schwarzer, Karin Struck, Carmen Thomas, Gabriele Wohmann und Eva Zeller zustande gekommen waren. In meinem Brief an Elmar Faber vom 23. Oktober 1998 hielt ich dann, nach unserem Gespräch auf der Buchmesse, auch fest: „…so haben wir in Frankfurt folgendes verabredet: Das Bändchen soll maximal 160 Seiten Umfang haben und im Herbstprogramm 1999 bei Faber & Faber erscheinen. Sie bekommen das komplette Manuskript auf Diskette angeliefert…". Aber dann wurde aus diesem mir am Herzen liegenden Buchprojekt allerdings doch nichts. Elmar Faber schrieb mir am 6. November 1998: „…ich muss Ihnen leider sagen, dass uns die Probekapitel überhaupt nicht zufriedenstellen. Auf dieser Grundlage wollen wir kein Buch machen. Das Niveau der Texte müßte höher sein als die Talkrunden des privaten Fernsehens…".

Ungeachtet dessen erinnere ich mich gerne an ein Interview mit dem Verleger Elmar Faber, das kurz nach der Wende und erfolgter „Privatisierung" des Aufbau Verlags durch die Westberliner Treuhand stattfand:

Herr Faber, Politiker der ehemaligen DDR werden mit dem Etikett „Stasi-Mitarbeit" versehen, Spitzensportler (per westdeutschem Funktionärsbeschluß) aus der Bahn geworfen, Verlage reihenweise liquidiert oder zu Dependancen von Westverlagen gestutzt, Buchhandlungen und Kulturhäuser geschlossen, die Kulturlandschaft planiert. Sie waren jahrelang Galionsfigur des wichtigsten Belletristik-Verlags der DDR, was empfinden Sie derzeit?

Faber: *Sie malen ein düsteres und fatales Bild der Wirklichkeit in den neuen Bundesländern.*

Sieht denn alles viel besser aus?

Faber: *Unglücklicherweise stimmt das Bild sogar. Tatsache ist, dass die Intellektuellen in den neuen Bundesländern eine äußerst merkwürdige und von Irritationen vollgestopfte Situation durchleben. Ich vermute, dass man mit der deutschen Einheit insgesamt viel länger braucht, als wir uns das alle ursprünglich gewünscht haben. Man hat jetzt doch das Gefühl, als wären durch das Zwei-Staaten-Schicksal in Deutschland auch regelrecht zwei Kulturen gewachsen, die über Nacht einfach nicht zusammenzukriegen sind.*

Was wird am Ende übrigbleiben: nur noch die „Westkultur"?

Faber: *Nein, das denke ich wirklich nicht. Für meine Begriffe ist das Identifikationsmuster, das für die intellektuelle Szene in der DDR, also in den neuen Bundesländern zur Verfügung steht, zu kraftvoll, als dass es vollständig eingeebnet werden kann. Aber man muss die Dinge nüchtern betrachten: Die Marktwirtschaft hat nun einmal über den Sozialismus gesiegt. Man muss auch bereit sein, Tatsachen als Tatsachen zu nehmen. Die Westmenschen sind die Sieger, und nun versuchen sie auf Gedeih und Verderb, diesen Sieg festzunageln. Das, was vor sich geht, empfinde ich als einen verständlichen, wenn auch keinesfalls akzeptablen Vorgang. Denn beide Teile haben nicht gelernt, der Westteil der Nation und der Ostteil auch nicht, mit Vergangenheiten, die jeder auf dem Buckel hat, in äußerster Lockerheit umzugehen. Keiner kann sich aus den Vergangenheiten, aus den historischen Hypotheken davonstehlen. Sie sind nicht teilbar...*

Verloren im Paradies. Ein Verlegerleben; Aufbau Verlag

Herbert Fleissner (Jg. 1928) machte es möglich, dass 1984 in seinem Verlag Langen Müller meine Büchner-Preisträger-Anthologie „Deutsche Prosa" erscheinen konnte, die Arbeiten aller bis 1984 ausgezeichneten Schriftsteller enthielt – von Adam Karrillon bis Ernst Jandl. Zu der Zeit, als ich Dr. Herbert Fleissner interviewen konnte, zählten zu seiner Verlagsgruppe (mit Firmensitzen in Berlin, München, Stuttgart, Wien und Zürich) 20 namhafte Buchverlage. Im Blick auf die damals an Pfingsten 1994 in Nürnberg vorgesehene Auszeichnung mit dem Großen Kulturpreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft entstand unser Gespräch:

Herr Dr. Fleissner, für Journalisten aus dem altlinken Lager sind Sie so etwas wie ein Rotes Tuch. Mehr noch: ein – etwa im Vergleich zu Klaus Wagenbach – „rechter Verleger". Wie lebt man mit einem solchen Image?

Dr. Fleissner: *Das Image eines Verlegers wird durch die Bücher, die er veröffentlicht, geprägt. In einem demokratischen Meinungsspektrum wird es immer Themen und Texte geben, die nicht die Zustimmung aller finden. Mit dieser Kritik müssen die Verleger seit jeher leben, wobei sie wissen, dass sie nicht für die Kritik, sondern für die Leser, die oft eine schweigende Mehrheit sind, ihre Bücher drucken.*

Wie politisch engagiert darf, muss eigentlich ein Verleger in dieser Gesellschaft sein, die sich binnen einer Generation grundlegend zu verändern scheint?

Dr. Fleissner: *Natürlich muss der Verleger den Wandel einer Gesellschaft beachten, ohne deswegen zum opportunistischen Nachbeter von Meinungsklischees zu werden. Die Aufgabe eines Verlegers ist eminent politisch und darf nicht rückwärtsgewandt sein, sondern muss den historischen Erfahrungen und den Realitäten der Gegenwart Rechnung tragen, auch wenn dies nicht immer das Verständnis aller Zeitgenossen findet.*

Wer sich mit Ihren Verlagsprogrammen beschäftigt, findet dort eine Bandbreite, die von Kishon bis Schönhuber reicht. Warum verlegen Sie eigentlich dieses und lassen nicht jenes?

Dr. Fleissner: *Die Bandbreite meiner Verlagsprogramme scheint lediglich vom Standpunkt der Ideologen weit gedehnt. In Wirklichkeit beruht sie auf den humanistischen Wertvorstellungen, die in den Publikationen meiner Autoren mehr oder minder umfangreich zu finden sind. Es gibt auch Bücher, die ich tatsächlich lasse, wie z.B. das Buch Sobotka „Der Minusmann", weil es Gewalt verherrlicht, in diesem Fall sexistische Gewalt, die ich in jeder Form ablehne.*

Was haben Autoren heute noch – außer Unterhaltung und Horror – anzubieten? Oder anders gefragt: Welche Rolle spielen in unserer Gesellschaft noch Schriftsteller, die einst als Vor- und Querdenker galten?

Dr. Fleissner: *Es ist nicht richtig, dass Autoren heute kaum anderes außer Unterhaltung und Horror anzubieten haben, wobei Unterhaltung an sich noch wertfrei zu sehen ist. Es gibt genügend Schriftsteller, welche als „Vor- und Querdenker" gelten, ob dies nun Rainer Zitelmann, Ernst Nolte, Karl-Heinz Weißmann oder Günther Nennung, der stets als Querdenker bezeichnet wird, sind...*

Heinz Friedrich (Jg. 1922) zählte zu jenen, mit denen ein Interview aus mindestens zwei Gründen Freude bereitete: Man saß 1. einem Gesprächspartner gegenüber, der – exklusiv – etwas zu erzählen, mitzuteilen hatte und 2., dessen Antworten nahezu druckreif waren. Zudem gab es da offenbar noch etwas Verbindendes – Darmstadt, jener Ort, in dem früher einmal Kunst und Kultur fast schon ein Lebens-Mittel waren. Friedrich war im Darmstadt-nahen Roßdorf geboren. Und ich lebte mit meiner Redaktionsstube in dieser einst liebenswerten Provinzhauptstadt und konnte ihm von Georg Hensel, meinem Feuilletonchef, erzählen, den er noch aus Zeiten kannte, da sie sich im Keller-Club begegneten.
Anläßlich des 25. Geburtstags des Deutschen Taschenbuchverlags, an dessen Spitze Heinz Friedrich von Anfang an stand, führten wir ein Gespräch, das die Überschrift trug „Besteht Büchermachen zu 30 Prozent aus Kompromissen?".
In der Druckfassung begann es so: Debütiert hat er 1948 mit dem Drama „Die Straße Nirgend-

wo". Drei Jahre später folgte der Erzählungsband „Die Inschrift". Doch wer heute den Namen des einstigen Gründungsmitglieds der „Gruppe 47" nennt, denkt nicht an den talentierten Dramatiker, Erzähler oder auch Lyriker. Er denkt vordergründig an den Taschenbuchverleger, der seit 1961 und damit seit der Gründung als geschäftsführender Gesellschafter die Geschicke des Deutschen Taschenbuch Verlags (dtv) bestimmt. Eines Unternehmens, das – neben dem Verleger – noch elf Gesellschafterverlage aufweist. Gemeint ist Heinz Friedrich, in Roßdorf bei Darmstadt geboren, heute in München wirkend, der mit dem dtv 25jähriges Verlags- und Verlegerjubiläum feiern kann, der im kommenden Jahr 65 Jahre alt wird und über eine Bibliothek von etwa 40.000 Büchern verfügt.

Herr Friedrich: Als Sie 1961 in München als dtv-Verlagsleiter und Mitgesellschafter die Arbeit aufnahmen, waren Sie gerade 39 Jahre alt – und kannten all jene, die damals innerhalb der deutschsprachigen Literaturszene den Ton angaben. Was sollten, wollten Sie mit dem Deutschen Taschenbuch Verlag alles unternehmen?

Friedrich: *Ich wollte ein Abenteuer bestehen. Ein geistiges, ein unternehmerisches. Auch wenn mir das damals eigentlich gar nicht so recht bewußt war.*

Sollte es ein literarisches Abenteuer werden?

Friedrich: *Kein literarisches. Es war so, wie bei einem mittelalterlichen Ritter, der auszog, um Abenteuer zu finden, sie zu bestehen und möglichst ruhmreich wieder heimzukehren. Ich habe damals (zusammen mit meiner Familie) eine gesicherte Position in einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt verlassen...*

...bei Radio Bremen?

Friedrich: *Da war ich Programmdirektor und stellvertretender Intendant. Dennoch habe ich dieses dtv-Abenteuer auf mich genommen. Mit 50.000 Mark Startschulden. Das war nämlich der Einstand in den dtv, meine Gesellschaftereinlage, die ich nicht hatte. Und mit einem Anfangsgehalt von 2.200 Mark.*

Es gab in den vergangenen Jahren Spekulationen, Prophezeiungen, der Taschenbuchmarkt werde bald 30 und mehr Prozent an der Titel-Gesamtproduktion erreichen. Solches ist nicht eingetreten. Hat das Taschenbuch seine besten Zeiten bereits hinter sich?

Friedrich: *Ich habe was gegen diese Prognosen. Die bringen überhaupt nichts. Ich bin ein spontaner Mensch. Ich bin ein Mensch, der aus der Intuition lebt und aus dem Augenblick. Entweder ich weiß, was ich will, und ich fühle noch in mir die Kraft, heraus-*

fordernde Wirkung auszuüben auf dem Markt, oder ich hab`s nicht. Die konjunkturelle Eiertänzerei ist nie mein Fall gewesen...

Heinz Friedrich war stets zu einem Gespräch bereit. Einige davon erschienen u.a. im März 1979 in der Saarbrücker Zeitung („Bestsellerlisten sind Unsinn") und in der Zürcher Weltwoche („Die Risiken wachsen").

Erlernter Beruf: Keiner. Erinnerungen an das 20. Jahrhundert; dtv Premium

Hans-Joachim Gelberg (Jg. 1930) meldete sich eines Tages und fragte an, ob ich Zeit und Lust hätte, mich mit ihm über „eine Idee" zu unterhalten. Bei der Idee stellte sich heraus, dass es darum ging, sein Magazin „Der Bunte Hund" PR-mäßig zu unterstützen. Und so entwickelte ich ihm einen „Bunte Hund"-Pressedienst und dazu gleich noch eine „Bunte Hund"-Empfehlungsliste, die sich im Gegensatz zu Jürgen Lodemanns SWR-Bestenliste einzig auf den Bereich Kinder- und Jugendbuch konzentrierte. In der Praxis sah das so aus, dass ich allmonatlich bundesweit bei „50 Kritikern aus Presse, Funk und Fernsehen nachfragte: Welche Bücher aus der aktuellen Produktion empfehlen Sie Ihren Lesern, Hörern, Sehern besonders?". Diese Liste erschien als Plakat und wurde über Beltz & Gelberg dann an Buchhandlungen verteilt, die in ihrem Sortiment auch Kinder- und Jugendbücher hatten. Zudem ging sie über meinen Presseverteiler an rund 50 Medien. Neben den jeweils sieben am häufigsten genannten „Empfehlungen" präsentierte die Liste auch noch einen „Bilderbuch-Prominenten-Tipp", bei dem im Oktober 1984 Ernst Jandl zu Wort kam.

Aber es gab natürlich auch noch andere Berührungspunkte mit Hans-Joachim Gelberg, wie ich dem am 8. Juli 1989 in der Rheinischen Post veröffentlichten Interview entnehme, in dem es u.a. heißt:

Wenn über Entwicklungen, Tendenzen der zeitgenössischen deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur diskutiert oder gestritten wird, fällt sein Name – zwangsläufig. In Dortmund geboren, arbeitete er zunächst als Buchhändler, dann als Lektor. Seit seinem Eintritt in den Weinheimer Beltz-Verlag 1971 hat er Kärrnerarbeit verrichtet. Für Experten wie Klaus Doderer ist er „einer der ideenreichsten und zugleich erfolgreichsten Lektoren auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur".

Die Rede ist von Hans-Joachim Gelberg, Programmchef bei Beltz & Gelberg, einem Verlag, der trotz mancher Krisenerscheinungen reihum seinen Umsatz auf über zehn Millionen Mark steigern konnte...Mit ihm habe ich über Entwicklungen, Veränderungen und Erfolgsrezepte seit den 70er Jahren in diesem speziellen Buchhandelsbereich gesprochen.

Herr Gelberg, auch wenn man es nicht glauben mag, in gut einem Jahr sind Sie 60, und 1991 wird Beltz & Gelberg 20jähriges Bestehen feiern können. Erinnern Sie sich noch an die Anfänge, was war so anders an Ihrer Programm-Idee?

Gelberg: *Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre wurde der Realismus für die Kinderliteratur neu entdeckt. Und man fand, dass Phantasie und Märchenbereiche neu zu formulieren sind. Wir hatten ein politisches Bewusstsein aus der 68er Bewegung bekommen. Die neue Pädagogik war auf ihrem Höhepunkt. Das war im Übrigen auch der Grund, warum ein pädagogischer Verlag wie Beltz sich an ein Kinderbuch-Programm wagte. Mein allererstes Anliegen: Kinderliteratur neu zu definieren mit dem Anspruch, dass man Kinder ernst nimmt. Das hat man zuvor sicher auch schon versucht, aber eben doch nicht konsequent genug. Bei mir steht dies im Mittelpunkt, die Partnerschaft zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Eltern und Kindern. Zum Beispiel der Anspruch des Kindes, auch „nein" sagen zu dürfen.*

Viele haben Ihnen zwischenzeitlich attestiert, dass Sie die Kinder- und Jugendbuchszene maßgeblich mitgeprägt haben. Wenn Sie zurückblicken, welche besonderen Stationen, Erfolge, vielleicht gar entscheidenden Weichenstellungen fallen Ihnen ein?

DER BUNTE HUND

Presse-Info von Heft zu Heft

Gelberg: *Es war mein Glück, zur rechten Zeit die richtigen Autoren zu finden. Ich habe in einer ganz frühen Phase Janosch kennengelernt, zwar ein Autor der „neuen Linie", aber einer der kreativsten, eigenwilligsten Autoren aus dem phantastischen Bereich. Ein großartiger Zeichner zudem, der damals auf dem Markt noch nicht so bekannt, noch nicht so erfolgreich war. Zu Janosch kamen dann Peter Härtling, Josef Guggenmos, Christine Nöstlinger, Frederik Hetmann, Juri Korinetz, Susanne Kilian, F. K. Waechter usw. Ich versuchte dem Markt klarzumachen, was eigentlich gute und interessante und fordernde Kinderbücher sind. Bücher, die dem Leser selbst auch Möglichkeiten geben, sich am Buch zu entwickeln. Ich habe sehr früh auch die Bildbereiche verändert. Das gezeichnete Bild war damals in den 70er Jahren außerordentlich öde. Es bedurfte dieses ganz neuen Blicks, um Illustrationsbereiche verändern zu können.*

Ein jeder kann es eigentlich an sich selbst beobachten: Mit zunehmendem Alter verändern sich Ansichten, Standpunkte, auch Blickwinkel. Wie hat sich denn Ihr verlegerisches Selbstverständnis im Laufe der Jahre gewandelt?

Gelberg: *Der Programmmacher wie der Autor geht mit seiner Zeit. Er lebt darin, er hat Eigenerlebnisse, er wird von politischen und gesellschaftlichen Problemen seiner Zeit mit angesprochen, er reagiert darauf auf seine Weise. Er ist selten seiner Zeit voraus, aber er muss Veränderungen erkennen, beeinflussen. Ich denke, und das ist mein Blickwinkel immer noch, das wichtigste Anliegen der Kinderliteratur ist, dass Kinder und Erwachsene miteinander reden und gegenseitige Standpunkte kennenlernen, Probleme und auch Ängste abbauen, Freude teilen. Für den Erwachsenen bietet diese Literatur zudem eine Möglichkeit, etwas von dem wiederzufinden, was er selbst als Kind empfunden hat. Ohne diese Kinderliteratur wäre der Erwachsene sicher arm; denn viele vergessen und verlernen, was in ihrer eigenen Kindheit war. In dieser Beziehung ist die Kinderliteratur heute auf einem Höhepunkt, aber auch was die poetische Substanz betrifft, die realistische Substanz, den Phantasieansatz, den Utopieansatz...*

Neue Gedichte für Kinder und Erwachsene. Gedichte und Bilder aller Art; Beltz & Gelberg

---

Günther Hauff (Jg. 1927) war Verleger des Thieme Verlags, als ich ihn 1981 für die September-Ausgabe des Fachmagazins „dnv – der neue vertrieb" zum Interview traf:
Sie stehen – zumindest publizistisch – ganz eindeutig im Schatten ihrer populären Mitstreiter wie Rowohlt, dtv, Bastei-Lübbe oder Knaur beispielsweise: die Verleger wissenschaftlicher Literatur. Dabei ist das, was sie an Erfolgen, an Leistungen zustandebringen, durchaus vorzeigenswert – wenn nicht bisweilen gar richtungsweisend.
Einer der maßgeblichen, erfahrensten Verlage wissenschaftlicher Taschenbücher ist dabei das Stuttgarter Unternehmen Thieme. Es hält in seiner Reihe der „Flexiblen Taschenbücher" derzeit rund 400 Titel lieferbar, die wertmäßig zuletzt rund 28 Prozent des gesamten Thieme-Buchumsatzes ausmachten.
Im Gespräch äußert sich der Verleger über die Besonderheiten dieses Spezial-Taschenbuchmarkts und über das, was „populäre" Taschenbuchverleger von ihren Wissenschaftskollegen noch lernen könnten.

Herr Dr. Hauff, während Taschenbuchverlage wie z.B. Heyne, Fischer, Rowohlt oder Ullstein sich zwangsläufig mit Themen wie Übersättigung des Marktes, (mögliche) Reduzierung der Titelvielfalt, (unpopuläre) Aufstockung der Ladenpreise auf breiter Front usw. beschäftigen müssen, scheinen Branchenprobleme dieser Art einen Anbieter wissenschaftlicher Taschenbücher, wie Ihr Haus es ist, nicht zu tangieren. Oder etwa doch?

Dr. Hauff: *Eine Überproduktion gibt es auch auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Taschenbücher und erfordert ständiges Reagieren mit der Programmplanung.*

Sie haben mit den „Flexiblen Taschenbüchern" einen Markenartikel besonderer Art auf dem Markt. Was macht diesen so krisenunabhängig?

Dr. Hauff: *Die „Flexiblen Taschenbücher" unterscheiden sich grundsätzlich von den schöngeistigen Taschenbuchreihen dadurch, dass es sich um Original-Manuskripte handelt, die von vorneherein für einen definierten Interessenkreis geplant und entsprechend textlich und bildlich abgefasst worden sind. Es ging nicht darum, alten Wein in einen neuen Formatschlauch umzufüllen, sondern inhaltlich eine neue straffe Konzeption zu schaffen, die den veränderten Lehr- und Lernverhältnissen entspricht....*

Auch mit Verlegersohn Albrecht Hauff gab es ein Interview, das im Frankfurter Börsenblatt innerhalb der Serie „Junior-Verleger – die nachrückende Generation" erschien.

Hans-Jürgen Heinrichs (Jg. 1945) hatte das Glück, eine Art „Medienliebling" unter den Chefs von Kleinverlagen zu sein. Bevor er am 1. Januar 1985 mit dem wissenschaftlichen Campus-Verlag kooperierte, besuchte ich ihn und begann meine Reportage so:
Frankfurt, Bäckerweg 32. Kurzer Weg durchs Treppenhaus. Eingang linkerhand. Regale, kuschelige Sitzecke, Graffiti (auf Postern) an den Wänden, ein Schreibtisch, ein Bestellbuch, Handlagerbestände, Kabuff-Atmosphäre. Gemütlich, fast anheimelnd. Sichtbar platziert bereits mehrere Mappen mit Rezensionsbelegen, fein säuberlich geordnet, weit über 100 an der Zahl.
Hier also ist der noch junge Verlag Qumran (man spreche: Kumran) zu Hause. Von diesem Büro aus hat der Verleger Dr. Hans-Jürgen Heinrichs binnen kürzester Zeit das geschafft, wovon Altverleger Saison für Saison nur träumen mögen: Er und sein Programm sind Medienlieblinge geworden. Und dies, ohne dass Heinrichs auch nur einen Pfennig in die Werbung gesteckt hätte. Prinzip, wie er sagt. (Abgesehen davon, dass von den 80.000 DM, mit denen er seinen Verlag für Ethnologie und Kunst im Mai 1980 gegründet hat, für werbliche Aktivitäten ohnehin nichts übriggeblieben wäre)... Heinrichs rückblickend über sein damaliges Auftaktprogramm: „Wenn ich das vorher hätte kalkulieren lassen, ich glaube, ich hätte das nie gewagt. Was er im Einzelnen gewagt hat, würdigten die Kritiker von Spiegel bis FAZ, von Die Welt bis zur Frankfurter Rundschau, von der Süddeutschen Zeitung bis hin zu den Rundfunkanstalten. Die Zeit charakterisierte den Jungverleger beispielsweise so: „Mutig, risikobereit und voller Lust auf das Abenteuer, Bücher zu machen". Die Basler Zeitung lotete die Programmrichtung wie folgt aus: „Es läuft auf eine Verbindung von Kunst und Völkerkunde, von Poesie und Reisen, von afrikanischem und europäischem Denken hinaus"...

Fremdheit. Das Fremde in uns; Kunstmann

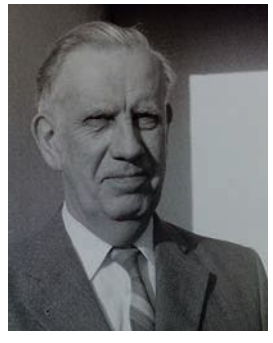
Rolf Heyne (Jg. 1928) zählte zu den tonangebenden Taschenbuch-Verlegern im deutschsprachigen Raum. In der Reihe „Interview des Monats" konnte ich ihn und seine Arbeit im April 1980 in der Fachzeitschrift „dnv – der neue vertrieb" vorstellen:

Herr Heyne, wie war das damals eigentlich mit der ersten Taschenbuchreihe bei Heyne?

Heyne: *Der Wilhelm Heyne Verlag startete im September 1958, also vor beinahe 22 Jahren, mit seinen ersten Taschenbüchern. Damals gab es nur eine Reihe, die sich „Allgemeine Reihe" nannte. Als in dieser dann nach und nach auch Krimis, Science Fiction, Western, Kochbücher usw. erschienen, wurden diese speziellen Literaturgebiete ausgegliedert und zu selbstständigen Reihen gemacht, wie es ja auch bei anderen Taschenbuch-Verlagen gehandhabt wurde.*

Was war im Lauf der Jahre die erfolgreichste Reihe?

Heyne: *Wir haben heute etwa 20 Reihen in unserem Programm. Wenn Sie nach der erfolgreichsten Reihe fragen, so muss ich sagen, dass dies nach wie vor die „Allgemeine Reihe" ist, die den Kern unseres Taschenbuch-Programms darstellt und in der alle großen Erfolgsautoren erscheinen....*



Roland G. Hoppenstedt (Jg. 1924) hatte zunächst Bedenken. Denn nie zuvor war er bereit, einem Journalisten in Form eines Interviews detaillierte Einblicke in seine Firmengruppe zu gewähren, die 1985 mit 335 Mitarbeitern einen Umsatz von zirka 48,5 Millionen Mark erzielen konnte. Doch dann saß ich dem Firmenchef dieses 1926 in Berlin gegründeten Traditionsunternehmen in Darmstadt gegenüber und wir sprachen darüber, wie sich „ein Fachverlag auf den Weg zum Datenbanker" (so die Überschrift in dem am 11. Februar 1986 im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel veröffentlichten Beitrag) entwickelt.

Herr Hoppenstedt, ein Verlag wie Kiepenheuer & Witsch hat Günter Wallraff und Heinrich Böll im Programm. Bei Droemer sind es unter anderem Ludwig Ganghofer und Johannes Mario Simmel; bei Heyne, Bastei-Lübbe und Goldmann steuert (auch) Heinz G. Konsalik einen nicht unerheblichen Teil zu Erfolg und Image bei. Was sind denn bei einem Fachverlag wie Hoppenstedt die Umsatzbringer, die – wenn man so will – Besteller?

Hoppenstedt: *Im Gegensatz zu belletristischen Verlagen haben wir es mit Autoren zu tun, die bei uns im Hause sitzen, die Angestellte sind und für uns die Inhalte unserer Bücher erarbeiten. Auch wir haben einige „Bestseller", etwa das zweibändige „Handbuch der Großunternehmen", das noch immer eine jährlich steigende Auflagen-Tendenz aufweist. Und dies, obwohl es das Werk auch als Datenbank via elektronische Medien gibt.*

Nun erreichen die „Bestseller" bei Ihnen allerdings nicht Auflagen von 100.000 oder gar mehr Exemplaren…

Hoppenstedt: *Das sicher nicht. Die Zahl der Abnehmer für das „Handbuch der Großunternehmen" liegt jetzt bei 5.500. Vor fünf Jahren waren es erst 4.000.*

Hoppenstedt passt mit seiner breiten Programm- und Angebotspalette, die von Fachzeitschriften über ein Datenbank-Service-Unternehmen bis hin zu Börsen-Seminaren reicht, ja eigentlich schon längst nicht mehr in das traditionelle Bild eines Fachverlags. Wie definiert sich hier im Hause das verlegerische Selbstverständnis?

Hoppenstedt: *Was wir bieten, das sind „Informationen aus der und für die Wirtschaft". Wobei wir uns hier ganz bestimmte Teilbereiche herausgesucht haben, etwa die deutschen Aktiengesellschaften, die Banken, die Versicherungen – oder wir bieten firmenkundliche Nachschlagewerke, Bezugsquellen-Verzeichnisse wie etwa „Wer baut Maschinen?" an.*

Wie könnte aus Ihrer Sicht, aus der Sicht eines Fachbuch-Verlegers, im Jahre 2000 die bundesdeutsche Verlagslandschaft aussehen?

Hoppenstedt: *Ich bin fest davon überzeugt, dass es die Fachbuchverleger und auch das Fachbuch dann noch geben wird. Die Neuen Medien, die Möglichkeiten über Computer Daten zu speichern und abzurufen, werden alle Verleger allerdings dazu zwingen, noch gründlicher zu recherchieren und noch bessere Bücher zu erstellen. Wobei ich unter Fachbüchern Werke mit Informationen über Firmen und Produkte, nicht mit Lehrstoffen verstehe.*

Benno Käsmayr (Jg. 1948) durfte für sich in Anspruch nehmen, in der Dokumentation „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 -1973" (C. Gauke Verlag, 1974) der am meisten genannte Verleger zu sein. Genau: Insgesamt gleich achtmal. Über drei Seiten wurde dort unter der Überschrift „Wagenbach der 80er Jahre?" sein im Dezember 1969 in Gersthofen gegründeter Maro-Verlag vorgestellt. Ein Maro-Slogan aus der Anfangszeit: „Büchermachen ist viel zu lustig, als es den Bertelsmännern zu überlassen" (in der neueren Fassung heißt es: „…um es den Konzernverlagen zu überlassen"). In seinem Verlag, der heute in Augsburg angesiedelt ist, erschienen Anfang der 70er Jahre Arbeiten u.a. von Autoren wie Charles Bukowski oder Jörg Fauser, die heute als Kult-Bücher gelten. Aus der Feder von Benno Käsmayr konnte ich in der Weihnachtsausgabe 1970 des Darmstädter Echo, wo ich im Feuilleton arbeitete und man mir eine ganze Zeitungsseite für „besinnliche Texte" junger Autoren reserviert hatte, einen Beitrag berücksichtigen, der so begann: „liebe leute, wie immer hat Jesus C. aus N. in diesem monat geburtstag. Die feier findet traditionsgemäß in einer KONSUMORGIE statt. Damit sie nicht tagelang durch riesenkaufhäuser irren und sich schließlich total frustriert unter den weihnachtsbaum setzen müssen, machen wir ihnen ein friedensangebot: schenken sie bücher vom MARO-VERLAG und sie schlagen zwei christbaumkugeln mit nur einer wunderkerze…".

Gedichte, Maistraßenpresse

Daniel Keel (Jg. 1930) war für mich einer jener Verleger, dessen Bücher überall präsent zu sein schienen – im Gegensatz zu dem verlegerischen Kopf, der dahinter stecken musste. Dass es zwei Köpfe, genauer zwei Personen waren, die auch noch dasselbe Geburtsdatum hatten, erfuhr ich im Detail erst später bei meinem Antrittsbesuch in Zürich. Es war Punkt elf, als ich das Treppenhaus in der Sprecherstraße 8 betrat. Die mächtige Standuhr holte gerade zum letzten Schlag aus. Daniel Keel wollte, so hatten wir dies vorab besprochen, mir ein paar Dinge erzählen, erklären, zu denen er sich in dieser Form zuvor noch nie geäußert hatte. Ich war eher überrascht, einen so bescheiden wirkenden Verleger zu treffen. Und er offenbar, einen Journalisten, der so ungewöhnliche Fragen stellte. Das Tonband lief und lief und lief. Nach gut einer dreiviertel Stunde waren mir die Fragen ausgegangen. Ich packte meine Sachen wieder zusammen, hatte ein gutes Gefühl, dass dies ein Interview war, mit dem ein wenig Furore zu machen sein würde. Und in der Tat, sogar für die Zürcher „Weltwoche" schien der Extrakt unserer Begegnung, unseres Gesprächs nicht gerade uninteressant. Aber auch die Saarbrücker Zeitung veröffentlichte am 18. August 1979 das Interview mit Diogenes-Verleger Keel unter der Überschrift „Wir machen nur, was uns gefällt. Kleiner Verlag mit großem Programm."
Im Oktober 1992 ergab sich ein weiteres Mal die Gelegenheit, mit dem inzwischen 62 Jahre alten Verleger zu sprechen, dessen Verlag damals mit über 50 Millionen DM Umsatz zu den zehn größten schöngeistigen Verlagen im deutschsprachigen Raum zählte – und der nicht nur Patrick Süskinds „Das Parfüm" im Programm hatte:

Herr Keel, eigentlich wollten Sie ja Maler werden, absolvierten dann eine Buchhändlerlehre und wurden schließlich Verleger. Das sind Sie nun schon 40 Jahre. Ist das ein Job, der – um einen Ihrer Slogans etwas abzuwandeln – „weniger langweilig" ist?

Keel: *Ich glaube schon, jedenfalls weniger langweilig als die meisten Jobs, die ich kenne.*

Ganz ernsthaft: Vier Jahrzehnte Bücherstress, mehr als 3.000 edierte Titel Lesestoff, aber auch Flops und Superhits – was ist unterm Strich geblieben?

Keel: *Das Gute an dem Job ist ja die Abwechslung, die Mischung von Arbeit und Vergnügen, von Lust und Last. Das Schönste daran waren die vielen Begegnungen mit außergewöhnlichen Menschen und ihren Werken. Und von den über 3.000 Diogenes-Büchern sind immer noch mehr als die Hälfte lieferbar. Das scheint mir keine schlechte Bilanz zu sein.*

Viermal zehn Jahre verlegerisches Wirken heißt wahrscheinlich 80mal (jeweils im Frühjahr und im Herbst) das Publikum mit neuer Lesekost überraschen. Was hat sich zwischen damals und heute gravierend geändert?

Keel: *Das Büchermachen ist langweiliger geworden. Die Industrialisierung hat das Handwerk verdrängt, und Maschinen sind liebloser als Menschen, zumal, wenn sie von Zombies bedient werden. Bald wird es nur noch eine Sorte Papier, eine Sorte Buch, eine Sorte Mensch geben. Die zunehmende Verblödung des Marktes jedenfalls lässt so etwas vermuten...*

Albrecht Knaus (Jg. 1913) fungierte elf Jahre als Verlagsleiter von Hoffmann und Campe, ehe er sich 1978 (in Kooperation mit der damaligen Verlagsgruppe Bertelsmann) selbstständig machte und den Albrecht Knaus Verlag gründete.
Mitte Oktober 1979 trafen wir uns in der Hamburger Beselerstraße, wo sein Verlag residierte, zum Interview:

Herr Dr. Knaus, das Geschäft mit Büchern in diesem Lande wird für kleinere, selbst mittelgroße Verlage Jahr für Jahr offenbar nicht leichter, eher komplizierter. Renommierte Verlage wie z.B. Econ, Blanvalet, Goldmann oder in jüngster Zeit Arena und J. F. Schreiber verkaufen Anteile oder gleich den ganzen Verlag an finanzkräftige Häuser. Sie sind das Risiko einer Verlagsneugründung eingegangen. Woher dieser Mut?

Dr. Knaus: *Ich habe einige Jahrzehnte für einige renommierte Verlage gearbeitet, zu meinem Vergnügen und – wie ich glaube – auch nicht zum Nachteil derer, die die Inhaber dieser Verlage waren. Doch wenn man nicht mehr der Jüngste ist, fragt man sich: Was kannst du – weitgehend frei von administrativen Aufgaben – in der Zeit, die dir vielleicht noch zugemessen ist, Positives, Wesentliche tun.*

Die Frage, welche Chance haben Verlags-Neugründungen im Zeitalter der Medienkonzerne, würde in Ihrem Falle wohl nicht ganz das Problem treffen – weil Ihr Verlag vom Start weg eine Liaison mit Bertelsmann eingegangen ist. Welche Art Verbindung ist das eigentlich?

Dr. Knaus: *Eine sehr angenehme. Es ist sehr schwer zu sagen, was im Zeitalter der Diversifikation und all der Verästelungen, die das Wirtschaftsleben in der kapitalistischen Gesellschaftsform mit sich bringen, das Entscheidende ist – damit eine Sache Erfolg hat. Soll man sie von vorneherein in ganz großem Stil anlegen oder eher bescheidener antreten? Ich glaube, es liegt doch ein bisschen an der Person dessen oder derer, die etwas unternehmen.*

Sie haben etwas unternommen. Fühlen Sie sich in Sachen Verlagsneugründungen als Trendsetter?

Dr. Knaus: *Sie wissen, es hat eine ganze Reihe von Verlagsneugründungen gegeben. Zum großen Teil von mir zunächst unbekannten Leuten. Das Signal dafür hat seinerzeit wohl Wagenbach gegeben, als er – was ich als etwas ganz Außergewöhnliches empfand – seinen eigenen Verlag aufmachte. Er hat vieles riskiert, Schwierigkeiten gehabt, aber es gibt nach wie vor den Wagenbach-Verlag. Und ich habe den Eindruck, er macht nach wie vor interessante und verkäufliche Bücher.*

Verleger möchten am liebsten Bücher machen, von denen sie Auflagen von 100.000 Exemplaren und mehr verkaufen. Wieviele Exemplare verkaufen Sie denn von Büchern eines Manfred Bieler oder eines Walter Kempowski?

Dr. Knaus: *Ich glaube, es sind nicht in erster Linie die Verleger, die sich gern Auflagen von 100.000 erwarten. Verleger wissen, dass das zwar immer wieder einmal vorkommt, dass man vom Glück gesegnet ist, wenn man ein solches Buch im Programm hat. Aber erwiesenermaßen tritt eine solche Situation gerade dann ein, wenn man sie nicht erwartet. Dafür gibt es eine Vielzahl von Beispielen. Nehmen Sie etwa nur die „Love Story" von Erich Segal. Warum haben seinerzeit sechs Verlage vor mir dieses Buch abgelehnt? Doch nicht deshalb, weil sie wussten, dass man davon 300.000 Stück der Originalausgabe im Laufe eines Jahres würde verkaufen können. Von den folgenden Lizenzen ganz zu schweigen....*

Lucy Körner begegnete ich im Oktober 1997 auf der Frankfurter Buchmesse, hatte einen ganzen Fragenkatalog dabei und wollte aus erster Hand mehr darüber erfahren, wie ein vermeintlicher Kleinverlag aus Fellbach es schaffte, mit eher schlichten Bändchen über Monate die Spiegel-Bestsellerliste zu dominieren:

Frau Körner, wie lange lässt es sich eigentlich vom Erfolg der frühen Jahre noch leben?

Lucy Körner: *Ich baue nicht auf den Erfolg von gestern. Wenngleich unser allererstes und erfolgreichstes Buch „Johannes", mit einer verkauften Auflage von über einer Million Exemplaren allein in deutscher Sprache, nach wie vor gefragt ist.*
Wenn Sie nur von der deutschen Auflage sprechen, dann heißt das…

Lucy Körner: *… dass es davon auch Lizenzausgaben z.B. in Japan, Holland, Schweden, England, den USA und in Spanien gibt.*

Wenn von Bestsellern Ihres Hauses die Rede ist, dürfen auch die Titel von Kristiane Allert-Wybranitz nicht vergessen werden.

Lucy Körner: *Das ist richtig. Mit ihren Lyrikbändchen „Trotz alledem", „Liebe Grüße" und „Ach, wenn's doch nur so einfach wäre" hat sie mittlerweile auch eine Gesamtauflage von fast einer Million Exemplare erreicht.*

Sie haben seinerzeit mit einem recht ungewöhnlichen Programm Riesenerfolge erzielt. Wo sehen Sie heute Ihre Schwerpunkte?

Lucy Körner: *Ich orientiere mich in erster Linie immer an mir selbst, an meinem persönlichen Geschmack. Wenn ich ein Manuskript in die Hand bekomme, dann gibt es immer nur zwei Möglichkeiten: Es gefällt mir oder es spricht mich überhaupt nicht an.*

Das sagt etwas aus über Ihr verlegerisches Gespür, aber noch nichts über Ihre Programmakzente.

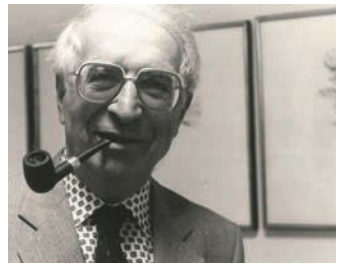
Lucy Körner: *Ich sortiere mich selber nicht in Schubladen ein. Ich orientiere mich an meinem Geschmack, und der wandelt sich, wie ich mich wandle. Im Übrigen kann jeder mich bzw. meinen Verlag in die Schublade stecken, in der er mich gerne haben möchte. Aber in dieser Schublade bin ich dann wahrscheinlich schon längst nicht mehr, sondern wieder ein Stück weiter in meiner Entwicklung.*

Mögen Sie eigentlich Lyrik?

Lucy Körner: *Nein, und ich hätte wahrscheinlich auch die Verschenktexte von Kristiane Allert-Wybanietz nicht verlegt. Das war eher ein Zufall. Zunächst war ich ablehnend.*

Und als das erste Buch mit Verschenktexten dann erschien, gab es einen Totalverriss in der Stuttgarter Zeitung…

L**ucy Körner:** *… und eine unglaubliche Nachfrage nach dem Buch…*



Tomas Kosta (Jg. 1925) wirkte eher bescheiden und zurückhaltend, als ich ihn in seinem Büro im Kölner Bund-Verlag besuchte. Erst später wurde mir bewusst, wer mich da empfangen hatte – einer, der nicht nur das stalinistische Unrechtsregime in der Tschechoslowakei (aus der er 1969 geflohen war), sondern auch die KZs Theresienstadt, Auschwitz und Buchenwald überlebt hatte. In meiner wöchentlichen Echo-Kolumne „Blick auf den Buchmarkt" schrieb ich darüber u.a.:
Als er noch Verlagsleiter bei Kindler war, erzählt er, hieß eine seiner „Sekretärinnen" Isolde Ohlbaum. Das ist mehr als ein Dutzend Jahre her. Mittlerweile zählt Isolde Ohlbaum zu den am meisten beschäftigten und populärsten Fotografinnen innerhalb der deutschsprachigen Literatur- und Buchmarkt-Szenerie. Und was ist aus dem einstigen Chef Tomas Kosta, von dem hier die Rede ist, geworden? Er ist im Januar 1972 als (Mit-)Geschäftsführer in den Kölner Bund-Verlag eingetreten, ein reines Gewerkschaftsunternehmen, das nicht unbedingt den Anlass für eine Geschichte an dieser Stelle liefern würde, wenn… Wenn dieser Tomas Kosta, der 1969 im Anschluss an den jäh beendeten „Prager Frühling" in den Westen flüchten musste, nicht in jüngster Zeit mit eben diesem Verlag ein kaum übersehbares Programm-Experiment gewagt hätte: Den vorsichtigen, aber konsequenten Schritt zur Öffnung vom traditionellen Gewerkschaftsunternehmen zum für Überraschungen in einem guten Publikumsverlag. Hin zu einer Angebotspalette, in der bestsellerverdächtige Sachbücher ebenso (und fast schon selbstverständlich) vertreten sind, wie etwa Liederbücher, Hobbytitel und Reiseführer, ja sogar Lyrikbände und Romane.
Als Kosta 1972 in dem Gewerkschaftsunternehmen seine Arbeit aufnahm, so erinnert er sich, habe der Gesamtumsatz bei acht Millionen Mark gelegen. Mittlerweile ist der Bund-Verlag zu einem bunt schillernden Medien-Unternehmen geworden, das Bücher produziert, die den „Spiegel" (und andere Blätter) nicht nur dazu animieren, den Lesern Vorabdrucke und darüber hinaus Rezensionen anzubieten, sondern die auch Kandidaten für die dort publizierte Bestsellerliste sind.
Begonnen hat diese Entwicklung mit Rudolf Bahros Buch „Die Alternative" (das allerdings in der damals noch zum Bund-Verlag gehörenden Europäischen Verlags-Anstalt erschien), von dem allein im Originalverlag 90.000 und mitsamt Lizenzausgaben über 200.000 Exemplare verkauft werden konnten. Sicher eine Sensation in einem Haus, das bis dahin mit Titeln wie

u.a. „Zur betrieblichen Lage älterer Stahlarbeiter“, dem „Handbuch der Erholungszeitermittlung“, „Der Lärm – ein Problem unserer Zeit“ und vielem anderem mehr aufwartete.
Das Image dieses Verlags hatte sich zu wandeln begonnen, seit dort (auch) Titel wie „Verfemte Dichte – Eine Anthologie aus der CSSR“, „Zwischen Chauvi und Softi – Das Buch der Emanzipation des Mannes“, „Die unglaubwürdige Gesellschaft. Quo vadis, DDR?“ oder „Die Raketen kommen. Vom Nato-Doppelbeschluss bis zur Stationierung“ im Programm auftauchten.
Allein mit dem Buchprogramm, so Kosta, konnte man 1984 mit einer Umsatzsteigerung von rund 12 Prozent rechnen. Ich hätte dies, sagt Kosta, in dieser Form sicher nicht geschafft „ohne die vielen guten Kontakte“. Und er meint damit all die Freundschaften und Bekanntschaften, die ihn mit zahlreichen Autoren verbinden. Nicht zuletzt die Zeitschrift „L´ 80“ (die rechtlich nicht zum Bund-Verlag gehört) und ihre Herausgeber und Macher wie Heinrich Böll, Günter Grass, Carola Stern, Johano Strasser und Heinrich Vormweg haben jenen Nährboden geschaffen, der so manches Bund-Buch erst ermöglicht hat…

Michael Krüger (Jg. 1943) saß bei McDonalds im Darmstädter Hauptbahnhof und blickte in Richtung Eingang, als ich eintrat. Wir hatten uns spontan verabredet. Er war zu einer Lesung in jene Stadt angereist, in der einst Kunst und Literatur zum Alltag zählten. Kathrin Hampf vom Kranichsteiner Literaturverlag hatte ihn für einen Auftritt innerhalb der Veranstaltungsreihe „Literatur im Blatt“ gewinnen können. Und ich hatte mit ihm vorab ein Kurz-Interview vereinbart, quasi zwischen zwei Espressi. Gelesen hatte ich schon viel über ihn, getroffen hatte ich ihn allerdings noch nie. Er wirkte nicht wie der Verleger eines so renommierten Verlags wie Hanser. Und auch nicht wie einer, bei dem Autoren von Rang sich die Klinke in die Hand gaben. Doch er wirkte ein wenig gehetzt. Ich erinnere mich an einige der schnellen Antworten, die ich in der Artikelreihe „Nachdenkliches von Vor-Denkern“ veröffentlichte:
Er schien alles in einem zu sein: Autor, Verleger, Kulturkritiker, Juror, gelernter Buchhändler und Programmverantwortlicher des Münchner Hanser Verlags dazu. Auf den Bestsellerlisten sind Romane aus seinem Verlag ganz vorne platziert. Er selbst schreibt Gedichte und übersetzt (am liebsten) Kinderbücher. Die Zeitschrift „Bunte“ nennt ihn einen „Cultur-Vagabunden, der durch alle Szenen surft“.

Herr Krüger, mit all diesen Fähigkeiten scheinen Sie als Verleger nahezu konkurrenzlos?

Krüger: *Leider nicht! Früher habe ich zudem auch noch etwas fürs Fernsehen gemacht, zusammen mit Franz Xaver Kroetz. Mir hat das zwar sehr gut gefallen, den Fernseh-Redakteuren auf Dauer aber wohl weniger.*

Sie scheinen mit dem Hanser-Verlag verheiratet.

Krüger: *Das wäre wichtig, falls es einmal zur Scheidung kommen sollte.*

Steht die denn an?

Krüger: *Nein, aber es kann ja gut sein, dass Hanser irgendwann keine Freude mehr an mir hat. Das gibt es ja manchmal.*

In jüngster Zeit wird vielerorts immer wieder vom sich vollziehenden „Generationenwechsel“ auch in der deutschen Literatur gesprochen. Welche Rolle werden denn die geistigen Enkel von Grass, Walser, Wohmann, Handke oder gar Wallraff künftighin noch spielen?

Krüger: *Ich bin kein Prophet, aber es wird die schwierigste Rolle sein für Schriftsteller nach dem Kriege. Nach `45 haben die Schriftsteller versucht, die Katastrophe erklärbar zu machen, selbst wenn sie nicht erklärbar zu machen war, wie wir wissen. Die nächste Generation hatte es zu tun mit der Adenauer-Ära und deren Geistfremdheit. Die 68er, meine Generation, hatte eine bestimmte Verpflichtung, angestaute Krusten aufzubrechen, was vielfach auch gelungen ist. Die Generation danach hat den Kampf mit den Medien geführt.*

Und die Schriftsteller zwischen heute und morgen?

Krüger: *Ihre vordringliche Aufgabe wird es wahrscheinlich sein, Sprache zu retten, damit sie überhaupt überlebt innerhalb der neuen Multimedia-Welt...*

Mein Europa. Gedichte aus dem Tagebuch; Haymon

Christoph Links (Jg. 1954) hatte bereits zu DDR-Zeiten den Antrag auf einen eigenen, unabhängigen Sachbuchverlag gestellt, der jedoch vom Kulturministerium abgelehnt wurde. Gleich nach Aufhebung der Zensur – so liest es sich auf seiner Website – „am 1. Dezember 1989 Gründung von einem der ersten neuen Privatverlage in der DDR mit dem Schwerpunkt Politik und Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts“. Im Frühjahr 1995 trafen wir uns zu einer ersten „Zwischenbilanz“:

Herr Links, Sie gehören mit Ihrem 1989 gegründeten Verlag zu den wenigen Ost-Unternehmen, die auch außerhalb der neuen Bundesländer Beachtung gefunden haben. Einfach nur Glück gehabt oder im Kapitalismus eine Nische gefunden?

Links: *Wir sind ein bisschen anders gestartet als andere Neugründungen in der DDR. Wir haben zunächst sehr viel Wert gelegt auf den Aufbau eines funktionierenden Vertriebssystems und – bevor wir die ersten Bücher auf den Markt gebracht haben – uns gute Handelsvertreter für alle Bundesländer gesucht.*

Sie hatten sicher nach der Wende auch Hoffnungen, Wünsche, gar Träume. Ist davon etwas in Erfüllung gegangen?

Links: *Wir hatten die Hoffnung, dass es ein großes Interesse an der Aufarbeitung jüngerer deutscher Geschichte gibt, nicht nur was Stalinismus und DDR, sondern auch die speziellen deutsch-deutschen Nachkriegs-Konstellationen angeht. Das hat sich zunächst auch bestätigt. Aber nach zwei Jahren war eine spürbare Übersättigung mit diesem Thema zu erkennen, und wir mussten das Programm umstellen. Manche Vorstellungen aus der Anfangszeit – was die ursprünglich angedachte Ausrichtung angeht – sind also nicht aufgegangen.*

Und was meint der Bürger Christoph Links zur deutsch-deutschen Soll-und-Haben-Situation?

Links: *Lassen Sie mich mit zwei Büchern antworten, die wir gemacht haben. Zum einen „Treuhandpoker", das die Mechanismen des Ausverkaufs der ostdeutschen Wirtschaft offenlegt, und zum anderen „Entwickeln statt Abwickeln", das wirtschaftspolitische Konzepte zum Aufbau der neuen Bundesländer vorstellt. Im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Büchern liegt natürlich auch ein Stück Bitterkeit und Enttäuschung. Ich denke, es ist versäumt worden, aktive Strukturpolitik für den Osten Deutschlands zu machen, der im Wesentlichen nur als zusätzliches Verkaufsgebiet für Westprodukte betrachtet worden ist.*

Kommt Klein-Verlegern in solchen Zeiten eine besondere Rolle zu?

Links: *Wir sind eine zunehmend rarer gewordene Spezies, weil in den Konzernverlagen zunehmend Manager eingesetzt sind, die zeitweilig einen Job ausfüllen, dafür gut bezahlt, aber jederzeit – wenn es der Konzernspitze nicht mehr passt – durch den nächsten ersetzt werden können. Ich fühle mich noch einer gewissen deutschen Verlegertradition verpflichtet. Klaus Wagenbach war mir immer ein Vorbild. Solche Figuren braucht unser Land, weil es neben der auswechselbaren, schnellen Infotainment-Ware auch geistige Auseinandersetzung braucht, Angebote zur politischen geistigen Debatte, die gegen den Strich laufen...*

Das Schicksal der DDR-Verlage.
Die Privatisierung und ihre Konsequenzen; Ch. Links Verlag

Gustav Lübbe (Jg. 1918) konnte man genaugenommen auch als Kollege bezeichnen, denn am Anfang seiner beruflichen Entwicklung, so erzählte er mir, habe er als Feuilletonredakteur gearbeitet. Mehrmals begegneten wir uns, und aus den Gesprächen wurden Interviews. In meiner Serie „Innenansichten deutscher Verlagshäuser" stellte ich ihn und sein Unternehmen im Juli 1991 vor:
Mit einem Medienumsatz, der im Jahr 1991 bei 250 Millionen Mark liegen dürfte, zählt die Verlagsgruppe Lübbe in Bergisch Gladbach zum Spitzenquartett der größten deutschen Buchverlage. Das breitgefächerte Angebot an Lesekost reicht von Zeitschriften über Romanheftreihen, eine durch Belletristik, Biographien und Sachbücher geprägte Hardcoverabteilung bis hin zum durch zahlreiche Verkaufserfolge (allein vier Titel stehen derzeit auf der Spiegel-Bestsellerliste) ins Rampenlicht gerückten Bastei-Lübbe-Taschenbuchprogramm. Firmengründer Gustav Lübbe hat bislang sein Unternehmen als Familienbetrieb erhalten können:

Herr Lübbe, man kann lesen, dass Sie neben Rudolf Augstein der letzte noch aktive Verlagsgründer und Zeitschriftenmacher der Nachkriegszeit seien. Wie hat sich denn die Situation der Verlage seit der Gründung verändert?

Lübbe: *Damals gab es noch mehr Marktlücken als heute, obwohl man – kurioserweise – schon von Marktüberfüllung sprach. Die Aufgabe war – damals wie heute – Marktlücken zu finden und sie mit Phantasie und guter Gestaltung zu füllen.*

Nun könnte man die Situation in den neuen Bundesländern ja ein bisschen mit der Gründerzeit von damals vergleichen?

Lübbe: *Für uns war es damals weitaus schwieriger. Wir hatten nichts. Die Bomben und die Gefangenschaft hatten uns das Letzte genommen. Es gab weder Arbeitslosenunterstützung noch Starthilfe. Meine Frau und ich nutzten jede Möglichkeit, die sich uns bot. Wir hatten schnell Arbeit gefunden und gründeten zusätzlich mit Kollegen einen Pressedienst. Außerdem schrieb ich Geschichten und Essays, und meine Frau vertrieb sie an zahlreiche Zeitungen. So hatten wir zusätzlich zum Gehalt Geld, das wir sparen konnten. Davon kauften wir dann den Bastei-Verlag in Köln, der in einem kleinen Bunker untergebracht war, einen Mitarbeiter hatte und gelegentlich ein Romanheft herausbrachte.*

Nun der Sprung in die Gegenwart und zur Verlagsgruppe Lübbe, die - allen Trends zu Ketten und Konzernen zum Trotze – nach wie vor der Gründerfamilie gehört. Welches verlegerische Erfolgsrezept haben Sie?

Lübbe: *Man muss Witterung haben für die Themen der Zeit und Bücher attraktiver ausstatten und darüber hinaus längere Zeit mit Werbung und PR betreuen. Weiterhin gilt:*

der Leser will nicht nur über Berühmtheiten lesen, sondern auch vom Schicksal unbekannter Menschen – wenn es aufregend ist – erfahren.

Sie haben – als „gelernter Feuilletonredakteur" – mit Romanheftreihen wie etwa Jerry Cotton, Dr. Bruckner oder John Sinclair einem Millionenpublikum Lesestoff geliefert. Sie haben mit Zeitschriften und Rätselmagazinen Maßstäbe gesetzt, mit Partworks (ich denke z.B. an die „Galerie der großen Maler" oder die Schallplattenreihe „Die großen Musiker") sowie Archäologie-Büchern Trends eröffnet, Vorreiterrollen übernommen. Und Sie zählen im Bereich der Taschenbuch-Produzenten längst mit zu den Tonangebenden, wenn es um Unterhaltung und Information geht. Wie sieht eigentlich Ihre Verleger-Philosophie aus?

Lübbe: *Das Herz schlägt vor allen Dingen beim Lesen überhaupt. Der Leser muss nach seiner eigenen Fasson selig werden können, d.h., der mündige Bürger muss lesen dürfen, was er in der jeweiligen Situation wünscht. Infolgedessen machen wir auch ein Programm, das von der populären Erzählung oder dem populären Roman bis zum wissenschaftlichen Buch reicht. Denn der Mensch ist an verschiedenen Tagen und Stunden in verschiedener Stimmung. Es gibt sicher eine Menge Leute, die sich durchaus wissenschaftlich weiterbilden, die aber zugleich etwa die „Schwarzwaldklinik" sich ansehen.*

Literaturkritiker sind naserümpfend mit ihrem Negativurteil bisweilen rasch zur Stelle, wenn die Rede auf Heftromane kommt – von Silvia bis Jerry Cotton – und ignorieren dabei Mal für Mal ein Millionen-Publikum, das genau diese Art von Lektüre schätzt.

Lübbe: *Auch ich weiß, dass es notwendig ist, dass Menschen sich freuen wollen am gekonnten Wort, an der sensiblen Formulierung. Es ist gut, das Beste zu verlangen und zu fördern. Ich will Ihnen mit Blick auf meine eigenen Leseerfahrungen antworten: als wir aus dem Krieg zurückkamen, haben wir alles gelesen, was greifbar war – Hemingway, Steinbeck, Sartre, Borchert und vieles mehr. Ähnliches vollzieht sich derzeit in den neuen Bundesländern. Ich bin sehr glücklich, dass wir unseren Landsleuten das Glück des Lesens vermitteln können...*

Bernd F. Lunkewitz (Jg. 1947) hatte (zunächst) in der bundesdeutschen Verleger-Branche ein keineswegs positives Image, als er – „der Immobilien-Hai" – 1991 nach der Wende den renommiertesten ostdeutschen Aufbau-Verlag übernahm und damit in die Fußstapfen des einstigen Aufbau-Verlegers Elmar Faber trat. Bei Wikipedia war nachzulesen: „Lunkewitz studierte Politik sowie Philosophie und gründete 1968 an der Frankfurter Universität die antiimperialistische „Rote Garde Bockenheim" und ist bekennender Marxist…". Ich traf ihn 1995 in seinem Frankfurter Büro und konnte mit ihm im Blick auf „50 Jahre Aufbau-Verlag" ein Gespräch führen:

Einst zählte er zu den Vorzeige-Unternehmen innerhalb der DDR-Kulturlandschaft. Seit mehr als drei Jahren ist er „privatisiert". Doch noch heute kämpft der gleichermaßen ums Renommee wie um wirtschaftliches Überleben. Die Rede ist vom Ostberliner Aufbau-Verlag, der sein 50jähriges Jubiläum feiern kann.

Herr Lunkewitz, Beobachter der Buchmarktszene fragen sich gelegentlich, wie lange Sie als millionenschwerer, mäzenatischer Westdeutscher – salopp formuliert – noch den Ossi spielen wollen resp. können?

Lunkewitz: *In der Tat nicht mehr lange – weil der Aufbau-Verlag ja nicht auf Ostdeutschland beschränkt ist. Er ist von seinen Anfängen her ein Verlag der Weltliteratur, und er wird es – zumindest solange ich dort der Verleger bin – auch bleiben.*

Suhrkamp-Chef Siegfried Unseld hat unlängst verkündet, er „liebe diese Doppelnatur des Buches – Geist und Geld". Wie steht´s um Ihr verlegerisches Selbstverständnis?

Lunkewitz: In Ihrer ersten Frage klang an, dass ich hier mäzenatisch auftrete. Sicherlich ist das am Anfang richtig gewesen, aber im Laufe dieser Zeit hat sich für mich immer mehr herausgestellt, dass der Aufbau-Verlag in der Tat nicht allein Geld, sondern einen Verleger braucht.

Aber Sie sind doch gar kein „gelernter" Verleger…

Lunkewitz: *Nehmen Sie nur einen von mir sehr verehrten Vorgänger des Verlags, der mir heute gehört, nämlich Rütten & Loening. Rütten war bis zu seinem 37. Lebensjahr Kaufmann in Frankfurt am Main. Er stammte aus einer jüdischen Kaufmanns- und Bankiersfamilie und hat sich im mittleren Alter dazu entschlossen, Verleger zu werden. Ich war nur vier Jahre älter, als ich mich dazu entschloss.*

Was soll denn mittelfristig aus Aufbau werden? Eine Mischung aus Suhrkamp und Hoffmann und Campe? Oder ein DDR-Nostalgie-Verlag?

Lunkewitz: *Ein DDR-Nostalgie-Verlag wird Aufbau auf keinen Fall sein. Das war er ja noch nicht einmal zu DDR-Zeiten.*

Für manchen ist ein Verleger jener an der Nahtstelle, der heute Dinge in seinem Verlag veröffentlicht, die morgen in den Köpfen einer breiten Masse sein könnten.

Lunkewitz: *Der Aufbau-Verlag hat natürlich ein Profil, und er wird sich auf die in fast 50 Jahre erworbenen Werte stützen.*

Auf die „sozialistischen Werte"?

Lunkewitz: *Nein, das sind keine sozialistischen Werte. Ich möchte es noch einmal betonen: Der Aufbau-Verlag als Klassiker-Verlag sowohl der Antike als auch der deutschen Klassik, ist kein sozialistischer Verlag, es sei denn, man erklärt Goethe und Schiller zu Vorläufern von Walter Ulbricht und Honecker.*

Überleben heißt in der freien Marktwirtschaft, über längere Distanz nicht mehr rote, sondern schwarze Zahlen schreiben. Wie ist denn da derzeit die Situation bei Aufbau?

Lunkewitz: *Der Aufbau-Verlag macht im Moment lächerliche 13 Millionen DM Umsatz. Das ist – verglichen mit der literarischen Bedeutung dieses Hauses – zu wenig. Wir arbeiten daran, diese Umsätze auszuweiten und die Reichweite des Verlags zu vergrößern. Noch ist der Umsatz viel zu niedrig. Noch sind die Zahlen rot. Die Gesamtverluste beim Aufbau-Verlag sind deutlich über 20 Millionen. Aber ich möchte gern, dass der Aufbau-Verlag in seinem 50. Jahr die Wende endgültig geschafft hat und ein profitables Unternehmen ist, zumindest eines, das sich selbst tragen und seine Existenzberechtigung im Markt nachweisen kann...*

Der Aufbau-Verlag und die kriminelle Vereinigung; Verlag Epubli

---

Jürgen Mackensen war Chef des Braunschweiger Westermann-Verlags und zugleich Vorsitzender des Verbands der Schulbuchverleger. Mit ihm konnte ich ein Interview führen, das u.a. am 14. April 1980 in der Saarbrücker Zeitung erschien:

Der vielzitierte Pillenknick trifft die rund 90 Firmen zählende Zunft der Schulbuchverleger am stärksten. Seit geraumer Zeit stagniert der Umsatz dieser Buchsparte, der auf insgesamt jährlich ca. 500 Millionen DM geschätzt wird. Herr Dr. Mackensen, sind – nach Ihrer Erfahrung – der sogenannte Pillenknick und die damit verbundenen Folgen für die Schulbuchverlage nur eine „Erfindung" der Publizisten?

Dr. Mackensen: *Der starke Rückgang der Schülerzahlen und die damit verbundenen Folgen für die Schulbuchverlage sind real: Die Ständige Konferenz der Kultusminister schätzt die Zahl der Schüler in allgemeinbildenden Schulen für 1990 auf acht Millionen, nachdem es 1977 noch zwölf Millionen Schüler gab. Der Einschulungsjahrgang 1973 hatte noch weit über eine Million Schüler, der Einschulungsjahrgang 1980 wird nur noch gut 600.000 haben.*

Wieviel Geld muss denn ein Schulbuchverlag im Schnitt in die Neuentwicklung eines Schulbuches investieren?

Dr. Mackensen: *Die Entwicklung von Schulbüchern ist ganz besonders teuer. Durchschnittswerte können nicht angegeben werden. Das hängt von der Art des Buches, seiner Bebilderung, seiner Ausstattung, aber auch von der Anzahl der Bände für ein Schulbuch ab. So kann etwa ein Lesebuch für das 5. bis 10. Schuljahr zwischen 200.000 und 600.000 DM kosten; ein mehrbändiges Biologie- oder Physikbuch weit über eine Million DM, ein großer Schulatlas über fünf Millionen DM. Diese Entwicklungskosten sind lange vor dem Verkauf des ersten Buches aufzubringen....*

Abi Melzer (Jg. 1945) hatte angerufen. Ob mich die Sache interessieren würde, fragte er am Telefon. Und ob ich über meinen Presseverteiler (zu dem in Spitzenzeiten gut drei Dutzend Zeitungen, Zeitschriften und Pressedienste zählten) etwas in dieser Angelegenheit für ihn tun könne. Der Melzer-Verlag, der mit der Olympia-Press-Produktion nicht gerade den klassischen Buchhandel versorgte, hatte wieder einmal nicht nur eine Idee, sondern auch sogleich einen gefunden, der ihm bei der Realisierung helfen konnte: Er wollte eine Reval-Taschenbuch-Edition (was ich unter der Überschrift „So groß wie Zigarettenschachteln" in der text intern Ausgabe Nr. 87 vom 13. Oktober 1978 veröffentlichen konnte) starten, die man – naheliegenderweise – auch gleich direkt am Zigarettenautomaten oder zumindest an einem Automaten (be)ziehen konnte. Das erinnerte zwar stark an Reclams einstigen Versuch, sich mit Taschenbüchern an Bahnhöfen zu versorgen, die man dort ähnlich wie Getränke aus dem Automaten bekommen konnte. Melzer war nicht nur Verleger, sondern auch durchaus streitbarer Autor und Übersetzer – und zudem noch Mitbegründer des Branchenmagazins „BuchMarkt", wie ich später in eben diesem erfuhr.

Mehr noch: in meinem Archiv finde ich den Durchschlag eines Beitrags, den ich am 24. Januar 1979 „text intern" in Hamburg zukommen ließ und in dem es unter der Überschrift „Wie Augsteins Papa Zeitungsgeschichte schrieb. Abi Melzer legt im Frühjahr einen Spiegel-Reprint vor" u.a. hieß: Mir fiel nichts ein, gesteht Rudolf Augstein, ich fragte meinen Vater, was besser klinge, „Der Spiegel" oder „Das Echo". Er sagte: „Der Spiegel". Niemand von uns glaubte an die Zukunft des Blattes. Nachzulesen sind solcherart Erinnerungen an die Geburtsstunde des Hamburger Nachrichten-Magazins in einem Reprint der Abi Melzer Productions. Er erscheint, mit einem Augstein-Vorwort versehen, unter dem Titel „Der Spiegel – Jahrgang 1947" (1.488 Seiten, 98,- DM in diesem Frühjahr)… Wie der „Spiegel"-Vertrieb damals, im

Jahre 1947, funktionierte? Augstein dazu: „Ein ehemaliger Feldwebel fuhr auf einem Handkarren die gedruckten Exemplare zu den Händlern…".

Die Antisemitenmacher. Wie die neue Rechte Kritik an der Politik Israels verhindert; Westend Verlag

---

Andreas J. Meyer (Jg. 1927) war vielen in der Branche als Merlin-Meyer bekannt und wurde 2018 mit dem Kurt-Wolff-Preis ausgezeichnet als „große Verlegerpersönlichkeit" in der Welt der kleinen Verlage, wie es die Frankfurter Allgemeine Zeitung formulierte. Auf seinen bereits 1957 gegründeten Merlin-Verlag wurde ich erstmals aufmerksam durch die beiden Bücher „In tiefer Trauer" von Heike Doutiné und „Die schwarzen Tauben" von Fred Viebahn, beides hoffnungsvolle, junge Autoren in der Bücherszene. In der Fachzeitschrift „Der Schweizer Buchhandel" konnte ich innerhalb meiner dortigen Serie „Verlage und Programme auf dem Prüfstand" in der Ausgabe Nr. 6/1980 den Merlin-Verlag vorstellen. Der Artikel begann folgendermaßen: „Als ich… das erste Mal zur Buchmesse kam", so Verleger Andreas J. Meyer, „sagte ich mir, O Gott, was für ein Wahnsinn, Verleger zu werden. Es gab schon damals weit mehr Bücher als nötig, und wie heute verstand ich im Grunde nicht, wer all diese Bücher kaufen sollte…".
Für meine 1990 bei Morstadt erschienene erste Zwischenbilanz „Vor dem Ende der Lesekultur" konnte ich den Verleger dann (noch einmal) für ein Interview gewinnen, das die Überschrift trug: „Ist Merlin noch das Körnchen Salz in der Suppe?":

Herr Meyer, Ihr Merlin-Verlag war einmal (auch wegen Ihrer Vorliebe, junge Autoren zu entdecken, zu fördern, zu verlegen) für literarisch interessierte Leser ein Geheimtipp. Ist er das aus Ihrer Sicht immer noch?

Meyer: *Na ja, ein Geheimtipp ist Merlin sicher nicht mehr, aber ein Tipp allemal. Inzwischen hat der Verlag einen größeren Bekanntheitsgrad als früher. Und es gibt mittlerweile eine für uns ausreichend große Zahl von Leuten, die wissen: Merlin, das ist der Verlag, den man mögen muss.*

Sie haben junge Autoren entdeckt, spätere (vielleicht gewinnbringende) Arbeiten sind jedoch dann allzu oft in anderen, größeren Verlagen erschienen.

Meyer: *Ja, das ist immer wieder das Problem, das man als kleiner Verlag hat. Man wird bestürmt (weil man einen bestimmten literarischen Ruf hat) von jungen Autoren, die ihre Erstlingsarbeiten veröffentlicht haben wollen. Man lässt sich auch leider – ich muss sagen leider, weil es eigentlich immer ein sicherer Verlust ist – immer wieder dazu hinreißen, diese Arbeiten zu verlegen. Aber eigentlich enttäuscht man letztlich immer die Autoren, die eine viele größere Resonanz erwarten….*

Was schön wäre…; Merlin Verlag

Claus Michaletz (Jg. 1933) war lange Jahre (von 1976 bis 1999) Geschäftsführer des wissenschaftlichen Springer Verlags und (ehrenamtlich) Mitglied im Vorstand des Börsenvereins für den Deutschen Buchhandel. In dieser Funktion sprach ich ihn nach der Wende an und überschrieb das Interview mit „Der deutsch-deutsche Buchhandel stagniert":
Zwar haben die beiden Standesorganisationen des Deutschen Buchhandels, die Börsenvereine zu Frankfurt und Leipzig, erst unlängst grundsätzlich ihre bevorstehende Fusion vereinbart (und verkündet), doch wann exakt und vor allem wie im Einzelnen dies alles aussehen mag, weiß offenbar noch niemand so recht genau. Außer dem Umstand, dass Frankfurt Verbandssitz und Leipzig Dependance werden wird. Dass mit einem Zusammenschluss der beiden Buchhändler-Vereinigungen noch kein einziges der Probleme gelöst ist, mit denen der Buchhandel in der DDR derzeit zu kämpfen hat, ist selbst Außenstehenden längst klar. Einer, der die deutsch-deutschen Besonderheiten seit Jahren hautnah miterlebt, ist Claus Michaletz, Geschäftsführer beim Springer-Verlag Berlin-Heidelberg, dem größten deutschsprachigen Wissenschafts-Unternehmen (Weltgesamtumsatz zuletzt: mehr als 410 Mio. DM). Michaletz, zudem Vorsitzender des Ausschusses für innerdeutschen Handel beim Frankfurter Börsenverein und Mitglied der Fusions-Kommission, zeichnet (s)ein eher nüchtern-realistisches Bild eines gesamtdeutschen Buchmarkts der Zukunft.

Herr Michaletz, was hat sich – in Zahlen ausgedrückt – konkret zwischen dem Buchhandel West und dem Buchhandel Ost seit dem 9. November 1989 verändert?

Michaletz: *Wir haben bislang noch keine konkreten Zahlen über die Entwicklungen im innerdeutschen Handel seit diesem Datum. Aber mehr als gefühlsmäßig lässt sich sagen: es hat sich bestimmt nicht viel verändert, der offizielle Warenverkehr ist sogar eher rückläufig.*

In den letzten Wochen und Monaten war immer wieder davon die Rede, dass die DDR einen Teil „ihrer Errungenschaften" in ein Gesamtdeutschland einbringen müsse.

Michaletz: *Was meinen Sie mit „Errungenschaften"? Ich sehe sie nicht. Ein Buch-Markt im eigentlichen Sinne des Worts muss in der DDR nach Jahren der Planwirtschaft ja erst einmal aufgebaut werden. Sicher ist ein Potential von Lesern vorhanden. Nur: auch die so bezeichnete Lesehungrigkeit der DDR-Bewohner muss sehr differenziert gesehen werden. Denn solange man nichts anderes zu konsumieren hat(te), greife man (noch) gern zum*

Buch. Sobald andere Unterhaltungs- wie Informationsmöglichkeiten gegeben sind, kann rasch auch die Nachfrage nach Büchern zurückgehen – wie einige Buchhändler drüben schon jetzt feststellen und berichten. Auf Dauer gesehen kann im Bereich der jetzigen DDR jedoch sicher mit einem zusätzlichen Markt gerechnet werden....

Reinhard Mohn (Jg. 1921) schien zu recht etwas ungeduldig und hatte – was bei ihm wohl noch nie der Fall war – auf seinen Gesprächspartner, also auf mich, fast eine halbe Stunde warten müssen. Oder genauer: ich war zu spät, viel zu spät zu dem über Pressechef Manfred Harnischfeger vereinbarten Termin in der Gütersloher Bertelsmann-Zentrale eingetroffen. Zum Interview. Ich war mir nicht sicher, ob der Konzernchef dazu überhaupt noch bereit war. Und ob sein randvoller Terminkalender dies erlauben würde. Die Atmosphäre bei der Begrüßung war eher eisig. Wer ist das eigentlich, mag er gedacht haben. Ein freier Journalist, keiner von stern, Spiegel, FAZ, Süddeutscher Zeitung oder Handelsblatt, dem Mohn ansonsten eine Möglichkeit zum Gespräch geboten hätte. Doch dann verlief alles ganz anders. Ich hatte mein Tonbandgerät aufgebaut und gefragt „Herr Mohn, wo ist hier denn eine Steckdose?" Seinen Schreibtisch habe ich noch genau in Erinnerung und wunderte mich, dass dort neben einem Telefon, einer Schreibunterlage und einem Notizblock nichts zu sehen war. Dann begann ich eher zaghaft mit meinen Fragen, bei denen es um das brisante Thema ging „Was oder wer kommt, wenn Mohn geht?". Und je länger das Interview dauerte, umso lockerer fühlte ich mich. Das Eis begann zu schmelzen. Nach der letzten Frage, hatte ich schon das übliche „Ich danke Ihnen für das Gespräch" auf der Zunge und wollte mich verabschieden – doch dann begann Reinhard Mohn mit seinen Fragen, die eine gewisse Neugier vermuten ließen. Freier Journalist sind Sie? Fragte er und wollte wissen, für wen ich alles schreibe und mit welchen Schwierigkeiten ich zu tun hätte. Und dann erzählte er von seinen Schwierigkeiten, die er hatte, als er aus dem Krieg zurückkehrte und einen Verlag vorfand, den es zu führen galt.

Von der Welt lernen.
Erfolg durch Menschlichkeit und Freiheit; C. Bertelsmann

Nicolaus Neumann war nicht nur jener Kollege, mit dem zusammen ich für das Magazin stern die Harenberg-Story verfasste. Er war später auch „sternbuch"-Verlagsleiter. In dieser Funktion führten wir 1981 für die Juli-Ausgabe des Hamburger Fachmagazins „dnv – der neue vertrieb" ein Interview über die mögliche Buchform der Zukunft, das die Überschrift trug: „Paperback – halb Taschenbuch, halb Hardcover?". Es ging dabei auch um einen der größten Bucherfolge nach dem Krieg: um die im sternbuch-Verlag erschienene Paperback-Ausgabe „Christiane F.: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo" (Gesamtauflage über eine Million Exemplare):

Herr Neumann, es gibt Verlage, die sogenannte Hardcover-Titel im Programm führen, und es gibt Taschenbuchverleger. Wer jedoch das „sternbuch"-Programm studiert, muss davon ausgehen, dass es noch eine „Verlegerei der dritten Art" gibt.

Neumann: *Wenn Sie damit die Paperbacks meinen, dann liegen Sie richtig. Allerdings muss ich gleich einschränken. Die sternbücher haben seinerzeit mit sehr teuren Hardcovertiteln begonnen. Vielleicht erinnern Sie sich an Titel wie „Leben in der DDR", an Sebastian Haffners „Preußen ohne Legende" oder an den großen Kunstband „Expeditionen in künstliche Gärten". Der erste Paperback-Titel, den wir mit Erfolg gemacht haben, war „Christiane F.: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo".*

Ist der Eindruck zutreffend, dass Sie sich inzwischen mit den sternbüchern weitgehend auf die Verpackungsart Paperback spezialisiert haben?

Neumann: *Nein, aber es gibt meines Erachtens zumindest zwei gute Gründe, Paperbacks zu verlegen. Eine solche Entscheidung ist zum einen vom Inhalt her bestimmt. D.h., man wählt die Paperback-Form bei Büchern, die keinen Ewigkeitswert haben, die nicht über Generationen im Regal stehen sollen, sondern zum „alsbaldigen Verbrauch" bestimmt sind. Zum anderen haben die Paperbacks den Vorteil, dass sie die schnelleren Bücher sind, zumindest gegenüber den Hardcovers. Gegenüber den Taschenbüchern besteht der Vorteil darin, dass Paperbacks immer noch eher zur originären Buchproduktion gerechnet werden. Was bedeutet: Ihr Effekt ist – nicht zu vergessen bei der Kritik – immer noch größer als der eines Titels aus dem riesigen Taschenbuch-Angebot....*

Reinhold Neven DuMont (Jg. 1936) empfing mich zum Interview, das im August 1979 im Düsseldorfer „BuchMarkt" erschien, im Kölner Verlagsbüro von Kiepenheuer & Witsch. Der Artikel wurde damals eingeleitet mit dem Hinweis, dass k&w nicht nur Heinrich Bölls verlegerische Heimat sei, sondern dass man zudem mit 22 bis 25 Novitäten pro Saison einen Jahresumsatz von 8,5 Millionen DM vorweisen könne:

Herr Dr. Neven DuMont, wer in diesem Jahr in die Programme der deutschsprachigen Belletristik-Verlage, wer in die Schaufenster der Buchhandlungen schaut, muss den Eindruck gewinnen, als habe eine Trendwende auf dem Buchmarkt eingesetzt. Wohl nie zuvor war die literarische Vielfalt so offenkundig, wurde der Leser mit so viel neuen Autoren, mit so viel literarisch interessanten Alltagsbüchern vertraut gemacht. Woran liegt´s?

Dr. Neven DuMont: *Ich glaube, dieser Trend hat sich schon in den letzten Jahren vorbereitet. Die Autoren haben experimentelle Schreibweisen aufgegeben, haben wieder angefangen zu erzählen. Diese Entwicklung mag an einem Überdruss an vorfabrizierten Bestsellern liegen, die das Publikum über Jahre erdulden musste. Der Bestseller, der von der Prämisse ausgeht, dass der Erfolg machbar ist, dass man einen Roman herstellen kann, mit den Mitteln der Retorte. Und dass man ihn auch zum Erfolg bringen kann, wenn man ihm nur einen entsprechend großen Werbeetat mitgibt. Die Leser werden auf diese Weise immer wieder mit Büchern geködert, die sie eigentlich gar nicht lesen wollten, zu deren Kauf sie sich aber überreden ließen, um mitreden zu können. Doch dann, als sie sich an die Lektüre machten, waren sie enttäuscht. Dadurch ist sehr zu recht der Glaube, ein Bestseller sei notwendigerweise ein interessantes Buch, erschüttert worden....*

Mit Büchern und Autoren. Mein Leben als Verleger; Kiepenheuer & Witsch

---

Viktor Niemann (Jg. 1940) wirkte in leitender Position bei so renommierten Verlagshäusern wie Rowohlt oder Ullstein, ehe er zum Carlsen Verlag wechselte, der mit seinen damals über 15 Millionen Mark Jahresumsatz zu den fünf wohl größten Verlagen der Kinder- und Jugendbuchszene zählte. Zu Zeiten des Verlagsgründers Per Hjald Carlsen und auch noch später, als der schwedische Riese Bonnier die Carlsen-Gruppe übernahm, war die Praxis so: In Dänemark wurde eine (Buch-)Idee geboren und genau so nach Carlsen-Deutschland exportiert. Das sollte sich unter Niemann ändern: „In den ersten 25 Jahren gab es hier kein eigenes Lektorat, sondern nur eine Übersetzungs-Redaktion. Diese Praxis hatte den Vorteil, dass man beim Bilderbuch-Drucken (die „Petzi"- und „Pixi"-Serien zählten dazu) günstiger kalkulieren und disponieren konnte. Allerdings auch den Nachteil: Dass von Reinbek aus (der Deutschland-Dependance) nahezu keine verlegerischen, sondern nur distributorische Entscheidungen zu treffen waren". Wenn Niemann im Gespräch in Reinbek erzählte, dass der Anteil der Kooperationen mit Carlsen-Dänemark und Carlsen-Schweden von einst 100 Prozent auf „heute weniger als 50 Prozent" gesunken und der verlegerische Spielraum damit größer geworden sei, dann mag dies eine Erklärung für die erkennbaren Programmaktivitäten sein.

Hans A. Nikel (Jg. 1930) hatte es wahrlich geschafft, mit seiner monatlich erscheinenden Zeitschrift „pardon" nicht nur für mich Pflichtlektüre zu sein. Wer das Blatt nicht gelesen hatte, der konnte seinerzeit quasi nicht mitreden. Mehr noch: Wer gar für das Magazin schreiben durfte, der konnte sich zum Kreis der Maßgeblichen zählen. Ich gehörte allerdings nicht

dazu. Zumindest aber zu jenen, die zu einer Art Vorstellungsgespräch nach Frankfurt eingeladen waren. Denn in meiner Unbekümmertheit hatte ich mich (auch) beim pardon-Chef um einen Redaktions-Job beworben. Doch an Stelle eines Redaktionsstuhls gab es das Angebot, „Geschichten" für das Satire-Magazin zu schreiben – was allerdings nicht meinen Vorstellungen entsprach. Schon eher, für das ebenfalls bei Bärmaier & Nikel verlegte Magazin „underground" einige Beiträge zu liefern, in denen es um Subkultur-Produkte ging. An dies und anderes erinnerte ich mich, als ich viele Jahre später Nikel, der sich mittlerweile als bildender Künstler versuchte, noch einmal traf. Er war zur Eröffnung seiner Ausstellung nach Pfungstadt in Kathrin Hampfs kleine Privatgalerie gekommen (unser Foto).

Wie ein Weihnachtsmann und ein Engel die Welt in Ordnung bringen; Kreuz Verlag

---

Hans-Georg Noack (Jg. 1926) war nicht nur Verleger, sondern auch Übersetzer (von mehr als 180 Kinder- und Jugendbüchern) sowie selbst Erfolgsautor (seine 28 Bücher erreichten fast vier Millionen-Verkaufsauflage), der es zudem auf mehr als 4.000 Lesungen brachte. Unsere Wege kreuzten sich mehrmals. Er machte keinen Hehl daraus, dass er Zögling auf einer Napola (nationalsozialistische politische Lehranstalt) war, jener einstigen Kaderschule der Nazis. Doch nach Kriegsende war für ihn alle Begeisterung dahin. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, auf welchen Irrweg man ihn hatte führen wollen. Aus heutiger Sicht scheint es so, als habe er zeitlebens versucht, eine vermeintliche Schuld abzutragen. Noch bevor er sein erstes Jugendbuch schrieb, begleitete er die Pianistin Elly Ney auf deren Konzertreisen durchs zerbombte Restdeutschland. Noack wollte Jugendliche, Heranwachsende vor dem bewahren, was ihm widerfahren war. Seine Bücher sollten später „wachrütteln". Als ich in Dortmund lebte und er beim Hermann Schaffstein Verlag tätig war, produzierte ich für ihn die Broschüre „Einladung zum Lesen". Als er dann Programmchef des Würzburger Arena-Verlags wurde, entwickelte ich 1981 das 116 Seiten dicke, jährlich erscheinende Lesemagazin „Litera-Tusch". Und als dann auch noch das von ihm übersetzte Jugendbuch „Jack" mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurde, verabredeten wir uns zum Interview:

Herr Noack, was hat Sie als Übersetzer am preisgekrönten Jugendbuch „Jack" besonders gereizt?

Noack: *Eines Tages bekam ich einen Brief von Hartmut von Hentig, den ich für einen sehr klugen Mann halte und der sowohl etwas von Literatur als auch von der Jugend versteht. Er schrieb mir, dass er in Amerika ein Taschenbuch mit Titel „Jack" gekauft habe. Und er halte es für das Beste, was an Jugendromanen seit langem erschienen sei. Ich leitete damals noch den Arena-Verlag, und auch wir im Verlag waren der Meinung, dass es ein überdurchschnittliches Buch sei.*

Für Dichter und Literaten ist der Büchner-Preis nach wie vor die begehrteste Auszeichnung. Wo würden Sie den Deutschen Jugendliteraturpreis ansiedeln?

Noack: *Auf seinem Gebiet ist er sicher der wichtigste. Als ich ihn das allererste Mal bekam, das war 1970, war es eine Bestätigung für den „jungen Autor", schließlich war ich damals erst 44. Diesmal sehe ich ihn fast als eine Bestätigung für meine gesamte schriftstellerische Arbeit.*

Was wird dieser Deutsche Jugendliteraturpreis bei Ihnen diesmal bewirken?

Noack: *Ganz sicher, dass ich an meinen Erinnerungen „Ich wär´ so gern mal ich" weiterarbeite. Und ich plane überdies auch noch ein Buch, das in meiner Heimatstadt bei Magdeburg spielen soll....*

Rolltreppe abwärts; Ravensburger TB

Georg Popp (Jg. 1928) wollte eigentlich zur Buchmesse 1994 nach Frankfurt anreisen. Doch dann änderten sich seine Terminplanung und auch der Ort unseres Interviews. Den Arena Verlag hatte er 1949 gegründet; mit gerade einmal 21 Jahren war er damals der wohl jüngste Verleger der Bundesrepublik Deutschland. Auf Jugend- und Sachbücher konzentrierte er sein Programm. 1979 zog er sich aus dem Verlagsgeschäft zurück, fand allerdings als Erfolgsautor eine neue Aufgabe. Und genau darüber wollten wir sprechen:

Herr Popp, Branchenbeobachter haben Sie noch als Chef des Arena-Verlags in guter Erinnerung. Heute sind Sie mit fast zwei Millionen verkauften eigenen Büchern ein Bestsellerautor. Wie kam es zu diesem „Frontenwechsel"?

Popp: *Nachdem meine Söhne nicht als Unternehmer arbeiten wollten und ich in 30 Jahren über 2.000 Bücher verlegt hatte, wollte ich einmal Abstand vom Organisieren und Managen nehmen und mich mehr der schriftstellerischen Seite zuwenden.*

Und was war letztlich die entscheidende Motivation, ein christlicher Autor zu werden?

Popp: *Entscheidend waren einige persönliche Erlebnisse, durch die ich das Handeln Gottes ganz konkret in meinem Alltag erfahren durfte. Seit dieser Zeit versuche ich, mehr auf die Stimme Gottes zu hören und weniger auf die Wünsche meines eigenen Egos.*

Sie reagieren mit Ihren Büchern indirekt auch auf eine Gesellschaft, die aus den Fugen zu geraten droht. Was erscheint Ihnen derzeit an Entwicklungen in diesem Lande am bedrohlichsten?

Popp: *Lassen Sie mich drei Punkte herausgreifen: a) unsere Gesellschaft leidet vor allem an einer beängstigenden Orientierungslosigkeit. Die Menschen von heute wollen alles allein, alles selbst, alles aus eigener Kraft – und damit eben auch alles ohne Gott machen. Mit dieser Einstellung erfahren wir uns aber bald am Ende unserer Möglichkeiten. Hilflosigkeit, Ängste und Depressionen sind die Ergebnisse. b) Unsere Seelsorge ist zu kopflastig geworden. Man predigt zwar ständig über die große Bedeutung des Glaubens, aber in Wirklichkeit beherrscht allein die Ratio unser Handeln und zu wenig der Glaube an einen lebendigen, auch heute noch handelnden Gott. c) Dieses rationale Denken beherrscht ja leider auch den Vatikan und fast alle von dort kommenden Weisungen. Oft stehen nicht die Seel-Sorge und die Liebe im Mittelpunkt, sondern die Moral und das falsche Denken, mit überzogenen Forderungen könne man die Kirche und den Glauben retten. Auch hier vertraut man mehr dem eigenen Tun als dem Wirken des Heiligen Geistes...*

Die Großen der Welt; Arena

Heinrich Reclam (Jg. 1910) wirkte auf mich in dem relativ kleinen, mit Regalen, vollgestellten Raum, in dem wohl alle bis dato erschienenen gelben Bändchen sorgfältig sortiert schienen, wie ein Teil des Inventars. In seinem grauen Alltagsanzug erinnerte er eher an einen Buchhalter als an das Oberhaupt des legendären Reclam-Verlags. Nie zuvor hatte er sich auf ein solches Wagnis eingelassen, einem Journalisten ein Interview zu geben. Aber da ich ihm glaubhaft versichert hatte, dass unser Gespräch in einem Beitrag für das ebenfalls altehrwürdige Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Verwendung finden würde, hatte er etwas Unglaubliches getan: er hatte zugesagt. Und nun saß ich einem Mann gegenüber, von dem alle in der Branche wussten, aber von denen nur eine ganz kleine Anzahl sagen konnte – ich bin ihm schon einmal persönlich begegnet. Bei mir war das Mitte 1979 der Fall.
Sein Büro in Stuttgarts Mönchstraße dürfte die Maße vier mal vier Meter haben. Die Möblierung wirkt eher schlicht, unauffällig. Spartanisch. Funktionell. Sicher irgendwo zwischen beidem. Links wie rechts neben dem Eingang Regale bis zur nicht allzu hohen Zimmerdecke.

Vollgepackt mit der wohl gesamten Reclam-Universalbibliothek, deren erster Titel, Goethes „Faust, Erster Theil“, im Jahre 1867 erschienen ist.
Der Schreibtisch, solide, alles andere als protzig. Der Chef - besser: der Verlegerstuhl ist aus kantigem Holz, hart. Ein Sitzkissen mildert ein wenig. Ein Schrank, eine Sitzecke, ein Trittbänkchen (für die oberen Regalreihen) komplettieren die Zimmereinrichtung. Fast. Direkt hinter dem Schreibtisch ein Gemälde, das Dr. Ernst Reclam, den Enkel des Verlagsgründers Anton Philipp Reclam zeigt. Fotografen haben es in diesem Fall einfach(er). Sie bitten den Verleger vors Bild und haben den Übergang von der Vergangenheit in die Gegenwart des Reclam-Verlags schon festgehalten.
Der Verleger. Er ist in der Tat so, wie er auf den wenigen in jüngster Zeit veröffentlichten Bildern wirkt: zurückhaltend, bescheiden, öffentlichkeitsscheu. „Ich bin“, sagt er, „keine Verleger-Persönlichkeit à la Eugen Diederichs oder Ernst Rowohlt. Wir leisten vielmehr unsere Arbeit im Verlag als Team, aus dem ich mich nicht besonders herausgehoben sehen möchte“. Und an anderer Stelle fügt er hinzu: „Ich sehe mich nicht als Schöpfer, sondern als tätiger Erbe unseres Verlags“. Punktum.
Dr. Heinrich Reclam wurde in Leipzig geboren („wir sind eine alte Hugenotten-Familie“), studierte zunächst Germanistik, Philosophie und Volkswirtschaftslehre. 1937 absolvierte er eine Sortimenterlehre bei Gräfe und Unzer im damaligen Königsberg. Er ist ein Verleger, der nichts vom lautstarken Vermelden irgendwelcher Verkaufsrekorde hält, wenngleich er dazu en masse Gelegenheit und Anlaß hätte. Rund 100 Reclam-Titel haben Auflagen von mehr als 500.000 Exemplaren erreicht. Allein Schillers „Tell“ wurde rund 3,2 Millionen-mal verkauft. Mehr noch: von Droste-Hülshoffs „Die Judenbuche“, aber auch von Hoerschelmanns Hörspiel „Das Schiff Esperanza“ oder von Hauptmanns „Bahnwärter Thiel“ gehen nach wie vor Jahr für Jahr jeweils rund 100.000 Stück übern Ladentisch….
Und auch hier gibt es O-Ton Dr. Heinrich Reclam, aus einem Interview, das ich am 24. Oktober 1979 in der Zürcher Weltwoche platzieren konnte:

Herr Dr. Reclam, der Bestsellerrummel, das lautstarke Marktgeschrei ist bekanntermaßen in Ihrem Verlag verpönt. Dennoch gehört Ihr Haus zu den erfolgreichsten im Lande. Glauben Sie, es liegt auch daran, dass der Leser, der Buchkäufer diesen Lärm um Äußerlichkeiten längst satt hat?

Dr. Reclam: *Ich möchte mich dazu nicht äußern. Es scheint in der Tat so, dass man sich heute wieder der langlebigen, bleibenden Literatur widmen will. Wir machen – wie bereits gesagt – den Bestsellerrummel nicht mit. Wir widmen uns der Bildungsarbeit, verwenden darauf äußerste Sorgfalt und können unsere Bücher zu einem ausgesprochen niedrigen Preis auf den Markt bringen....“*

Friedolin Reske (Jg. 1936) war zwar ein sogenannter Kleinverleger, der jedoch ein ansehnliches „Delikatessengeschäft für Bücher“ betrieb, wie die Überschrift zum meinem Geburtstagsartikel anlässlich „25 Jahre Eremiten-Presse“ hieß, der am 29. Januar 1974 in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung erschien. Reske leitete damals das literarische Unternehmen zusammen mit Dieter Hülsmanns. Über den Verlagsbesuch war zu lesen:
Wenn im Parterre der Düsseldorfer Fortunastraße Nr. 11 die Katze „Minou“ suchend über den Fußboden schleicht, wenn die gusseiserne Papierschneidemaschine mit der eingravierten Jahreszahl „1901“ sich quietschend in Bewegung setzt, dann kommen die Erinnerungen an ein „Schloss Sanssouris“ im Taunus, was in Wirklichkeit ein altes Fachwerkhaus ohne Heizung und warmes Wasser war – also an die Anfangszeit eines Kleinverlags mit Namen Eremiten-Presse, der kurios und bibliophil startete. Und an einem Mann, den seine Freunde VauO nannten – doch wer war nicht schon bald sein Freund?
Die Geschichte dieses Verlages begann im Januar 1949 in Frankfurt. Helmut Knaupp und Ferdinand Müller, damals 21jährig, gründeten ihn. Jener VauO, der Schriftsteller und einstige Mitbegründer der „Rabenpresse“ Victor Otto Stomps, war mehr Geburtshelfer als Gründer jenes Verlags. Doch bis heute hat sich die Version gehalten, Stomps habe allein die Eremiten-Presse gegründet.
Mehr als 300 Titel hat die Eremiten-Presse in den 25 Jahren ihres Bestehens aufgelegt. Und die Liste der Autoren ist lang. Sie enthält u.a. Namen wie Bender, Bingel, Heißenbüttel, Schnurre, Domin, Kaschnitz, aber auch Achternbusch, Taschau, Vesper, Raschke, Viebahn oder Mayröcker….
Als ich die beiden Verleger, Raschke und Hülsmanns („ich gebe grundsätzlich keine Interviews, aber das bitte nicht schreiben“), in ihrer Werkstatt antreffe, erzählt mir zumindest Raschke, dass Hülsmanns (Jahrgang 1940) damals als Feuilletonredakteur bei der Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung gearbeitet habe und sie sich (Raschke war diplomierter Architekt) in einer Altstadtkneipe kennengelernt hätten. „Wir wollten irgendetwas zusammen machen und irgendwann aus dem Bürgerlichen ausbrechen und uns gemeinsam ein Leben aufbauen…“.
Über meinen Besuch bei der Düsseldorfer Eremiten-Presse veröffentlichte unter der Überschrift „Ein Kleinverlag vor der midlife-crisis?“ u.a. die Lübecker Nachrichten am 3. März 1979 einen Beitrag.
Dieter Hülsmanns starb bereits 1981, und 2010 stellte die Eremiten-Presse, nachdem der 602. Titel erschienen war, ihre Publikationstätigkeit ein.

Alpha-Beet: Eine literarisch graphische Blütenlese; Eremitenpresse

Axel Rütters (Jg. 1941) zählte zu dem Kreis der Gesprächspartner für meine Hintergrund-Serie „Wie kommt das Buch zum Leser?", die ich 1987 für die Zeitschrift „BuchJournal" realisierte. Folge Nr. 2 begann so:
Früher, als er noch leitender Angestellter bei Suhrkamp war – so erinnert er sich genau – hieß es: „Ein Autor tritt in den Verlag ein". Doch was so schlicht und einfach und undramatisch klingt, hat etwas mit jener Geschichte gemein vom Kamel, das durchs Nadelöhr geht. Zwar gibt es laut „Adressbuch für den deutschsprachigen Buchhandel" in diesem Lande 10.715 Verlage, und wohl die Mehrheit von ihnen überrascht Saison für Saison mit Buch-Novitäten. Doch was sie an Manuskripten zu Publikationen verwerten, scheint allenfalls die Spitze vom Eisberg. Um etliches größer ist das Angebot an Texten, auch der Drang von Autoren, die Ergebnisse ihrer Arbeit, ihres (literarischen) Schaffens zwischen zwei Buchdeckel gepresst zu sehen. Axel Rütters, heute Chef der Frankfurter Athenäum Verlagsgruppe (mit 22 Mitarbeitern, rund 160 Novitäten pro Jahr; davon knapp 30 im „allgemeinen Programm", und schätzungsweise acht Millionen Mark Umsatz), der eingangs bereits Erfahrungen und Erinnerungen preisgegeben hat, spricht davon, dass ihm und seinen Lektoren „Monat für Monat 25 bis 30 unangeforderte Manuskripte" auf den Schreibtisch kommen. In reinen Literatur-Häusern werden Eingangszahlen von 2.000 (!) und mehr pro Jahr registriert. Und oft ist es noch nicht einmal ein Promille, was davon – zum Buch geworden – bis zum Leser gelangt….

Frank Sicker (Jg. 1937) traf ich im Oktober 1993 in Niedernhausen, dem damaligen Verlagssitz des 1923 in Dresden gegründeten Unternehmens. Wir wollten u.a. über „Das elektronische Buch als Medium der Zukunft" reden, von dem der traditionell konservativ ausgerichtete Sortimentsbuchhandel (noch) wenig wissen wollte – landeten dann aber bei den „Büchern für den Tagesgebrauch":

Herr Sicker, Sie machen 70 Millionen DM Jahresumsatz, aber mit Ihren Büchern kommen Sie in den Medien – zumindest dort, wo es um Literatur geht – so gut wie nicht vor.

Sicker: *Natürlich würden wir uns wünschen, dass in der Kulturszene, also auch in den Literaturblättern von Zeit, FAZ, Süddeutscher Zeitung usw. der Ratgeber als literarisches Medium erkannt wird. Schließlich sind etwa 13 Prozent der jährlichen Titelproduktion Ratgeber, und umsatzmäßig hat der Ratgeber die Literatur längst überholt.*

Liegt es vielleicht daran, dass Sie „nur" Bücher für den Tagesgebrauch verlegen?

Sicker: *Bücher, die wir seit rund 70 Jahren verlegen, sind ja nur vermeintlich Bücher für den Tagesgebrauch. In Wirklichkeit bieten unsere Bücher das Basis-Wissen, um den „nackten" Menschen zu einem kulturellen Wesen werden zu lassen. Wie sollte Gartenkultur, Esskultur, Tischkultur, Kommunikationskultur usw. entstehen, wenn die Menschen nicht durch entsprechende Handreichungen unterstützt würden. Insofern ist die Enthaltsamkeit der Kulturwächter nichts anderes als eine engstirnige Arroganz eines kleinen Kreises „Eingeschmeckter" gegenüber einem Großteil der Mitmenschen....*

Gerhard Steidl (Jg. 1950) hatte mir sein Wort gegeben. Wenn Günter Grass, sein Hausautor, einmal „in der Nähe" sei, dann werde dieser mich in meinem Büro besuchen und es gäbe Gelegenheit zu einem Interview, exklusiv verstehe sich. Das mit „in der Nähe" hatten wir nicht so genau definiert, ebenso wie das „einmal". Aber wie das Leben manchmal so spielt. Mindestens zwei Jahre waren vergangen, aber Steidl hatte mich nicht vergessen. Zwischenzeitlich hatte ich meinen Lebensmittelpunkt von Darmstadt nach Reichelsheim verlegt, eine kleine Gemeinde mitten im hessischen Odenwald. Und zur Buchmessenzeit 1995 war es dann soweit: Günter Grass kam tatsächlich zu einer Lesung (mit Interview) nach Reichelsheim. Ein bis heute unvergessenes Ereignis für den Odenwaldkreis und dessen damaligen Landrat Horst Schnur.

Rudolf Streit-Scherz (Jg. 1928) leitete den 1938 von Alfred Scherz gegründeten Berner Buchverlag 40 Jahre lang, ehe dieser 1996 an die Holtzbrinck-Gruppe verkauft wurde. Der Scherz Verlag lieferte vielfach Gesprächsstoff, u.a. als er die Erstausgabe von Solschenizyns „Archipel Gulag" sowie die Memoiren von Winston Churchill veröffentlichte. Ich hatte Gelegenheit mit Streit-Scherz ein Interview zu führen anlässlich des Starts einer eigenen Edgar-Wallace-Reihe. Das Gespräch mit dem Verleger erschien u.a. am 4. Januar 1983 im Frankfurter Börsenblatt mit der Überschrift „Wallace – wie ihn bisher keiner kannte":

Herr Streit-Scherz, bisher kannte man Sie als einen Verleger, der immer wieder mit neuen Autoren (z. B. Ilse Gräfin von Bredow, Dieter Zimmer, Edda Rönckendorff, um nur diese zu nennen) für Überraschungen sorgte und dem Sortimentsbuchhandel Verkaufserfolge bescherte. Mit Edgar Wallace präsentieren Sie – nach Ablauf der Urheberrechtsfrist – dem Buchhandel nun einen Autor und sein Werk, das seit 50 Jahren schon jeder zu kennen glaubt. Was hat Sie zu einem solchen verlegerischen Schritt bewogen?

Streit-Scherz: *Der Scherz-Verlag ist nicht nur dafür bekannt, sondern auch für eine sorgfältig edierte Krimi-Taschenbuchreihe der besten Autoren: Agatha Christie, Dorothy Sayers, Stanley Ellin – um auch meinerseits nur wenige zu nennen – machen unsere*

Taschenbücher zu einer Reihe der Krimi-Klassiker. Anerkannt ist sie auch durch die Sorgfalt der Übersetzungen. Wie man aus den Neuausgaben feststellen wird, gehört Edgar Wallace zweifellos zu den bei uns versammelten Krimi-Klassikern.

Was wird den Scherz-Wallace vom bisherigen Edgar Wallace unterscheiden?

Streit-Scherz: *Er unterscheidet sich im Umfang und in der literarischen Qualität. Wir haben die Originale der Erstausgaben aufgespürt – was sehr schwierig war – und haben vollständig und zeitgemäß neu übersetzt. Selbst die Hauptwerke konnte man bisher nur um ein Viertel bis zu einem Drittel gekürzt in aus den 30er Jahren stammenden und sicher nicht zur Ehre der Kunst des Übersetzens zählenden deutschen Textfassungen lesen. Jetzt zeigt sich, dass Wallace seine Plots mit viel Logik konstruiert und seine Romane feinmaschig und mit viel Subtilität geschrieben hat. Deshalb werden unsere Neuausgaben auch das Label tragen „Original – ungekürzt und neu übersetzt".*

Gerald Trageiser (Jg. 1942) hatte die Funktion eines Verlagsleiters bei Luchterhand, als wir uns im Oktober 1997 erstmals begegneten – und es noch vier Jahre dauern sollte, ehe die Verlagsgruppe Random House das 1924 gegründete Traditionshaus übernehmen sollte. Ich konnte mit Trageiser sprechen, der nach dem Wechsel von Christoph Buchwald zu Suhrkamp alleiniger Programmchef war:
Nach den zum Teil spektakulären Abgängen von Günter Grass, Peter Härtling, Gabriele Wohmann und etlichen anderen Autoren von ein paar Jahren sowie diversen verlegerischen Turbulenzen schien es fast so, als verschwinde der einst ruhmreiche Luchterhand-Verlag gänzlich von der literarischen Landkarte. Das Medieninteresse sank rapide, und noch vor zwei Jahren lag der Jahresumsatz unter der kaum noch erwähnenswerten Zwei-Millionen-Marke. Doch dann änderte sich fast über Nacht alles schlagartig. Luchterhand – mit neuem Besitzer und neuer Programmpolitik – meldete sich zurück, platzierte Titel gar auf den Bestsellerlisten, erzielte im vergangenen Jahr (zusammen mit dem Tochterunternehmen Limes) einen Umsatz von sage und schreibe 17 (!) Mio. DM – und wurde gar vom Fachmagazin „BuchMarkt" zum „Verlag des Jahres" gekürt.

Herr Trageiser, Luchterhand ist für viele immer noch der Verlag, bei dem man an Günter Grass denkt, obwohl dieser schon lange nicht mehr Autor Ihres Hauses ist.

Trageiser: *Die meisten Buchhändler denken heute nicht mehr an Günter Grass, wenn von Luchterhand die Rede ist, sondern an Autoren wie Frank McCourt, E. Annie Proulx oder António Lobo Antunes, an Ernst Jandl oder Christa Wolf, um den Bogen zum alten Luchterhand-Verlag zu schlagen.*

Früher war Luchterhand der Verlag, der den literarisch-politischen Zeitgeist der Nation (mit) widerspiegelte. Und heute?

Trageiser: *Heute sind wir der Verlag für zeitgenössische Literatur schlechthin, egal in welcher Sprache sie entsteht. Wir knüpfen damit an eine noch ältere Tradition an. Denn Deutschland war immer das Land der Übersetzungen und der Literaturvermittlung. Wir machen daraus wieder eine Tugend. Aber es ist keine Notlösung....*

Joachim Unseld (Jg. 1953) stand vor einem (fast) noch völlig leeren Regal (sieht man ab von seiner bei Hanser erschienenen Kafka-Biographie, zugleich seine Doktorarbeit), in dem einmal Bücher, Akten, Ähnliches Platz haben sollten. Er war erst unlängst zum für den Suhrkamp-Taschenbuchbereich zuständigen Geschäftsführer ernannt und damit auch für mich „Suhrkamp jr.". Viel Platz schien in seinem neuen Büro in Frankfurts Lindenstraße, und viel Zeit hatte er (damals) auch für ein Gespräch, dessen Extrakt wir hernach am 8. März 1983 im Börsenblatt in der Reihe „Juniorchefs Die nachrückenden Entscheidungsträger" veröffentlichen wollten. Joachim Unseld sollte, so der damalige Stand der Dinge, einmal das Suhrkamp/Insel-Reich übernehmen. Doch dann kam alles ganz anders – was bekanntlich mit der einstigen Suhrkamp-Autorin Ulla B., der späteren Ehefrau von Siegfried Unseld zusammenhing. Joachim U. war seinen Thronfolger-Posten los und machte sich mit einem eigenen Verlag, der Frankfurter Verlagsanstalt, selbständig. Doch zurück zu Joachim Unselds erstem Börsenblatt-Interview:

Herr Dr. Unseld, Beobachter der Buchmarkt-Szenerie stießen wohl erstmals auf ihren Namen und ihr Bild in der Jubiläums-Broschüre „25 Jahre Suhrkamp Verlag". Dort wurden Sie am Schluss der Mitarbeiter-Galerie lächelnd als „Auszubildender" vorgestellt. Das war 1975. Was haben Sie wo in der Zwischenzeit alles gelernt?

Dr. Unseld: *Die kleine Verlagsgeschichte, die wir anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Suhrkamp Verlages herausbrachten, enthielt einen Innenteil, in dem Autoren des Hauses und die Mitarbeiter des Verlages abgebildet waren. Das war zu der Zeit, als ich gerade meine Lehre als Verlagsbuchhändler beendet hatte und im Lektorat assistierte. Danach studierte ich in München Germanistik, Philosophie und Soziologie und promovierte in Berlin. Für längere Zeit hielt ich mich in Frankreich, den Vereinigten Staaten und Spanien auf und konnte dort Verlage und Buchhandlungen kennenlernen.*

Ihr Vater hat einst über Hermann Hesse promoviert (dessen literarisches Werk von Suhrkamp/Insel betreut wird), Sie haben über Franz Kafka promoviert (dessen Erbe von S. Fischer gehütet wird). Was verbindet Sie mit, was trennt Sie zunächst auf literarischem Gebiet von Ihrem Vater?

Dr. Unseld: *Hermann Hesse hat das Werk Franz Kafkas immer sehr geschätzt. Ihre Unterscheidung von „betreuen" und „hüten" ist übrigens interessant.*

Es sieht so aus, als hätten Sie sich – mit Ihrem Eintritt in die Geschäftsleitung – entschlossen, im Hause Suhrkamp Kontinuität sicherzustellen. Eine Entscheidung, die Sie sich reiflich überlegt haben?

Dr. Unseld: *Formell bin ich bereits seit Januar 1978 als Gesellschafter und Geschäftsführer, eigentlich aber schon seit dem September 1973, damals als Auszubildender, mit den Verlagen Suhrkamp und Insel verbunden. Ein so wichtiger Entschluss formt sich durch die Zeit, in der die Bereitschaft und die Freude an der Arbeit wachsen.*

Einmal Verleger eines so maßgeblichen Hauses wie Suhrkamp/Insel zu werden – was geht Ihnen bei einem solchen Gedanken durch den Kopf? Verleger sein, was wird das für Sie bedeuten?

Dr. Unseld: *Viel.*

Franz Kafka – Ein Schriftstellerleben. Die Geschichte seiner Veröffentlichungen; Hanser

---

Siegfried Unseld (Jg.1924) bin ich zwar nie persönlich begegnet, aber Jahr für Jahr saß er in aller Regel zwei Reihen schräg rechts vor uns, so dass sein markanter Hinterkopf nicht zu übersehen war. Das alljährliche Ritual, um das es hier ging, war die Verleihung des Büchnerpreises im Darmstädter Theater. Die letzten Male wirkte er allein, verlassen, und nicht vielen Besuchern war klar, dass da nicht nur der Suhrkamp-Verleger saß, sondern mit ihm ein Stück Literaturgeschichte.
Nur einmal gab es einen „direkten" Kontakt zur Frankfurter Verlegerlegende, als ich ihm am 30. März 1982 schrieb:

Sehr geehrter, lieber Herr Dr. Unseld,

für die Fachzeitschrift „Der Schweizer Buchhandel" erarbeite ich seit kurzem die Serie „Der Autor und sein neues Buch" (die Kopie einer Folge ist beigefügt; die Beiträge biete ich hernach auch einer Reihe von Tageszeitungen an, für die ich arbeite). Fünf Folgen sind bisher erschienen, und ich bin gerade dabei, mir einen Überblick darüber zu verschaffen, was im Herbst an neuen Büchern in dieser Reihe berücksichtigt werden könnte. Deshalb schreibe ich Ihnen. Weil ich gerne einen Autor Ihres Verlages, der im Herbst 82 mit einem neuen Buch herauskommt, berücksichtigen möchte. Helfen Sie mir da ein wenig? Indem Sie mir möglichst bald einen kurzen Überblick darüber vermitteln, was im Herbst-Programm 82 in Ihrem Verlag zu erwarten ist? Auf Post von Ihnen freut sich....

Der Autor und sein Verleger; Suhrkamp

Klaus Wagenbach (Jg. 1930) und seinen Verlag fand ich erst nach einigem Suchen. So gut kannte ich mich in Berlin nun auch wieder nicht aus. Aber dann stand ich – im Juli 1978 - vor der Hausnummer 6 in der Bamberger Straße – und hatte Gelegenheit, den als „links-politliterarisch" eingestuften Verleger ein wenig (besser) kennenzulernen. Ein Jahr nach der Verlagsgründung (im September 1964) machte der ehemalige S. Fischer-Lektor mit seinem Unternehmen ganze 220.000 DM Umsatz. 1977 waren es dann immerhin schon 1,35 Millionen und 1978 wollte er endlich auch schwarze Zahlen schreiben. Für die Badische Zeitung war das Gespräch offenbar so interessant, dass sie es am 10. Oktober 1978 ihren Leser präsentierte:

Herr Dr. Wagenbach, als Sie mit Ihrem Verlag antraten, die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland zumindest zu reflektieren, wenn nicht gar zu verändern, hatten Sie sicherlich eine gewisse Ziel-/Wunschvorstellung von den späten 70er Jahren.

Dr. Wagenbach: *Auf der einen Seite muß man natürlich zugeben, dass die Blütenträume aus der Zeit Ende der 60er Jahre nicht ganz gereift sind. Andererseits weiß ich nicht, ob man sagen kann, „da hat sich nichts verändert". Ich halte es für einen Fehler innerhalb der Linken, dass man dort nicht auch bestimmte Veränderungen bemerkt. Dennoch glaube ich schon, dass die Linke ihre Position jetzt näher reflektieren und nicht nur aus der Negation heraus argumentieren sollte. Aus diesem Grunde ist das Betätigungsfeld für unsere Arbeit noch nie so weit gewesen wie gerade jetzt.*

Früher war Ihr Verlag ausgesprochener Liebling vieler Feuilleton-Redaktionen. Heute liest man in den Zeitungen über Sie meist nur noch im Zusammenhang mit gerichtlichen Auseinandersetzungen.

Dr. Wagenbach: *Der Liebesentzug, von dem Sie sprechen, ist typisch deutsch. Sicher hängt er mit unserem Provinzialismus zusammen. Offenbar wird für unzumutbar, für ungewöhnlich oder für nicht gesellschaftsfähig gehalten, dass ein Verlag öfters Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt hat....*

Die Freiheit des Verlegers – Erinnerungen, Festreden, Seitenhiebe; Wagenbach

---

Matthias Wegner (Jg. 1937) war seit 1969 verlegerischer Geschäftsführer der Rowohlt Verlage. Im ersten Halbjahr 1979 hatte er mich nach Reinbek eingeladen, um mit mir über ein

(noch streng geheimes) Projekt zu sprechen. Es ging um eine geplante Rowohlt-Taschenbuch-Illustrierte (Umfang: 80 Seiten, Auflage: eine Mio. Exemplare, Erscheinungsweise: zweimal jährlich) und deren „journalistische Aufbereitung". Ob ich daran interessiert sei und ein vorläufiges Konzept erarbeiten könne? Die Sache schien reizvoll. Am 6. August 1979 legte ich eine mögliche Heftstruktur vor, nannte meine Honorarvorstellungen und fügte hinzu: „Ich würde einen möglichen Auftrag jedoch nur übernehmen, wenn sichergestellt wäre, dass `Blickpunkt Taschenbuch` keine Eintagsfliege wird und die Gestaltung von mindestens vier Ausgaben bei mir liegt...". Vielleicht scheiterte das Projekt jedoch genau daran – denn ein ursprünglich für Donnerstag, 18. Oktober 1979, 11.00 Uhr abschließendes Gespräch, bei dem ich das Grob-Layout vorstellen und das zugleich Startschuss für die Taschenbuch-Illustrierte sein sollte, kam nicht mehr zustande.
In anderer Funktion trafen wir uns 20 Jahre später erneut – als er (von 1985 bis 1990) als Programm-Geschäftsführer der deutschsprachigen Bertelsmann Buchclubs agierte. Ein Interview mit ihm, das am 12. Januar 1989 in den Nürnberger Nachrichten erschien, trug die Überschrift „Beitrag zur Lesekultur":

Herr Dr. Wegner, in der Bundesrepublik gibt es zwar nach wie vor mehr als sechs Millionen Menschen, die Mitglied in einer der Buchgemeinschaften sind, also weit mehr als etwa regelmäßige Theaterbesucher. Wer sich jedoch in all unseren Print- wie elektronischen Medien über diese spezielle, Millionen Mitbürger interessierende Kultursparte informieren will, erlebt noch nicht einmal eine Überraschung. Woran liegt´s?

Dr. Wegner: *Ich glaube, dass dies nicht zuletzt auch mit unserer Programmpolitik früherer Jahre zu tun hat. Daraus war nicht erkennbar, dass Buchgemeinschaften sozusagen innovatorisch Programm machen. Es dominierte der Eindruck, dass wir eigentlich nur versuchen, Erfolgreiches noch erfolgreicher zu machen.*

Sie kennen sicher all jene in den Medien, die bedeutsam, gewichtig über Bücher, über den Buchmarkt und seine Probleme Öffentlichkeit herstellen können. Wie wollen Sie diese Damen und Herren zu einer regelmäßigen Berichterstattung über Buchgemeinschafts-Programme (wie –probleme) animieren?

Dr. Wegner: *Wir werden – ganz entgegen früherer Tradition – künftig verstärkt auf uns in der Medienöffentlichkeit, vor allen Dingen aber in den Print-Medien, per Anzeigen aufmerksam machen. Das hat es bisher von Buchgemeinschaften noch nicht gegeben. Wir werden auf einzelne Systemvorteile verweisen, auf einzelne Programmteile, mit dem Besten und Schönsten, was wir haben, werben. So wie das jeder Verlag im Frühjahr und im Herbst und zwischendurch tut. Parallel dazu wird sich unser Anteil an – im weitesten Sinne – literarischen und buchnahen Veranstaltungen erheblich erhöhen. Und zum dritten werden wir mit einigen Produktionen an die Öffentlichkeit herantreten, die es nur innerhalb der Buchgemeinschaft Bertelsmann zu erwerben gibt. Das beste Beispiel hierfür ist der soeben vorgelegte Band zum Thema „Ehe in unserer Zeit", der aus einem von uns initiierten Erzählerwettbewerb hervorgegangen ist....*

Ja, in Hamburg bin ich gewesen – Dichter in Hamburg; Christians

---

Erwin Barth von Wehrenalp (Jg. 1911) schrieb mir am 12. September 1979: „Ich gratuliere Ihnen zur schönen Entwicklung Ihrer Redaktionsstube. Ich habe einen Ihrer Artikel aus dem Vorwärts sogar in einem Vortrag von Elwert + Meurers ´Begegnungen´ in Ihrem Namen zitieren können. Wie könnten wir noch einmal intensiver zusammenarbeiten? Auf der Buchmesse geht es ja etwas hektisch zu. Vielleicht frühstücken wir einmal um 8.00 Uhr im Frankfurter Hof...". Von Wehrenalp, in Dresden geboren und auf dem berühmten Pariser Friedhof Père Lachaise beerdigt, war nicht nur mit seinem Econ-Verlag eine maßgebliche Galionsfigur in der Bestsellerbranche (wo er mit Sachbuchautoren Erfolge feierte), er war auch das, was man einen Herrn nennt. Als ich ihm in seinem Düsseldorfer Büro gegenüber saß und von meiner Idee erzählte, eine Anthologie mit „Eisenbahn-Geschichten" zusammenstellen zu wollen, hörte er mir ganz genau zu – und sagte: „das machen wir". Und so war der Weg frei, eine Buch-Idee zu realisieren, in der u.a. Beiträge zu finden waren von Thomas Le Blanc, Sylvia Brandis, Christine Brückner, Hans Georg Bulla, Ludwig Fienhold, Rudolf Hagelstange, Heinz Hartmann, Willi Heinrich, Hans-Jürgen Heinrichs, Georg Hensel, Samuel Ali Hisein, Otto Jägersberg, Hermann Kant, Walter Kempowski, Egon Erwin Kisch, Wolf Kohl, Klaus Konjetzky, Horst Krüger, Werner Lansburgh, Sandra Paretti, E. A. Rauter, Peter Rühmkorf, Wolfdietrich Schnurre, Hanneslies Taschau und Wolfgang Weyrauch.

Deutschland greift über den Äquator.
Ein Buch von Deutschlands Kolonien. Einst und Jetzt; Etthofen

---

Frank Wössner (Jg. 1941) verantwortete als Bruder von Mark Wössner, dem Vorstands-Vorsitzenden des Gütersloher Medien-Konzerns, die Bertelsmann Buch AG und war zudem noch Vorsitzender der Mainzer Stiftung Lesen. Mitte der 90er Jahre ergab sich die Gelegenheit zu einem längeren Gespräch, in dem es um Einschätzungen zur Zukunft des Buches im einstigen Gutenberg-Land ging:

Herr Wössner, wie definieren Sie denn die „Zukunft des Buches" aus Sicht des Multimedia-Giganten Bertelsmann?

Wössner: *Ich sehe die Zukunft des Buches weiterhin positiv. Es wird schon seit vielen Jahren vom Untergang des Buches gesprochen, doch bis heute hat er sich nicht eingestellt. Ganz im Gegenteil. Der Buchbereich bei Bertelsmann ist mit seinen 33 Prozent Anteil am Gesamtkonzern-Umsatz sowie acht Prozent Wachstum in diesem Bereich die stärkste und stabilste Säule. Ich sehe überhaupt keinen Grund für Pessimismus, was das Buch und das Bücherlesen in der Medienpluralität anbetrifft.*

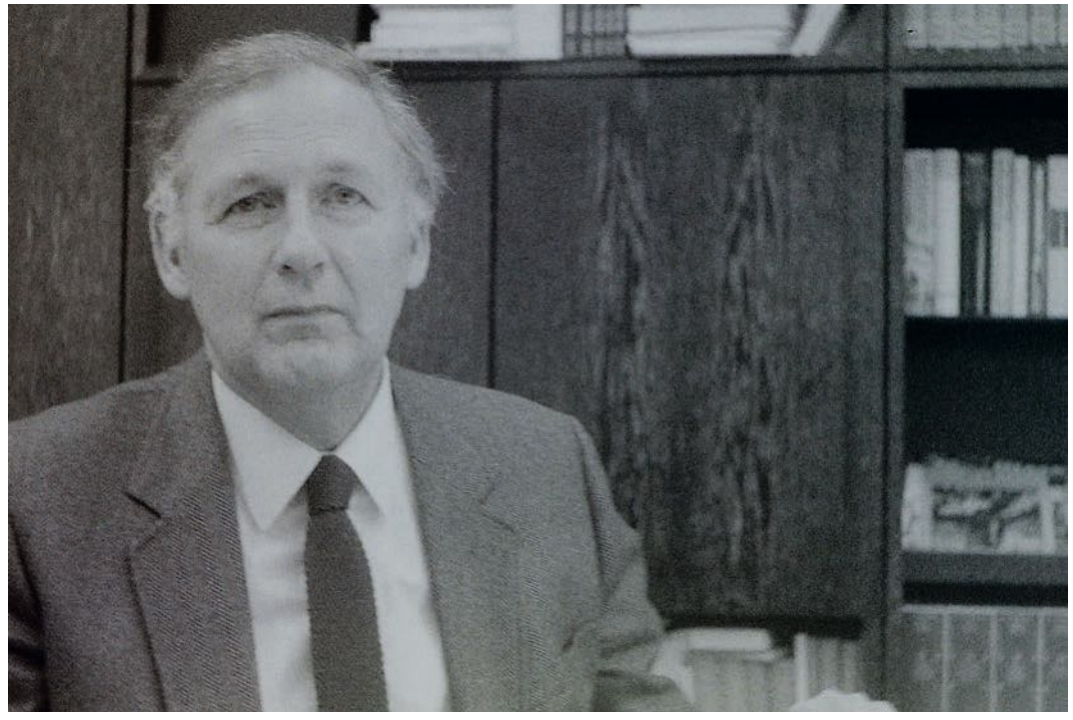
Wenn man die Information, also das, was in den Büchern drinsteht, als Ware ansieht, die an den Leser, den Nutzer zu bringen ist, dann spielt es doch bald keine Rolle mehr, ob diese Ware nun online oder zwischen zwei Buchdeckel gepresst geliefert wird.

Wössner: *Wenn Sie sich mit dem Thema sehr intensiv beschäftigen, dann stellen Sie fest, dass ein Mediennutzer, auch ein online-Mediennutzer, nur dann ein geübter Nutzer ist, der auch selektiv auswählen kann, wenn er vorher die Grundlagen dafür erworben hat. Also wenn er gelernt hat zu lesen. Nur, wer richtig zu lesen gelernt hat, ist später auch fähig, Multimedia sinnvoll zu nutzen. Wenn Sie versuchen, einem Kind mit fünf, sechs oder acht Jahren ohne Leseerfahrung das gleiche Wissen, dieses gleiche kategoriale Denken, dieses Träumen und Hoffen über Bildschirm beizubringen, dann wird das ein hoffnungsloses Unterfangen bleiben. Darüber hinaus: Bücher lassen uns neue Realitäten finden. Beim Lesen muss und darf der Leser noch mit der Kraft seiner Phantasie die Räume und Zeiten seiner Lektüre selbst schaffen. Außerdem sind Bücher schlicht praktisch: keine Stromkabel oder Batterien, keine Gebrauchsanweisungen und Systemabstürze. Und die Benutzeroberfläche des Buches ist so einfach wie genial: lesen statt klicken.*

Ich behaupte einmal, im Jahre 2005 oder 2010 wird es dem Nutzer völlig egal sein, wie die Ware Buch verpackt ist, wichtig wird der unmittelbare und kostengünstigere Zugang sein.

Wössner: *Das sehe ich ganz anders. Aber es kann sein, dass ich da ein Träumer bin. Nehmen wir mal Ihre Vision 2010: alles ist online. Alles, was ich wissen will...*

Die billigen und tonangebenden Giganten



Chef ohne PR-Abteilung: Werner Schoenicke vom Bücherbund (mehr über ihn auf Seite 186)

Etwa 6,5 Millionen Mitglieder haben die noch rund ein halbes Dutzend zählenden bundesrepublikanischen Buchgemeinschaften. Quartal für Quartal decken sie einen Teil der kulturellen Bedürfnisse, verkaufen Schallplatten, Freizeitartikel und vor allem Bücher, die hier gegenüber dem ursprünglichen Ladenpreis zwischen 32 und 40 Prozent billiger sind. Wenn auch die Buchtitelzahl mit 300 bis 600 gegenüber den rund 150.000 lieferbaren Titeln im Sortimentsbuchhandel recht begrenzt ist, so scheint der Höhenflug der Buchclubs weiter anzuhalten. 1,013 Millionen verkaufte Hardcover-Exemplare allein von Johannes Mario Simmels Buch „Niemand ist eine Insel"? Traumauflagen, von denen Verleger wie Autoren träumen. Buchgemeinschaften machen zumindest Träume dieser Art möglich.

Wer einstens die Idee zu einer Buchgemeinschaft, zu einer Buchhandels-Einkaufsgenossenschaft hatte, läßt sich heute nicht mehr so genau ausmachen. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts gab es hierzulande sogenannte Lese-Anstalten, Clubs, die es Abonnenten ermöglichten, Bücher mit Preisnachlaß zu erstehen. Richtig ernst mit dieser „anderen Möglichkeit", Bücher (zudem noch preisgünstig) zu kaufen, wurde es dann im 19. Jahrhundert.
Die älteste Buchgemeinschaft moderner Prägung, so ist es zumindest in der Bertelsmann-Broschüre „Literatur im Abonnement" zu lesen, soll die 1876 gegründete Stuttgarter „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" gewesen sein, die in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts dann von Georg v. Holtzbrinck, später u.a. Chef des Deutschen Bücherbundes, übernommen wurde.
Die eigentliche Blütezeit der Buchgemeinschaften begann jedoch erst nach dem II. Weltkrieg. Rund 50 Buchclubs waren nach 1945 angetreten, den Deutschen ein Stück alte Lesekultur neu nahezubringen. Überdauert hat allerdings nur etwas mehr als eine Handvoll Buchgemeinschaften…

Auszug aus meinem Beitrag über „Buchgemeinschaften in Deutschland", abgedruckt in dem 1990 bei Morstadt erschienenen Buch „Vor dem Ende der Lesekultur. 20 Jahre Buch- und Literaturmarkt aus nächster Nähe".

Gert Frederking (Jg. 1938) war von 1990 bis 1999 Programmchef der Bertelsmann Clubs und zu einem Werkstattgespräch bereit, das in der Fachzeitschrift dnv - der neue vertrieb im Mai 1993 abgedruckt wurde:
Während in und außerhalb der Medienbranche noch heftig darüber gestritten wird, ob die Krise des einstigen Leitmediums Buch nur herbeigeredet sei, ist der Mediengigant Bertelsmann bereits dabei, die Weichen für die Zeit danach zu stellen. Die Bertelsmann Buchclubs, mit rund 7,5 Mio. Mitgliedern allein im deutschsprachigen Raum nach wie vor Speerspitze aller Aktivitäten des Konzerns (Weltumsatz zuletzt 16 Mrd. Mark), schicken sich an, ein völlig neues Selbstverständnis zu entwickeln. Dabei scheint das Buch bereits seine zentrale Stellung verloren zu haben, denn die kulturellen Bedürfnisse der Club-Mitglieder beginnen sich zu ändern. Bertelsmann wird darauf reagieren und künftighin verstärkt als „Kulturversorger" im weitesten Sinne auftreten. Über dies und anderes hat Club-Verleger Frederking erstmals in aller Offenheit gesprochen:

Herr Frederking, im bundesdeutschen Sortimentsbuchhandel geht die Existenzangst um. Und dies nicht erst, seit auch bei einem rheinischen Großbuchhändler wirtschaftliche Probleme sichtbar geworden sind. Andererseits scheint der Erfolg der Buchclubs ungebremst anzuhalten. Was machen Sie mit Ihrer Club-Programmpolitik richtig? Und was macht der Sortimentsbuchhandel falsch?

Frederking: *So einfach ist das nicht zu beantworten. Und wenn ein großer Buchhändler wirtschaftliche Probleme hat, dann sind das noch lange keine Branchenprobleme. Richtig bleibt eines: Der Buchmarkt hat in den letzten 40 Jahren eine stürmische Entwicklung erlebt. Es ist kein Jahr vergangen, in dem der Buchhandel nicht mehr Umsatz gemeldet hat als der übrige Einzelhandel. Und das in einer Zeit, in der die Medienlandschaft geprägt war von einem Grundmedium, der Zeitung. Dazu kamen dann das Radio, das Fernsehen, der Computer und die Kassette. Dann folgte die Vermehrung der Fernsehsender. Diese völlig andere Medienlandschaft ist sicher Ursache dafür, dass der Buchhandel und auch die herstellenden Verlage sich umorientieren müssen. Der Markt befindet sich in einem Strukturwandel. Und Strukturwandel bedeutet sicher auch Veränderung zu Lasten traditioneller Buchhandels- und Denkformen.*

Bertelsmann zählt – seit der durch das Kartellamt unwidersprochen akzeptierten Übernahme sowohl der Deutschen Buch-Gemeinschaft als auch des Deutschen Bücherbunds – heute fast 7,5 Mio. Club-Mitglieder. Wie unterscheiden sich eigentlich die Leseransprüche der Club-Mitglieder der 70er Jahre von denen der 90er?

Frederking: *Es ist ohne Frage festzustellen, dass die Informationsteile im Buchclub, das heißt Ratgeber- und auch Sachbuchbereich, stark zugenommen haben. Wenn wir noch bis Anfang der 80er Jahre sagen konnten, wir sind zu 65 Prozent ein Unterhaltungs-Club, so sind wir heute zu gleichen Teilen Unterhaltungs- und Informationsclub.*

Sie sind als ein Vordenker in der Branche bekannt. Was alles könnte sich bis zum Jahr 2000 auf dem Buchclubsektor noch verändern – wenn möglicherweise die Buchpreisbindung fallen sollte?

Frederking: *Die Spekulation über die Preisbindung ist so alt wie der Buchmarkt. Ihr Fall ist bisher nicht eingetreten und das aus gutem Grund. Ich mag weder ein Horror-Szenario an die Wand werfen, noch eine Vision einer schönen neuen Welt ohne die Preisbindung für Bücher. Doch Sie haben mich nach den Zukunftsaussichten gefragt. Ich sehe zwei Entwicklungen. Im Bereich der Drucktechnik ist eine wesentliche Erfindung gemacht worden, die sich bislang nur noch nicht hat durchsetzen können – das Printing on demand. Wenn diese Technik in der zweiten Hälfte der 90er Jahre Anwendung findet, werden wir keine riesigen Überbestände mehr haben. Die Verlage werden dann nur noch nach Bedarf produzieren. Das wird eine wesentliche Entlastung des Marktes bringen und sich positiv auf die Preisgestaltung auswirken…*

Erlebt habe ich Frederkings Engagement in Sachen Buch allerdings auch schon Jahre zuvor, als er (ab 1977) Leiter des Goldmann Verlags geworden war. Es muss wohl in der ersten

Hälfte der 80er Jahre gewesen sein, als ich Gert Frederking ein Buchprojekt vorschlug, das ich für seinen Verlag gerne realisiert hätte – was allerdings nicht zustande kam. Unter dem Arbeitstitel „Junge Dichter in Deutschland – Schriftsteller im Zweitberuf?“ sollte es um „eine Bestandsaufnahme der Situation deutschsprachiger Autoren“ gehen, die nach 1940 in der Bundesrepublik, der Schweiz, Österreich sowie der DDR geboren waren. Das fünfseitige Exposé dazu ist mir bei der Recherche zu diesen Erinnerungen neuerlich in die Hände gekommen. Allerdings ohne die Kopie des Anschreibens an Frederking.

Jürgen Krause (Jg. 1944) war Geschäftsführer der Europäischen Bildungsgemeinschaft (EBG) und gehörte zu dem erlesenen Fünfer-Kreis von Verantwortlichen, die ich 1983 in einer Extra-Broschüre im Frankfurter Börsenblatt unter dem Reihentitel „Überlebensstrategien – oder von den Buchklubs lernen“ vorstellen konnte. Das Interview mit ihm hatte die Headline „Wir konzentrieren uns aufs Wesentliche“:

Herr Krause, die EBG, eine 100prozentige Bertelsmann-Tochter, hat in den vergangenen Jahren immer wieder durch eine – wie es scheint – eigenständige, konzernunabhängige Programmpolitik auf sich aufmerksam gemacht. Wie nahe bzw. wie fern wird hier in Stuttgart eigentlich die Gütersloher Kommandozentrale empfunden?

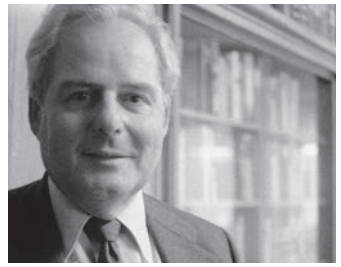
Krause: *Die Übernahme der EBG durch das Haus Bertelsmann (die Firmengruppe Bertelsmann) hat sich bereits im Jahr 1963 vollzogen. Damals hat die EBG jedoch keinesfalls ihre Eigenständigkeit aufgegeben. Die EBG hat einen eigenständigen Unternehmensauftrag, der natürlich mit der Zentrale in Gütersloh abgestimmt ist.*

Schon vom Namen her unterscheidet sich die EBG von Mitbewerbern. Und: Sie haben längst nicht nur Bücher und Schallplatten in Ihrem Programmangebot. Ist die EBG überhaupt noch eine Buchgemeinschaft im herkömmlichen Sinne?

Krause: *Sicher haben Sie mit Ihrer Feststellung Recht, dass der Name Europäische Bildungsgemeinschaft nicht unbedingt die Assoziation zu einer Buchgemeinschaft herstellt. Die EBG ist heute eine Buch- und Musikgemeinschaft mit Angebotsergänzungen, die eine Affinität zum Buchclub haben und dem Mitglied Präferenzen einräumen. Insofern betrachten wir uns als Dienstleistungsunternehmen.*

Wer Sie von Ihrer VVA-Zeit her noch in Erinnerung hat, um Ihre erfolgsgewohnte Methode „Ideen haben, Ärmel hochkrempeln und diese Ideen umgehend in die Tat umsetzen“ weiß, kann sich vorstellen, dass sich Entscheidendes bei der EBG ändern wird. Irre ich mich?

Krause: *Sehen Sie mich so? Ganz möchte ich nicht widersprechen. Allerdings lege ich Wert darauf, Ihnen bekannt zu machen, dass ich am Anfang eher etwas zurückhaltend, vielleicht auch vorsichtiger, an meine nicht leichte Aufgabe gehe....*



Ernst Leonhard (Jg. 1926) war Inhaber der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Das im Frankfurter Börsenblatt veröffentlichte Interview mit ihm trug die Überschrift „Bei Programmplanung völlig autonom“:

Herr Leonhard, lässt man die Büchergilde einmal außen vor, dann haftet der Deutschen Buch-Gemeinschaft (DBG) das Image an, der wohl literarischste Buchklub in diesem Lande zu sein. Woran liegt´s? Doch nicht einzig daran, dass Sie regelmäßig nach der Frankfurter Buchmesse Autoren zur „Darmstädter Lesung“ präsentieren.

Leonhard: *Ein paar Dinge kommen schon noch hinzu. Z. B. hatten wir von den Literatur-Nobelpreisträgern Saul Bellow, Isaak B. Singer, Elias Canetti und Gabriel Garcia Marquez bereits für das Quartal, das der Verleihung folgt, ein wichtiges Werk in unserem Angebot. Sie sehen, das Nobelpreis-Komitee arbeitet auch für unser Image. Aber im Ernst: Wir machen kein Spezialprogramm für Literaten. Dennoch haben wir uns immer bemüht, im belletristischen Angebot neben der Unterhaltungsliteratur eine beachtliche Anzahl von literarisch anspruchsvollen Titeln zu bringen. Das hat Tradition in der Deutschen Buch-Gemeinschaft genau wie die besondere Förderung der in deutscher Sprache schreibenden Autoren. Und das soll auch so bleiben.*

Andererseits: Was ist das für eine Situation, in der sich Ihr Buchklub befindet? Zum einen stehen Sie in einer gesunden Konkurrenzsituation z.B. auch zur EBG und zum Lesering. Zum anderen sind Sie mit diesen Firmen „partnerschaftlich“ verbunden.

Leonhard: *Auch die in der Europäischen Gemeinschaft vereinten Nationen sind Partner und Konkurrenten zu gleicher Zeit und haben aus diesem Zusammenschluss ihren Nutzen bei manch Gegensätzlichem, das geblieben ist. Hier sehe ich das nicht anders.*

Noch direkter gefragt: Eine 50prozentische Bertelsmann-Tochter zu sein, wie dies bei der DBG der Fall ist, bedeutet das nicht: Jeder Vorgang bedarf der doppelten Unterschrift, Abstimmung, Absegnung?

Leonhard: *Hier können Sie aus der Firmenkonstruktion schon einiges ablesen. In der Deutschen Buch-Gemeinschaft bin ich geschäftsführender Gesellschafter und Komplementär, während sich das Haus Bertelsmann in der Eigenschaft des Kommanditisten befindet. Insofern ist weder eine „zweite Unterschrift" nötig, noch fällt jede zweite Entscheidung in Gütersloh....*

Werner Schoenicke (Jg. 1925) war als Generalbevollmächtigter der Verlagsgruppe von Holtzbrinck auch Chef des Bücherbunds und gehörte zu dem erlesenen Fünfer-Kreis von Verantwortlichen, die ich 1983 in einer Extra-Broschüre im Frankfurter Börsenblatt vorstellen konnte. Das Gespräch mit ihm trug die Überschrift „Mit starker Konkurrenz lässt sich gut leben":

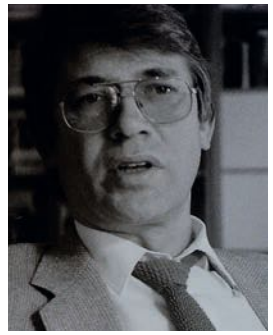
Herr Schoenicke, bei den Bertelsmann Buchklubs macht man daraus kein Geheimnis: Die Mitgliederbestände beginnen seit einiger Zeit (wieder) abzubröckeln. Doch ist das nicht allein ein buchgemeinschafts-spezifisches Problem. Wie wird der Deutsche Bücherbund damit fertig?

Schoenicke: *Das Problem liegt nicht in den Abgängen, sondern in einem Weniger an Neuzugängen. Die Mitgliederwerbung ist schwieriger geworden. Dadurch ist zwangsläufig eine Stagnation bei dem Mitgliederbestand eingetreten bzw. ein leichter Rückgang zu verzeichnen. Beim Bücherbund hatte diese Entwicklung keinen Einfluss auf den Umsatz. Im Gegenteil, es war möglich, diesen pro Mitglied zu steigern.*

Der Lesering hat fast doppelt so viele, die Bertelsmann-eigene EBG nahezu gleichviel Mitglieder wie Ihre Buchgemeinschaft. Wie empfindet der Deutsche Bücherbund eigentlich diese hautnahe Konkurrenz? Wie lebt man mit dem Gefühl, im Grunde – zumindest quantitativ – nie Erster werden zu können?

Schoenicke: *Mit einer starken Konkurrenz können wir gut leben. Ebenso mit dem Gefühl, wie Sie sagen, nie „Erster werden zu können". Unsere Leistung und unser Angebot werden von unseren Mitgliedern honoriert, und das scheint uns das allein wichtige Kriterium zu sein...*

Erhard Schumacher (Jg. 1938) wurde 1979 zum Geschäftsführer der Buchgilde Gutenberg in Frankfurt bestellt. Mit ihm konnte ich ein Interview führen, das sowohl (in Langfassung) am 15. Mai 1984 im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel als auch (in kürzerer Form) am 28. Juni 1984 unter der Überschrift „Erholung ohne Qualitätsverlust" im Vorwärts erschien: Eigentlich sollte gefeiert werden. Aus Anlass des 60. Geburtstags der gewerkschaftseigenen



Büchergilde Gutenberg. Das ganze Jahr über. Mit guten Nachrichten und einem noch besseren Programm. So zumindest verspricht es die Mitgliederzeitschrift, deren Cover die Aufforderung ziert: „einsteigen – lesen – abheben". Doch die kleinste unter den großen bundesdeutschen Buchgemeinschaften, die knapp 200 Mitarbeiter beschäftigt, über rund 50 sogenannte Büchergilde-Treffpunkte (Verkaufsstellen vor Ort) verfügt und seit geraumer Zeit bei einem (geschätzten) Jahresumsatz von 30 Millionen Mark stagniert, hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Und dies nicht erst seit gestern. Immer wieder einmal in jüngster Zeit ist die Büchergilde in die Schlagzeilen geraten. Zuletzt erst, als sich Gerüchte verdichteten, das Gewerkschaftsunternehmen wolle sich – zumindest – auf dem Vertriebssektor bei einem der großen Buchklubs (bei Bertelsmann oder Holtzbrinck) anlehnen. Jetzt, im Jubiläumsjahr und vor dem Hintergrund einer dann auch auf Gewerkschaftsunternehmen zukommenden 35-Stunden-Woche (bei vollem Lohnausgleich), scheint die Büchergilde Gutenberg ein ganz anderes Sanierungsrezept parat zu haben: sie will sich offenbar von einem Teil ihrer Verkaufsstellen trennen und den dort beschäftigten Mitarbeitern anbieten, diese Läden künftig in eigener Regie zu führen.

Herr Schumacher, unter den fünf maßgeblichen Buchgemeinschaften in der Bundesrepublik ist die Büchergilde zwar die kleinste, aber dennoch hatte sie in jüngster Zeit wohl mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Was spricht denn trotz allem und aus Ihrer Sicht für die Büchergilde Gutenberg und ihr Programm?

Schumacher: *Es ist richtig, dass die Umsetzungsmöglichkeit des Büchergilde-Gedankens über einige Jahre hinweg etwas schwierig gewesen ist, nicht zuletzt wegen zeitweilig begrenzter finanzieller Mittel. Doch das hat sich zum Glück wieder gebessert. Wir sind neuerlich ausreichend mit finanziellen Möglichkeiten ausgestattet. Dies kommt der Mitgliederwerbung, das heißt letztlich der breiten Selbstdarstellung zugute. Wir haben festgestellt, dass Resonanz, Nachfrage noch vorhanden sind nach einem entsprechenden inhaltlichen Programm, wie es die Büchergilde bietet. Bei uns gibt es keine Kriegsverherrlichung, keine Pornos. Der Leser kann sich darauf verlassen, dass die Büchergilde Titel bringt, die sich mit politischen, mit aktuellen Themen auseinandersetzen, mit Fragen der Ökologie, der Friedensbewegung, der Gestaltung unserer zukünftigen Medienlandschaft, der Arbeitsverhältnisse im weitesten Sinne, einschließlich Arbeitszeit usw.*

Seitdem die Büchergilde mit ihrem Mitgliederstand klar unter die 200.000er-Grenze gerutscht ist, haben Sie den Sektor Freundschaftswerbung neu aktiviert. „Jede Neuwerbung", heißt es in einer Mitteilung Ihres Hauses, sei „ein Beitrag zur Bekämpfung der Inflation der Buchpreise und zur Erhaltung der Buchqualität". Wie inflationär halten Sie denn derzeit die Bücherpreise?

Schumacher: *Zunächst einmal ist diese werbliche Aussage, die Sie gerade zitiert haben, nichts anderes als eine andere Form der Darstellung unserer Buchgemeinschaft. Und um zu Teil zwei Ihrer Frage zu kommen: Ihre Ausgangsthese bedarf ein wenig der Korrektur. Wir haben zwar über eine Reihe von Jahren hinweg Mitglieder verloren. Dies hängt mit einer Eigentümlichkeit der Büchergilde zusammen. Über viele, viele Jahre, eigentlich Jahrzehnte hinweg hat sich die Büchergilde Gutenberg im Wesentlichen auf das System der Vertrauensleute und der von ihnen bedienten Mitglieder stützen können. Vor 60 Jahren war dies genau die richtige Form der Mitgliederwerbung und –betreuung: nämlich in die Betriebe hineinzuwirken mit solchen Vertrauensleuten und dadurch im wahrsten Sinne des Wortes über einen besonderen Weg ein Vertrauensverhältnis zu den Mitgliedern herzustellen. Dieser Weg ist nicht mehr zeitgemäß.*

Planspiele zumindest sind erlaubt. Wie wird denn Ihrer Meinung nach der Buchclub des Jahres 2000 aussehen, in dem dann alle Arbeitnehmer 35 oder noch weniger Stunden pro Woche arbeiten, also mehr und mehr Freizeit haben, die sie allerdings nicht unbedingt mit verstärktem (?) Bücherlesen nutzen werden?

Schumacher: *Wir werden mit Sicherheit nicht den gesamten Freizeitbedarf des Arbeitnehmers ausfüllen können. Wir erheben auch nicht diesen Anspruch. Weil wir auch nicht so elitär sind zu glauben, dass nur das Bücherlesen den Sinn allen Freizeitgestaltens ausmacht....*

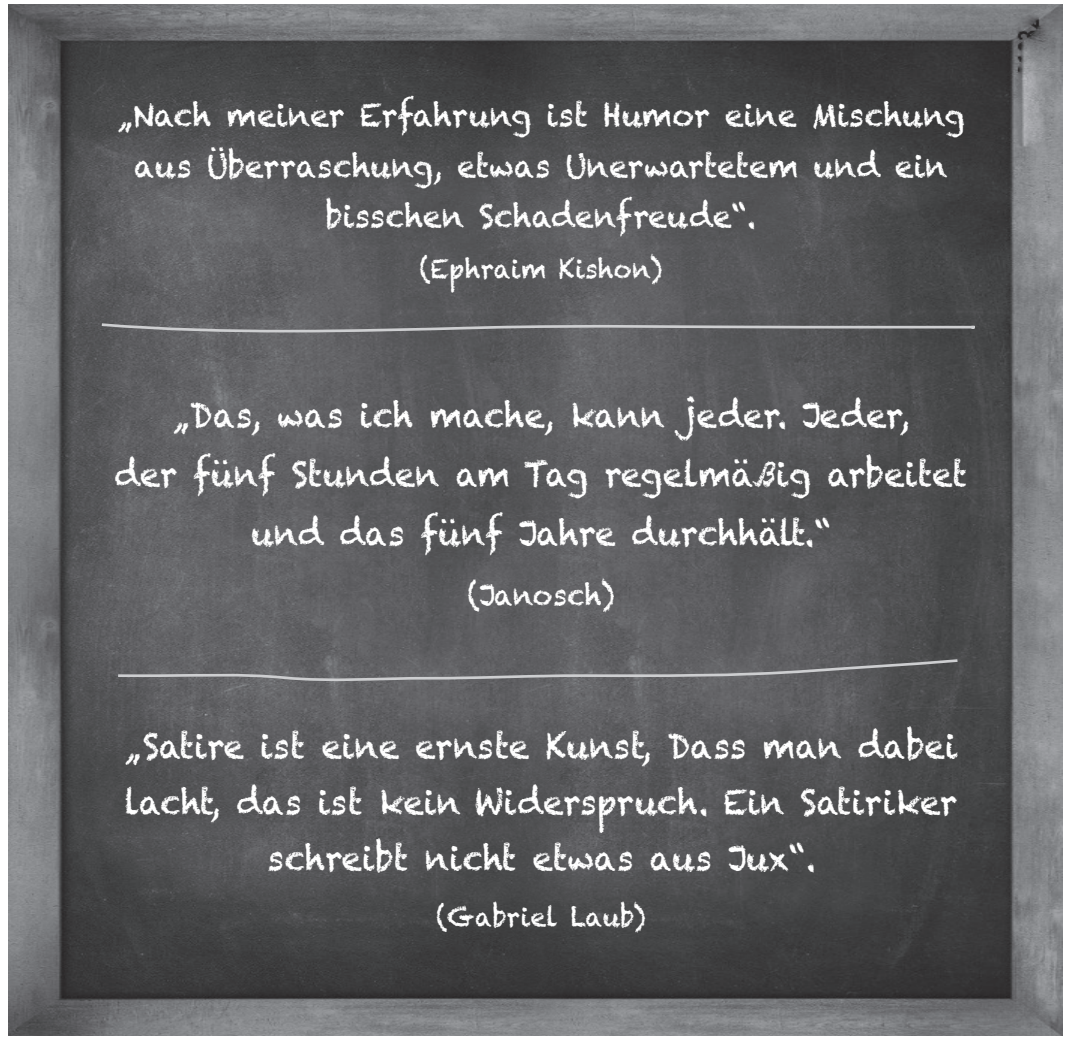
Hans Zopp war Bertelsmann Lesering-Chef. Das Interview mit ihm war überschrieben mit „Das Buch bleibt Schwerpunkt Nummer eins":

Die (sieben) fetten Jahre – nach denen jeweils von Mal zu Mal der Fachpresse und allen, die es hören wollten, gestiegene Mitgliederzahlen zu vermelden waren, scheinen für die Buchgemeinschaften ja endgültig vorbei. Was kommt nun?

Dr. Zopp: *Lassen Sie mich mit der Binsenweisheit beginnen, dass die historische Dimension häufig zur Erhellung der Gegenwart beiträgt. Ihre Frage trifft keinen Tatbestand, der neu, der von einmaliger Aktualität ist. Bereits Anfang der 60er Jahre hatten wir mit der damals bekannten Buchklub-Methodik nach Ansicht der Markt-Auguren einen Sättigungspunkt erreicht, der ein weiteres Mitgliederwachstum zu vertretbaren Kosten kaum möglich erscheinen ließ.*

Wäre es aus diesem Grunde – und ohnehin – nicht an der Zeit, das (heutige) Selbstverständnis der Buchgemeinschaften neu zu definieren?

Dr. Zopp: *Ich denke, es ist ungemein zeitgemäß, Kultur im Abonnement anzubieten. Unser Selbstverständnis hat sich da nicht gewandelt. Wir verkaufen Bücher und Schallplatten und alles, was damit vereinbar ist. Wir prüfen sehr sorgfältig, was das Mitglied von uns erwartet, was zu uns passt und wo wir eine Leistung erbringen können. Der Lesering wird sein Haupteigenmerk auch weiterhin darauf richten, in Verbindung mit dem vertreibenden Buchhandel neue Leserschichten für das Buch zu gewinnen....*



Jeder ist sich selbst der Nächste

Sortimenter-Runde: Wo ich Gast sein durfte

Unter dieser Überschrift schrieb ich 1999 für das Leipziger Magazin „Buchfink" einen angeforderten Artikel zum Thema „Branchen-Schelte":

Ach, geht es uns allen gut! Wir klagen zwar gewohnheitsmäßig ein wenig, hinter vorgehaltener Hand und auch nur, wenn eine Kamera, ein Mikrofon oder so ein Zeitungsfritze in der Nähe ist. Aber ansonsten gilt die von einem Düsseldorfer Branchenmagazin unlängst herausgegebene Losung: Keine Panik!
Zwar wackelt die Ladenpreisbindung längst mehr als verdächtig. Zwar hat sich der Bertelsmann-Konzern in den vergangenen Monaten u.a. den Wissenschaftlichen Springer-Verlag mit einem Weltumsatz von mehr als 615 Mio. DM, den Ratgeber-Spezialisten Falken, den mit einem literarischen Programm aufstrebenden Berlin-Verlag, vom Harenberg-Verlag (der mit der Spiegel-Bestsellerliste) dessen Sammlung der Bibliophilen Taschenbücher und im fernen Amerika mit Random House einen Branchen-Giganten einverleibt. Zwar hat die Stuttgarter Holtzbrinck-Gruppe u.a. den Medizin-Verlag Urban & Schwarzenberg, 45 Prozent der Anteile am einstigen Renommier- und Böll-Verlag Kiepenheuer & Witsch übernommen und über seine Droemer-Tochter mit der Weltbild-Gruppe (Umsatz über eine Milliarde DM) eine Allianz geschlossen. Zwar hat die Axel Springer AG (die mit den Ullstein-Programmen) das Verlagskonglomerat Econ & List Verlagsgesellschaft (Umsatz etwa 100 Mio. DM) unter sein Dach genommen. Aber ist das alles schon ein Grund zur Panik? Für einige Branchen-Journalisten und deren Blätter offenbar nicht. Denn auch der Dortmunder Buchreport lässt einen Buchhändler per Interview (und auch in dicker Überschrift) frohgemut verkünden: Die Verlagskonzentration kommt uns sogar eher zugute.
Wenn alle Welt das für normal hält, dann muss die falsche Sicht der Dinge wohl bei mir liegen. Und wahrscheinlich ist es auch völlig normal, dass Martin Walser, der aktuelle Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, aufgrund seiner Dankesrede ohne breite Entrüstung in Börsenverein, Buchhandel, PEN, VS und sonstiger Autorenschaft als geistiger Brandstifter diffamiert und in die Ecke von rechtsradikalen Propagandisten gestellt werden kann.
Vorbei die Zeiten, da auch bei Branchen-Journalisten noch die publizistischen Alarmglocken läuteten, wenn Grundsätzliches bedroht schien: Sei es die Existenz kleinerer Verlage oder Buchhandlungen, sei es die Meinungsfreiheit, sei es die Verteidigung von Werten wie Toleranz u.ä. Die Buchbranche und ihre Beobachter scheinen sich von kritischer Distanz verabschiedet und sich zusehends belangloser Unverbindlichkeit zugewandt zu haben. Nichts kann sie mehr erschüttern, zum Nachdenken, zum Protest, zur Aktion animieren. Keine Panik ist die von nahezu allen akzeptierte Lösung.
Unlängst hatte ich auf Einladung der Karl-Hermann-Flach-Stiftung im Frankfurter Buchhändlerhaus im Rahmen einer Podiumsdiskussion (Thema: Leser in der Informationsgesellschaft – Abschied vom Buch?) u.a. mit dem Börsenvereins-Sprecher Eugen Emmerling, dem Geschäftsführer der Stiftung Lesen sowie dem Branchen-Altvorderen Prof. Dr. Hans Altenhein Gelegenheit, „Sieben Thesen zur Lage und Zukunft der Branche" zu verkünden. Thesen, die die illustre Runde neben dem geneigten Publikum eigentlich zum Widerspruch hätte reizen können, sollen, müssen. Aber nichts passierte. Von Verunsicherung, heftigem Kontra oder wenigstens Zustimmung keine Spur.
Die – mag sein – vielleicht etwas holzschnittartig angelegten Thesen lauteten:

1. Auch der Verlagsbuchhandel ist vom Gildo-Horn-Virus befallen – schlechter Geschmack wird in den Programmvorschauen zusehends als Kult verkauft.
2. Der Sortimentsbuchhandel geriert sich schon seit geraumer Zeit als Totengräber der Buchpreisbindung – keine große, mittlere, selbst kleine Buchhandlung mehr ohne ein

sogenanntes Modernes Antiquariat, in dem keine Saison später Novitäten von gestern zum Schleuderpreis zu haben sind.

3. Die Kritiker schrecken mit ihren austauschbaren, ideenlosen, antiquiert daherkommenden Literaturseiten auch noch die letzten Buchinteressierten ab.

4. Marcel Reich-Ranicki schadet mit seinem Literarischen Quartett dem Buchhandel weit mehr als er ihm zu nützen scheint. Denn seine Empfehlungen vermitteln beim Beobachter den Eindruck, als gäbe es allenfalls ein, zwei Dutzend Verlagsprogramme in diesem Land, die zu beobachten es sich lohne.

5. Auf der Frankfurter Buchmesse, weltweit die größte ihrer Art und eine reine Kommerzmesse mit kulturellem Feigenblatt, wird der normale Bücherfreund wie Du und ich mehr und mehr zum Fremdkörper und Störenfried.

6. Von Kulturinstitutionen, Verbandsoberen und in Folge dann auch von Multiplikatoren, die in regelmäßigem Rhythmus über das drohende Ende des Lesens hierzulande jammern, wird nur bruchstückhaft zur Kenntnis genommen, dass z.B. Computer-Kids, also die nachwachsenden Generationen, längst eine ganz andere Vorstellung von Lesekultur entwickelt haben als sie beispielsweise die ehrwürdige, aber langsam Patina ansetzende Stiftung Lesen propagiert.

7. Der mündige Bürger ist längst auch ein mündiger Leser. Darauf muss sich der Buchhandel, auch wenn es dieser traditionsbewussten Branche schwerfallen mag, einstellen und sich deshalb in verstärktem Maße als Dienstleistungsunternehmen in Sachen Kultur verstehen. In der Praxis heißt das: Er muss – will er überleben – Sach-, Informations- wie schöngeistige Literatur in jeder Form anbieten können: als Hörerlebnis, auf CD-ROM und demnächst wohl auch online und nicht mehr einzig und nur zwischen zwei Buchdeckel gepackt.

Also doch Grund zur Panik?

Wolfgang Böhler (Jg. 1937) hatte ein besonderes Markenzeichen. Es war seine Fliege, ohne die man ihm wohl kaum begegnete. Den Buchhändler, Galeristen und Verleger aus dem hessischen Bensheim konnte ich für eine Geschichte zum Thema „Wie kommt das Buch zum Leser" gewinnen, die im Frankfurter BuchJournal 3/87 erschien. Wir trafen uns dazu in seinem Domizil an der Bergstraße, später dann auch hin und wieder im nahe gelegenen Lichtenberg, wo er die „Sommer-Galerie" betreute.

Ernst Büchner zählte mit seiner hannoverschen Firma „Bücher-Büchner" zur Sparte der Versandbuchhändler. Anläßlich des 80jährigen Bestehens des Bundesverbands der Deutschen Versandbuchhändler (zu der ich die 32seitige Broschüre „Bücher ins Haus. Bindeglied in der Literaturversorgung" entwickelte) konnte ich ihn am 6. Mai 1981 für die Hannoversche Neue Presse interviewen:

Herr Büchner, wie hoch ist eigentlich der Gesamtumsatz aller Versandbuchhandlungen in diesem Land?

Büchner: *Rund 1.000 Firmen machen im Jahr etwa eine halbe Milliarde Mark Umsatz.*

Mit Reise- und Versandbuchhandlungen wurde in der Vergangenheit oft der Lexika-Verkauf von Haus zu Haus gemeint. Wie sieht heute die „Angebotspalette" aus?

Büchner: *Der Versandbuchhändler liefert alles, was gedruckt wurde und über den Buchhandel lieferbar ist. Allerdings sind Versandbuchhändler oftmals Spezialisten. In Aachen zum Beispiel finden wir Deutschlands bestsortierte Versandbuchhandlung für hippologische Fachliteratur.*

In welcher Hinsicht unterscheidet sich eine Versandbuchhandlung von einer „normalen" Sortimentsbuchhandlung?

Büchner: *Wir verkaufen von wenigen Titeln viel, die anderen von vielen Titeln in der Regel etwas weniger. Sortimenter arbeiten regional, wir arbeiten so weit, wie die Post unsere Pakete trägt. Statt eines Buchladens haben wir meist ziemlich hochgerüstete Computer und aufwendige Kundendienst-Abteilungen....*

Hans-Dietrich zur Megede (Jg. 1933) hatte ich zu meiner Veranstaltungsreihe „Zu Gast in Reichelsheim" eingeladen und ihn dem Publikum wie folgt vorgestellt:
Das erste Buch, das er selbst gelesen hat, „mit Zeigefinger", wie er betont, trug den Titel „Hänschen im Blaubeerenwald". Da war er ganze sechs Jahre alt. Auch an das erste Buch, das er sich vom eigenen Taschengeld kaufen konnte, nämlich den Roman „Ben Hur", erinnert er sich noch recht genau. Ob damit die Weichen schon frühzeitig gestellt worden sind? So war es zu Ostern 1987 in meinem Beitrag, abgedruckt im Feuilleton des Darmstädter Echos, zu lesen. Sie merken, es kann wohl kaum von Goethe die Rede gewesen sein, aber umso mehr von Hans-Dietrich zur Megede, der uns am heutigen Abend etwas über „Goethe und seinen Reichelsheimer Freund" erzählen wird…
Geboren wurde Hans-Dietrich zur Megede als „Sohn eines Arztes in Hinterpommern", wie er

es in seiner Kurz-Vita selbst vermerkt. Erste Fluchtstation war Hildesheim, wo er nicht nur den Schulbesuch wieder aufnahm, sondern auch eine Buchhändlerlehre absolvierte. Eine Lebensentscheidung. Denn Literatur, Bücher und Autoren sollten ihn fortan tagaus, tagein beschäftigen. Als zunächst angestellter und dann selbständiger Buchhändler, als Verleger, als Zeitschriftenherausgeber, als Buchautor, als Vorstandsmitglied des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, als verlegerischer „Nachlassverwalter" von Elisabeth Langgässer, als literarischer Fremdenführer und Flaneur – und nicht zuletzt als Goethekenner.
Schon in Kassel, als Filialleiter der seinerzeit namhaften literarischen Buchhandlung Vaternahm, verstand er es, Prominente wie etwa Tilla Durieux, Mascha Kaleko, Ernst Rowohlt, Uwe Johnson, Hans Magnus Enzensberger oder Günter Grass zu Lesungen und Veranstaltungen einem interessierten Publikum zu präsentieren. Als er sich dann 1963 in Darmstadt mit zunächst einer Buchhandlung selbstständig machte, setzte er mit Autoren wie Martin Walser, Hans Mayer, Lilly Palmer, Anaïs Nin oder etwa James Baldwin diese Tradition fort. Und wer Megedes Darmstädter Bücherstube, direkt gegenüber dem Schloss, betrat auf der Suche nach einer für ihn geeigneten Lesekost, der konnte sicher sein, dass der Chef höchstselbst ihm nicht nur das „passende" Buch verkaufte, sondern auch noch mit einer der zahlreichen, wie abrufbar erscheinenden Anekdoten versorgte…
In meinem Archiv fand ich zudem die Einladung zu einer Diskussionsrunde, die Hans-Dietrich zur Megede gemeinsam mit der Humanistischen Union „am Montag, 13. März 1967 in der Stadthalle um 20.00 Uhr" veranstaltete. Dies im Anschluss an eine Aufführung von Peter Handkes „Publikumsbeschimpfung". Zur erlesenen Teilnehmerrunde zählten neben Handke damals die Schriftstellerin Gabriele Wohmann, der Generalsekretär Dr. Johann der Akademie für Sprache und Dichtung, der Regisseur Peymann sowie ein Verleger mit Namen Schroeder.
Ebenfalls in meinen Unterlagen finde ich ein im März 1985 vom Düsseldorfer Branchenmagazin „BuchMarkt" bestelltes Interview, in dem eine Frage lautet:

Herr zur Megede, früher, als Kultur noch eindeutig vor dem Kommerz rangierte, waren Buchhandlungen so etwas wie lokale Kulturzentren, Orte der Inspiration und Diskussion und in besonderen Zeiten auch der Konspiration. Heute sind es – alles andere als selten – nur noch Einzelhandelsgeschäfte, in denen die besondere Ware Buch feilgeboren wird. Oder sehen Sie das grundlegend und grundsätzlich anders?

Zur Megede: *Ich sehe es genauso. Nur, ich richte mich nicht danach. Meine Buchhandlung ist eine Bücherstube, ein Kommunikationszentrum. Hier wird engagiert diskutiert, hierher kann man kommen und auch seine Sorgen ausschütten, seine literarischen wie menschlichen. Es finden Gespräche statt. Der Kommerz steht bei mir an zweiter Stelle. So sind auch meine Mitarbeiter geschult. Und so werde ich auch – im klassischen Sinne zwar konservativ, im Grund genommen aber avantgardistisch – weiterarbeiten...*

In dem von mir von 2001 bis 2006 in Darmstadt monatlich herausgegebenen „Regionalmagazin" wurden Teile seiner Lebenserinnerungen veröffentlicht.

Von Zopf bis Zeh auf Knoblauch eingestellt - Rezepte mit Knoblauch; Hölker Verlag

---

Kurt Meurer (Jg. 1901) zählte zu den altehrwürdigen Vertretern der deutschsprachigen Buchhändler-Zunft. Es erfüllte mich mit Stolz und Freude, dass er mir 1978 mit einem persönlichen Schreiben zum Start meiner Redaktionsstube Glück wünschte. Eine im Oktober 2010 in Berlin-Schöneberg (Hauptstraße 101) angebrachte Gedenktafel erinnert an die (1934 gegründete) Traditionsbuchhandlung Elwert und Meurer (in der weit über 1.000 Lesungen mit deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftsteller stattfanden) – und an das Wirken von Kurt Meurer.

Siegfried Mühlhausen (Jg. 1912) besuchte ich anlässlich seines 70. Geburtstags und schrieb über ihn unter der Überschrift „Von der Lust, Buchhändler zu sein" am 10. August 1982 im Frankfurter Börsenblatt u.a.:
Die Eltern hatten ein recht ordentlich florierendes Restaurant, doch der Sohn wollte Schauspieler werden. Zunächst einmal. Dann absolvierte er eine Gärtnerlehre, aber das war nach erfolgreich abgelegter Reifeprüfung auch nicht die Erfüllung. Dann träumte er davon, zukünftige Zeiten als Bibliothekar zu verbringen, bis ihn ein Professor aufs Naheliegendste brachte, wie ihm erst später bewusst werden sollte. Er begann eine Buchhändler-Lehre bei der Ferber´schen Universitätsbuchhandlung in Gießen.
Die Rede ist von Siegfried Mühlhausen, in Dresden geboren, dem man – wenn er es darauf anlegt – den Frankfurter Dialekt unbesehen als etwas abnimmt, was eigentlich nur mit der Muttermilch eingesogen werden kann. Nicht nur in Frankfurt hat sein Name Klang. Verleger haben seine Privatnummer in ihren kleinen Adressbüchern, Vertriebsleiter haben ihn bei Spezialaktionen ganz oben mit in ihren Listen. Verständlich. Mit seinem Hauptgeschäft in der Schillerstraße 5 und dem Taschenbuchladen in der Großen Bockenheimer Straße 41 („Freßgass") ist er im Kreis der Fünf-Millionen-Sortimenter in diesem Land. 32 Mitarbeiter (der „Trick" mit der Hochrechnung von Halbtagskräften und Lehrlingen sei erlaubt) stehen in den diversen Abteilungen in Mühlhausen-Diensten und damit Tag für Tag dort, was man andernorts Verkaufsfront nennt….

Karl-Eugen Schlapp (Jg. 1934) konnte auf mehr als 40 Jahre Chefdasein jener Darmstädter Buchhandlung Schlapp zurückblicken, in der man quasi über Generationen hinweg Autoren hautnah erleben konnte. Einer Übersicht ist zu entnehmen, dass dort zu Lesungen u.a.

insgesamt 16 Büchner-Preisträger, vier Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, aber auch die (späteren) deutschsprachigen Literatur-Nobelpreisträger, Böll, Canetti, Grass und Jelinek zu Gast waren. Nicht darüber, sondern über das Thema „Präsenz der DDR-Verlage im gesamtdeutschen Buchhandel" sprach ich im Oktober 1990 mit dem Sortimentsbuchhändler Schlapp, der lange Jahre zudem Vorstandsmitglied der ARDEG war, einer bundesweit agierenden Arbeitsgemeinschaft, in der zu besten Zeiten mehr als 330 Buchhandlungen organisiert waren:

Herr Schlapp, alle Welt schreibt und redet darüber, welche Probleme, welche Überlebenschancen der angestammte Buchmarkt in der Noch-DDR derzeit hat und welche Möglichkeiten sich für bundesdeutsche Bücherproduzenten in Thüringen, Sachsen, Brandenburg oder anderswo ergeben. Doch keiner fragt, was DDR-Verlage westdeutschen Buchhändlern wie Lesern zu bieten haben.

Schlapp: *Sie haben traditionell ein breites Titel- und Themenspektrum zu bieten. Sehr gut redigierte, sehr gut übersetzte literarische Bücher, auch ein Palette exzellenter Fachbücher.*

Wer oder was hindert Sie als Sortiments-Buchhändler eigentlich daran, Herbst-Novitäten aus den Programmen von z.B. Volk & Welt, Hinstorff, Aufbau oder Urania (um nur diese von derzeit rund 200 DDR-Verlagen zu nennen) so Ihren Kunden zu präsentieren, wie Sie das auch mit Titeln von Bertelsmann & Co. tun?

Schlapp: *Ganz so einfach war das bislang ja nicht. Zwar wurden auf der Frankfurter Buchmesse von DDR-Verlagen immer großartig die Programme ausgestellt, aber nur in Ausnahmefällen waren für die westdeutschen Buchhändler einzelne Titel bestellbar. Die Verlage von drüben machten keinerlei Anstrengung, auf dem bundesdeutschen Markt präsent zu sein. Und diese Tendenz ist unverändert spürbar. Es fehlen aus DDR-Verlagen noch immer weitgehend die Informationen über Neuerscheinungen, so wie wir das von unseren Verlagen hierzulande gewohnt sind. Der Eifer, den westdeutsche Verlage derzeit zeigen, um auf dem neuen Markt der DDR präsent zu sein, fehlt in der umgekehrten Richtung voll und ganz. Hierzu nur ein kleines Beispiel: Seit der Öffnung der Grenzen fahren Hunderttausende in die DDR, um diesen Teil unseres Landes kennenzulernen oder um geschäftlich tätig zu werden. Doch aus dortigen Verlagen gibt es so gut wie kein Informationsmaterial: keine Reiseführer, keine Stadtpläne, keine Landkarten. Doch erstaunlich die Programme, die die westdeutschen Verlage in dieser kurzen Zeit herausgebracht haben.*

Was müsste passieren, damit Sie Titel aus der DDR-Herbstproduktion Ihren Kunden offerieren(könnten)?

Schlapp: *Es mangelt an Initiative. Die DDR-Verlage warten noch immer, dass andere etwas für sie tun, sie bekannt machen. Aber das müssen sie selbst tun. So sind nun einmal die Spielregeln in der freien Marktwirtschaft. Ohne gesunden Kommerz kann man keine Kultur verbreiten....*

Spaziergänge und Wanderungen um Darmstadt; Verlag Schlapp

Martin Schmorl (Jg. 1937) konnte ich in einem mehrseitigen Interview mit der Überschrift „Den Ereignissen immer einen Schritt voraus sein" am 2. Dezember 1977 den Lesern des Dortmunder Fachmagazins Buchreport (wo ich als geschäftsführender Redakteur tätig war) vorstellen. Ende 2005 wurde die hannoversche Traditionsbuchhandlung Schmorl & von Seefeld Teil der Münchner Buchhandelskette Hugendubel: Mit einem Umsatzzuwachs von drei Mio. DM auf nunmehr 15,5 Mio. hat sich die hannoversche Buchhandlung Schmorl & von Seefeld in diesem Jahr in den Kreis der umsatzstärksten Buchhandlungen in der Bundesrepublik katapultiert. Im Gespräch hat Geschäftsführer Martin Schmorl Einblick in die Schmorl´sche Unternehmensstrategie gewährt, sein langfristiges Marketing-Konzept erläutert und zu lokalen, aber auch branchenspezifischen Problemen Stellung genommen. Branchenkenner trauen der Buchhandlung in Hannover zu, als erste den Sprung über eine Umsatzgrenze von 20 Millionen DM zu schaffen.

Herr Schmorl, Ihre Buchhandlung hatte in den letzten drei Jahren branchenuntypische Umsatzsteigerungen zu verzeichnen. Wie sieht Ihr Erfolgsrezept aus?

Schmorl: *Das Schmorl´sche Erfolgsrezept beruht vor allem auf einer breiten und tiefen Sortierung, auf einer umfassenden Lieferfähigkeit, auf der Konzeption, den Namen zum Synonym für Buch und Schallplatte werden zu lassen. Unsere Firma ist zwar verhältnismäßig alt – sie konnte am 1. Februar das 125jährige Jubiläum feiern -, wir sind aber durchaus der Meinung, dass ein 125jähriges Bestehen noch kein Erfolgsgarant ist.*

Die Aufgabe besteht wohl darin, Tradition und Fortschritt, Althergebrachtes und Modernes miteinander zu verbinden?

Schmorl: *Es ist durchgängig erkennbar, dass wir in den letzten Jahren versucht haben, dem Sortimentsbuchhandel, der ja bekanntermaßen sehr traditionsbelastet ist, neue Inhalte zu geben. Wir haben unser Haus nach außen hin geöffnet, um dem Publikum die typische Schwellenangst zu nehmen.*

Charakterisiert man Ihre Buchhandlung richtig, als eine Mischung aus kultureller Begegnung und Kaufhaus?

Schmorl: *Das Wort Kultur ist für mich im Zusammenhang mit einem Handelsunternehmen ein ausgesprochenes Schrecknis. Das ist es ja gerade, was die Leute mehr oder weniger davon abgehalten hat, in Buchhandlungen zu gehen. Natürlich hat die Buchhandlung, wenn man so will, eine kulturelle Aufgabe. Diese würde ich jedoch vorrangig in der Sortierung sehen....*

Jürgen Voerster (Jg. 1926) war Geschäftsleitungs-Sprecher des Zwischenbuchhandels-Giganten Koch, Neff & Oetinger (zu dem die Firma Koehler & Volckmar sowie das Grossohaus Wegner gehören) mit Zentrale in Stuttgart. Das Leipziger Börsenblatt veröffentlichte in seiner Ausgabe Nr. 45/90 ein Gespräch, das ich mit dem Firmenchef führen konnte:

Von Macht, Umsätzen, Marktanteilen, unternehmerischen Strategien redet er nicht so gerne. Viel lieber über seine Hobbys, zu denen das Dirigieren ganzer Orchester ebenso zählt wie sein Antiquariat für Musik und Deutsche Literatur. Dabei hat gerade er einiges zu erzählen. Denn er gehört zu jener Handvoll Top-Manager, deren Worte und Taten die Buchhandelsbranche entscheidend geprägt und verändert haben – Jürgen Voerster, der an der Spitze einer Unternehmensgruppe steht, die mit rund 1.500 Mitarbeitern bereits 1989 – so eine undementierte Einschätzung in der westdeutschen Fachpresse – „über 400 Millionen DM" Umsatz erzielte. Voerster, in Leipzig geboren, kennt wie nur wenige die Probleme, die mit dem Zusammenwachsen der Buchmärkte in Ost- und Westdeutschland verbunden sind.

Herr Voerster, welche persönlichen Erinnerungen werden wach, wenn Sie an den Buchhandelsplatz Leipzig denken?

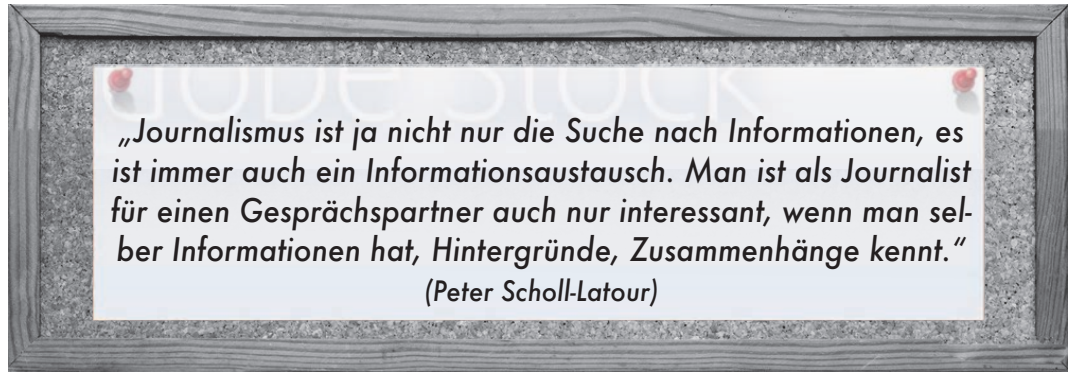
Voerster: *Natürlich verbinden mich mit meiner Geburtsstadt Leipzig Kindheitserinnerungen und Berufserfahrungen in den Koehler & Volckmar-Firmen, die ich noch im alten Zustand vor dem Krieg kannte und von 1945 bis 1948. Das Stammhaus F. Volckmar wurde ja noch zu Goethes Zeiten in Leipzig gegründet. Heute setzen wir in sechster Generation manche Tradition des „Leipziger Platzes" im Westen fort, aber in dezentralisierter Form. Wie so manches sich verändert hat, so ist auch aus der Idee des „Leipziger Platzes" etwas Neues geworden. Im alten Sinne wird es ihn sicher nicht wieder geben.*

Vielleicht können Sie den „Leipziger Platz", so wie Sie ihn sehen, noch einmal definieren.

Voerster: *Man tut gut daran, zwischen dem „Leipziger Platz" im engeren Sinne und dem im weiteren Sinne zu unterscheiden. Zum letzteren gehören Institutionen wie die Deutsche Bücherei, die Buchhändlerschule, die Druckereien und Buchbindereien, die Hochschule für Grafik und Buchkunst, Musikverlage und vieles mehr. Von der Kunstakademie in Verbindung mit den Druckereien ist vor allem in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Stil entwickelt worden, den man noch heute in vielen Büchern erkennen kann. Gerade diese Tradition wäre es wert, erhalten und fortentwickelt zu werden. Der „Leipziger Platz" im engeren Sinne als buchhändlerische Konzentration an einem Ort mit all seinen Rationalisierungseffekten konnte weder in Westdeutschland imitiert werden, noch wird es eine Fortsetzung im geeinten Deutschland geben.*

In einer KNOe-Information vom März dieses Jahres haben Sie u.a. geschrieben: „Auch der Buchhandel der DDR braucht einen leistungsfähigen Zwischenbuchhandel". Gab es diesen nicht? Und gibt es ihn nun?

Voerster: *Die DDR hatte durchaus einen Zwischenbuchhandel, aber einen anders strukturierten. Die Leipziger Kommissions- und Großbuchhandelsgesellschaft (LKG) ist nach unseren Begriffen eine Verlagsauslieferung, kein Barsortiment. So etwas fehlte in der Nachkriegszeit, ebenso flächendeckende Fahrdienste und Bestellanstalten. Auch der Osten Deutschlands benötigt diese vier Formen des Zwischenbuchhandels genauso wie der Westen. Ohne sie lässt sich eine so große Anzahl von Titeln – das ist ja auch eine kulturelle Aufgabe – nicht mehr verteilen. Auch wenn der eine oder andere Verlag schon zu einer westdeutschen Auslieferung abgewandert ist, glaube ich doch, dass am Platz Leipzig auch künftig alte und neu entstehende Verlage eine Verlagsauslieferung haben wollen. Freilich nicht mehr mit wochenlangen Lieferzeiten, wie dies in den vergangenen Jahren der Fall war....*



Die Stimmung ist besser als die Lage

Rundflug übers Bücher-Mekka: Als Frankfurt noch Event-Charakter hatte

Der Schweriner Volkszeitung durfte ich 1990 einen Bericht über den Verlauf der Frankfurter Buchmesse liefern, in dem es um die Erfahrungen der dort ausstellenden Verlage aus dem einstigen „Leseland DDR" ging.

Monatelang wurde nicht nur in westdeutschen (Fach-)Blättern das Bild vom (angeblich) maroden Buchmarkt im einstigen „Leseland DDR" gezeichnet. Jetzt hatte jedermann Gelegenheit, sich selbst ein Urteil zu bilden. Auf der 42. Frankfurter Buchmesse (vom 3. bis 8. Oktober), an der auch 91 Verlage aus der ehemaligen DDR erstmals unter rein marktwirtschaftlichen Bedingungen ihre Produktion zu präsentieren hatten. Und das Ergebnis mutet erfreulich und für manch einen wohl eher überraschend an: Kein Krisengerede, keine Untergangs-Szenarien mehr, „trotziger Optimismus" herrschte vor, mancherorts gar „strahlende Zufriedenheit" über den Messeverlauf. Kurzum: Die Stimmung ist besser als die Lage. Wahrlich ein nicht schlechter Nährboden für Innovatoren, Investoren und Pioniere.

Wo man früher Hemmungen hatte, die Verlags-Funktionäre aus ihrer Messe-Ruhe aufzuschrecken, diesmal bereitete es erheblich Mühe, in all dem Gedränge überhaupt bis zu einem Gesprächspartner vorzudringen. Wer also an den Ständen mit Verantwortlichen sich über Programme, Pläne und die neue (Verkaufs-)Praxis unterhalten konnte, dem wurde eines schnell klar: Die Zeit scheint (endlich) vorbei, da Verlage aus Sachsen, Brandenburg, Thüringen, Mecklenburg und Berlin ängstlich-erstarrt wie das Kaninchen auf die Schlange blickten, die da hieß westdeutsche Renommierverlage (die seit Monaten mit ihren Produktionen die Buchhandlungen in Ostdeutschland überschwemmen). Man hat begriffen, dass Umsatzeinbußen im „Stammland" nur auf eine Weise halbwegs wieder auszugleichen sind – indem man dort mit seinen Büchern präsent ist, wo neue Kunden warten: in Hessen, Bayern, Baden-Württemberg und anderswo. Man besinnt sich offensichtlich auf das, was man bestens kann – aufs Büchermachen. Und das Bücherverkaufen lässt sich auch für ostdeutsche Verlage rascher hinzulernen, als manchem bundesrepublikanischem Verlagshaus dies wünschenswert erscheinen mag.

Suhrkamp, Hanser, Luchterhand & Co. steht also ernsthafte Konkurrenz ins Haus. Und einigen Sach- und Fachbuchverlagen nicht minder. Der westdeutsche Buchkäufer wird letztlich (auch) darüber mitentscheiden, wie es um die Zukunft der Traditionshäuser auf dem Gebiet der einstigen DDR bestellt sein wird.

Nachfolgend einige Eindrücke, gesammelt an Ständen, die laut Buchmesse-Regie noch immer als DDR-Verlage firmierten. Beim Kinderbuchverlag (Ostberlin), mit rund 200 lieferbaren Titeln einst einer der fünf Großen in der DDR, eine wahre Fundgrube für Bücherfreunde, ist man schon seit geraumer Zeit in Richtung westdeutsche Leser unterwegs. „Wir haben begriffen", sagt Vertriebschefin Brigitte Klinkber, „dass wir jetzt einen gemeinsamen Markt haben, einen größeren, und wir werden unsere neuen Chancen in West und Nord und Süd nutzen".

Realistisch auch die Einschätzung beim Morgen-Buchverlag (Ostberlin), der sich mit rund 60 Titeln in Frankfurt vorstellte und – wie andere Häuser ebenso – nach der Währungsumstellung mit erheblichen Umsatzeinbußen („bis zu 85 Prozent) zurechtkommen musste. „Wir sind trotzig optimistisch", sagt Cheflektor Klaus-Dieter Sommer, „dass wir im Weihnachtsgeschäft in Westdeutschland einen Teil unserer Verluste wieder wettmachen können".

„Überhaupt keine Startschwierigkeiten" - so Vertriebsleiterin Brigitte Kummer – signalisiert der Sportverlag (Ostberlin), der im Frühjahr 91 mit 30 Novitäten aufwarten will und Optimismus ausstrahlt. Solcherlei ist verständlich beim Blick auf das fachlich beeindruckende Programm, auch wenn man weiß, dass dieses Unternehmen ab Januar 91 unter dem Dach der Verlagsgruppe Ullstein/Langen-Müller sicher noch mehr (Absatz-)Möglichkeiten wird nutzen können. Was in Westdeutschland der Regelfall, für den Aufbau-Verlag (Ostberlin und Weimar), der mit etwa 400 lieferbaren Titeln zu den literarischen Schmuckstücken in der gesamtdeutschen

Verlagslandschaft zählt, ist es der vielleicht entscheidende Schritt zu (noch) mehr Öffentlichkeit: Denn mit einer neu eingerichteten, eigenen PR-Abteilung will man Info-Defiziten in Westdeutschland begegnen. Gerd Püschel, „östlichster Verlagsvertreter überhaupt" (sein Wirkungsgebiet reicht bis Frankfurt/Oder) bringt es auf den Punkt: „Wir erschrecken nicht mehr vor all dem, was Westverlage so praktizieren".
Eine der Neugründungen, der Ostberliner Verlag Linksdruck, scheint derzeit gar auf einer Wolke zu schweben: „In Baden-Württemberg und Hessen haben wir bereits mehr Bücher verkauft als in der gesamten DDR". Neun Titel hat Christoph Links bislang zu bieten, rund 400 westdeutsche Buchhandlungen und eine größere Zahl von Medienvertretern haben sein Programm bereits zu ihrem gemacht.
Und auch für Branchenkenner Peter Meier, dem Chefredakteur des Leipziger Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel, ist „die Zufriedenheit ausstrahlende Grundstimmung überraschend". Aber die Stimmung allein wird noch nicht ausreichen, um am Markt bestehen zu können.

Norbert Kubatzki (Jg. 1938) ist der Erfinder der Mainzer Mini-Presse-Messe, die im September 1970 erstmals ins Kurfürstliche Schloss einlud und sich rasch zum Treffpunkt der deutschsprachigen Kleinverlags-Szene entwickelte. Wer sich über die Subkultur fernab der Frankfurter Buchmesse informieren wollte, war hier genau richtig. Den Aussteller-Katalog zierte eine Grafik von Gertrude Degenhardt (unsere Abbildung). Wer darin blätterte, stieß u.a. auf Namen wie Amöben-Presse, Anabas-Verlag, broders bubu, private offenbarungen, Verlag Klaus Bär, Eremitenpresse, eiapopeyea, Friedenauer Presse, Die Horen, Harlekin-Presse, junge presse d, Maro Verlag, Merlin, Quer-Verlag etc. Kubatzki war zwar gelernter Physiklaborant, die Szene kannte ihn allerdings als Mitinhaber der Mainzer Druckerei Kubatzki & Probst sowie als Herausgeber des alle zwei Monate erscheinenden „Mini-Press Report", der sachkundig über Kleinstverlage und Handpresse informierte. In einem Beitrag, den ich am 22. Oktober 1971 für den WDR („Proben und Stichproben") liefern durfte, konnte ich unter dem Titel „Hoffen ist erlaubt" über die Situation der Mini-Verlage (zwischen den Messen in Mainz und Frankfurt) berichten.

Siegfried Schaarschmidt (Jg. 1925) war ein auf japanische Literatur spezialisierter Übersetzer und zudem Lyriker und Essayist. Im Blick auf die Frankfurter Buchmesse 1990 konnte ich mit ihm für einen Beitrag im Leipziger Börsenblatt (Ausgabe Nr. 39) sprechen. Überschrift des Interviews: „Durchaus interessant - aber wie sind die Erfolgschancen?":

Geht es nach Vorstellung und Willen der Ausstellungs- und Messe-GmbH, dann wird auf der bevorstehenden Frankfurter Buchmesse nur ein Thema zur Diskussion stehen – Japan. Doch schon im Vorfeld des alljährlichen Bücherspektakels werden Zweifel laut, ob die Veranstalter bei der Wahl des Messe-Schwerpunkts diesmal nicht noch blauäugiger als in den Vorjahren zu Werke gehen, ob nicht mangelnde Kenntnis der fernöstlichen Buch- und Literaturmarktszene zu gravierenden Fehleinschätzungen führen. Zwar fragt das Frankfurter „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" in einem Messe-Vorbericht euphorisch: „War Goethe ein Japaner?", doch angebrachter wären Fragen wie etwa: Welches Interesse haben deutsche Verleger wie Leser tatsächlich an den literarischen Arbeiten von Abe Kobo (im Japanischen wird der Nachname vor den Vornamen gesetzt), Yasuoka Shotaro, Enchi Fumiko, Sata Ineko usw.? Was lässt sich wie und wo ins Deutsche übersetzen? Und: Wie lange hält die verordnete Japan-Euphorie bei den Verlagen an, ehe alles wieder im Ramsch landet? Ein profunder Kenner der japanischen Kulturszene, der renommierte Übersetzer Siegfried Schaarschmidt, PEN-Mitglied, der Mitte September bei Hanser mit der wohl wichtigsten Veröffentlichung zum Messe-Thema aufwartet, dem Handbuch „Japanische Literatur der Gegenwart", befürchtet, dass der Messeschwerpunkt zu einem spektakulären Strohfeuer werden könnte.

Herr Schaarschmidt: Kenner der Szene behaupten, das, was einst Hans Sahl (der ja u.a. Thornton Wilders „Unsere kleine Stadt", Tennessee Williams „Die Katze auf dem heißen Blechdach" oder John Osbornes „Blick zurück im Zorn" übersetzt hat) für die amerikanische Literatur und deren Durchsetzung hierzulande gewesen, das seien Sie für die japanische – also nicht nur Übersetzer, sondern literarischer Interpret.

Schaarschmidt: *Ich bin nicht der einzige und nicht der erste. Die moderne japanische Literatur ist noch nicht sehr alt, sie setzt erst um 1900 ein. Und die maßgeblichen Übersetzungen ins Deutsche begannen eigentlich erst mit Oscar Benl, der 1942 eine Anthologie mit japanischen Autoren vorlegte, in der beispielsweise erstmals der spätere Literaturnobelpreisträger Kawabata Yasunari außerhalb Japans zu lesen war.*

Der Hanser Verlag kündigt Ihre Novität „Japanische Literatur der Gegenwart" mit dem Satz an: „Die japanische Literatur, eine der vielfältigsten und interessantesten der Gegenwart, ist hierzulande immer noch terra incognita". Was ist so interessant an dieser Literatur?

Schaarschmidt: *Japan hat sich nie verwestlichen lassen. Es gründet seine eigene Moderne auf dem, was es aus dem Westen lernen konnte und was es selber an Tradition zu bieten hat. Japaner sind die großen und einzigen ´Holer´ in der Kultur, überall sonst hat sich Kultur per Krieg verbreitet, nur die Japaner sind hingegangen und haben sozusagen nach Katalog ausgesucht, was ihnen passte. Deswegen können sie selber auch so wenig geben. Modern zu sein und trotzdem in eigenen uralten Traditionen zu wurzeln, das*

ist das Geheimnisvolle und Faszinierende an der japanischen Literatur. In Japan spricht man gerne von der Kultur der Buchten und Täler. Das heißt nichts anderes als dies: Ein Tal weiter schon findet man eine ganz anders entwickelte japanische Kultur. Es gibt keine japanische Nationalliteratur....

Schrei nach Frieden. Japanische Zeugnisse gegen den Krieg; Econ

---

Peter Weidhaas (Jg. 1938) hatte eine Idee, bei deren Realisierung ich helfen könnte. Ihm schwebte eine Broschüre vor, mit der auf ganz besondere Weise die Frankfurter Buchmesse „transparent(er)" gemacht werden sollte. Und so entwickelte ich ihm 1984 ein „ABC der Messe", das erklärte, was sich hinter der Welt größter Buchmesse alles verbarg. Und um die Geschichte noch zu toppen, erschien die 32seitige Broschüre gleich auch noch in mehreren Sprachen (deutsch, englisch, französisch, spanisch). Es war die Zeit, als die Leipziger Buchmesse sich auf dem gesamtdeutschen Markt neu zu etablieren versuchte. Gelegenheit, mit dem langjährigen Frankfurter Messechef einen Blick in die Zukunft zu wagen. Für die Ulmer Südwest-Presse Anlass, das Interview am 11. Oktober 1989 abzudrucken:

Herr Weidhaas, Bücherfreunde, Besucher wie Multiplikatoren wurden zuletzt auf der Leipziger Buchmesse mit Kultur(angeboten) geradezu verwöhnt. Könnte die Frankfurter Buchmesse dagegen nicht bald als reine Kommerzmesse wirken, die nur noch Wirtschaftsjournalisten lockt?

Weidhaas: *Was in Frankfurt passiert, ist der Transfer von Rechten. Und zwar auf allen Gebieten, der Wissenschaft wie der Literatur. Das geschieht über das kommerzielle Wägelchen des Handels. Doch Frankfurt ist nie einfach nur eine Geschäftsmesse gewesen, sondern durch ihre Transfertätigkeit zwischen den Sprachen und Kulturen der Welt immer auch ein eminent wichtiges Kulturereignis, das weltweit Beachtung findet.*

Was hat denn das Büchermekka Frankfurt noch (alles) zu bieten, da die Branche sich anschickt, den Wandel vom Buch- zum Medienmarkt zu vollziehen?

Weidhaas: *Auch auf diesem Feld sind wir – schon im vergangenen Jahr – einen Schritt vorausgegangen. Mit der Einrichtung eines rein elektronischen Messe-Teils („Frankfurt Goes Electronic") haben wir einer sich seit Jahren abzeichnenden Entwicklung Rechnung getragen. Mehr noch: Wir haben ihr auf der Buchmesse eine eigene Identität gegeben. Das hat zur Folge, dass seitdem weltweit dieser neue Bereich gleichwertig neben dem klassischen Bereich des Buchdrucks gesehen wird.*

Der Dortmunder Medien-Mogul Bodo Harenberg hat in einem Interview geäußert: „Fest steht, dass die CD-ROM eine derzeit noch nicht beschreibbare große Zukunft vor sich hat, zumal sie 50 bis 70 Prozent aller derzeit erscheinenden Bücher ersetzen kann". Wird Frankfurt zwangsläufig – sagen wir – ab dem Jahr 2000 zur CD-ROM-Messe?

Weidhaas: *Wir sind auf dem Weg zu einer Medien- und Informationsmesse, und die CD-ROM-Platte wird im elektronischen Bereich nicht das Einzige bleiben. Die Entwicklung wird fortschreiten, die Datenbanken werden sich gegenseitig vernetzen. Der Austausch von Informationen wird vielfach auf diesen elektronischen Wegen laufen. Doch es wird weiterhin große Bereiche geben, in denen sich alles nur über die Schriftkultur vollzieht....*

In einem weiteren Interview stellte ich 1996 Peter Weidhaas u.a. folgende Frage(n):
Welche Rolle soll – im Zeitalter von Internet und wachsender Möglichkeiten, sich nahezu alle Infos auf den heimischen Bildschirm zu holen – noch so eine Mammutschau wie die Frankfurter Buchmesse spielen?

Weidhaas: *Die Messe bietet nicht nur bilaterale, sondern multilaterale Kontakte, sie schafft Zufälligkeiten und den direkten Kontakt mit allen Partnern in Sachen Unterhaltung und Information.*

Dennoch scheinen Sie von einer richtigen Erlebnismesse für den Besucher noch meilenweit entfernt.

Weidhaas: *Aus Ihnen spricht die Frustration eines Berichterstatters, der alljährlich die Messe besucht und glaubt, über alles informiert sein zu müssen. Wir haben einen anderen Ansatz. Ich kann kein Disneyland der Informationsmedien organisieren, wo sich jeder verlustieren kann...*

Das Zimmer der verlorenen Freunde; Wallstein Verlag

Cornelia Wohlfarth (Jg. 1944) war von 1991 bis 1998 Chefin der Leipziger Messe und damit auch der dortigen Buchmesse, die 1994 zum 2. Mal veranstaltet wurde. Aus diesem Anlass traf ich sie in Leipzig zum Interview (und hatte zudem als Ghostwriter die besondere Ehre, ihr zweimal die Eröffnungsrede zu schreiben; die zur Buchmessen-Pressekonferenz am 19. März 1997 handelte unter der Überschrift „Zeichen setzen für den Wandel" u.a. von den Problemen mit dem Frankfurter Börsenverein). Das Interview mit ihr erschien mit der Headline „Die Zukunft hat schon gestern begonnen" u.a. in der März-Ausgabe des Branchenmagazins „dnv - der neue vertrieb":

Frau Dr. Wohlfahrt, die Leipziger Buchmesse erscheint manchem Beobachter als eine der letzten ostdeutschen Kultur-Bastionen, die noch nicht auf Weststandard getrimmt sind. Was ist möglicherweise falsch an diesem meinem Eindruck?

Dr. Cornelia Wohlfarth: *Dass wir die Leipziger Buchmesse gar nicht auf Weststandard trimmen, sondern sie als etwas ganz Eigenständiges entwickeln wollen. Als etwas, das anknüpft an die jahrhundertealte Tradition der Buchstadt Leipzig.*

Nichts gegen Tradition, aber damit allein kann man doch solch eine Messe nicht ins nächste Jahrtausend führen. Wie definieren Sie eigentlich den Begriff „Buchmesse"?

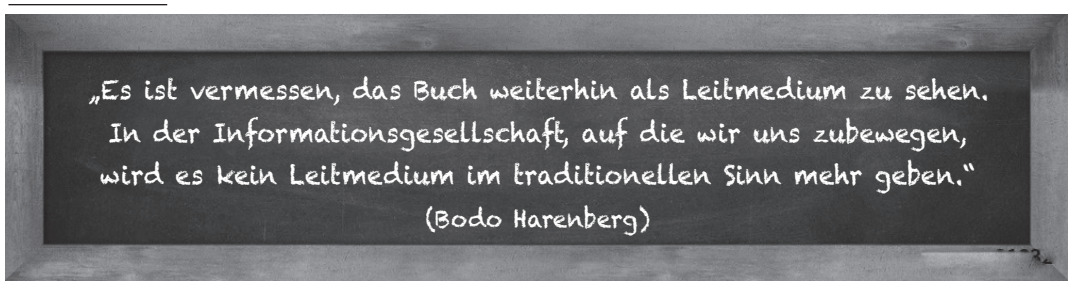
Dr. Cornelia Wohlfarth: *Messen sind Treffpunkte von Menschen und Gütern, von Waren und Dienstleistungen, ein Forum der Begegnungen. Im Zentrum der Buchmesse stehen das Buch und alle die, die am Entstehen von Büchern beteiligt sind. Die Autoren, die Verleger, die Buchhändler, die Bibliothekare, aber vor allen Dingen auch alle, die gerne Bücher lesen, und das sind die Käufer, die Kunden. So wollen wir die Leipziger Buchmesse verstehen.*

Selbstverständnis und Überlebenskonzept einer Messe hängen eng miteinander zusammen. Kritiker haben Ihnen in der Vergangenheit immer wieder vorgehalten, dass es gerade an letzterem mangele, an einem Konzept. Was kann denn aus dieser zweiten Buchmesse auf deutschen Boden werden?

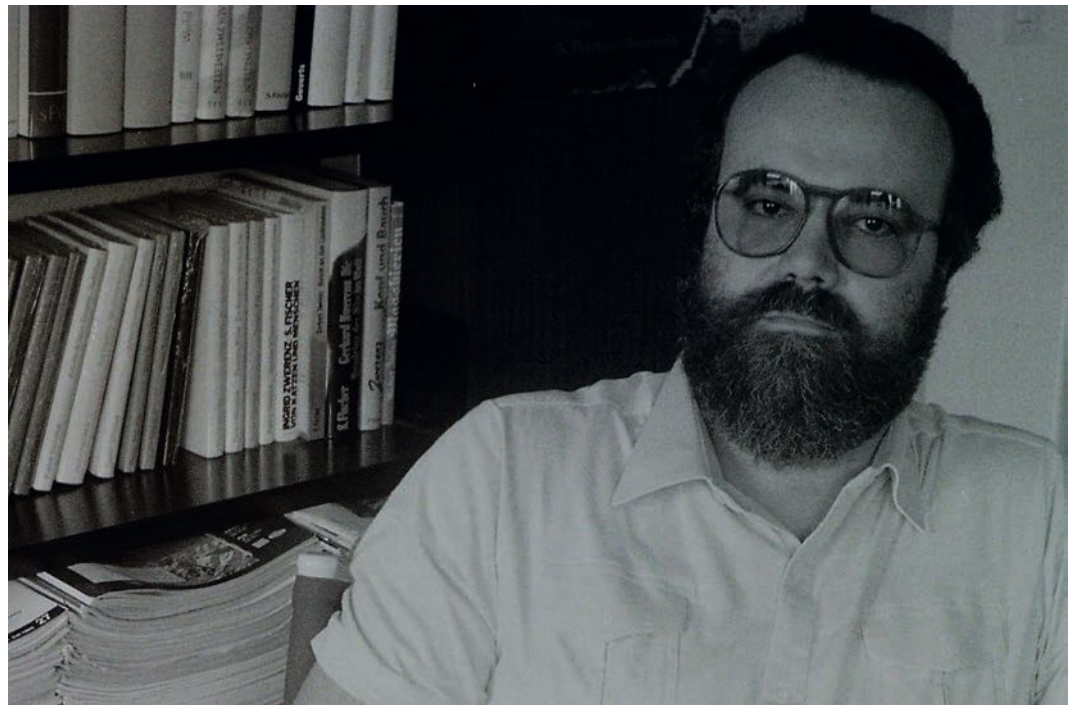
Dr. Cornelia Wohlfarth: *Der Frühjahrs-Schwerpunkt schlechthin. Wir wollen uns aber nicht auf den deutschsprachigen Markt beschränken, sondern haben eine gewachsene Brückenfunktion Ost-West.*

Frühjahrs-Messe habe ich verstanden. Ost-West-Drehscheibe auch. Aber reicht das schon aus, um zu überleben?

Dr. Cornelia Wohlfarth: *Es kommt noch mehr. Die Leipziger Messe als ein Kommunikations-Mittelpunkt. Der Nachholbedarf in Mittel- und Osteuropa liegt gerade im Wissenstransfer. Fachverlage, Sachbuchverlage werden langfristig ihre zukünftigen Märkte hier im Osten Deutschlands, aber auch auf den östlichen Märkten haben....*



Mit Büchern Leben widerspiegeln?



Sprachrohr mehrerer Verlage: PR-Mann Frank Scheffter

Er gehörte zu den Dinosauriern der Buchbranche, zumindest was den Bereich Öffentlichkeitsarbeit angeht. Bevor er bei Rowohlt vor Anker ging, hatte er bereits für Verlage wie Econ, Bertelsmann, S. Fischer und Hoffmann und Campe, also alles erste Adressen dieser Zunft, erfolgreich die PR-Trommel gerührt. Von Frank Scheffter, Jahrgang 1944, ist die Rede, der einer interessierten Öffentlichkeit gleichermaßen den literarischen Neuling eines Nobelpreisträgers wie die Lebensbilanz eines Harald Juhnke nahezubringen verstand.

Er wirkte wie eine Eiche, die keiner fällen konnte, und war doch einer der Sensibelsten innerhalb der großen Buchmarkt-Familie. Wo immer er als Pressechef das Image eines Verlags in die Öffentlichkeit trug, er war für uns Journalisten eine absolute Autorität, verlässlich, für Son-

derwünsche aufgeschlossen und stets ansprechbar. Als die FAZ im März 2000 die Nachricht über seinen Freitod vermeldete, war das ein Schock. Bilder kamen mir wieder ins Gedächtnis, die an unsere Gespräche auch fernab des beruflichen Alltags erinnerten, an gemeinsame Essen und anderes mehr. Auch an ein Interview mit ihm, das ich innerhalb der Serie „Buchbranche exklusiv" veröffentlichte: Ich konnte ihn Anfang 1998 nach seinen beruflichen Erfahrungen befragen:

Herr Scheffter, Sie müssen das verkaufen, was andere sich ausgedacht haben. Was reizt Sie nach all den Jahren daran noch immer?

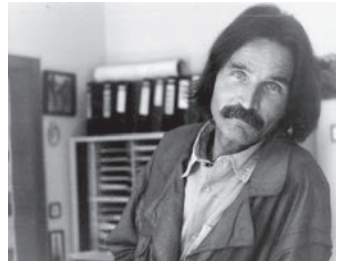
Scheffter: *Öffentlichkeitsarbeit für einen Publikumsverlag zu organisieren, das bedeutet, täglich mit neuen inhaltlichen und menschlichen Konstellationen umzugehen. Wenn man dann eingebettet ist in ein starkes Team, möchte man schon Jahr für Jahr dazu beitragen, dass der jeweilige Verlag erfolgreich ist. Schon in der Schule war ich – jedenfalls im Sport – lieber vorn.*

Es gibt noch einige wenige Kritiker, die meinen, der Buchmarkt bestehe einzig und allein aus jenen 12, 15 Verlagen, von denen man immer wieder Besprechungsexemplare erhalte. Auf der anderen Seite registriert jedoch eine wachsende Zahl von Multiplikatoren, dass Jahr für Jahr mehrere zigtausend neue Bücher auf den Markt kommen. Wie erreichen Sie, dass solche Journalisten gerade jene Bücher aus Ihrem Verlagshaus als die wichtigsten der Saison ansehen?

Scheffter: *Das ist genau die sportliche Situation, die ich Ihnen geschildert habe. Ich bin ein Vermittler, Makler, einer, der Verbindungen knüpft, der eine Botschaft lauter werden lässt. Das macht nicht nur viel Spaß, es führt auch zu jenen Erfolgserlebnissen, ohne die im Berufsleben auf Dauer keiner auskommt.*

In den Medien ist immer mal wieder zu lesen oder zu hören, dass für Kultur und ganz speziell Bücher, Buchvorstellungen immer weniger Raum vorhanden sei.

Scheffter: *Das sehe ich nicht so. Es geht eben nicht nur um die Literaturseiten oder Literaturjournale, sondern generell um die Umsetzung, die Nutzung von Buchthemen. Und die kann sich auch in der Berichterstattung in den Medien auf anderen Seiten oder Programmplätzen abspielen. Bücher haben nur zu einem geringen Teil ausschließlich etwas mit dem Feuilleton zu tun. Sie spiegeln unser Leben schlechthin wider...*



Helmut Benze (Jg. 1941) lernte ich in seiner Zeit als Pressesprecher des Mannheimer Brockhaus-Verlags kennen. Eine stattliche Erscheinung, der mit seinen langen Haaren und feinsten Umgangsformen nicht nur auf Frauen wirkte. Benze ist vielen Besuchern der Seckbacher Buchhändlerschule, aber auch als Kolumnist des Branchenmagazins BuchMarkt in bester Erinnerung geblieben. Seine Mannheimer Wohnung war zugleich Bibliothek für ihn. Wenn ich in meiner eigenen Bibliothek stehe, dann hat dort der große, 20bändige Brockhaus (1,27 laufende Meter), den mir Benze als Zugabe zu einem PR-Auftrag überließ, noch heute seinen Stammplatz.
1992 hatten wir uns getroffen und über ein „Phönix" genanntes BIFAB-Projekt (Bibliographisches Institut und F.A. Brockhaus) gesprochen, das ich ihm entwickeln sollte. Es ging dabei um ein Image-Broschüren-Paket, das Firmen- und Produkt-PR verbinden würde. Dies vor dem Hintergrund, dass „auch auf dem Markt für Lexika und Enzyklopädien sich ein Ende der Gutenberg-Galaxis abzuzeichnen" begann. Eine spannende Aufgabe etwas abseits des Journalisten-Alltags. Ein mehrseitiges Exposé entstand, in dem es u.a. hieß: „Mit Phönix werden – nach dem Motto „Was Sie schon immer einmal über Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus wissen wollten" – alle relevanten Fragen zum Unternehmen, zu seiner Geschichte, Marktpräsenz, der aus Tradition und Fortschritt resultierenden Verlagsphilosophie sowie seinen Markenartikeln beantwortet. Phönix ist Innen- und Außenansicht eines Faktenkonzerns. Journalistisch gemacht, seriös, informativ, zuverlässig. Ganz nach Art des Hauses…". Doch letztlich gab der Vorstand nicht sein Plazet zur Realisierung dieses Projekts.

Renate Federhen-Roske war von Anfang 1971 bis Sommer 1976 Pressechefin beim renommierten Suhrkamp Verlag; zuletzt stand sie – bevor sie sich selbständig machte – bis Mitte 1987 in Diensten der Verlagsgruppe Bertelsmann München. Sie zählte (für mich) zu den wichtigsten und nettesten Ansprechpartnerinnen innerhalb der Buchbranche. Sechs Jahre nach Gründung meiner Redaktionsstube schrieb sie mir einen lieben Brief, über den ich mich natürlich freute: „Lieber W. Christian Schmitt, im Grunde konnte niemand, der Sie kannte, daran zweifeln, dass die Redaktionsstube unter den vielen literarischen und Presseagenturen die Beste sein würde…Lassen Sie sich umarmen…".

Manfred Harnischfeger (Jg. 1944) legte, offensichtlich verblüfft, am Telefon eine kleine Pause ein, ehe er fragte: „Warum?" Er hatte mich gerade angerufen und mir mitgeteilt, beim Medienkonzern Bertelsmann in Gütersloh, wo er Leiter der Unternehmenskommunikation war und man für ihn einen Stellvertreter suchte, habe man sich nun doch für mich entschieden. Zu spät, zu spät. Ich musste ihm absagen, was fast schon einer Majestätsbeleidigung gleichkam.

Aber kurz vorher hatte ich in Dortmund bereits bei Bodo Harenberg einen Vertrag unterschrieben. Auf „Umwegen" kam ich jedoch einige Jahre später doch zu Bertelsmann – als Autor und Herausgeber. Für das Projekt „Deutschland – Porträt einer Nation" dürfte ich das Kapitel „Buchmarkt" beisteuern, für die Almanach-Reihe „anno" war es 1985 die Rückschau „Buchmarkt. Im Prinzip Hoffnung"; im Klappentext und in den Anzeigen dazu wurde ich dann zwischen Helmut Schmidt und Peter Scholl-Latour genannt, die ebenfalls mit Beiträgen vertreten waren. Dazu kam u.a. auch noch die Herausgabe der Anthologie „Reise ans Ende der Angst" mit Texten u.a. von C. C. Bergius bis Karl Krolow und von Henry Jaeger bis Gabriele Wohmann – 27 Autoren insgesamt. Es war aber auch die Zeit, da Kollegen großer Zeitungen, Zeitschriften und Agenturen nach Gütersloh reisten, um sich anzuhören, was der Bertelsmann-Vorstand bei der alljährlichen Bilanz-Pressekonferenz zu berichten hatte. Auch ich reiste damals in die westfälische Provinz, hörte mir all die Zahlen und Prognosen an, hatte aber bereits meinen fertigen Bericht im frankierten Umschlag dabei, der gleich nach Ende der Pressekonferenz in einen Gütersloher Briefkasten wanderte. Nur so hatte ich als kleiner freier Journalist eine Chance, mit all den Kollegen zu konkurrieren, die jetzt erst begannen, ihre aktuellen Berichte zu schreiben. Möglich gemacht hatte mir eine solche Praxis Bertelsmann-Pressechef Harnischfeger, der mir vorab den Geschäftsbericht zukommen ließ und mir vertraute, dass kein Sterbenswörtchen vor Ende der Pressekonferenz veröffentlicht wurde. Und daran hielt ich mich natürlich. Eine Praxis, die heute, da die Journalisten mit ihren Laptops bereits in der Pressekonferenz sitzen und nahezu zeitgleich die Redaktionen mit ihren Berichten versorgen, nicht mehr denkbar wäre. Harnischfeger war es auch, der mich auf die berühmte Liste setzte, auf der all jene Journalisten bedeutender Blätter standen, die zu Bertelsmann-Buchclub-Pressekonferenzen in ganz Europa eingeladen wurden. So erlebte ich als freier Journalist, nicht nur in Gütersloh und München, sondern auch in Lissabon und Mailand, wie ein weltweit operierender Medienkonzern tickt.
2002, als er mitteilte, dass er nach 30 Jahren Bertelsmann verlasse und sich als Unternehmens- und Kommunikationsberater selbstständig mache, hatte ich Gelegenheit ihm noch einmal für ein langjähriges, vertrauensvolles Miteinander zu danken. Am 8.8.2002 schrieb ich ihm u.a.: „Sie waren seinerzeit der erste, der mir den Start in meine Selbstständigkeit durch einen VVA-Auftrag erleichterte. Sie waren es auch, der dem völlig unbedeutenden freien Journalisten Schmitt einen Interviewtermin bei Reinhard Mohn ermöglichte… An dieser Stelle danke auch für Ihre aus meiner Sicht vorbildliche Pressebetreuung über all die Jahre…".

Rudolf Huber war nach der Wendezeit von Bertelsmann zur Stärkung (und zum Neustart) der Leipziger Buchmesse in die einstige Buchhandels-Metropole quasi abkommandiert worden. Es war jene Phase meiner journalistischen Arbeit, in der mehr und mehr auch die einstige DDR für mich ins Blickfeld rückte. Und so begegneten wir uns mehr oder minder zwangsläufig. Immer, wenn er mich anrief und fragte, ob ich (neuerlich) ihn an seinem Leipziger Arbeitsplatz besuchen könne/wolle, war für mich klar, dass damit ein besonderer Auftrag verbunden war. Ich erfuhr von ihm aus erster Hand, wie sich die Leipziger Buchmesse entwickelte und was auch ich im Rahmen meiner Möglichkeiten tun könne, um diesen traditionsreichen Messeplatz journalistisch zu unterstützen. Das reichte sogar soweit, dass ich zweimal als Ghostwriter für die Messechefin die Eröffnungsrede schreiben durfte. Viele Jahre später entdeckte ich Dr. Rudolf Huber, der ein Studium der Kommunikationswissenschaft, der Politikwissenschaft und der Psychologie vorweisen konnte, im Internet, wo er sich in Augsburg selbstständig gemacht hatte und Dienstleistungen anbot wie u.a. Journalistentraining, Redaktionsmarketing sowie Beratungen von „privaten und öffentlichen Unternehmen, Verbänden, Museen, Landkreisen und Kommunen".

Margit Schönberger (Jg. 1948) gehörte zu jenen Pressedamen in der bundesdeutschen Verlagslandschaft, die mir vor vielen Jahren den Einstieg in eine mir bis dahin eher geheimnisvoll-fremde Branche erleichterten. Sie war herzlich, auskunftsfreudig und bei der Lösung kompliziert erscheinender Probleme stets hilfreich zur Hand. Es blieb gelegentlich auch Zeit für ein spaßiges Hin-und-Her. Als sie (noch) für den Droemer Verlag arbeitete, schrieb sie mir im Oktober 1977 mit fast schon liebevoll-ironischem Unterton:
Sehr geehrter Herr Schmitt, ich darf Ihnen unsere telefonische Verabredung für den 21. Mai 2002 in Wien (im Mai ist es in Wien am schönsten) bestätigen. Im Café Sacher, Philharmonikerstraße 4, 1010 Wien ist an diesem Tag ab 17.00 Uhr ein Tisch – selbstverständlich auf Ihren Namen – reserviert. Ich sehe unserer Begegnung mit erwartungsvoller Freude entgegen und bleibe für heute mit ergebensten Grüßen Ihre Margit Schönberger".
Dann allerdings – als sie als erfolgreiche Sachbuchautorin es gar bis auf die Bestsellerliste schaffte, verloren wir uns ein wenig aus den Augen, vergaßen auch den Termin. Geblieben aber ist die Erinnerung an ihn und an diese unverwechselbare Presse- und Öffentlichkeitsarbeiterin.

Wir sind rund – na und? Ein Plädoyer für die mollige Frau; Droemer Knaur

---

Margarete Schwind (Jg. 1953) trug, als wir uns das erste Mal begegneten, einen dieser Edelfummel, die so gut wie nichts von einer Frau preisgeben, aber nahezu alles erahnen lassen, zumindest im Gegenlicht. Es war sehr heiß an diesem Tag, da sie – damals Chefredakteurin beim Bertelsmann Lexikon Verlag - mich in meinem Darmstädter Büro besuchte. Wir wollten über mögliche gemeinsame Projekte sprechen. Sie war zu jener Zeit angestellt bei Ber-

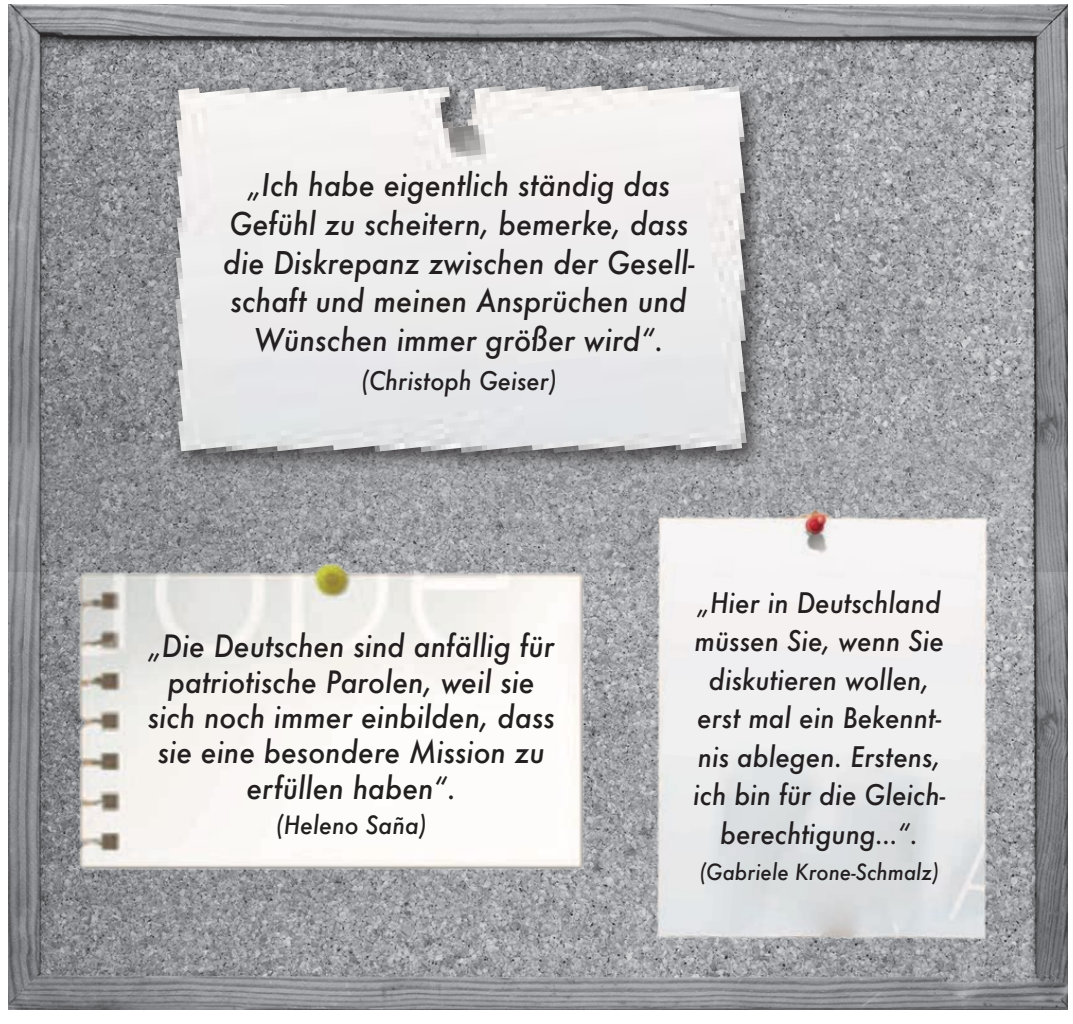
telsmann und betreute sowohl die Deutschland-Enzyklopädie als auch das Jahrbuch „anno". Für die Enzyklopädie wünschte sie sich einen publizistischen Spagat zwischen Vergangenheit und möglicher Zukunft der Buchhandelsbranche. Fürs Jahrbuch sollte es eine Zwischenbilanz über die zurückliegenden zwölf Monate bundesdeutsche Buchmarkt-Szene sein. Wie hätte ich ablehnen sollen?

York Seewald (Jg. 1951) begegnete ich zuletzt, als er Pressechef der Bertelsmann Clubs war, bei einer Veranstaltung in Münchens Bayerischem Hof. Etliche Jahre vorher, als ich ihn für die Serie „Juniorchefs – die nachrückenden Entscheidungsträger" gewinnen und am 15. Juli 1983 als „Sprachrohr des Seewald-Verlags" im Frankfurter Börsenblatt vorstellen konnte, entstand eines der wenigen Interviews von und mit ihm. Die Eingangsfrage lautete damals:

Herr Seewald, Sie sind nicht nur einer der beiden Juniorchefs im Hause Seewald, Sie sind zudem auch noch Ihr eigener Pressechef, haben es gewissermaßen selbst in der Hand, ein optimales, überzeugendes Bild von sich und Ihrem Verlag zu zeichnen. Inwieweit ist eine solche Doppelfunktion von Vorteil? Und welche Nachteile birgt sie?

Seewald: *Ich halte die Doppelfunktion für ausschließlich vorteilhaft. Eine optimale Öffentlichkeitsarbeit ist heute wichtiger denn je und häufig ein Garant für den erfolgreichen Bücherverkauf. Für die Gesprächspartner in den Medien ist es von Vorteil, alle Informationen aus erster Hand, mit Kompetenz zu erhalten. Für meine anderen Funktionen im Verlag ist die Tätigkeit als Öffentlichkeitsarbeiter in der Rückkoppelung positiv, denn zahlreiche Programmanregungen gehen auf Diskussionen mit den Vertretern aus den Medien zurück....*

Michael Tochtermann (Jg. 1943) schickte mir am 15.2.1985 mit Briefkopf „Beltz, Werbung" lustige Faschings-Grüße zu einem besonderen „Jubiläum" meiner Redaktionsstube: „Lieber Herr Schmitt, wohl wissend, dass Sie am heiligen Rosenmontag nicht unter den Tausenden von Gratulanten in der Kahlertstraße (Sitz der Redaktionsstube in Darmstadt) weilen können, weil Sie in Gütersloh einen mittelgroßen Konzern aufkaufen, möchte ich dennoch nicht hintanstehen: so erhebe ich denn meine Fanfare, stoße kräftig ins Glas und wünsche für die nächsten 6 Jahre, 6 Monate und 6 Tage nicht nur das Allerbeste – nein: das Allerallerallerbeste sogar…".
Dabei war das mit dem ungewöhnlichen „Jubiläum" durchaus ernst gemeint, wenn auch eher eine verrückte Idee. Dementsprechend lang war denn auch die mehr als drei Dutzend umfassende Liste derer, die weiterhin viel Erfolg wünschten (wie ich Unterlagen in meinen Verlagsarchiv entnehme; darunter sogar drei Telegramme und vier Telefonanrufe). Sie reichte u.a. vom Arena Verlag über Diogenes, Econ, dtv, Langen-Müller bis hin zu Langenscheidt, Piper, Ullstein und sogar Dr. Hans Zopp, dem Vorstandsmitglied der Bertelsmann AG. Tochtermann war im Laufe seiner beruflichen Entwicklung vielen auch bekannt als Werbeleiter von Ullstein und Econ (wo er 1982 meine Anthologie „Von der Lust mit der Bahn zu reisen" betreute).



Meinungsvielfalt oder Friede-Freude-Eierkuchen?

In den 70ern auf Expansionskurs: Das Buchreport-Team

Wir leben in keiner Friede-Freude-Eierkuchen-Spaß-Gesellschaft. Der neue Papst wird uns als klerikaler Fundamentalist präsentiert. Unser Bundespräsiden dafür gescholten, dass er ausspricht, was im Grunde unumstritten ist: im Osten Deutschlands leben, denken und arbeiten Menschen anders als im Westen. So wie etwa Odenwälder auch anders sind als Ostfriesen. SPD-Chef Müntefering prangert Wirtschaftsbosse wegen deren vermeintlich sozialer Kälte an. FDP-Vormann Westerwelle sieht in den Gewerkschaften die Hemmschuhe der Nation. Paul Spiegel vom Zentralrat der Juden tritt als unser allgegenwärtiges Gewissen auf. Martin Walser wehrt sich vehement gegen Unterstellungen, Aussagen von ihm seinen antisemitisch. Ex-Juli-Vorsitzender Jan A. Dittrich sagt, wie er das Problem einer alternden Gesellschaft sieht. Bei all diesen publizistischen Aufgeregtheiten müssen wir es zu ertragen lernen, dass Meinungsbildner Teil dieser unserer Gesellschaft sind. Und im Regionalmagazin geht es genau darum, diese Vielfalt zu dokumentieren.

So mein Editorial in der Regionalmagazin-Ausgabe Nr. 87 vom 18. Mai 2005.

Bodo Harenberg (Jg. 1937) vermittelte stets den Eindruck, für ihn habe der Tag mehr als 24 Stunden. Und wer ihn näher kannte, war fest davon überzeugt, dass dem auch so sei. Ich hatte das Glück vier Jahre in seiner unmittelbaren Umgebung zu arbeiten, als geschäftsführender Redakteur und Blattmacher des Branchenmagazins „Buchreport". Dies zu einer Zeit, da das Wochen-Periodikum umgestellt wurde vom gehefteten Infodienst zum Hochglanz-Magazin. Harenberg, ein in Magdeburg geborener Journalist, war ursprünglich Sportredakteur, der mit dem begehrten Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet wurde. Ein Mann, der dem Buchhandel ein völlig neues Bewusstsein vermitteln sollte: Buchhändler handeln mit einer Ware namens Buch. In dieser Branche geht es nicht nur um Inhalte, sondern vor allem um Marketing. Das war – verkürzt – seine Botschaft. Buchhändler sollten sich, wenn sie eine Zukunft haben wollten, auf gut Verkäufliches konzentrieren. Naheliegend, dass er für den Spiegel die allwöchentliche Bestsellerliste zusammenstellte.
Auch das fällt mir ein, wenn ich an meine Dortmunder Zeit zurückdenke: Bei Harenberg lernte ich u.a. (nahezu) Unmögliches möglich zu machen. So erschien das allwöchentlich in einer Dortmunder Druckerei hergestellte Branchenmagazin während der Frankfurter Buchmesse täglich. Und das lief so ab: Das Blatt wurde tagsüber in Frankfurt am Harenberg-Messestand produziert (Texte erstellt, Anzeigen akquiriert, Fotos bearbeitet, den Umbruch gestaltet). Dann wurden die fertigen Seiten mit einem eigens engagierten Fahrer zu nachtschlafender Zeit nach Dortmund gebracht, um dort umgehend gedruckt und am nächsten Tag frühmorgens wieder nach Frankfurt angeliefert zu werden. Mehr noch: bevor die Buchmesse ihre Pforten wieder öffnete, hatte die gesamte Buchreport-Redaktion die druckfrische Ausgabe bereits an die Messestände verteilt – und alle Buchinteressierten konnten schwarz auf weiß nachlesen, was wichtig war und wichtig ist. So dachte und so handelte Bodo Harenberg.
Er war vier Jahre lang mein Chef, der mir die Möglichkeit bot, als geschäftsführender Redakteur an der Weiterentwicklung des Branchenmagazins „Buchreport" mitzuarbeiten. Etliche Jahre nach meinem Ausscheiden aus der Redaktion bot sich 1994 noch einmal die Gelegenheit, mit ihm ein Interview zu führen:
Keiner, der in diesem Lande irgendetwas mit Büchern zu tun hat, kommt an ihm vorbei. Und dies seit 25 Jahren. Für den Spiegel erstellt er allwöchentlich die Hardcover-, für den Gong die Taschenbuch-Bestsellerliste. Mit seiner Fachzeitschrift Buchreport instruiert er die Branche über Trends sowie deren Befindlichkeit. Mit Werbemagazinen wie u.a. Buch aktuell informiert er das Lesepublikum republikweit. Und mit einer eigenen Buchproduktion setzte er jahrelang Maßstäbe

für unternehmerische Erfolge. Er hat im Bereich der Buchwerbung und des Buchmarketings Entwicklungen eingeleitet und den deutschsprachigen Buchmarkt prägend mitverändert. Für manche seiner allzu kommerzorientierten Aktionen ist er von den Medien gescholten worden. Heute ist er Chef einer Unternehmensgruppe, die zuletzt mit 144 Mitarbeitern einen Umsatz von 47,9 Millionen verbuchen konnte. Der WDR, der ein Fernseh-Feature über ihn und seine Vordenker-Rolle im deutschen Buchmarkt, vorbereitete, hatte mich dazu als „Studio-Gast" geladen.

Herr Harenberg, wie ist es um die Zukunft des Buches bestellt?

Harenberg: *Es ist vermessen, das Buch weiterhin als Leitmedium zu sehen. In der Informationsgesellschaft, auf die wir uns zubewegen, wird es kein „Leitmedium" im traditionellen Sinn mehr geben, sondern ein Fülle von Informations- und Bildungsmedien, aus denen jeder diejenigen aussucht, die für ihn am leichtesten erreichbar, am besten konsumierbar und insgesamt am nützlichsten sind....*

Also steht das Ende der Lesekultur unmittelbar bevor?

Harenberg: *In unserer neuen Informationsgesellschaft wird das Buch insgesamt gesehen zwar seinen Platz behaupten, aber eine untergeordnete Rolle spielen. Auf keinen Fall werden weiterhin so viele Bücher in so kleinen Auflagen wie bisher erscheinen können. Die Anforderungen der Konsumenten und damit die wirtschaftlichen Eckdaten zwingen dazu, weniger, dafür aber wirklich nützliche, wichtige und gut strukturierte Bücher zu machen.*

Doch wer entscheidet, was „wirklich nützlich, wichtig" ist?

Harenberg: *Anspruchsvolle Literatur wird sich für eine Elitegruppe der Gesellschaft durchsetzen. Unterhaltungsliteratur wird mehr und mehr durch das Fernsehen ersetzt, Ratgeber verlieren an Bedeutung, weil ihre Inhalte schneller und gezielter über elektronische Kanäle abrufbar sein werden, Nachschlagewerke haben eine große Zukunft vor sich, allerdings werden sie vornehmlich auf CD-ROM verbreitet...*

Auszug aus dem Interview „Abschied vom Leitmedium Buch", das 1995 in meinem bei Bastei-Lübbe erschienenen Original-Taschenbuch „Nachdenkliches von Vordenkern. Weit über 100 Größen des deutschen Geisteslebens nehmen Stellung zu den wichtigsten Fragen der Nation" Aufnahme gefunden hat.

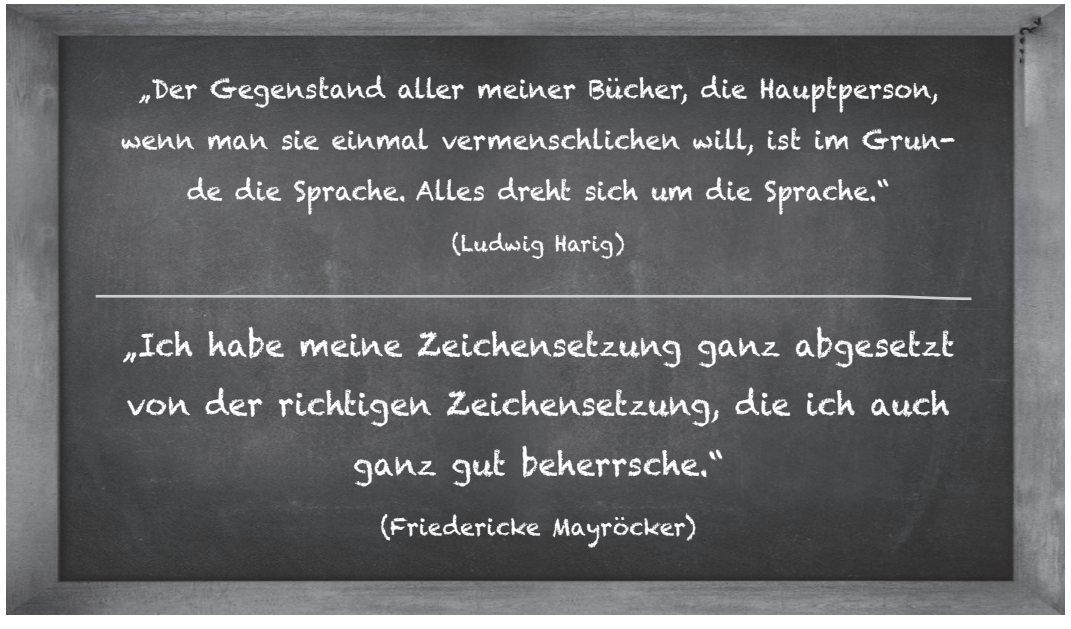
Verschwiegen werden soll an dieser Stelle allerdings auch nicht der am 8. März 1979 im stern erschienene Artikel „Ein Hai im Karpfenteich", den ich auf Anregung des Hamburger Magazins zusammen mit Nicolaus Neumann verfasste und der für erheblichen Wirbel in der Buchbranche gesorgt hatte. Fast 20 Jahre später kam es zu einer Art „Versöhnung" zwischen Bodo Harenberg und mir.

Hanns Lothar Schütz (Jg. 1940) öffnete seinen Aktenkoffer, und wenn man genau hinschaute, war er nicht nur mit Unterlagen, sondern zudem gefüllt man einer Vielzahl von Pillenpackungen, die er offenbar benötigte, um dem tagtäglichen beruflichen Stress standzuhalten. Er hatte mich aus einem ganz besonderen Grund in Darmstadt besucht – er wollte mich zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel holen, dessen Chefredakteur er war. Mit ihm zusammen sollte ich künftig die aus einer Doppelspitze bestehende Chefredaktion bilden – was dann auch praktiziert wurde. Doch nach nicht allzu langer Zeit wurde mir klar, dass bei zwei Alpha-Männchen an der Spitze eines zweimal die Woche erscheinenden Branchenmagazins einer zuviel war – und verabschiedete mich aus der Chefetage mit der schriftlichen Zusage des Hauptgeschäftsführers, dass ich auch künftighin dem Börsenblatt als fester freier Mitarbeiter verbunden bleibe. Was in der Tat auch etliche Jahre bestens funktionierte und dazu führte, dass mir in dieser Zeit alle Türen zu den Entscheidungsträgern der Buchbranche offen standen. Viele, der auch in diesen Erinnerungen vermerkten Interviews entstanden in dieser Phase meiner beruflichen Weiterentwicklung.

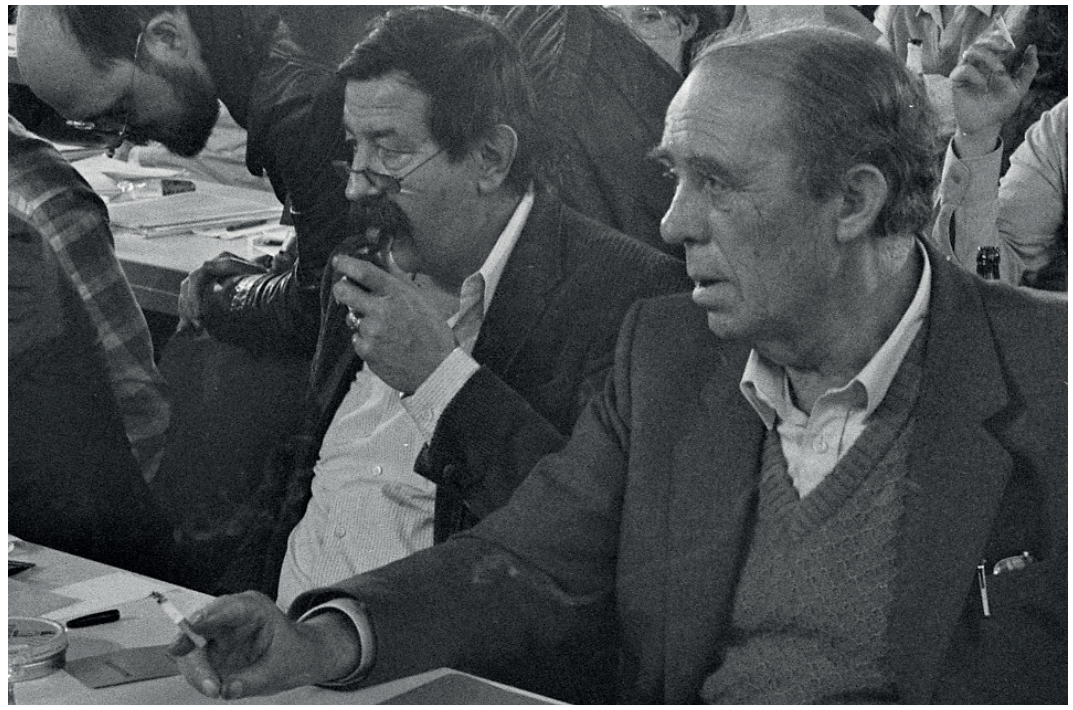
Dass der Kollege Schütz sich dem weiter wachsenden Druck an der Spitze des Börsenblatts durch Freitod entzog, konnte ich in den als Buch erschienenen Erinnerungen von Buchmessen-Direktor Peter Weidhaas im Detail nachlesen. Interessant auch ein Nachruf, der am 8. September 1993 von der Tageszeitung Neues Deutschland verbreitet wurde.

Hans van Treeck (Jg. 1939) war Chef des Presse Fachverlags, in dem u.a. dnv – der neue vertrieb erschien, ein Magazin, in dem ich ab Herbst 1978 die Möglichkeit hatte, regelmäßig über Entwicklungen auf dem bundesdeutschen Buchmarkt zu berichten. Dies u.a. in Form von Artikel-Serien wie z.B. „Die deutschsprachigen Taschenbuch-Verlage" bzw. mit einer monatlichen Kolumne. 2001, etliche Jahre nachdem ich mich von der aktuellen Berichterstattung zurückgezogen hatte, um als Herausgeber des monatlich erscheinenden WIR-Magazins mich ganz dem lokalen Geschehen in einem überschaubaren Verbreitungsgebiet (unsere Auflage betrug zuletzt 27.500 Exemplare) zuzuwenden, las ich, dass van Treeck seinen Verlag verkauft hatte.

Christian von Zittwitz (Jg. 1943) ist sicher Unrecht widerfahren. Als ich seinem 1966 gegründeten Monatsmagazin „BuchMarkt" erstmals begegnete, legte ich streng journalistische Maßstäbe an und kam zu dem Urteil: Zittwitz muss wohl ein Kollege sein, der aus der Schülerzeitungs-Scene gekommen ist. Erst später wurde mir klar, dass er mit seinem monatlich erscheinenden „BuchMarkt"- eine maßgebliche Lücke in der Branche gefunden hatte. Und er hatte tatsächlich die Gabe, wie „Jedermanns Darling" zu wirken. Das zweimal pro Woche erscheinende Börsenblatt, der alle acht Tage mit seiner Spiegel-Bestsellerliste aufwartende Buchreport und Zittwitz' im Monatsrhythmus aufgelegtes Kompendium teilten sich (weitgehend) den Informationskuchen der Branche auf. Für Tageszeitungen, Wochenblätter war „der Buchmarkt" zu jener Zeit allenfalls kurz und nur während der Buchmesse ein Thema wert.
Bevor ich seinerzeit in die Chefredaktion des Frankfurter Börsenblatts berufen wurde, erstellte ich ein Diskussionspapier, in dem – aus meiner Sicht - Positives wie Schwachstellen der Mitbewerber gelistet waren. Zum BuchMarkt notierte ich damals im Frühjahr 1982 unter „offensichtliche Schwachstellen" u.a.: Zu viele Druckfehler, Layout gelegentlich zu schülerzeitungshaft, keine durchgehend Konzeption erkennbar, längere Artikel offenbar eher Garnierung für eine Anzeigenstrecke etc. Meine Schlussfolgerung seinerzeit: „Jugendbuch- und Kleinverlage fühlen sich und ihre Probleme hier sicher besser aufgehoben als anderswo…". Mit zeitlichem Abstand sehe ich das heute so: der BuchMarkt ist von Inhalt wie Aufmachung und Präsentation mit einer Auflage von 4.700 Exemplaren ein (weitgehend) unabhängiges Magazin, auf das die Branche stolz sein kann. Herausgeber-Kollege von Zittwitz veröffentlichte im Laufe der Jahre auch einige Texte, die ich ihm zum Abdruck schickte, u.a. auch das Interview mit Bertelsmann-Chef Reinhard Mohn, das er seinen „BuchMarkt"-Lesern unter der schönen Überschrift „Was kommt, wenn Mohn geht" anbot. Dank also auch an Christian von Zittwitz, der mir (zumindest) jahrgangsmäßig etwas voraus war.



Lasst die Preise laufen!



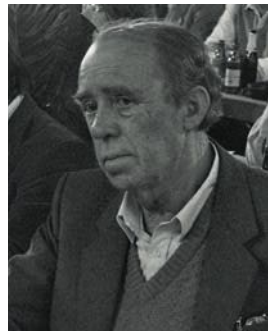
Fotografenglück: Grass und Böll als Tisch-Nachbarn (mehr über sie auf den Seiten 220 und 222)

Warum immer nur die anderen? Du kannst doch auch einmal einen Preis gewinnen, sagte mein Weib zu mir, und Recht hatte sie, die Zeichen standen günstig. In der Zeitung hatte ich gelesen, die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung habe auf ihrer Frühjahrstagung eine neue Preisfrage, die siebente, ausgeschrieben. Bislang hatte ich da immer Hemmungen. Aber jetzt, da ich von der Preisfrage erfuhr, und auch noch die Teilnahmebedingungen auf meinem Schreibtisch landeten, war (mir) klar: Heuer bin ich dabei.
Gibt es moderne Klassiker? Stand da groß gefragt. Ei, gewiss, sagte mein Weib und nahm mir das Blatt aus der Hand. Und schau da: Zur Teilnahme ist jedermann berechtigt und „die Antwort muss in deutscher Sprache abgefasst sein… und 3.000 Mark sind für den Sieger ausgeschrieben", sagte sie noch. 3.000 Mark für die Beantwortung dieser Frage? Ich glaabs net. Da muss doch ein Pferdefuß bei sein, fragte ich vorsichtig. Ja, meinte sie, hier steht auch

noch „Die Arbeit darf nicht zuvor in Rede oder Schrift veröffentlicht sein" und der Umfang solle etwa 40 bis 60 Seiten betragen, die Schreibmaschinenseite mit 30 Zeilen gerechnet, steht hier in Klammern.
Das „ach so", ließ sie nicht gelten. 3.000 Mark seien immerhin kein Pappenstiel. Ich begann also mit den Vorarbeiten, kaufte mir genügend Schreibmaschinenpapier, Durchschlag- und Kohlepapier, ließ meine Schreibmaschine reinigen und fiel schon am Frühstückstisch meines nachdenklichen Gesichts wegen auf. Hast Du schon die Lösung, fragte mein Weib in den folgenden Tagen des Öfteren. Warum, fragte ich, und mir fiel dabei ein, dass sie mir überhaupt nicht vorgelesen hatte, wann der letzte Einsendetermin ist. Wo hast Du denn die Teilnahmebedingungen wegen des Einsendetermins, sagte ich. Sie kramte in ihrer Küchenschublade, räumte Rabattmarken-Heftchen zutage – und endlich fand sie das bereits zerknüllte Blatt. Der letzte Einsendetermin ist der 1. Juli 1974, sagte sie und fügte noch hinzu: Die Lösung – so steht es hier – soll in drei Exemplaren unter einem Kennwort eingereicht werden. Als Absender soll eine Postfach-Nummer oder eine Deckadresse angegeben werden.
Gut, dass Du mir das rechtzeitig sagst, meinte ich noch – schon wieder halb der Preisfrage zugetan -, da muss ich mich auch noch um ein Postfach kümmern. Also ging ich zum Postamt, und nach einer halben Stunde Wartezeit hatte ich das entsprechende Formular. Aber da muss erst ein Postfach freiwerden, sagte der Schalterbeamte, nicht gerade ermutigend. Ich habe bis 1. Juli 1974 Zeit, entgegnete ich stolz, dass mir dies eingefallen war.
Mehr und mehr füllte das Knobeln an der Preisfrage meine ohnehin spärliche Freizeit. Ich war schon ganz kribbelig und ganz dicht dran: Das JA lag mir auf den Lippen, da durchfuhr mich wieder einer jener Schrecken: Wo muss ich meine Lösung denn überhaupt hinschicken? Wo sind die Teilnahmebedingungen nur wieder hingeraten? Die Rabattmarken-Heftchen waren alle noch da, nur die Teilnahmebedingungen suchte ich vergebens. In meiner Not durchstöberte ich schließlich sämtliche Papierkörbe unserer Wohnung – und da fand ich tatsächlich, allerdings nur noch einen Rest des gesuchten Blattes. Es begann mit Punkt 6. Da war von dem Postfach und der Deckadresse die Rede. Und dann las ich auch noch die restlichen Punkte. Das hätte ich schon früher tun sollen. Denn da stand tatsächlich schwarz auf weiß: Entspricht keine der eingereichten Arbeiten den Maßstäben, so kann die Prämiierung unterbleiben. Kein Trostpreis, nichts.
Am Abend fragte mich mein Weib nach der Lösung und sagte: Warum sollen immer nur die anderen die Preise gewinnen? Warum nicht, sagte ich etwas müde.

Diese meine Glosse erschien am 28. Juli 1973 u.a. in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung.

Heinrich Böll (Jg. 1917) ließ mir am 6. Juni 1984 über sein Sekretariat mitteilen, dass derzeit die Vereinbarung eines Interview-Termins nicht möglich sei. Genau hieß es in dem



Schreiben: „Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief. Herr Böll wird Ihrer Bitte leider nicht entsprechen können. Er hat sich jetzt für längere Zeit zurückgezogen, um an einer größeren Arbeit zu schreiben. Aus diesem Grund kann er so bald keine weiteren Verpflichtungen eingehen – er hat bereits schon wieder zu viele Dinge zugesagt…)". Was ich zwar bedauerte, aber zur Kenntnis nehmen musste. Eine kleine Entschädigung dafür gab es dann allerdings während des VS-Kongresses in Saarbrücken, wo ich die Gelegenheit nutzte, Böll (gar zusammen mit Günter Grass) zumindest fotomäßig zu begegnen.

Und sagte kein einziges Wort; Kiepenheuer & Witsch

Elias Canetti (Jg. 1905) begegnete ich im Oktober 1972, als er am Vorabend der Büchnerpreis-Verleihung im Darmstädter Justus-Liebig-Haus las. In einem Beitrag für die Deutsche Volkszeitung erinnerte ich mich folgt:
Seine Worte erlesen, akzentuiert, anheimelnd, kommen vom Stehpult über das Auditorium. Schnauzbärtig, mit großen Ohren und vollem Gesicht, mit dunkelrotem Binder über weißem Hemd hinter graumeliertem Anzug, maßgeschneidert, steht er gedrungen. Ruhm und öffentliche Anerkennung kamen spät für ihn. Mit Blicken dränge ich ihn durch mehrere Klischees. So hätte auch Trotzki mit 67 Jahren aussehen können. Oder kam nicht auch so der Schulmeister in Spoerls `Feuerzangenbowle`- freilich etwas hagerer – daher? …Elias Canetti entnimmt die Hornbrille dem Futteral, berührt auf dem Weg zum Nasenrücken den Oberlippenbart und platziert die Gläser in respektvoller Entfernung vom Grau des leicht verwegen gebündelten Haars…So also diesmal Canetti, in Bulgarien geboren, in Österreich, Deutschland und der Schweiz aufgewachsen, im Alter von acht Jahren erstmals mit der deutschen Sprache vertraut gemacht – „Deutsch war für mich zuerst eine geheime, magische Sprache, die ich nicht verstand und später eine Sprache, die mir von meiner Mutter in einer Art von Gewalttätigkeit sehr rasch beigebracht wurde" -, in Wien dann Studium und Promovierung zum Doktor der Chemie…Als Kind erlebte er in Bulgarien den Halleyschen Kometen; dies bestimmte seinen Sinn für Apokalyptisches mit. In Frankfurt, wo er von 1921 bis 1924 das Gymnasium besuchte, erlebte er – nach der Ermordung Rathenaus – seine erste große Demonstration; und dieses Erlebnis mit der Masse Mensch faszinierte ihn so, „dass ich beschloss, mein Leben der Erforschung der Masse Mensch zu widmen". 1931 las er erstmals Büchners „Woyzeck", und „nichts hat mich so getroffen, wie diese Lektüre". 1960 schreibt er den Essay „Masse und Macht"…

Die Stimmen von Marrakesch; Reihe Hanser

Günter Grass (Jg. 1927) hatte in seinem Hotel, in dem er während der Frankfurter Buchmesse residierte, bereits gewartet und empfing mich fast schon herzlich. Wir waren nur ein paar Kilometer von Reichelsheim (allerdings in der Wetterau) entfernt. Und das war wohl auch der Grund, warum er zugesagt hatte, dort in Reichelsheim (allerdings im Odenwald) im Rathaus aus seinem neuen Buch „Ein weites Feld" zu lesen. Die Zeit, die seine Frau Ute benötigte, um sich für die kleine Reise zurechtzumachen, nutzten wir für ein kleines Interview. Das Tonband lief mit, und mit der letzten Antwort stand auch schon Gattin Ute im Foyer. Wir stiegen in mein Auto und fuhren ab in Richtung Reichelsheim. Nur eben nicht in das nahegelegene Reichelsheim in der Wetterau, sondern in den Ort gleichen Namens im Odenwald. Dort warteten um die Mittagszeit bereits neben dem Landrat all die Honoratioren aus dem Landkreis. Ein Ereignis kündigte sich an. Günter Grass, in jenen Tagen wieder einmal in aller Munde, auf den Titelseiten von Spiegel, stern und anderen Blättern mehr, sollte tatsächlich in diese kleine Gemeinde fernab eines Eisenbahn-Anschlusses kommen? So recht mochte das wohl keiner glauben. Ich eigentlich auch nicht. Aber dann – nach einer Fahrt, die Grass ewig lang vorgekommen sein mag (schließlich hatte er doch das Schild „Reichelsheim, 9 km" noch vor Augen), war es so weit. Die halbe Odenwald-Gemeinde schien auf den Beinen. Der Weg bis in den Rathaus-Saal glich dem Einzug eines Matadors. Da war er – und der Beifall wollte kein Ende nehmen. Anschließend gab es dann noch für die Gemeindemitarbeiter einen Günter Grass zum Anfassen, in lockerer Kaffeerunde und bereit, auf alle Fragen zu antworten.

Meine Fragen hatte ich ihm zuvor schon gestellt und noch im Oktober 1995 nahm ich das Interview in meinen Presseverteiler, zu dem seinerzeit rund drei Dutzend Zeitungen in West- und Ostdeutschland zählten. Der autorisierte Text begann folgendermaßen:

Er ist und bleibt ein Medien-Ereignis: Günter Grass, in Danzig geboren und heute (zumeist) im ländlichen Behlendorf nahe Ratzeburg zuhause. Deutschlands einziger Schriftsteller, der es geschafft hat, dass die ganze Nation wochenlang über sein neuestes Werk „Ein weites Feld" (Steidl Verlag) redete. Von Spiegel bis Bildzeitung, von FAZ und Stern bis hin zum „Literarischen Quartett", wenn auch mit oftmals negativem Tenor. Doch dies vermochte die Literaturfreunde in diesem Lande nicht ab- oder besser aufzuhalten. Der Grass-Verlag Steidl in Göttingen kann mittlerweile die Auslieferung der 5. Auflage und damit 225.000 verkaufte Exemplare vermelden. Und auf der Bestsellerliste des „Neuen Deutschland" rangiert Grass gar auf Platz 1. Unser Mitarbeiter W. Christian Schmitt hat – nachdem sich vor allem der TV-Entertainer Marcel Reich-Ranicki wieder beruhigt zu haben scheint (auf dem Spiegel-Cover der Ausgabe Nr. 34 vom 21. August1995 zerriss er auflagenträchtig das Grass-Buch und die Redaktion lieferte dazu die Bildzeile: „Mein lieber Günter Grass…Marcel Reich-Ranicki über das Scheitern eines großen Schriftstellers") – dem potentiellen Literatur-Nobelpreisträger Günter Grass nach eher einfach anmutenden Dingen des Lebens befragt.

Herr Grass, es scheint so, als hätten die meisten Landes- und Bundespolitiker in diesem Lande jegliche Bodenhaftung verloren. Soll heißen, keine Antenne mehr zu haben für Wünsche, Sorgen und Probleme der Bürger.

Grass: *Manchmal kommt es mir so vor, als verhalte sich die größer gewordene Bundesrepublik reformunfähig, statisch. Und das erinnert mich in gewisser Weise an das Verhalten der untergegangenen Sowjetunion und deren Satellitenstaaten. Die kannten zwar auch ihre Fehler und ihre Versäumnisse, aber sprachen nie darüber. Diese Art von Stagnation ist ein Zeichen der Unfähigkeit, Probleme zu erkennen, die man selbst geschaffen hat und die in einer Demokratie über das Parlament beseitigt werden könnten.*

Auch Literaturkritikern wird fehlende „Bodenhaftung" vorgeworfen. Vergleicht man tonangebende Westmedien, in denen fast nur Erschröckliches über Ihren neuen Roman zu lesen war, mit Ostblättern, ist die Frage naheliegend: Was spielt sich eigentlich ab in unserer Medienrepublik?

Grass: *Die von mir im politischen Bereich diagnostizierte Ignoranz setzt sich dort fort. Sehr symptomatisch für diese Ignoranz ist, dass zum Beispiel die zumeist positiven Besprechungen meines Romans in Zeitungen aus den neuen Bundesländern in Westdeutschland überhaupt nicht wahrgenommen worden sind. Das Ignorieren dieser Oststimmen ist ein Symptom für das allgemeine Verhalten und ein weiteres Beispiel des missglückten Prozesses der deutschen Einheit. Man geht miteinander um, als gäbe es noch die Mauer.*

Wie haben Ihre Kinder auf Buch und Medienecho reagiert?

Grass: *Meine Kinder sind damit vertraut, dass, wenn ein Buch von mir herauskommt, es umstritten ist. Aber diesmal kam es sehr dicke. Als der „Spiegel" sich dazu herabließ, einen bücherzerreißenden Narren dazustellen, hatten sie Sorge um ihren Vater. Aber es kam etwas, was mir noch nie in dem Maße widerfahren ist: Es setzte sofort eine Flut von Leserbriefen ein, darunter sehr viele seitenlange Auseinandersetzungen mit dem Buch, ohne die Eitelkeit der Rezensenten geschrieben und damit für den Autor eine reine Freude.*

Man könnte sich diese Szene durchaus vorstellen. Einer Ihrer Enkel fragt: Opa, wie soll ich im Jahre 2020 in einer Welt noch zurechtkommen, für deren Zustand Du mitverantwortlich bist? Welche Antworten hätten Sie da parat?

Grass: *Wenige. Es würde mich ratlos machen. Es ist mir völlig bewusst, dass meine Generation den Kindern und Enkelkindern etwas hinterlässt, was in weiten Bereichen schon zerstört oder bedroht ist...*

Die Blechtrommel; Steidl-Verlag

Elfriede Jelinek (Jg.1946) hatte sich an dem kleinen Tischchen inmitten der Darmstädter Buchhandlung Schlapp so platziert, dass man sie nicht übersehen konnte. Ich war, wie wohl die meisten meines Jahrgangs damals, angetan von dieser Erscheinung und notierte dazu (in dem Sammelband „Von Darmstadt nach Darmstadt", erschienen 1972 im Verlag Baldur Bäcker) folgendes unter der Überschrift „Schriftsteller, beobachtet":
Langes Haar, brünett, gestiefelt, gespornt, liest sie, Bluse, Hose schwarz, Lidstrich schwarz, weanerisch, anheimelnde Revolution: Elfriede Jelinek hat unter anderem Orgel, Klavier, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft studiert; in der Steiermark 1946 geboren, in Wien aufgewachsen, in ihrer Heimat mit Lyrik- und Prosa-Preisen ausgezeichnet, in der Bundesrepublik zuerst von Rowohlt mit dem Buch "wir sind lockvögel, baby!" vorgestellt. – Sie sagt: "Ich lese einfach ein paar Sätze." Sie liest aus einem Hörspiel und hernach einen amerikanischen Test für Angestellte, keinen literarischen Text, sondern etwas Authentisches, Dokumentarisches. Die Charmanteste, die Hübscheste, die Beste liest: "... Haken glasklar, Tritte in den Unterleib... jetzt wird das Grab ausgehoben... aus der Küche wird das spitze lange Messer geholt... die Kugel steckt schon im Lauf" – hier ein Schnittchen, da ein Schüsschen; Sezieren, Zersägen, Durchlöchern, Häckseln – nur latente Grausamkeiten, serviert zwischen Keks und Bier, im Sessel oder in der Kuschelecke, tagtäglich, nur in wechselnder Verpackung.
"Ich lese einfach ein paar Sätze", sagt die Jelinek. Eingehend wie Zigarettenwerbung ist das. Sie zerlegt, schneidet auf, geht mit den Sätzen bis auf den Knochen der Probleme.
Gewinnen für eine Mitarbeit konnte ich sie überdies, als ich zu Weihnachten 1970 fürs Darmstädter Echo dreizehn junge Autoren einladen durfte, sich auf einer ganzen Zeitungsseite zu dem immer wiederkehrenden Thema („Es ist an der Zeit") zu äußern. Ihr Text begann eher harmlos so: „haben wir uns nicht schon oft angesichts strahlend erleuchteter schaufenster und der eilig dahinhastenden kauflustigen gefragt: ist das eigentlich der sinn dieses „stillsten" festes im jahr oder ist ein anderer sinn hinter diesem…".
Und 1998 hatte ich einmal mehr Gelegenheit über Elfriede Jelinek, diesmal für die Nürnberger Nachrichten unter der Überschrift „Einfach weiterwursteln wie bisher" zu berichten:
Die zu Recht nicht unumstrittene Wiener Autorin Elfriede Jelinek erhielt aus der Hand des Akademie-Präsidenten Prof. Christian Meier den mit 60.000 Mark dotierten Büchnerpreis. Dem Vorgang lauschten im Großen Haus des Hessischen Staatstheaters zu Darmstadt rund 800 Literaturinteressierte wie Schaulustige, darunter auch der Hessische Ministerpräsident Hans Eichel und der designierte, für Kulturfragen zuständige Bundesminister Michael Neumann. Der bei solcherlei Anlässen bisweilen erwartete Eklat blieb während der Dankesrede der Preisträgerin, die über weite Strecken eher wie eine Grabrede wirkte, diesmal allerdings aus…

wir sind lockvögel baby!, Rowohlt-Verlag;

Herta Müller (Jg. 1953) traf ich im Dezember 1997, um mit ihr u.a. über die bevorstehende Leipziger Buchmesse zu sprechen, die 1998 als Schwerpunkt-Thema „Rumänien" hatte. Gut zehn Jahre später erhielt sie den Literatur-Nobelpreis:
Laut Kürschners Deutschen Literaturkalender gibt es zwar mehr als 70 Autoren und Autorinnen mit Namen Müller, aber auf nur eine trifft das Etikett „rumäniendeutsch" zu. Gemeint ist die im rumänischen Nitzkydorf geborene Herta Müller, seit 1987 in Deutschland zuhause. Mit bald einem Dutzend Preisen ausgezeichnet (u.a. mit dem aspekte- sowie dem Europäischen Literaturpreis) zählt sie längst zum Kreis jener Schriftsteller, deren jeweils neues Buch zum literarischen Medienereignis taugt. Im Rumänien Ceausescus im Fadenkreuz der Geheimpolizei Securitate, mit Schikanen und Arbeitsverbot belegt (wovon ihre Bücher handeln) und zur Ausreise gedrängt, hat sie dennoch den Kontakt zum Land ihrer Vorfahren nie abreißen lassen, was allein sieben Besuche dorthin in den vergangenen Jahren belegen.

Frau Müller, hierzulande wurde lange Zeit vom „Leseland DDR" gesprochen. Wie war dies zu Ihrer Zeit eigentlich in Rumänien?

Herta Müller: *DDR gleich Leseland war ein Mythos. Richtig ist, man hat dem Lesen eine andere Bedeutung beigemessen als im Westen. Es gab eine andere Art Hunger auf Bücher, die halb verboten, nur sehr schwer zu beschaffen waren und oft nur in ganz kleinen Auflagen erschienen. Das, was durch die Jahre in den Buchhandlungen stand, das hat nahezu niemanden interessiert. Das war in Rumänien ebenso wie in der DDR. Zwischen den Zeilen wollte man etwas für sich erfahren, für sein eigenes Leben Fassbares. Die Literatur hatte Funktionen übernommen, die ihr für gewöhnlich fremd sind. Deshalb, weil es sonst keine Öffentlichkeit gab. Man hat versucht, in der Literatur für sich selber Lücken und Verstecke und Geheimnisse zu finden, die man sonst überall in der Gesellschaft vermisst hat.*

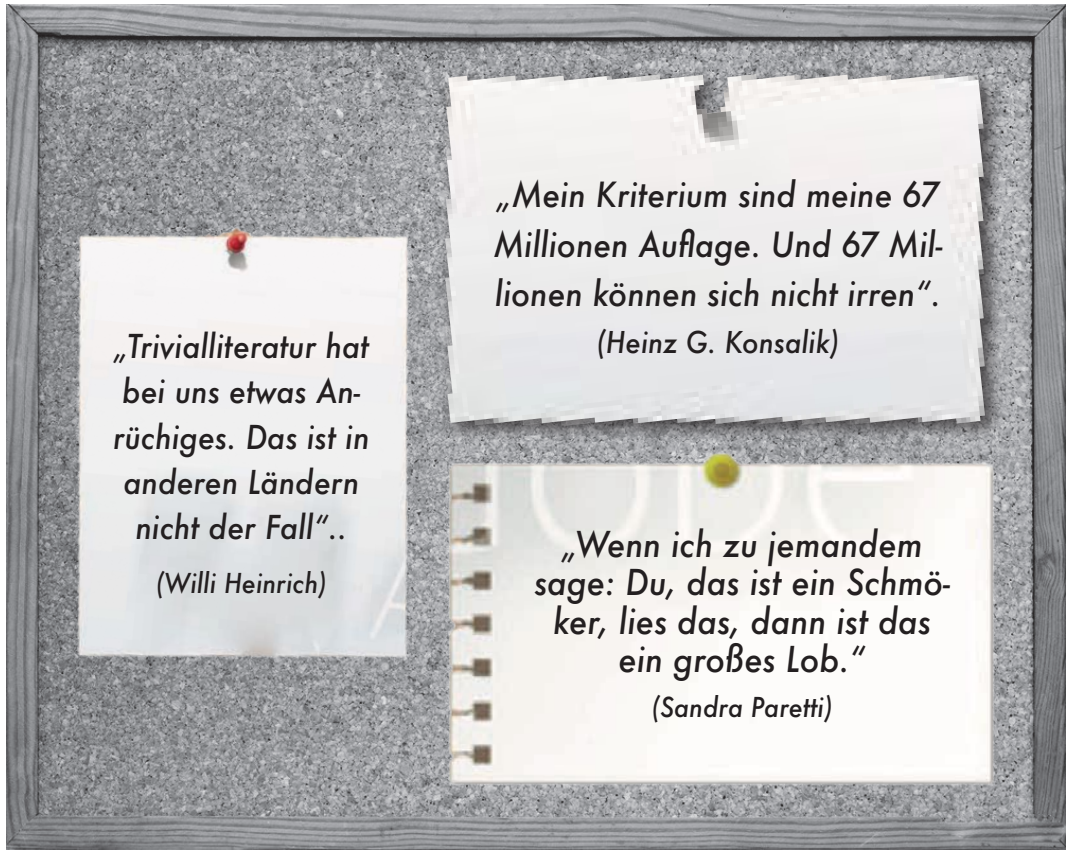
In „Killys Literaturlexikon" steht über Sie geschrieben: „Nachdem Herta Müller die alte Heimat aus politischen Gründen fremd wurde, fühlt sie sich nun ebenso fremd in der modernen westlichen Gesellschaft". Wie gehen Sie um mit dem Etikett, eine rumäniendeutsche Autorin zu sein?

Herta Müller: *Ich weiß nicht, von wann dieser Satz stammt, aber ich habe mich natürlich, als ich 1987 in Deutschland ankam, fremd gefühlt. Ich kam aus einem völlig anderen Land, in dem auch alles völlig anders funktionierte. Und ich war mit Mitte 30 noch nicht einmal in der Lage, hier einen Fahrkarten-Automaten zu bedienen oder mir im Supermarkt einen Einkaufswagen zu organisieren.*

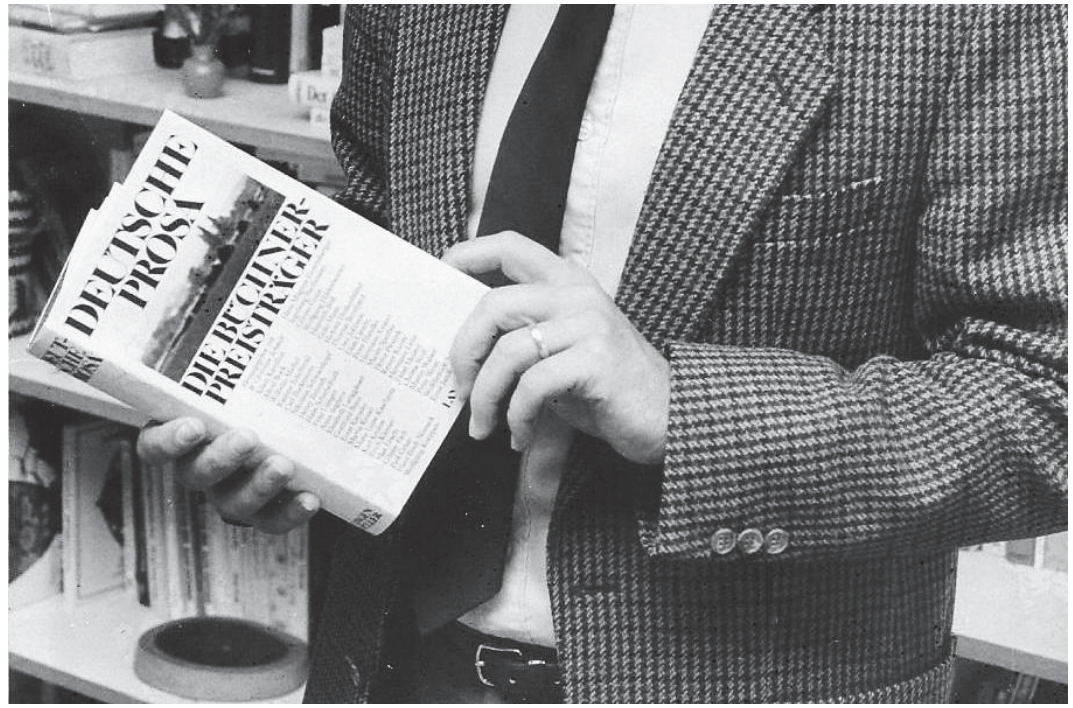
Zur Leipziger Buchmesse wird das Schwerpunktthema „Rumänien" lauten. Was erwarten, was erhoffen Sie sich?

Herta Müller: *Das letzte Mal, als ich auf einer Buchmesse war, habe ich mir auch den rumänischen Stand angesehen, wie jedes Mal. Und zu meiner Überraschung konnte ich feststellen, dass dort – im Vergleich zu den Vorjahren – nicht mehr irgendwelche Funktionäre saßen, sondern lauter ehemalige Freunde und Bekannte von mir. Ein gutes, hoffnungsvolles Zeichen. Leute, die ganz anders mit Büchern und Menschen umgehen können. Und das wird in Leipzig sicher auch so sein. Ich erwarte, dass sich ein neues Rumänien darstellt, dass Autoren präsentiert werden, die nicht durch das alte Regime kompromittiert sind, dass es Gesprächsrunden geben wird, in denen es etwa um die Verquickungen von Schriftstellern und Schriftstellerverband mit staatlichen Stellen in der Diktatur geht usw. Das wäre sicher gerade in Leipzig interessant, wo die ganz Stasidebatte ja bereits stattgefunden hat...*

Heute wär ich mir lieber nicht begegnet; Rowohlt



Ahnengalerie vorzeigbarer Literaten?



Büchner-Preisträger zum Nachlesen: Anthologie für Literatur-Freunde

„Oh, jeder Weg ist lang". (Leonce, vor sich hin träumend, im 2. Akt, 2. Szene von Büchners Lustspiel „Leonce und Lena").

Ob Georg Büchner (am 17. Oktober 1813 in Riedstadt-Goddelau geboren und bereits am 19. Februar 1837 in Zürich gestorben, aber von Darmstädtern gern als ein Sohn ihrer Stadt gepriesen), lebte er heute unter uns, bei seinem schmalen Werk und seiner radikal-politischen Einstellung, eine Chance hätte, mit dem nach ihm benannten Preis ausgezeichnet zu werden? Sicher müßig zu fragen… Aber darum kann und soll es in diesem Lesebuch, das Arbeiten aus dem Werk aller (literarischen) Büchner-Preisträger im Zeitraum von 1923 bis 1984 enthält,

auch gar nicht gehen; vielmehr darum, eine Art Bestandsaufnahme vorzulegen: Lesern, Literaturinteressierten vor Augen zu führen, wem alles schon (und vielleicht damit auch, wem noch immer nicht) diese höchste, angesehenste deutsche Literatur-Auszeichnung verliehen worden ist…. Die Idee zu einer solchen Anthologie, die zum Weiterlesen, Wieder- und Weiterentdecken von Autoren anregen soll, wurde zwar in den Räumen der den Büchner-Preis alljährlich verleihenden Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung geboren, allerdings ohne Absicht und Dazutun der Damen und Herren dieses noblen Renommierklubs, in dem ein Teil deutscher Dichter, Denker und Professoren seine Standesvertretung sieht. Im Anschluss an ein Gespräch mit dem derzeitigen Generalsekretär dieses Akademie saßen der Münchner Literaturagent Axel Poldner und ich in dessen Amtszimmer noch ein wenig zusammen und zeigten uns beeindruckt von den dort nahezu vollständig gesammelten und gehorteten Werken aller bisherigen Büchner-Preisträger. Als meine Frage, ob es denn keine Sammlung mit Arbeiten aller Ausgezeichneten gäbe, die dem interessierten Leser der jüngeren Generationen einen ersten Zugang zu diesen Schätzen ermöglicht, mit einem zögernden „nein" beantwortet wurde, war die Entscheidung gefallen: Ein solches Werk, ein Lesebuch mit Arbeiten aller bisherigen Büchner-Preisträger fehlt bislang, es soll hiermit dem Literaturfreund an die Hand gegeben werden…

Auszug aus meinem Vorwort zu der 1984 im Verlag Langen-Müller erschienenen Anthologie „Deutsche Prosa. Die Büchner-Preisträger".

Was ist diese Auszeichnung noch wert?

Darum ging es bei einer aktuellen Autoren-Umfrage, die ich kurz vor der Verleihung des Büchnerpreises im Oktober 1995 veröffentlichte: Suhrkamp, der Hausverlag des Preisträgers ´95, teilt geheimnisvoll mit, der Geehrte wünsche nicht, dass seine Postanschrift weitergegeben werde. Von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ist zu erfahren, dass ihr diesjähriger Büchner-Preisträger über eine Telefon-Geheimnummer verfüge, die aber kein Außenstehender kennen dürfe. Wer sich dennoch schriftlich bis zu Durs Grünbein vorarbeitet, ihn in seiner Berliner Idylle stört und um ein Interview nachfragt, wartet vergebens auf irgendeine Antwort. Der Dichter aus dem Osten Deutschlands, der die mit 60.000 Mark Steuergeldern ausstaffierte, angesehenste deutsche Literatur-Auszeichnung erhält, scheut die Öffentlichkeit. Gut zu wissen, dass er – anders als seinerzeit Botho Strauß – zumindest zur Preisverleihung am 21. Oktober in Darmstadt sein Erscheinen angekündigt hat.

Was halten Schriftstellerkollegen vom alljährlichen Büchnerpreis-Ritual? Ist solcherlei noch zeitgemäß? Dazu einige Antworten von:

Karlheinz Deschner *(Kirchenkritiker und 1993 ausgezeichnet mit dem Alternativen Büchnerpreis): Allenfalls eine Handvoll der Büchner-Preisträger – strenge Maßstäbe angelegt – ist bedeutend, der große Rest wenig über-, mehr durch- und unterdurchschnittlich. Und wenn ich daran denke, dass ihn auch Biermann erhalten hat, dreht sich mir noch immer der Magen um.*

Arnulf Zitelmann *(vielfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Heinemann-Friedenspreis): Büchnerpreis? Sagt mir das was? Denke ich je über das Ding nach? Ich fürchte, ich tu´s nicht. Die Kiste ist für mich völlig uninteressant, langweilt mich. Was soll ich einen Gedanken an die Selbstbeweihräucherung der Literaten verschwenden? Es gibt so viel Wichtigeres?*

Hera Lind *(derzeit erfolgreichste deutschsprachige Romanautorin mit „Das Superweib"): Zum Thema „Büchnerpreis" möchte ich mich nicht so gerne äußern, schon deshalb nicht, weil ich mit meiner Art von Literatur sowieso nicht Büchnerpreis-verdächtig bin.*

Michael Krüger *(Autor, Verleger, Kritiker und ehemals Mitglied der Büchnerpreis-Jury): Sie fragen, was der Büchnerpreis noch wert sei? Die Antwort ist kurz: Genau 60.000 DM.*

Die Preisträger

H.C. Artmann (Jg. 1921) erlebte ich bei einer Lesung am Vorabend der Büchnerpreis-Verleihung 1997 in Darmstadt und notierte den Abend wie folgt:
Als Hans Carl Artmann, der sich herrlich ausnimmt vor buntem Blumengebinde, am Vorlesetisch Platz genommen hat, mit "ich habe heute etwas Grippe" entschuldigend beginnt, weiß man schon allerlei über ihn. Dass er "ganz und gar ein Art-Mann, ein Kunst-Mann ist", der vielleicht 1921 oder 1922 oder gar 1924 geboren ist. Und man ist vorbereitet auf "proletarischen Slang und Nasal-tschechisch böhmischer Handwerker". Man wird ungeduldig. Liest er nun aus seiner ironischen Kostbarkeit "Frankenstein in Sussex"? Doch Artmann greift weiter zurück, bringt leicht Angegilbtes, zunächst. Das liest er fast singend, nicht ohne Beschwörung. Und er beginnt einzudringen in Buch und Leser, so wie Vatis eindringen in Klein-Ernas Herz, wenn es Zeit wird, vom Sandmännchen und seinen Gehilfen zu erzählen. Satz für Satz gibt Artmann ab. Er wird leichter, schwebender, und er streift sich mit der Rechten über den Schnauzbart. Als es Artmann wärmer wird, öffnet er den zweiten Hemdknopf und liest "Auftritt eines Rowdys". "Das ist ja ein irrer Typ", sagt meine Nachbarin; aber da tänzelt Artmann schon die Stiegen herab…

Die Sonne war ein grünes Ei.
Von der Erschaffung der Welt und ihren Dingen; Residenz Verlag

Thomas Bernhard (Jg. 1931) kam der besonderen Pflicht nach, an die sich jeder Büchner-Preisträger zu halten hatte: er stellte sich am Vorabend der Verleihung mit einer Lesung dem Darmstädter Publikum vor. Darüber zu schreiben, hatte ich Gelegenheit:
Es ist 10 Minuten vor 8 und ungemütlich; kalt ist es an diesem Abend in Darmstadt. Leicht, fast unauffällig, unscheinbar geht ein Mann mit schwarzem Kapuzenmantel die Kirchstraße in Richtung Schloss. Seine Nase, seine Wangen – leicht gerötet. Er bleibt stehen vor Geschäften, besieht sich die Auslagen: Schuhe, Backwaren, Porzellan, Kleider. Der Mann, dem eine knappe halbe Stunde später Leute Begrüßungsbeifall geben, kommt aus Österreich. Neununddreißig ist er und wohnt in Ohlsdorf. Keine Spur Anheimelndes vermag diese Abendluft zu versprechen; es ist frostig, ungemütlich – es ist Bernhard-Wetter.
Thomas Bernhard, "Diagnostiker verschiedener Arten zu sterben", wie er einmal genannt wurde, ist nicht fremd in dieser Stadt. Einiges vor halb Neun. Justus-Liebig-Haus. Das Trubelfliehen ist vorbei. Thomas Bernhard, in Holland geborener Österreicher, mit Vorliebe, nicht für "Wiener Walzer, sondern für erstickende Tiroler Totentänze", er liest mit Ruhe in der Stimme, ein wenig rau, als wolle er sich doch hinter ihr zurückziehen. Dunkel, schlicht, fast schon uneinprägbar ist der Anzug. Der Binder? Fragen Sie mich nicht nach der Farbe, er ist unauffällig, wie vieles an diesem Bernhard. Er steht am Stehpult. Er liest die Geschichte "Zwei Erzieher": Unlust... Wahrheit... Lüge... Zerstören... Wahnsinn... Schlaflosigkeit... Sinnlosigkeit... Albträume... Visionen... An Gesprächsstoff mangelt es nicht. Es sind die sezierenden Berichte eines brillanten Gerichtsreporters. Bernhard liest rasch. Rasch verrinnen Text, Geschichte, Zeit, Leben. Bernhard spielt seine Texte, er erfüllt sie erneut mit all jener Trostlosigkeit, die er beim Schreiben schon einmal fixierte. Seine Stirn ist hoch, seine Nase groß. Einsam und verloren ist das Individuum nicht nur in dieser "Studie übers Theater". Mit einem Stück aus seinem Roman "Das Kalkwerk" steigert er die Beklemmung. In einem Exzess indirekter Rede zerdrückt und offenlegt Bernhard alles, was mittels Konvention von menschlich bis Wahnsinn festgelegt worden ist. Es ist ein Plädoyer für die Vergänglichkeit, die Sinnlosigkeit. Mit einem Lächeln geht Bernhard ab. Abendwind kann nicht frostiger sein.

Aus der von Fritz Deppert und Wolfgang Weyrauch herausgegebenen Anthologie "Von Darmstadt nach Darmstadt" (1972, Lichtenberg-Buchhandlung und Verlag Baldur Bäcker, Darmstadt).

Meine Preise.
Mit einer editorischen Notiz von Raimund Fellinger; Suhrkamp

Volker Braun (Jg. 1939) war zunächst zögerlich: sollte er oder sollte er nicht? Ich erfuhr, dass er in Darmstadt Verwandte hatte, die er gelegentlich besuchte. Eine gute Gelegenheit, mit ihm, dem Büchner-Preisträger, ein Interview zu führen. Aber er lehnte ab. Beim zweiten Anlauf waren die Voraussetzungen etwas anders. Vom zweiten deutschen Staat hatten sich die Bürger verabschiedet, so dass ich ihn - Jahre später - sogar für einen Besuch in Groß-Gerau gewinnen konnte, wo er im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" auftrat. Und diesmal konnte ich ihm sogar ein stattliches Honorar anbieten.

Training des aufrechten Gangs. Gedichte; Mitteldeutscher Verlag

---

Helmut Heißenbüttel (Jg. 1921) erlebte ich bei einer Autorenlesung im Frankfurter Resistenztheater „Die Maininger", wo er zusammen mit Claus Bremer, Franz Mon, Helga M. Novak und Gabriele Wohmann auftrat – und über die ich am 18. Juni 1970 im Darmstädter Echo unter der Überschrift „Szenenfolge einer Literatur" berichtete:
Es sagt ein Verlagssprecher, dieser Abend sei ein Versuch, und Literatur sei destruktiv und Irritation und Ratlosigkeit seien wichtige Vorstufen zum Nachdenken. Solches könne das Ergebnis der Konfrontation von Öffentlichkeit und neuer Literatur sein. Solche wird angeboten im Resistenztheater, und Luchterhand hat eingeladen zur Autorenlesung.
Szene Nr. 3: Büchner-Preisträger 1969, Sohn eines Gerichtsvollziehers, Jahrgang 1921, gräulicher Bart in gesund gefärbtem Gesicht – Helmut Heißenbüttel. Er trägt Sandalen und Frotteesocken. Heißenbüttels kahle Kopfpartien greifen Raum. Heißenbüttels „kommender Mann" kommt an. Warum ausgerechnet d´Alembert? Weil: „Der Name klingt gut. Prägt sich leicht ein… Man kann sich was dabei denken, wenn man was weiß, aber auch, wenn man nicht viel weiß"….

D'Alemberts Ende: Projekt Nr. 1; Klett-Cotta

Ernst Jandl (Jg. 1925) sagte, nachdem ich ihn 1984 kurz vor der Verleihung des Georg-Büchner-Preises an ihn in seinem Wiener „Sprachlabor" besucht und interviewt hatte, dass er mich nun noch in ein Caféhaus „gleich um die Ecke" einladen wolle. Unser Gespräch brachte ich damals wie folgt zu Papier:
Erst, wer ihn einmal gehört hat (live oder seine Texte per Schallplatte bzw. Cassette vortragend), wer die sprachliche Virulenz und Experimentierfreude dieses eher bescheiden bis schelmisch wirkenden Sprachkünstlers und Lyrikers quasi sinnlich in sich aufgenommen hat, wer bereit ist, sich für eine Gedichtlänge oder gar ein ganzes Bändchen blindlings auf das Wagnis Sprache einzulassen, weiß, was ihm bis zu dieser Begegnung möglicherweise entgangen ist. Denn Ernst Jandl – Lyrikfans wissen dies längst und können es auch detailliert begründen – ist kein Dichter

schlechthin, keiner der unbedingt populären Art und der konsumentenfreundlichen schon gar nicht. Jandl, der über Arthur Schnitzlers Novellen promovierte, lange Jahre als Gymnasiallehrer wirkte, zwischenzeitlich eine Gastprofessur im texanischen Austin innehatte, fordert seine Leser.

Herr Dr. Jandl, „wenn Sie mich fragen – ich brauche längst keine gedichte mehr… kein buch, keine feder, kein blatt". So liest es sich in Ihrem bei Luchterhand erschienenen Bändchen „selbstporträt des schachspielers als trinkende uhr". Ist der Lyriker Jandl des Schreibens und des Lesens müde geworden?

Dr. Jandl: *Der vorgenannte Text ist ein Gedicht, mit dem der Autor eine ganz bestimmte Rolle vorzeigt, eine Rolle, die weiterzuspielen aber nicht unbedingt meine Absicht ist. Das, was in diesem Gedicht gesagt ist, kann man als eine Unmutsäußerung nehmen. Mehr nicht. Sie wird ja widerlegt durch das Buch an sich, durch die Gedichte darin und überhaupt: den Umgang des Autors mit seinen Gedichten, der ja nicht nur im Schreiben und Veröffentlichen von Gedichten besteht. Sondern z.B. auch im Vortragen seiner Gedichte bei allen möglichen Gelegenheiten, an allen möglichen Orten, in verschiedenen Ländern.*

Also keine Abkehr von Gedichten? Oder darf man diesen, Ihren Text vielleicht auch so interpretieren, dass sich aus dem Lyriker Jandl (den Hörspielautor will ich nicht vollends unterschlagen), über den Theaterstückeschreiber Jandl (der ja vor noch nicht allzu langer Zeit mit dem Mühlheimer Dramatiker-Preis ausgezeichnet worden ist) demnächst doch noch der Romancier Ernst Jandl entwickeln wird?

Dr. Jandl: *Das möchte ich nicht voraussagen.*

Erst unlängst hat ein Interviewer – wahrscheinlich hier auf diesem Stuhl sitzend – Ihnen als Wunsch entlockt, Sie würden gerne einmal einen „guten Kriminalroman" schreiben. Einen, bei dem der Leser nicht nur kriminalistischen, sondern auch noch sprachlichen Spürsinn mitbringen müsste. Also einen richtig populär geschriebenen und auf Breitenwirkung bedachten Roman?

Dr. Jandl: *Kriminalromane auf dem Niveau von Dürrenmatt, Chandler oder Patricia Highsmith zu schreiben, wäre schon eine optimale Leistung...*

lechts und rinks. gedichte statements peppermints; Luchterhand

---

Uwe Johnson (Jg. 1934) besuchte aus Anlass der Büchnerpreis-Verleihung 1971 Darmstadt. In der Ausgabe Nr. 45, der am 4. November 1971 erschienenen Deutschen Volkszeitung, vermerkte ich dazu Folgendes:

In eigener Sache, in Sachen der Sprache und Dichtung tagte angegraute literarisch-publizistische Prominenz, ein Klub der Altvorderen, über vier Tage in Darmstadt, der Heimstatt der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. An zwei Tagen gab man sich öffentlich, referierte und diskutierte zum Thema „Biographie und Autobiographie", verlieh die Akademiepreise und gab Uwe Johnson das Wort.

Ein Egghead, kahlgeschoren, trat an im Justus-Liebig-Haus, einer eingefahrenen Pflichtübung nachzukommen: Der Büchner-Preisträger las am Vorabend der Preisverleihung in Darmstadt aus eigenen Werken. Der Auserwählte war Uwe Johnson. Das heißt neuerdings für das Lesepublikum: Gesine Cresspahl ist mit ein paar Geschichten aus ihrem Leben gegenwärtig. Band zwei dieser „Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl" ist bereits erschienen. Aber schon jetzt, ehe noch mit der dritten Folge das etwa 1.500 Seiten starke Werk vollständig vorliegt, weiß man, es kann kaum literarischer werden. Johnson, Uwe – spätestens beim ersten Anblick ist die Versuchung „Schonsen" zu sagen, da – Pommer von Geburt, 1959 von der sozialistischen DDR in den kapitalistischen Westen abgewandert, jener Doppeldeutsche also, der zeitweilig als „Dichter der deutschen Teilung" apostrophiert wurde, geht ans Pult. Der trägt vor in edlem Deutsch, das auf einen aparten Oxfort-Stil schließen lässt. Sonorig bewältigt er sein Stück deutsche Vergangenheit, deren letzten Abschnitt er als Elfjähriger erlebte. Jetzt ist er Büchner-Preisträger. Er liest aus dem Leben der Gesine Cresspahl, die in Mecklenburg geboren, mit ihrer Tochter in New York lebt. Dort lebte auch Johnson einige Zeit. Und man merkt dies bald. Er liest aus diesem seinem jüngsten Werk, als habe er die New York Times aufgeschlagen, auf Seite drei, wo es üblicherweise unterhaltsamer wird. Nur eines ist anders: Auch bei der New York Times endet der längste Mehrspalter einmal…

Mutmaßungen über Jakob; Bibliothek Suhrkamp

Sarah Kirsch (Jg. 1935) hatte vorgeschlagen, dass wir uns in ihrem Hotelzimmer treffen, von dem aus sie anschließend zum Rundgang über die Frankfurter Buchmesse starten wollte. Das war im Oktober 1994. Natürlich hätte ich diese Erinnerung auch so beginnen können: Der Wind bläst Sarah Kirsch des Öfteren gehörig ins Gesicht. Nicht nur, wenn sie ihr Domizil in Tielenhemme im hohen Norden Deutschlands verlässt. In Limlingerode im Südharz geboren, studierte sie zunächst am Leipziger Johannes-R.-Becher-Literaturinstitut, ehe sie ab 1965 als Berufsbezeichnung „freie Schriftstellerin" wählte. Im Zusammenhang mit der Protest-Resolution um Biermanns Ausbürgerung geriet sie – Parteimitglied – in die Schusslinie der SED und kehrte

1977 der DDR den Rücken. Nicht erst seit dieser Zeit zählt sie zu den sensibelsten deutschsprachigen Lyrikerinnen. Abgesehen von Lesungen, macht sie sich mit öffentlichen Auftritten oder Äußerungen eher rat.

Aber dann doch folgender Erinnerungs-Anfang: Ich nahm also auf der Bettkante Platz und war gespannt, was die ansonsten recht öffentlichkeitsscheue Lyrikerin bei unserem Gespräch zu Protokoll geben würde:

Frau Kirsch, es ist hinlänglich bekannt, und ich sage bestimmt nichts Neues: die Welt um uns herum, die Reaktionen der Mitmenschen scheinen von Monat zu Monat zusehends unvorhersehbarer, chaotischer, verrückter zu werden. Schön, dass es dennoch ein paar Dinge gibt, die überdauert haben. So war unlängst im Frankfurter Stadtmagazin „journal" über Sarah Kirsch zu lesen: „Sie ist eine wirkliche Dichterin". Doch was bitte ist das?

Sarah Kirsch: *Da weiß ich auch nicht so genau Bescheid. Nur: Dichten ist mein Beruf. Damit gehe ich ganz normal um. Es ist sehr wichtig, dass man in der Zeit, in der man sich befindet, ein bisschen Durchblick gewinnt und weiß, wie die Hasen landauf, landab laufen. Man darf sich nicht einschläfern lassen.*

Etliche Ihrer Kollegen haben jahrelang von Großstädten, Metropolen wie etwa Berlin, München, aber auch Frankfurt am Main geradezu geschwärmt, die große, weite multikulturelle Welt dort beschrieben und verkündet: nur hier spiele sich das wahre Leben ab. Sie haben dem Großstadtleben schon 1981 Adieu gesagt und sind – ähnlich wie Günter Grass u.a. – in die vermeintliche Provinz, die Stille geflüchtet. Aus welchen Gründen?

Sarah Kirsch: *Vom abgewetzten Rand des Teppichs erkennt man das Muster oft besser. Für Städter klingt das fremd. Die meinen, man habe sich zurückgezogen, lebe in der Idylle. Das stimmt aber überhaupt nicht. Die Probleme der Landbewohner sind vielfach härter als die in den Städten. Idylle gibt es nur, wenn man von einem fremden Planeten für Sekunden-Bruchteile herunterblickt.*

Wie stark hat das Leben auf dem Lande, wo manches noch intakt zu sein scheint, Ihre Sicht- und Schreibweise verändert?

Sarah Kirsch: *Ich sage oft zu Kunert und Kunert zu mir, wenn er aus Berlin kommt oder ich von irgendwoher: „Wie gut, dass wir wieder hier sind". Es gibt nämlich einen Unterschied zwischen der veröffentlichten und der empfundenen Wirklichkeit. Meine ist die, wie ich denke, wie ich schreibe, wie ich mein Tagewerk vollbringe. Hier wird man nicht von einer Wirklichkeit in die nächste gerissen.*

Nun sitzen die Medien- und Meinungsmacher in Politik wie Kultur nahezu ausschließlich in den Metropolen dieser Republik…

Sarah Kirsch: *Diese Medienmeinung und dergleichen interessiert mich nicht ein bisschen. Auch nicht die literaturwissenschaftliche. Wenn man etwas ernsthaft macht, dann kann man sich nicht darum kümmern, was vielleicht gerade verlangt wird. Dann hätte ich ja fast dasselbe Fluidum wieder um mich, wie seinerzeit in der DDR, wo auch vorgeschrieben wurde, wie ich zu schreiben hätte. Dort war es ein Politikum, hier ist es angeblich ein Ästhetikum…*

Juninovember; DVA

Karl Krolow (Jg. 1915) war nicht nur einer der wohl bekanntesten deutschsprachigen Lyriker, er war auch Literaturkritiker und vor allem Briefeschreiber. Wenn man ihn in seiner Schreibwerkstatt im Park Rosenhöhe in Darmstadt besuchte, betrat man die Welt eines Dichters. Hier war er unumschränkter Herrscher über Wörter, mit denen er uns Lesern seinen jeweiligen Seelenzustand vermittelte. Der Suhrkamp-Autor war kein Mensch, der im persönlichen Gespräch allzuviel Nähe zuließ. Wer ihn das erste Mal sah und hörte, vermutete in ihm einen konservativen, steifen Norddeutschen. Dabei war Krolow alles andere als ein Kind von Traurigkeit. Für mich waren seinen deftigen, die menschlichen Bedürfnisse spiegelnden „Bürgerlichen Gedichte", die er unter dem Pseudonym Karol Kröpke (wohl in Anspielung auf das berühmte Café Kröpke in seiner Heimatstadt Hannover) veröffentlichte, am authentischsten. Nicht vergessen ist auch die Reihe „Lyrik, Lesern nahegebracht", die wir von 1982 bis 1986 gemeinsam (dritter im Bunde war Fritz Deppert, vor allem bekannt als Lektor für den Junglyriker-Wettstreit „Literarischer März", auf unserem Foto mit Hanne F. Juritz) für das Darmstädter Echo betreuten. Aber darüber sprachen wir bei unseren Begegnungen nicht. In Erinnerung geblieben ist der letzte Besuch bei ihm, als er schon mit dem Tode kokettierte. Es war das einzige Mal, dass er eine spontane Regung zeigte und mir an der Tür seine Hand auf die Schulter legte. Seine Art von Abschiednehmen.
Vor mir liegt ein Artikel, den ich anlässlich seines 70. Geburtstags im März 1985 im Deutschen Ärzteblatt veröffentlichte und der so begann:

DEUTSCHES ÄRZTEBLATT

Kulturmagazin

„Ich habe das beschrieben, was übrigbleibt – nämlich nichts."

Dass ihn in Vormittagsstunden des Öfteren Schüler anriefen – in der Pause vor oder nach einer Deutschstunde – und ihn

freiweg danach fragten, wie er denn selbst dieses oder jenes (seiner) Gedichte interpretieren würde, hält er für einen durchaus normalen Vorgang. Ein naheliegender Weg, ein unkomplizierter ist es zudem, denn Darmstadts Telefonbuch weist nur einen aus, der hier kompetenterweise Auskunft geben könnte. Er steht zwischen Krolopp, Erna, und Krolzyk, Horst – Karl Krolow, der Darmstädter (hier wohnt er seit 1956), der aus Hannover kam (wo er geboren ist). Büchner-Preisträger, ehemals Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Ehrendoktor der Technischen Hochschule Darmstadt, Übersetzer, Essayist, Literaturkritiker, aber vor allem Lyriker.
Dass er, seinem hannoverschen Naturell entsprechend, sich eher zurückhaltend geben, auf Außenstehende – seine Leser, Bewunderer, selbst seine Verehrer und Fans – reserviert wirken soll, ist hinlänglich bekannt und als Einstimmung ausreichend. So hat man ihn festgelegt. So ist sein Image. Das mag er vielleicht auch gerade so. Ein Dichter zum Anfassen?
Der Empfang ist fast schon eine Mischung aus Freundlichkeit und Herzlichkeit. Als er sich sogleich für Augenblicke mit einer Entschuldigung zurückzieht, er müsse diesen Gedanken, diesen Satz, der ihm soeben eingefallen sei, niederschreiben, kommt sogar ein wenig Vertrautheit auf. Solcherlei Spontaneität kenne ich. Dann ist er zurück, „vielleicht war dies der Anfang eines Gedichts?“, sagt er, und wir sind bereits mitten im Gespräch. Neugierig beginne ich, geradezu banal klingende Fragen zu stellen wie etwa: „Wie begann das eigentlich damals mit Ihrem Schreiben?“ „Ich war neun oder zehn“, so weit auszuholen, zurückzusteigen in die eigene Vergangenheit, ist er bereit, „da habe ich zu Mutters 40. Geburtstag einen Vierzeiler geliefert“.
„Passen Sie auf“, sagt er, mich aus weiteren Gedanken reißend, „wir sind noch nicht am Ende. Ich habe Vergänglichkeit durchgespielt“. Er erklärt, erläutert – und schafft Distanz zwischen sich und allem um sich herum. Mehr und mehr und offensichtlich. Und dann seine Bilanz als Schriftsteller, als Lyriker: „Ich habe das beschrieben, was übrigbleibt – nämlich nichts“. Er sagt dies ohne Wehmut, ohne Trauer. Faktum für ihn.
Im Blick auf seinen 80. Geburtstag ergab sich dann neuerlich die Gelegenheit zu einem Besuch in seiner Literatur-Werkstatt auf Darmstadts Rosenhöhe:

Herr Krolow, mit Blick auf Ernst Jünger, der seinen 100. Geburtstag vor sich hat, erscheint der 80. allenfalls als Zwischenstation. Zu welch gewandelten An- und Einsichten literarischer wie persönlicher Art zwingt das Alter zwangsläufig?

Krolow: *Als Mensch, als Schriftsteller versuch(t)e ich einiges von dem zu fixieren, was mir wichtig ist. Sei es in Prosa oder in Lyrik. Und ich verfolgte das Kommen und Gehen der Kollegen und Kolleginnen, die so ähnlich arbeiteten oder arbeiten, wie ich es getan habe, aufmerksamer. Wenn ich mir diesen raschen Prozess vor Augen führe, bin ich erschrocken. Es wird wohl immer schwieriger, als Lyriker bekannt zu werden, ins Gespräch zu kommen – und durchzuhalten. Mir ist dies eine gewisse Zeit gelungen.*

Zu Ihrem 50. Geburtstag legte Suhrkamp seinerzeit „Gesammelte Gedichte“ vor, jetzt ist ein Band mit „Gesammelter Prosa“ hinzugekommen. Schauen Sie denn gelegentlich gern zurück zu Ihren literarischen Anfängen?

Krolow: *Ich gerate in archäologische Vorstellungen, wenn ich an Anfänge denke. Und damit auch an mögliche oder tatsächliche Entdeckungen: Das hast Du immerhin versucht, das ist Dir gelungen, das offenbar nicht – so meine Reaktion beim Wiedersehen alter Texte, was übrigens sehr selten geschieht. Gelegentlich ein Staunen, dass mir etwas gelang, ja Fassungslosigkeit, wie weit ich mich damals vorwagte, als ich Surrealismen ins Gedicht brachte. Nach dem Krieg für Leser etwas Unerhörtes.*

Sie haben im Laufe Ihres literarischen Lebens in aberhunderten von Gedichten, Texten Ihre Sicht der Dinge, des Lebens, der vorgegebenen Abläufe sowie der Phantasie dem Leser präsentiert. Fragen Sie (sich) gelegentlich nach dem, was bleiben wird?

Krolow: *Man fragt es sich nicht so bewusst, wie Sie es jetzt sagen. Aber da ist eine unterschwellige, ständige Bereitschaft zu dieser Frage. Es ist ein leiser Motor, der singt und einen aufmerksam macht. Wenn der abgeschaltet wird oder sich selber abschaltet, dann wäre dies schlecht für den Autor. Das ist für mich eine der Triebfedern, jedenfalls diese geheime Aufmerksamkeit sich selber gegenüber. Man muss eine Witterung haben, die etwas rascher ist als die Zeit, die eingeteilt ist ein für alle Mal. Nein, man muss dem zuvorkommen. Und wenn es nur um ein weniges ist. Dies habe ich immer wieder versucht im Laufe meines langen literarischen Lebens, wenigstens im Gedicht. Die sehr frühe Prosa will ich nicht zählen. Auch die Zeitungsprosa ist mir in einem engeren Sinn heute überhaupt nicht mehr wichtig, weil nicht empfindlich genug. Die Höhe der Sensibilität ist es, die mich reizt. Sie zu erreichen und wieder zu erreichen und möglichst zu überbieten, wenn das gelänge, ist ein Stachel, der immer da sein sollte. Und das gilt nicht nur für Literatur. Ich habe genug kommen und gehen sehen, genug Entwicklungsabläufe in ihren Anfängen, in ihrem langsamen oder auch zähem Enden, die Moden und Mätzchen, aber auch gewisse Beständigkeiten, die es schafften weiterzuleben...*

Zwischen Null und Unendlich; Suhrkamp

Reiner Kunze (Jg. 1933) hatte mich Anfang 1990 in meiner Redaktionsstube besucht, und wir wollten uns über das Thema „Wer kommt nach den literarischen Wendehälsen“ unterhalten. Das Interview dazu erschien am 27. Februar u.a. im Bonner General-Anzeiger. Daraus einige Passagen:
Im DDR-Literaturbetrieb war für ihn, den sensiblen Lyriker, über viele Jahre kein Platz (mehr). In

der Bundesrepublik, in die er 1977 übergesiedelt wurde, erhielt er für seine Arbeit zahlreiche Auszeichnungen wie u.a. den Georg-Büchner-Preis sowie den Deutschen Jugendbuch-Preis. Kunze, im Erzgebirge geboren, arbeitete nach abgeschlossenem Journalistik-Studium zunächst als wissenschaftlicher Assistent in Leipzig, dann aber musste er (vorübergehend) als „Hilfsschlosser" arbeiten. Nach der Wende vom 9. November 89 stellten sich auch für ihn viele Fragen neu.

Herr Kunze, was hat sich nach Ihrer Einschätzung im Literatur- und Kulturbetrieb der DDR seit der „November-Revolution" geändert?

Kunze: *Mein Eindruck ist, dass dort von Kunst und Literatur kaum jemand spricht. Im geistigen Leben geht es um ganz andere Dinge. Es ist im Augenblick nicht die Stunde der Literatur, sondern die Stunde der Politik. Was – dennoch - die Schriftsteller betrifft: Manche Kollegen sind im Augenblick stiller als die Mäuse, und die hört man zumindest ab und an rascheln. Aber sie schweigen wohl zurecht. Denn wenn ich mir anschaue, was in den vergangenen Monaten so alles gesagt worden ist, dann finde ich dieses Schweigen jetzt ehrenwert. So viele Irrtümer, die da angehäuft worden sind, kann man eigentlich nur durch Schweigen wieder egalisieren.*

Ist denn schon wieder verdrängt, dass nicht nur Hermann Kant und Christa Wolf SED-Mitglieder waren (oder noch immer sind?). Insider sprechen gar davon, dass 95 oder noch mehr Prozent der in der DDR lebenden Autoren Schriftsteller von SED-Gnaden waren (oder immer noch sind). Verschwindet mit der SED, die sich jetzt ja PDS nennt, über kurz oder lang all das, was in der BRD so gerne mit dem Etikett „DDR-Literatur" versehen wurde?

Kunze: *Es ist in der Vergangenheit kaum darauf angekommen, „Literatur" zu schaffen, sondern das, was die Partei geistig vorgab, mehr oder weniger gekonnt zu illustrieren. Das heißt selbstverständlich nicht, es sei nicht auch Literatur entstanden – und zwar Literatur von hohem Rang. Dafür war das Talent mancher Autoren viel zu bedeutend. Und es gab und gibt hoch integre Kolleginnen und Kollegen – wenn ich einige Namen nennen darf: Johannes Bobrowski, Franz Fühmann, Günter de Bruyn, Wulf Kirsten oder Uwe Grüning -, die mehr oder weniger am Rande der Literaturgesellschaft existierten und nicht nur durchschaut hatten, was man von ihnen verlangte, sondern auch versuchten, sich von diesen Vorgaben nicht beeindrucken zu lassen. Und dann gab es natürlich auch Kolleginnen und Kollegen, die auf einem sehr hohen Niveau, mit wirklich großem Können, Kunst verraten haben. Verraten insofern, als sie dort zu denken oder zu schreiben aufgehört haben, wo das existentielle Risiko begonnen hatte. Und manche haben auch schon ein ganzes Stück vorher aufgehört...*

Die wunderbaren Jahre; Fischer Taschenbuch

Hermann Lenz (Jg. 1913) war gebürtiger Stuttgarter, der in München wohnte, aber in Frankfurt mit Suhrkamp/Insel seinen Hausverlag hatte. Schon etwas kurios. Jedoch kein Grund, ihn deshalb anlässlich seines 70. Geburtstags in seiner Schreibklause in Schwabing nicht zu besuchen und sich mit ihm über seinen spät einsetzenden Erfolg als Schriftsteller zu unterhalten: Über Jahre hin erschien maßgeblichen Teilen der Literaturkritik das, was er schrieb, nicht zeitgemäß genug. Zwar war bereits 1936 ein erstes Gedichtbändchen von ihm aufgelegt worden, gleich nach Kriegsende folgten dann mit „Das stille Haus" und „Das doppelte Gesicht" zwei Erzählungsbände. Zudem war er auch – einmal – Gast der „Gruppe 47", doch auf die quasi offizielle literarische Anerkennung musste Hermann Lenz, der 23 Jahre als „Sekretär" gearbeitet hatte, warten bis er gewissermaßen im Pensionsalter war. Dann, 1978, kam mit der Verleihung des Büchnerpreises doch noch die späte Ehrung für eine schriftstellerische Leistung, die sich lange Zeit eher im Still-Beschaulichen entwickelt hatte. Von der Kritik wurde er gelegentlich als „der letzte Konformist" bezeichnet.

Herr Lenz, Sie waren 23 Jahre alt, als Ihr erstes Buch erschien. Aber erst 42 Jahre später kam mit dem Büchnerpreis die literarische Anerkennung. Wie richtet man sich ein als Schriftsteller zwischen Hoffen, Bangen, Frust und Freude?

Lenz: *Ich habe nichts anderes erwartet. Und immer gedacht: Das, was du machst, machst du so, wie du es machen willst – ohne auf Mister Trend oder Fräulein Zeitgeist Rücksicht zu nehmen. Ich habe bereits als 16jähriger daran gedacht, Schriftsteller zu werden, wollte nichts anderes tun als schreiben. Wie man sich zurechtfindet, wie man sich anpasst und angleicht, und wie man durch seine Zeit kommt – das alles in einem Interview zu charakterisieren, ist unmöglich.*

Um bei Zahlen zu bleiben: Ihre Vita weist aus, dass Sie 23 Jahre als „Sekretär" tätig waren. Inwieweit hat diese Arbeit Sie und Ihr literarisches Schaffen geprägt?

Lenz: *Ich war in einem Kulturverein tätig, der ein ähnliches Programm hatte, wie etwa eine Volkshochschule, also mit Vortragsveranstaltungen und Dichterlesungen. Danach war ich im Verband der Schriftsteller von Baden-Württemberg. Durch beide Tätigkeiten hatte ich die Möglichkeit, die verschiedenartigsten Menschen kennenzulernen. Ein Autor, der nur in seiner Stube sitzt, wohlbehütet und abgeschirmt, wird nie etwas zustande bringen. Weil er ohne die Beziehung zur Außenwelt ja nichts schreiben kann. Da würde die Spannung fehlen, die jedes Schriftstellerleben bestimmt, die Verpflichtung, die Notwendigkeit zur Konzentration.*

Was bedeutet Schreiben für Sie?

Lenz: *Ein Laster ist es schon. Wenn man nichts anderes will als schreiben, dann ist das eigentlich eine Perversion. Gar kein Zweifel. Aber wenn einem das Leben langweilig, öde, zuwider erscheint ohne schreiben, und so ist es bei mir, dann muss man es eben tun, es durchsetzen gegen alle Widerstände.*

Ihre Arbeiten scheinen nahezu unverschlüsselt das zu schildern, was dem Autor widerfahren ist. Wieweit stimmen denn tatsächlich Roman und Wirklichkeit in Ihren Büchern überein?

Lenz: *Roman und Wirklichkeit – bestimmt eine Wechselbeziehung, die nicht genau auseinandergefädelt werden kann. Es ist so: Wenn ich etwas darstelle, das mir früher widerfahren ist, dann habe ich die Geschehnisse genau vor mir, sehe die Umwelt, die Zimmer, die Straßen, wie das Wetter war – und habe auch von einigen Gesprächen fast noch jedes Wort im Ohr. Wenigstens meine ich, dass dem so sei...*

Der Kutscher und der Wappenmaler; Bibliothek Suhrkamp

Friederike Mayröcker (Jg. 1924) traf ich im Herbst 1994 vor Beginn einer Lesung in Stuttgart Wo? Natürlich in einer Buchhandlung, der von Wendelin Niedlich, wo wir uns zum Gespräch in eine ruhige Ecke zurückziehen konnten. Gut, dass mir damals noch nicht bewusst war, was ich heute weiß. Denn beeindruckend ist schon, auf was sie alles zurückblicken kann: 83 Bücher, drei Dutzend Hörspiele, mehr als 40 Auszeichnungen (2001 Büchnerpreis) und 2015 sogar die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien. Vielleicht hätte ich die Fragen damals etwas zaghafter und nicht allzu salopp gestellt. Aber letztlich zählen ja eh nur die Antworten. In der Südwest Presse Ulm erschien das Interview anlässlich ihres 70. Geburtstags:

Frau Mayröcker, Literaturwissenschaftler und –kritiker müssen sich mit Ihrem literarischen Werk auseinandersetzen. Ich dagegen interessiere mich mehr für den Kopf dahinter. Was denken, was fühlen, was empfinden Sie, wenn man Sie daran erinnert, dass zwischen Ihrer Entscheidung, als freie Schriftstellerin (und nicht mehr als Lehrerin) zu arbeiten und heute mehr als 25 Jahre liegen?

Friederike Mayröcker: *Von 1946 bis 1969 habe ich einen Brotberuf als Lehrer ausgeübt. Aber der Abschied von der Schule war für mich eine Befreiung. Trotz der befürchteten finanziellen Schwierigkeiten. Seit damals habe ich das Gefühl, dass nun mein eigentliches Leben beginnt.*

Wie war das mit dem Beginn des Schreibens?

Friederike Mayröcker: *Ich erinnere mich, 1946 habe ich in der Nachkriegs-Literaturzeitschrift „Der Plan", die in Österreich erschien, meine allerersten Gedichte veröffentlicht, zusammen mit Celan, Bachmann und Aichinger. Damals habe ich mir dabei noch garnichts vorgestellt. Erst später, nachdem 1966 mein Buch „Tod durch Musen" bei Rowohlt erschien. Da habe ich zum ersten Mal das Gefühl gehabt, dieses Schreiben ist mein Leben.*

Im Klappentext zu Ihrem neuen Buch „Lection" ist zu lesen: „Wohin mit all dem, was sich ereignet hat, mit den Empfindungen, Erfahrungen, Leidenschaften, bevor es zu spät ist. Alles muss überantwortet werden, dem Buch, dem Leser". Was sagt so ein Satz aus über Ihre Art zu schreiben?

Friederike Mayröcker: *Dies ist ein Zitat aus dem neuen Buch. Doch allzu oft wird diese literarische Ich-Figur identifiziert mit der schreibenden Person. „Das bin nicht ich, das ist ein Bild von mir", habe ich einmal geschrieben. Alle diese Ich-Bücher, die in der letzten Zeit entstanden sind, enthalten Teile von Briefen, Teile von Telefongesprächen, die ich mitschreibe, Ausschnitte aus Büchern, aus Zeitungen, Verhörungen in Gesprächen. Ich verlese mich zum Beispiel immer wieder bei meiner eigenen Schrift. Wenn ich mir etwas notiere, dann kann ich es schon nach Tagen oft nicht mehr lesen. Ich lese es wohl, aber ich verlese mich. Das sind dann Offenbarungen, die da herauskommen. Denn ich lese Dinge, die ich nicht niedergeschrieben habe. Wichtig sind auch die Verbal-Träume. Sicher ist auch sehr viel Autobiografisches eingefangen, aber das wird dann objektiviert. Es wird nie etwas Autobiografisches subjektiv verwendet, weil ich dann ja gleich Tagebuchblätter schreiben könnte. Die würde ich jedoch niemandem zeigen, die wären nur für mich relevant.*

Könnten wir bei dieser Gelegenheit auch ein für alle Mal die Sache mit der Zeichensetzung in Ihren Büchern klären?

Friederike Mayröcker: *Ich habe meine Zeichensetzung ganz abgesetzt von der richtigen Zeichensetzung, die ich auch ganz gut beherrsche. Ich musste irgendein Medium erfinden, das den Ausdruck wiedergibt, der mich beim Schreiben lenkt. Eine sogenannte unorthodoxe Beistrichsetzung z.B. entspricht einer Art Atemtechnik. Das heißt, wenn ich es niederschreibe und das Komma an einer unorthodoxen Stelle setze, dann ist dort ein emotionaler Einschnitt. Das gleiche gilt auch für die Zeilenbrechung bei Gedichten. Ich spüre mit dem Körper, wenn ich an der Schreibmaschine sitze, wann die Zeilenbrechung eintreten muss. Und ich empfinde so etwas wie einen Schmerz, wenn ich bei Korrekturen gezwungen werde, den Zeilenbruch aufzulösen. Ein weiteres Spezifikum, was ich vor allem in den Prosabänden sehr kultiviere, ist die Verwendung von Kursivschrift. Ich verwan-*

dele, indem ich etwas kursiv setze, die Bedeutung dieser oft ganz alltäglichen Begriffe, Worte und Sätze in eine Region des Magischen...

Gesammelte Gedichte - 1939–2003; Suhrkamp

Adolf Muschg (Jg. 1934) schickte mir nach unserem Gespräch, das wir im Mai 1994 im Heidelberger Hotel Hecht geführt hatten, ein Fax, in dem er schrieb, dass er bei unserem Interview „zu unkonzentriert" gewesen sei, und ich doch bitte einige Korrekturen berücksichtigen möge, bevor der Text Zeitungen angeboten werde. Was für mich selbstverständlich und Praxis war. Denn letztlich ging es nicht um meine Fragen, sondern um die Antworten des Gesprächspartners. Und die sollten – autorisiert - in jedem Fall zitierfähig bleiben. Der besondere Grund unseres Treffens (bevor er mit seiner Frau nach Frankreich weiterreiste) war die bevorstehende Verleihung des Büchnerpreises im Oktober in Darmstadt. Seiner Vita ist u.a. zu entnehmen, dass er Mitgründer der „Gruppe Olten" sowie „Mitglied der Akademien von Berlin, Mainz, Darmstadt, Hamburg und München" war:

Herr Prof. Muschg, der Entertainer Marcel Reich-Ranicki hat einmal einen bei Ihnen bestellten Text abgelehnt zu drucken mit der Begründung, er finde ihn nicht besonders gut. Für ganz besonders gut indes muss die Büchnerpreis-Jury Ihr Werk befunden haben…

Prof. Muschg: *Wenn wir dasselbe meinen – damals ging es gar nicht um einen Text von mir, sondern um die Interpretation eines Gedichts von Robert Walser für die „Frankfurter Anthologie". Ich hatte gezeigt, warum mir sein Misslingen mehr bedeutete als manches gelungene Gedicht. Für R.-R. war es einfach „schlecht". Die Episode beleuchtet unser grundverschiedenes Verhältnis von Literatur. Im Übrigen: dass er etwas von mir goutiere, hat er mir auch schon mitgeteilt. Umgekehrt betrachte ich den Büchner-Preis nicht als Ehrenrettung gegenüber einem einzelnen Kritiker. So wichtig ist keiner.*

Beschäftigt man sich als Autor dennoch gelegentlich mit der Frage nach dem „Warum" solcher Entscheidungen?

Prof. Muschg: *Da spielt vieles eine Rolle. Proporzdenken, die Gruppendynamik einer Jury, persönliche Vor- und Nichtlieben. Davon hängt ein Preis immer ab. Als Autor muss man gelernt haben, unabhängig von Preisen zu wissen, wer man ist, was man kann, und was nicht.*

Was ist für einen Schweizer Literaturprofessor eigentlich interessant an dieser Bundesrepublik Deutschland, deren Schriftsteller und Intellektuelle sich zusehends nur noch mit sich selbst zu beschäftigen scheinen?

Prof. Muschg: *Sie geben mir ja schon ein Thema für die Büchnerpreis-Rede. Büchner, wäre er heute Schweizer, hätte einige Gründe, in umgekehrter Richtung auszuwandern. Inzwischen ist leider die Schweiz das Rückzugsgebiet vor der europäischen Geschichte. Deren Strafaufgaben haben die Deutschen noch längst nicht gelöst, aber sie arbeiten daran. Als Deutscher ist man, wohl oder übel, Zeitgenosse des Jahrhunderts. In der Schweiz stimmen wir immer noch darüber ab, ob wir dazugehören wollen.*

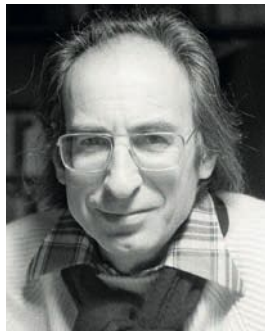
Sie haben einmal geäußert, „Autoren haben einen Beruf, der es ihnen zur Pflicht macht, Phrasen auf den Grund zu gehen". Welche Defizite machen Sie da bei Ihren deutschen Kollegen aus?

Prof. Muschg: *Sie haben eigentlich Büchner zitiert: den Phrasen nachzugehen, „bis dahin, wo sie verkörpert werden". Dies, in der Tat, halte ich für die Verpflichtung des Schriftstellers (im Übrigen soll man sich hüten, ihm „Pflichten" vorzuschreiben). Seine Figuren sollen, von der Fabel bis zum Komma, lebendige Dementis der Phrase sein; auch der gutgemeinten; auch der Lieblingsideen des Autors selbst. Seine Arbeit deckt nicht nur auf, was (auch) gegen ihn spricht, sie macht es glaubwürdig, sie kann es gestalten. Das ist, im Kern, keine Frage bürgerlichen Mutes und politischer Richtigkeit, sondern eine Frage der Begabung. Gute Literatur ist niemals Illustration, sie ist Entdeckung, und meist eine unbequeme. Denn sie versperrt uns die Abkürzungen in unseren sauer erworbenen Weltbildern. Ich habe 1975 einmal für ein politisches Amt kandidiert. Das war eine wichtige, aber unwiederholbare Erfahrung...*

Albissers Grund; Suhrkamp

Heinz Piontek (Jg. 1925) hatte 1976 den Büchnerpreis erhalten. Für meine bei Langen-Müller 1984 erschienene Büchnerpreis-Anthologie fragte ich bei ihm an, ob wir den Text „Legendenzeit" aus seinem Erzählungsband „Wintertage, Sommernächte" mit aufnehmen dürften und erhielt seine Zusage. Ebenso ließ er mir eine Gedicht-Interpretation zukommen, die in der von mir betreuten Reihe „Lyrik, Lesern nahegebracht" (im Darmstädter Echo) und von Karl Krolow, Fritz Deppert und mir scherzhaft als kleine „Frankfurter Anthologie" genannt, veröffentlicht wurde. Piontek schrieb mir dazu am 10. Oktober 1984 u.a.: „Auf Ihre Einladung, einen jungen Lyriker mit einem Gedicht vorzustellen, bin ich gerne eingegangen. Hier ist mein Text. Ich denke, er wird Ihnen gefallen. Der junge Lyriker ist hochbegabt…".

Die Furt. Gedichte; Bechtle Verlag



Peter Rühmkorf (Jg. 1929) war anzumerken, dass er einige Jahre als Lektor bei Rowohlt tätig war – zumindest, als er mir die autorisierte Fassung unseres Interviews zukommen ließ, das eine ganze Reihe von Anmerkungen enthielt und zu der er mit Schreiben vom 10. Februar 1983 notierte: „Lieber Herr Schmitt, Sie haben sich ja viel Mühe gemacht, um aus dem unkonzentrierten Geplauder etwas herauszufiltern. Habe versucht, mit schnellen parlandohaften Korrekturen etwas Farbe und Dampf hineinzubringen. Hoffe, dass Sie mein Gekritzelkratzel lesen können…".

In Hamburgs Oevelgönne 50 hatten wir uns getroffen, in des Meisters Werkstatt. Da saß ich ihm nun gegenüber, dem ich erstmals 1965 in der Anthologie „Primanerlyrik – Primanerprosa" „begegnet" war, in der damals eine Vielzahl junger Schreibtalente versammelt waren, deren Namen später in den Programmen namhafter Verlage (oder auch in „konkret") auftauchten – wie z.B. Paul Gerhard Hübsch, Rolv Heuer, Heike Doutiné oder Gert Loschütz. Recht flott und munter verlief unser Gespräch, das unter der Überschrift „Diese Karikatur von einem Literaturbetrieb" u.a. im Frankfurter Börsenblatt zum Abdruck kam:

Literaturpreise und Auszeichnungen – so der Eindruck bei Kritikern wie Schriftstellerkollegen – scheint er zu sammeln wie andere Briefmarken. So reicht seine umfängliche, diesbezügliche Liste (bislang) vom Villa-Massimo-Stipendium über den Johann-Heinrich-Merck-Preis und die Stadtschreiberwürde von Bergen-Enkheim bis hin zum Erich-Kästner-, Annette-von-Droste-Hülshoff-, Alexander-Zinn- und Bremer Literaturpreis. Er, der solches und ein aus Dramen, Lyrik, Essays, Autobiographischem und theoretischen Schriften sich zusammensetzenden Werk zuwege gebracht hat, heißt Peter Rühmkorf. Von der FAZ einmal als „politischer Schriftsteller" eingestuft, ist er doch offensichtlich nicht nur dies. Er ist zudem ein jung und streitbar gebliebener Poet und Märchenerfinder. So zumindest stellt er sich vor und dar mit dem fürs Frühjahr bei Rowohlt angezeigten Titel „Der Hüter des Misthaufens – aufgeklärte Märchen":

Herr Rühmkorf, wie sind Sie eigentlich zum Schreiben gekommen? Schon als Primaner?

Rühmkorf: *Nein, ich schreibe schon viel länger. Wenn man Schreiben als das Aufschreiben von etwas Ausgedachtem ansieht. Seit meinem vierten Lebensjahr gibt es kleine Kinderverschen von mir. Solange ich denken kann, habe ich Gedichte oder Geschichtchen geschrieben. Das hat sich, als ich zur Schule ging, verdichtet in einer Literaturzeitschrift, die in einem Exemplar erschien und „Die Pestbeule" hieß. Das war natürlich schon ein auffälliger Titel, ein Titel, der provozieren wollte. Sie stand einzig da, die Zeitschrift, und zeigte bereits, wo ich, wo wir anknüpfen wollten.*

Sie sprechen von „wir". Wer gehörte denn zu diesem literaturinteressierten Schülerkreis?

Rühmkorf: *Schulkollegen, Namen, die in der Literatur später nicht mehr aufgetaucht sind. Ich habe mich immer gern in literarischen Zirkeln bewegt. Wobei ich gleich sagen muss: in selbst gemachten literarischen Zirkeln, nicht in vorgefundenen. In der „Gruppe 47" beispielsweise habe ich mich gar nicht so sonderlich wohl gefühlt. Später haben wir dann ein Studentenkabarett gemacht, das hieß auch noch „Die Pestbeule". Dann haben wir einen „Studentenkurier" herausgegeben, aus dem später „konkret" wurde....*

Sämtliche Gedichte; Rowohlt

Martin Walser (Jg. 1927) meinte, ich müsste nicht unbedingt bis an den Bodensee reisen, wir könnten uns auch „in Unselds Gästehaus" in Frankfurt treffen und nicht auf der Buchmesse des Jahres 1993. Und so geschah es. Walser, Büchner-Preisträger 1981, hatte gerade (wieder einmal) für Irritationen und Gesprächsstoff innerhalb und außerhalb der kleinen Buchbranche gesorgt mit seinem Auftritt in Wildbad Kreuth bei der CSU-Klausurtagung. Ein vermeintlich Linker bei den vermeintlich Rechten – das passte in kein Denkmuster, das Journalisten jener Zeit (was möglicherweise auch noch heute gilt) rasch zur Hand hatten. Also dachte ich, nicht einmal mehr darüber spekulieren, was die Beweggründe gewesen waren, sondern ihn genau danach (und nach anderem) befragen. Und so kam es zu der Begegnung mit Walser, den man damals in einem Atemzug mit Böll, Grass und Lenz nannte. Es war die Zeit lange vor dem 2002 erfolgten Verlagswechsel (ausgelöst durch den Roman „Tod eines Kritikers"), den Walser von Suhrkamp zu Rowohlt vollzog. In der „Bunten" war damals über Walser zu lesen: er sei „der Linke, der sich zum Konservativen mit grünen Ideen gewandelt hat":

Herr Dr. Walser, wie lautet denn derzeit Ihre Selbsteinschätzung?

Dr. Walser: *In diesem Etikettenladen, den Sie da aufblättern, kann ich mich nicht finden. Ich weiß nur, dass ich so bezeichnet werde und sehe nicht einmal, dass sich bei mir jene Ansichten geändert haben, um derentwillen man mich früher für einen „Linken" gehalten hat.*

Also hat sich wohl die Denkweise der Kritiker geändert?

Dr. Walser: *Das glaube ich nicht. Es ist einfach schlicht so: Anfang der 80er Jahre habe ich zum ersten Mal diesen „Wandel" zu spüren gekriegt. Mit dem Aufsatz „Händedruck mit Gespenstern" beteiligte ich mich an einer Anthologie. Ich habe darin über meine Erfahrungen geschrieben, wie bei mir eine Meinung zustande kommt. Ich habe einfach Geständnisse formuliert, dass ich immer, wenn ich gemerkt habe, dass ich eine Meinung äußern will, Verschiedenes weglassen muss. Denn sonst kommt keine Meinung heraus.*

Und dann habe ich überlegt, wenn alle das so machen und jeder ein bisschen weglässt, um eine Meinung zu haben, dann ist unsere öffentliche Meinung nicht sehr vertrauenswürdig. Und: dass eine linke Meinung genauso zustande kommt dadurch, dass man etwas weglässt.

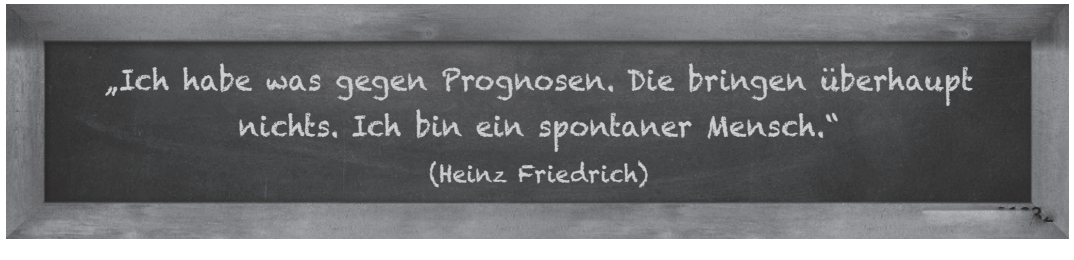
War das der erste Schritt zum neuen „Image"?

Dr. Walser: *... dann habe ich 1986 der „Welt" ein Interview gegeben und ein Jahr später die Novelle „Dorle und Wolf" über die Teilung Deutschlands veröffentlicht. Es gab ganz böse Angriffe, absurde Unterstellungen, die nichts mit mir zu tun haben. Aber ich hatte einfach das Bedürfnis, über diesen blödsinnigen Teilungszustand zu schreiben. Ich wusste, dass auch ich nichts tun kann, aber ich dachte, zumindest die Erfahrung, die ich gemacht habe, auch zu Protokoll zu geben. Was nützt es, wenn jeder immer nur eine Meinung frisiert, die er für vielleicht in einem günstigen Sinne weltverändernd wirksam hält.*

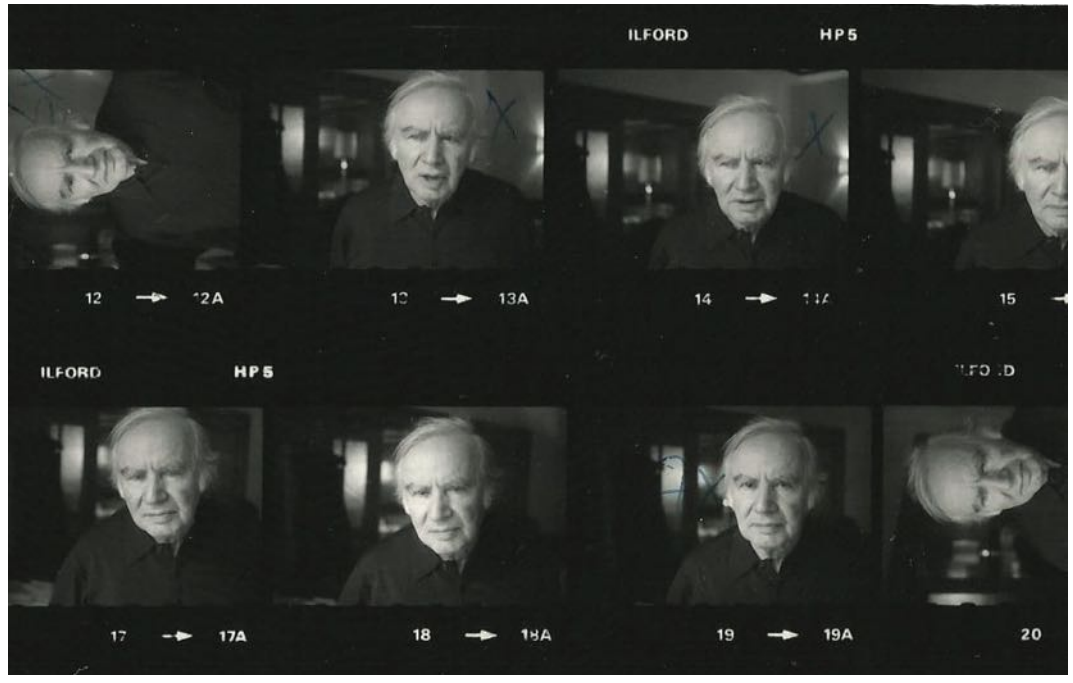
Gab es da nicht noch Ihren Auftritt bei der CSU?

Dr. Walser: *Sie greifen vor und machen schon die nächste Etiketten-Schublade auf. Zunächst gab es in den Münchner Kammerspielen eine Vortragsreihe „Reden über dieses Land", zu der ich schon mehrmals eingeladen war, aber immer nein gesagt hatte – bis zum März 1988. Fast den ganzen Sommer habe ich dann an dieser Rede gearbeitet. Das hat mich wahnsinnig viel Zeit gekostet. Und der Erfolg? Von da an war ich für die Etiketten-Fabrikanten ein Nationalist. So läuft eine öffentliche Etiketten-Geschichte. Dann hat mich die CSU zu ihrer Jahrestagung eingeladen, um mit mir über diesen Münchner Vortrag zu diskutieren. Von da an beklebten sie mich mit der Etikette „CSU". Dabei bin ich von all den Parade-Linken noch der einzige, der in der Gewerkschaft ist. Aber ich liefere eben die verlangten Utopie-Sprechblasen nicht ab: Sozialismus mit menschlichen Antlitz usw.....*

Ein fliehendes Pferd; Suhrkamp



Wie unser aller Leben demnächst aussehen könnte



Seiner Zeit voraus: Zukunftsforscher Prof. Robert Jungk (mehr über ihn ab Seite 251)

WCS, Fragensteller, 1944 in Guhrau/Schlesien geboren, verheiratet, zwei Kinder. Ausgebildeter Journalist, der lange Jahre als Feuilleton-Redakteur und zuletzt als Mitglied der Chefredaktion einer buchhändlerischen Fachzeitschrift tätig war, ist seit 1978 mit einer eigenen Redaktionsstube selbständig. Er interessiert sich vornehmlich für Menschen, die hinter Büchern, hinter Entscheidungen, hinter Ereignissen, hinter Schicksalen stehen. Etikettierungen wie „links", „rechts", „liberal" oder „autoritär" begegnet er mit großer Vorsicht. Danach gefragt, was letztlich für ihn Maßstab seiner Arbeit sei, antwortet er: „Mit Sicherheit auch und vor allem das, was man hierzulande noch immer unter gesundem Menschenverstand versteht".

Wohin entwickelt sich diese Gesellschaft, dieser Staat? Wie verändert sich das Rollenbewusstsein von Gewerkschaften einer- und Unternehmen andererseits? Welche politische wie auch gesellschaftliche Rolle werden Ausländer wie Asylanten spielen in einem Land, dessen einheimische Bevölkerung bis zum Jahr 2030 auf 46 Millionen geschrumpft sein soll? Was alles wird sich auf dem Medien-, Informations- und Kommunikationssektor noch verändern? Welche Antworten halten die beiden großen Kirchen auf die immer größer werdende Zahl von Fragen und Problemen parat? Werden die Gotteshäuser - heute bereits immer weniger besucht - schon bald nur noch die Funktion eines Museums haben und Pfarrer dort als „Fremdenführer" auftreten? Wissen unsere Politiker in den Gemeinde- und Landesparlamenten und erst recht im Bundestag überhaupt noch, mit welchen Sorgen, Ängsten, Nöten die Mitbürger tagein, tagaus zu leben, zu kämpfen haben? Wird ein Staat, in dem die Einzelinteressen und vor allem auch die von Minderheiten zusehends den Alltag bestimmen, in wenigen Jahren überhaupt noch regierbar sein? Zumindest in jener Art und Weise, wie man sich dies unter Demokraten vorstellt? Kann die Polizei einer zunehmenden Aggressionsbereitschaft - vor allem unter Jugendlichen und Heranwachsenden - auch Kriminalität genannt noch Herr werden? Wie lange können Richter guten Gewissens noch Urteile „im Namen des Volkes" verkünden, wenn in diesem Volke das (Un-)Rechtsbewusstsein bei vielerlei Anlässen zu schwinden beginnt?...
Wie werden sich unsere Freizeit und deren aktive Gestaltung ändern? Wann wird Schluss sein mit dem Rüstungswahnsinn, der atomaren, biologischen und chemischen Bedrohung einzelner Völker und der gesamten Menschheit? Und schließlich: Welche Aufgaben kommen jenen zu, die schon von Berufs wegen mit Phantasie zu tun haben, den Schriftstellern also, wenn es darum geht, sich Gedanken zu machen, wie unser aller Leben tatsächlich demnächst aussehen könnte?
Stehen wir in der Tat schon am Abgrund? Wird eintreffen, was uns der Club of Rome, die Grünen und Ditfurth & Co. seit Jahren bereits voraussagen? Ergeben wir uns in ein unabwendbar erscheinendes Schicksal? Oder überwiegt trotz vielfacher Ängste das Hoffen, die Einsicht, der Überlebenswille?...

Auszug aus meinem Vorwort zu dem 1988 beim Morstadt Verlag erschienenen Buch „Selbstbedienungsladen BRD? Das andere Bürger-Handbuch".

Walter Steinmetz (Jg. 1928) informierte mich vorab, dass er plane, einen „Alternativen Büchnerpreis" zu vergeben – und löste mit dieser Idee eine heftige Medien-Debatte aus. Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, „zuständig" (seit 1951) für die alljährliche Vergabe des „richtigen" Georg-Büchner-Preises, reagierte aufgeschreckt und schrieb am 18. Februar 1989 an Walter Jens, den ersten von insgesamt fünf Preisträgern: Lieber Walter Jens, Sie haben sich an der Schaffung eines „Alternativen Büchnerpreises" beteiligt, indem Sie sich als dessen erster Träger zur Verfügung stellten. Dieser schiefe Entschluss richtet sich offenbar nicht gegen die Akademie, aus der Sie nicht ausgetreten sind: Er kann sich nur gegen den Georg-Büchner-Preis richten… Den Büchnerpreis durch eine Gegengründung anzugreifen, heißt aber, sich von seinen Trägern absetzen… Wie ein Mitglied unsere Akademie jetzt oder in Zukunft die Annahme eines Anti-Büchner-Preises mit der Zugehörigkeit zu uns vereinbaren kann, ist uns unklar…".
Auch Mäzen Steinmetz geriet ins Kreuzfeuer der Kritik und wehrte sich am 15. März 1989 mit einem Brief an den Generalsekretär der Akademie, in dem es u.a. hieß: „Ich habe Verständnis, dass Sie meiner Aktivitäten wegen nicht gerade in Jubel ausbrechen und durchaus das Recht haben, einige Antworten als offenstehend anzusehen. Aber habe ich Ihnen je mit irgendwelchen Äußerungen Anlass gegeben, dass Sie, sogar mit familiärer Unterstützung, die Niederungen menschlicher Physis ansteuern? Oder haben Sie vom Preisträger oder seinem Laudator ein einziges, auch nur kritisches Wort über die Akademie vernommen… Wenn sich der Pulverdampf verzogen hat, werden Sie als Mitglied des intelligenteren Teils der Öffentlichkeit gewiss die Angelegenheit emotionsloser sehen und feststellen, dass Sie (und die Akademie) mit meinem Preis souverän leben können. Ich werde Ihnen die wenig vornehme Kritik jedenfalls nicht nachtragen…".
In einem von Steinmetz verfassten „Memorandum" zum Alternativen Büchnerpreis war u.a. zu lesen, er sei mehr als Dank für politisches Handeln mit der Kraft der Sprache, denn als Auszeichnung für schöne Worte gedacht. In seinen Genuss kommen sollten Autorinnen und Autoren, die sich in literarischen oder wissenschaftlichen Werken mit dem Alltag der Bundesrepublik auseinandersetzen, die mit wachen Augen die politischen Institutionen der Demokratie sowie die Repräsentanten wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gruppen beobachten und mit den Mitteln der Sprache Macht und Herrschaft enthüllen. Und es gibt auch einen O-Ton, sprich ein Interview mit Preisgründer Steinmetz.

Herr Steinmetz, laut „Handbuch der Kulturpreise" gibt es hierzulande mindestens 212 meist stattlich dotierte Auszeichnungen und Ehrungen für Schriftsteller. Seit kurzem noch den von Ihnen ausgelobten „Alternativen Büchnerpreis". Warum eigentlich?

Steinmetz: *Weil ich glaube, dass der politische Büchner zu wenig gewürdigt wird und bestenfalls dafür herhalten muss, dass sich bei passender Gelegenheit Politiker aller Couleur quasi als seine Ur-Enkel ausgeben.*

Eine Auszeichnung für was?

Steinmetz: *Für den Aufruf zu kritischer Betrachtungsweise. Denn es beunruhigt mich, wie durch die Menge der täglichen Neuigkeiten, die auf die Menschen einstürzen, die Vergesslichkeit zunimmt. Skandale wie die Barschel-Affäre sind bald vergessen. Oder der Betrug an ihren Gewerkschaftsmitgliedern durch die Verschleuderung der Neuen*

Heimat für 1 Mark. Keiner der Funktionäre trat zurück, keiner wanderte ins Gefängnis, keiner beging Selbstmord, dem Georg Büchner, der ja den Selbstmord des Cato von Utica verteidigte, mutmaßlich Verständnis entgegengebracht hätte. Ich glaube, dass wir nicht nur verantwortlich sind für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir mit uns tun lassen....

Die Laudatio auf den ersten Preisträger Walter Jens – so hatte Preisstifter Steinmetz schon früh verkündet – sollte damals übrigens Marcel Reich-Ranicki halten. Ich hatte Gelegenheit, mit allen fünf Preisträgern ein Interview zu führen: mit Walter Jens (1989), Dieter Hildebrandt (1990), Gerhard Zwerenz (1991), Robert Jungk (1992) und Karlheinz Deschner (1993). – 2017 wurde nochmals unter dem Namen „Alternativer Büchner-Literaturpreis" die Auszeichnung vergeben, diesmal an Wolf Wondratschek.

Die Preisträger

Karlheinz Deschner (Jg. 1924) besuchte mich Anfang der 90er Jahre in meiner Darmstädter Redaktionsstube und war bereit, für ein paar kritische Fragen zu seiner schriftstellerischen Arbeit (zu der auch sein 1956 veröffentlichter Roman „Die Nacht steht um mein Haus" zählt).

Dieter Hildebrandt (Jg. 1927) war gerade zum Träger des „Alternativen Büchnerpreises -1990", den der Darmstädter Mäzen Walter Steinmetz ins Leben gerufen hatte, ernannt worden – und ich auf der raschen Suche nach einem Interview-Termin mit dem Preisgekrönten. Was sich als etwas komplizierter als gedacht erwies – so dass ich zum Hörer griff und Hildebrandt am Telefon meine Fragen stellte.

Herr Hildebrandt, wie war denn Ihre erste Reaktion, als Sie erfuhren, dass Sie mit dem Alternativen Büchnerpreis ausgezeichnet werden sollen?

Hildebrandt: *Zunächst war ich ein bisschen ungläubig, denn mit einem Büchnerpreis hatte ich nun wahrhaftig nicht gerechnet – obwohl, einen Schillerpreis habe ich auch schon bekommen. Und die Frage tauchte sofort auf: Sind denn die Kandidaten knapp geworden? Aber Preise suchen ihre Träger gnadenlos, sagte schon Gerhard Polt. Dann hat mich die Bezeichnung „Alternativer" Büchnerpreis etwas verunsichert; möglicherweise, fragte ich mich, ist mit dem normalen, dem nicht-alternativen Büchnerpreis etwas nicht ganz in Ordnung. Ich sagte dem Preisstifter, es wäre wohl besser, er suchte sich einen anderen Preisträger, einen, der mehr in der Literatur zuhause ist. Doch dieser beruhigte mich und sagte, Walter Jens habe mich als Preisträger vorgeschlagen. Da fühlte ich mich natürlich sehr geehrt, habe ihn angerufen, mich bedankt, und er beruhigte mich und meinte: ich dürfe den Preis ruhig annehmen.*

Bei der von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehenen literarischen Auszeichnung Georg-Büchner-Preis wird alljährlich gefragt, was mag den Geehrten wohl mit dem Namenspatron verbinden. Dies auch bei dem von einem privaten Mäzen gestifteten Alternativen Büchnerpreis. Kurzum: Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?

Hildebrandt: *Möglicherweise soll mit diesem Preis einer geehrt werden, der im Sinne eines Opponenten oder Räsoneurs die gegenwärtigen Zustände nicht kampflos an sich vorübergehen lässt – sondern sich wehrt. Und nachdem ich unter dem Motto angetreten bin „Lasse Dir nichts gefallen und sage es den anderen", hat sich diese Auszeichnung vielleicht aufgedrängt...*

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Die Weltgeschichte der Lüge; S. Fischer

---

Walter Jens (Jg. 1923) hatte gerade den Alternativen Büchnerpreis in Empfang genommen. Die Veranstaltung war zu Ende, und er saß noch gedankenverloren in der ersten Stuhl-Reihe. Hätten Sie, fragte ich, jetzt Zeit für unser Interview? Der Saal in der Darmstädter Uni-Aula hatte sich geleert, hier und da standen noch ein paar Besucher und redeten über das, was sie gerade gesehen und gehört hatten. Doch das störte den Rhetorik-Professor aus Tübingen wenig, jetzt war unser Gespräch für ihn wichtig und das, was dieser junge Journalist sich wohl an Fragen überlegt hatte.

Robert Jungk (Jg. 1913) wäre – lese ich am 10. Mai 2013 in der FAZ – „heute 100 Jahre alt" geworden. Kaum zu glauben. Dabei ist die Erinnerung an unsere Begegnungen noch nicht verblasst. Erstmals trafen wir uns bei der Verleihung des Alternativen Büchnerpreises 1992 in Darmstadt. Später dann einmal zum Essen in München und 1993 dann zum Interview in Salzburg – wenn ich das noch richtig zusammenbringe. Sympathisch waren wir uns von Anfang an. Und einiges über den Zukunftsforscher und –warner ist auch in meinen Büchern „Die Auflagen-Millionäre" und „Nachdenkliches von Vordenkern" zu finden:
Das Wort „Resignation" passte nicht zu seinem Wortschatz. Vor Hitlers Schergen floh er 1933 zunächst nach Prag. In Paris und Zürich studierte und promovierte er, ehe er von Amerika

aus als Korrespondent auf sich aufmerksam machte. In Deutschland wurde er als „Zukunftsforscher" (ein Wort das er mit Recht nicht mag) bekannt und als Autor von weltweit beachteten Bestsellern wie u.a. „Die Zukunft hat schon begonnen", „Der Jahrtausendmensch" oder „Der Atomstaat" berühmt. Der in Berlin geborene und in Salzburg beheimatete Prof. Robert Jungk heißt eigentlich Robert Baum. Die Liste seiner Ehrungen ist ellenlang. Sie reicht vom Internationalen Friedenspreis über den Alternativen Nobel- und Alternativen Büchnerpreis bis hin zum Österreichischen Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst.

Herr Prof. Jungk, für viele sind Sie – längst Inbegriff des Vordenkers – eine Institution. Sie haben schon manch einem unbequem erscheinende Fragen gestellt, mit Bestsellern ein Millionenpublikum erreicht. Und doch entsteht der Eindruck, dass viel zu wenig Sie richtig verstanden haben. Sind Vordenker nicht mehr gefragt?

Prof. Jungk: *Im Gegenteil, sie sind besonders gefragt. Wir stehen vor ganz neuen Problemen, und die alten Antworten stimmen nicht mehr. Ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben, heute neue Konzepte zu entwerfen, neue Visionen zu entfalten. Wir sehen zwar die Anfänge eines Bewusstseinswandels bei vielen Menschen, zum Teil sogar bei den Mächtigen. Aber man muss sich darüber im Klaren sein, dass große Bewusstseins- und soziale Veränderungen nicht so schnell sichtbar werden wie technische.*

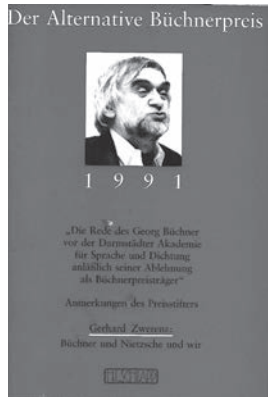
Könnten Sie auf Anhieb zwei, drei Politiker nennen, die heute noch in der Lage wären, uns Bürgern zu erzählen, wie diese Gesellschaft oder besser ihre Vision einer Gesellschaft im nächsten Jahrhundert aussehen soll?

Prof. Jungk: *Ich sehe eigentlich keinen Politiker mit Visionen. Manchmal blitzt da etwas auf. Aber im Grunde fehlt es an großen, starken politischen Persönlichkeiten, die neue Vorstellungen umsetzen könnten. Ich meine aber, dass solche Erneuerer schon unter uns leben, obwohl kaum einer sie bislang kennt. Gerade bei der Jugend gibt es viele, die bereit sind, sich für eine ganz andere Zukunft zu bewegen.*

Dennoch: Für manchen ist ein Stück Illusion sicher auch mit dem jähen Ende der Utopie Sozialismus zusammengebrochen.

Prof. Jungk: *Der Sozialismus der Gründerväter – nicht die bürokratische Deformation des Sozialismus, die wir in der DDR und im Ostblock erlebt haben – ist keineswegs schon tot. Die Sehnsucht nach menschlicher Gerechtigkeit wächst weiter. Denn wir leben heute in der Gesellschaft, in der wenige immer mehr Macht bekommen und die vielen anderen immer weniger mitzureden haben. Für mich ist die große Hoffnung, dass zunächst einmal auf kommunaler Ebene möglichst viele Menschen Foren gründen, wo sie sich regelmäßig austauschen können. Da Politiker selber keine Zeit mehr haben, müssen die Bürger ihnen Phantasie-Nachhilfe geben. Man sollte ihnen klar und deutlich zeigen, was die Bürger wollen...*

Der Atomstaat. Vom Fortschritt in die Unmenschlichkeit; Kindler



Gerhard Zwerenz (Jg. 1925) war sicher das, was man gemeinhin als einen „bunten Vogel" bezeichnen würde. Er war nicht nur Autor einer Vielzahl von Büchern (wohl mehr als 100), deren literarische Bewertung ich anderen überlasse. Er war zudem auch (einmal) als Bundestagsabgeordneter Fraktionsmitglied der PDS, jener SED-Nachfolgepartei, die ihn einst aus ihren Reihen ausschloss. 1991 erhielt er – den damit letztmals vergebenen – Alternativen Büchnerpreis. Aus diesem Anlass besuchte ich ihn in seiner Klause in Oberreifenberg, dem mit über 1900 Einwohnern größten Ortsteil der Gemeinde Schmitten im Hochtaunuskreis. Das „Gesprächsprotokoll", eine Art „Generalabrechnung mit dem Kulturbetrieb", erschien u.a. im Greif Literatur-Magazin:
Vereinnahmen ließ er sich noch nie – weder von Machthabern der einstigen DDR, noch von Institutionen der BRD, in die er schon 1957 übersiedelte. Im sächsischen Gablenz geboren und heute im hessischen Oberreifenberg, nur ein paar Steinwürfe entfernt vom Feldberg, zuhause, lesen sich seine Lebens- und Berufsstationen wie folgt: Kupferschmied, Soldat, Deserteur, Kriegsgefangener, Volkspolizist, Student, seit 1956 freier Journalist. Während Wolf Biermann im Oktober von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung mit dem Büchnerpreis ausgezeichnet wird, erhält Gerhard Zwerenz am 13. Juni in Darmstadt den mit 10.000 DM dotierten Alternativen Büchnerpreis. Wobei die Reihenfolge auch durchaus umgekehrt denkbar gewesen wäre.

Herr Zwerenz, zu Georg Büchner und der ihn „verwaltenden" Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung hatten Sie schon immer ein besonderes Verhältnis. Wie war denn Ihre erste Reaktion, als Sie erfuhren, dass Sie – nach Walter Jens und Dieter Hildebrandt – diesmal mit dem Alternativen Büchnerpreis ausgezeichnet werden?

Zwerenz: *Die Alternative am Preis freut mich. Denn das Normale ist ein Sumpf. Überraschend ist, dass jemand wie der Stifter, ein Privatmann, die Zivilcourage aufbringt, einen solchen Preis zu vergeben.*

Wie aktuell erscheint Ihnen heute noch das, was Georg Büchner einst anprangerte?

Zwerenz: *Mein Büchner-Monolog stammt aus dem Jahre 1975, wurde etwa zweihundertmal aufgeführt und wird von Zeit zu Zeit neu entdeckt. Als ich die vorjährige Premiere am Düsseldorfer Schauspielhaus erlebte, begann ich Büchner nochmal neu zu lesen. Büchner ist ein Dichter des 3. Jahrtausends.*

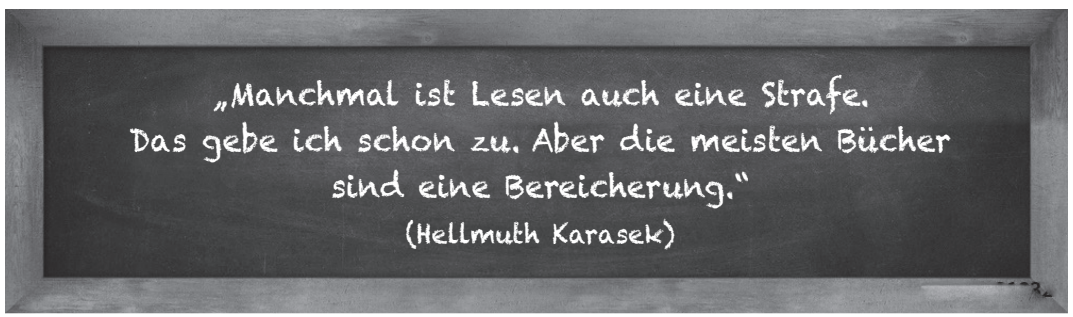
Sie spielen auf jenen fiktiven Monolog an, den Büchner vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vorgetragen hätte, weil man ihm nicht den Büchnerpreis zuerkennen wollte?

Zwerenz: *Der Monolog hatte damals meine Beschäftigung mit Büchner abgeschlossen. Die Darmstädter Akademie ist ein Beinhaus, auch für Büchner. Eine Gedenkstätte zur Verhinderung des Weiterdenkens. Ich nehme an, die Schaffung des Alternativen Büchnerpreises kann als reanimierende Injektion der Darmstädter Akademie wirken. Ich entdecke Büchner, nebenbei bemerkt, auch neu. Eine Veränderung der deutschen Verhältnisse gestattet eine neue Sicht auf den hessischen Schorsch (Georg).*

Was bleibt eigentlich vom westdeutschen Kultur-, Literaturbetrieb, der sich von der Sprachlosigkeit hin zur Bedeutungslosigkeit zu degenerieren scheint?

Zwerenz: *Ich bin in keiner Akademie und keinem Schriftstellerverband (mehr) Mitglied, im PEN seit einiger Zeit passiv. Ich kann also nur von außen beurteilen. Mein Eindruck: Es ist in der Tat eine innere Verwüstung der kulturellen Institutionen festzustellen und damit einhergehend eine Infantilisierung. Was von außen hin hochtrabend thematisiert wird, stellt sich bei näherer Betrachtung oft als vollkommen bedeutungslos heraus. Doch dies scheint ein kultureller Trend. Eine Akademie, wie die deutsche für Sprache und Dichtung etwa, wird jährlich mit fast einer Million Mark öffentlicher Gelder ausgestattet. Wozu das alles? Zur Ausstattung eines Beinhauses. Es muss in diesen Organisationen selbst etwas sein, was äußere Repräsentanz und innere Verallgemeinerung dem Nullpunkt nahebringen. Der kulturelle Verfallsprozeß hängt unmittelbar mit dem Niedergang unserer politischen Kultur zusammen....*

Die Erde ist unbewohnbar wie der Mond; S. Fischer



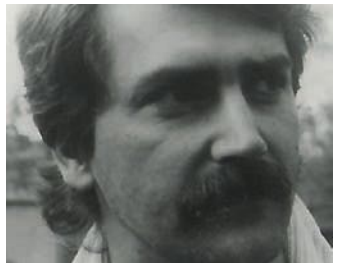
Schreiben ist ein Überlebensvorgang

Literarisches Talent aus den 70ern: Katrine von Hutten (mehr über sie auf Seite 262)

Fast zehn Jahre soll das alles schon wieder her sein? Da brachte – ich erinnere mich noch genau – ein bis dahin weder in der literarischen, noch in der damals modischen Subkultur-Szene hervorgetretener wild-verwegen aussehender junger Mann namens Ludwig Fels seinen ersten Gedichtband heraus. Und das gleich bei Luchterhand. Er sei 26 und Hilfsarbeiter im bayerischen Fürth, hieß es erklärend im Klappentext – als müsse man den Leser einstimmen auf das, was dann in dem „Anläufe" betitelten Erstling folgte.

Schon nach den ersten Zeilen wurde klar, was der Lektor (sein Name: Klaus Roehler) da ans Licht der Bücher-Öffentlichkeit geholt hatte: Ein Talent, wie es allenfalls alle fünf, vielleicht sogar nur alle zehn oder mehr Jahre einmal auftaucht. Einer aus dem Arbeiter-Milieu, einer, der tagsüber sich mit seiner Hände Arbeit und schweißtriefend sein Geld zum Leben (oder Überleben?) verdiente, schrieb sich nachts und an den Wochenenden seine Sorgen, Probleme (die denen von 100.000 oder mehr anderen gleichen) von der Seele. Keine Arbeiterdichtung, bei der Wollen und Können nicht immer im rechten Verhältnis zueinander stehen. Nein, Lage-, Bewusstseins-Beschreibungen in einer Sprache, die gleichermaßen schockierte wie faszinierte. Direkt, ohne Umschweife, aber nie plump oder in irgendeiner Weise kunstvoll gedrechselt. Nein, da wurde nicht auf literarische Anerkennung geschielt und doch oder vielleicht gerade deshalb ein Stückchen Literatur geliefert.
Das war mein Eindruck 1973 von der Arbeit dieses Debütanten – und so sehe ich das auch heute noch. Wobei einige Wertungen von Buch zu Buch (und nach deren Lektüre) freilich zu modifizieren waren. Wir sahen uns zwischenzeitlich, gelegentlich, wenn es der Zufall wollte. Fels, mittlerweile auch bei der eher konservativ eingestellten Literaturkritik als Baustein im alljährlichen Rezensions-Puzzle berücksichtigt, mit ein paar beachtenswerten und für Publicity sorgenden Preisen bedacht (u.a. mit dem Leonce- und Lena-Preis, dem Literaturpreis der SWF-Bestenliste, dem Kulturpreis der Stadt Nürnberg) – was ist aus ihm geworden? Wie hat er den totalen Wechsel ins Literaturgeschäft überstanden? Wie denkt er heute über frühere Zeiten, in denen es für ihn bereits um „Null-Bock" und „No future"-Themen ging? Und was hat er zu dem anzumerken, was heute alternativ, schick und modisch verpackt und vermarktet, wirklich meist nur noch als Worthülse daherkommt?
Komm doch mal vorbei, hatte er am Telefon gesagt. Und dann stand ich in Nürnberg, habe die Straße gefunden. Und im Treppenhaus – hier muss eine ganze Reihe von Parteien wohnen, geht man nach den Klingelknöpfen – riecht es nach Eintopf. Und die verschiedenen Gewürze kann man auch fast schon auf der Zunge schmecken. Ich gehe ganz der Nase nach. Doch ehe das Ziel erreicht ist, steht Ludwig in der Tür. Von der langen Haarpracht des zornigen jungen Mannes von einst ist nichts mehr geblieben. Von vorne und von der Seite ist er fast der brave Typ, den Schwiegermütter sich bekanntlich wünschen. Und auch sonst, so mein erster Eindruck, scheint die Zeit nicht stehengeblieben. Ist das noch der Ludwig Fels, den viele gerne als „enfant terrible" zu etikettieren versuchten?
Hierlang geht`s, sagt er nach einem freundschaftlich zu wertenden Klaps auf die Schulter, und wir treten gemeinsam – den weißen Flur passierend – ein in das, was sich als Wohnzimmer erweist. Wo sind die Bücher, frage ich als erstes, spontan und überrascht. Im Arbeitszimmer und außerdem sind wir hier gerade beim Einräumen, sagt Ludwig mehr oder minder gelassen, als habe er auch auf eine solche Frage (ausgerechnet eine solche?) gewartet. Das Perserkätzchen streicht mir um die Beine, das Sofa ziert ein Häkeldeckchen mit zwei Elefanten drauf, im Vertiko ist eine ganze Minipuppenstuben-Einrichtung deponiert.
Ist es wirklich schon wieder fast zehn Jahre her? Sage ich, um den Anfang zu machen, und stelle gleich die Frage, um die keiner herumkommt: Wie war das damals eigentlich genau? Wie hat`s begonnen? Und er erzählt die ganze Geschichte nochmal. Fünfzehn oder sechzehn war er, als er „erste Gedanken" aufschrieb; dann folgten Gedichte, „weil ich glaubte, damit der Arbeitswelt entkommen zu können". Und dann die erste Veröffentlichung? Das war ein Vierzeiler in der Wochenendbeilage der „Nürnberger Nachrichten", sagt er und fragt: „Willste `n Bier?". Nee, laß uns erst mal bei der Sache bleiben, habe ich darauf geantwortet. Und Ludwig Fels setzt die Rückblende – „dir zuliebe", wie er ausdrücklich anmerkt – fort.
Vom dtv-Lektorat sei damals die erste Absage gekommen, aber immerhin mit eineinhalb Seiten Begründung. Das muss wohl Mut gemacht haben. Dann kam ein Brief von Luchterhand, wo Fels fünf handgeschriebene Gedichte hingeschickt hatte, mit einer zweigeteilten Bitte: Erstens mehr Gedichte zu schicken und zweitens doch bitte alsbald einen Schreibmaschinenkurs zu belegen. Fels tat beides, und der Erfolg begann sich einzustellen: 1973 veröffentlichte Luchterhand tatsächlich die ersten Gedichte eines bis dahin völlig Unbekannten. Fels: „Und ich beschloss, freier Schriftsteller zu werden, begann mich, wie ein Blinder mitten in der Nacht auf dem Drahtseil zu bewegen".
Heute hat er die „wichtigsten Lernprozesse, die der Literaturbetrieb zu bieten hat", hinter sich. Er lebt mit Rosy, seiner Frau, und Lilly, der gemeinsamen Katze, zusammen, hat im partnerschaftlichen Rollenspiel den Haushaltspart übernommen und schreibt „in den jeweils freien Zeiten". Wenn es ihn drängt, findet man ihn auch am Stammtisch in der Kneipe um die Ecke, „weil ich einfach wissen möchte, wo ich lebe".
In seine literarische Arbeit müssen solcherlei Begegnungen und Erfahrungen nicht unbedingt einfließen. Das wird man z.B. in seinem Theaterstück „Lämmermann", das im Herbst 82 auf dem Programm des Hamburger Schauspielhauses stehen soll, nachprüfen können. Aber auch in der „Kanakenfauna", einem Band mit 15 Erzählungen, der von Luchterhand in diesen Tagen angeboten wird. Als „Berichte von unser `Heimatfront`, ihrer Gegenwart und Vergangenheit, von der alltäglichen Verwüstung in unseren Gedanken und Vorstellungen" kündigt der Verlag diese Arbeit an. Doch wird das allerdings alles noch so heiß gegessen, wie es da gekocht erscheint?
„Willste nich doch `n Bier?", fragt Ludwig und fügt an, als ich nee sage: „Ich mache mir da eigentlich wenig Gedanken. Ich weiß, ich schreibe. Ich schreibe mit all dem, was in mir ist. Ich schreibe durch all das, was auf mir liegt, was mich hindert, was mich bewegt, was mich zurückwirft, was mich zu vernichten droht".
Ich bin beeindruckt, so wie 1973 schon. Er ist der Ludwig Fels (geblieben), den ich von damals noch in Erinnerung hatte. Nur, er hat sich nicht ausgeruht auf welkem Lorbeer. Er ist konsequent seinen (vorgegebenen?) literarischen Weg gegangen. „Weil", sagt er, als ahne er meinen Gedankengang, „weil Schreiben für mich einfach ein Überlebensvorgang ist – zur Zeit".

Dieser Text erschien in dieser oder ähnlicher Form in mehreren Tageszeitungen.



Kurt Drawert (Jg. 1956) gehörte nach meiner Zählung zu jenem kleinen Kreis von Autoren, die mit den meisten Preisen und Stipendien in diesem Land ausgezeichnet wurden. Mehr als ein Dutzend kam da wohl zusammen. Zweimal trafen wir uns in Darmstadt, wo auch ich mehrere Male wohnte, zum Info-Austausch. Genauer: Ich stellte ihm ein paar Fragen und hoffte auf griffige Antworten. Eine Frage lautete z.B.:

Nicht im Osten, sondern im Westen Deutschlands sind Sie 1989 mit dem Leonce-und-Lena-Preis, dem kleinen Ritterschlag zum Lyriker, ausgezeichnet worden. An was erinnern Sie sich noch?

Drawert: *Es war schon eine ungewöhnliche Situation: zum einen, in den Westen zu fahren, dann an einem Wettbewerb teilzunehmen, und drittens noch den Hauptpreis zu bekommen. In der DDR hatte ich gerade meinen ersten Gedichtband herausgebracht, „Zweite Inventur" beim Aufbau-Verlag. Ein lange als Manuskript im Verlag gelegenes und dann heftig angegriffenes Buch, mit einem Verriss in der NDL, was schon nicht ganz folgenlos war in Anbetracht der kulturpolitischen Funktion dieser Zeitschrift. Es kam sogar jemand von der Literaturabteilung des ZK, um zu fragen, wie ich auf die Traditionen der westlichen Moderne gekommen bin, auf die Lyriker der Beat-Generation oder Günter Eich, dessen „Inventur"-Gedicht ich paraphrasiert habe.*

Weitere Frage: Sie leben in Darmstadt. Kann einer, von dem die Gedichtzeile „Wo immer ich bin, bin ich fremd" stammt, überhaupt irgendwo Wurzeln schlagen?

Drawert: *Mein Ort ist die Sprache, um es etwas pathetisch zu sagen, nicht der Name einer Gemeinde. Und nur an diesem Ort werde ich, wenn überhaupt ankommen können. Aber dieses Fremdsein hat ja auch viele positive Aspekte, für die Arbeit, für die Literatur. Man sieht immer etwas mehr als ein Einheimischer, auch wenn man etwas weniger sieht...*

In einem Beitrag, den er im März 2005 für das Monats-Journal „WIR. Das Regionalmagazin" über die von ihm ins Leben gerufene „Darmstädter Textwerkstatt" schrieb, heißt es u.a.: „Wer Erz will, muss tief in den Stollen, und wer gute Literatur erwartet, muss auch den nötigen Rahmen schaffen, in dem sie sich herausbilden kann. In Darmstadt sind die Bedingungen dafür aufs Beste gegeben, und so werden von Darmstadt auch weiterhin Impulse ausgehen, wie effizient und erfolgreich Literatur gefördert werden kann…".

Der Körper meiner Zeit. Gedicht; C. H. Beck

Ulla Hahn (Jg. 1946) meinte, ich könne – wenn ich mit ihr ein Interview machen wolle - doch einfach mal nach Rom kommen, wo sie gerade als Stipendiatin in der Villa Massimo weile. Doch als ich den Bahnhof Roma Termini verließ, war – anders als verabredet – nirgendwo die Autorin, die Marcel Reich-Ranicki zum Gesprächsstoff in der Republik gemacht hatte, zu sehen, die mich hier abholen wollte. Etwas hilflos und fremd kam ich mir schon vor. Außer vielleicht amore fiel mir kein Wort ein, mit dessen Hilfe ich mich hätte verständigen können. Bis mich ein junger Mann ansprach (in welcher Sprache eigentlich?), der offenbar über so etwas wie ein (privates) Taxi verfügte. Und da ich ihn nicht verstand und nur ahnen konnte, dass er mich von A nach B bringen wolle, sagte ich nur „Villa Massimo". Er deutete mir einzusteigen, und dann fuhr er los und fuhr und fuhr – bis er irgendwann anhielt, eine mir riesenhaft erscheinende Lira-Summe für den Transfer nannte und auf ein Anwesen gleich gegenüber deutete – die Villa Massimo. Später erzählte mir Ulla Hahn, dass es vom Bahnhof hierher nur ein paar wenige Taximinuten weit gewesen sei. Da war ich nun an jenem idyllischen Ort, wo das Interview stattfinden sollte. Ebenfalls später erfuhr ich: 1910 stiftete der Industrielle Eduard Arnhold dem damals noch Preußischen Fiskus die Villa Massimo, ein parkartig angelegter Landsitz, der längst – unweit der Porta Pia gelegen – zu einer der grünen Oasen Roms geworden ist.
„Der Leser soll sich in meinen Gedichten wiederfinden" lautete damals die Überschrift zum Interview mit Ulla Hahn, der ich erstmals 1981 in Darmstadt begegnete, wo sie als Siegerin beim Literarische März hervorging und mit dem Leonce- und Lena-Preis ausgezeichnet wurde. Jetzt also das Interview, das folgendermaßen eingeleitet wurde:
Auf den ersten Blick wirkt sie wie ihre ersten – in ihrem Debütband „Herz über Kopf" abgedruckten – Gedichte: eher zart und zerbrechlich. Doch der Schein trügt. Ulla Hahn, eine junge Lyrikerin, von deren Arbeiten vor zwei, drei Jahren allenfalls intime Kenner der Lyrik-Scene und eifrige Leser diesbezüglicher Literaturzeitschriften ein wenig wussten, ist sich zunehmend ihres Talents und ihres Stellenwerts bewusst, den sie bereits jetzt schon im Literaturgeschäft hat. Als sie, die promovierte Literaturwissenschaftlerin und heutige Kulturredakteurin bei Radio Bremen, im Frühjahr 1981 in Darmstadt den Leonce- und Lena-Preis erhielt, begann ein fast schon atemberaubender Höhenflug. Kaum eine der renommierten deutschsprachigen Tageszeitungen (die FAZ vornean), Wochenblätter, Magazine und Gazetten, die Ulla Hahns „Herz über Kopf" nicht zum Anlass genommen hätte, um über dieses Talent und seine sehr freimütig gestaltete Liebes- und Liebeskummer-Lyrik ausführlich zu berichten. Sie platzierte sich damit in Lodemanns SWF-„Bestenliste", und ihr Verlag verkaufte von dem Erstling fast 20.000 (!) Exemplare. Zwei Jahre nach diesem vielerorts als literarische Sensation empfundenen Auftakt (Günter Kunert meinte in seiner Kritik gar: „Wer mit solch früher Perfektion auftritt, wie kann der sich noch entwickeln?"), mag so mancher mit Neugier auf einen zweiten Gedichtband der Ulla Hahn gewartet haben. Er ist jetzt unter dem Titel „Spielende" bei der Deutschen Ver-

lags-Anstalt erschienen. Erstmals, dass Ulla Hahn, die lieber ihre Texte für sich sprechen lässt, in einem Zeitungsinterview Rede und Antwort steht:

Frau Dr. Hahn, eigentlich sind Sie hier in Rom – unter Menschen, die anders reden, anders denken, anders fühlen – ja so etwas wie ein „literarischer Gastarbeiter"?

Dr. Ulla Hahn: *Wie so viele Rom-Touristen war ich auch am Anfang voll von dieser „Käse-Wein-und-Pizza-Romantik". Rom mit allen Sinnen zu erleben, genügt zunächst auch vollauf. Dann, nach der ersten Euphorie, kam eine Phase, in der ich mich in dieser Stadt sehr isoliert fühlte. Dies liegt zu einem großen Teil an der hiesigen Wohnsituation. In der Villa Massimo kann man sich immer wieder auf seine Landsleute zurückziehen, was nicht eben dazu motiviert, die italienische Sprache zu lernen. Dies ist aber eine Voraussetzung dafür, mehr von einem Land zu verstehen. Aber man weiß das ja: je weniger man von einer Sache kennt, ob das jetzt ein Land ist oder ein Mensch oder ein Buch ist, desto besser glaubt man, auf Anhieb etwas davon zu verstehen. Und je mehr man kennenlernt, desto komplexer und komplizierter wird der Gegenstand. So geht es mir mit Italien, und so geht es mir mit Rom.*

Was bringt es konkret, was an direkt literarisch Umsetzbarem, wenn man hier lebt? Entsteht hier ein erster Erzählungsband oder gar ein erster Roman?

Dr. Ulla Hahn: *Gegen solche Fragen wehre ich mich immer sehr vehement. Ich bin hier oft gefragt worden: Haben Sie denn Ihre Rom-Erlebnisse auch schon verarbeitet? Etwa nach dem Nürnberger Trichter-Prinzip: oben steckt man Rom rein und unten kommt Literatur raus. Natürlich gehen die Erfahrungen, die ich hier mache, in mein Schreiben ein. Aber über Texte, die gerade entstehen, möchte ich nicht reden...".*

Als ich Ihr den Interview-Text zuschickte, schrieb sie mir am 21. Dezember 1983: „Lieber Herr Schmitt, ich finde es ganz toll, wie gut Sie mit dem Interview gefahren sind. Und es ist gut für mich zu wissen, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Die Zusammenarbeit mit Ihnen war wirklich sehr gut, und ich mache jederzeit gerne wieder etwas mit Ihnen zusammen…". Viele, viele Jahre später nahm ich sie beim Wort und konnte sie innerhalb der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" für einen Auftritt in Groß-Gerau gewinnen.

Wir werden erwartet; Penguin Book

Klaus Hensel (Jg. 1954) hatte 1988 den Kranichsteiner Literaturpreis erhalten, Gelegenheit für mich, mit dem Autor ins Gespräch zu kommen.

Man muss schon ein bisschen mehr sein als nur ein „literarisches Talent", wenn sich binnen weniger Jahre Auszeichnungen und Ehrungen wie Perlen an einer Schnur aneinanderreihen. Wenn zum Leonce- und Lena-Förderpreis der Marburger Literaturpreis, der Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis, ein Stipendium des Deutschen Literaturfonds, der Kranichsteiner Literaturpreis und obendrein noch die von der Darmstädter Jury vergebene Auszeichnung „Buch des Monats" (für den Gedichtband „Oktober, Lichtspiel") kommt. All dies ist Klaus Hensel widerfahren, im rumänischen Kronstadt geboren, seit 1981 in der Bundesrepublik und seit einiger Zeit im nordhessischen Altenstadt lebend. Zum Thema „Viel Ehr', viel Geld – und was dann?" habe ich ihn befragt.

Herr Hensel, wie verändern Auszeichnungen dieser Art Leben und Arbeit eines (noch jungen) Autors?

Hensel: *Grundsätzlich findet keine Veränderung statt. Denn von den Zinsen dieser Preise könnte man nicht leben. Auszeichnungen, Ehrungen haben einen psychologischen Effekt. Sie können Bestätigung dafür sein, dass man mit seiner Arbeit nicht auf dem falschen Weg ist. Wer nur den materiellen Aspekt sieht, macht sich etwas vor. Die Lebenshaltungskosten sind auch für einen schreibenden Poeten so hoch wie für jeden anderen in diesem Land.*

Werden jene, die im Literaturbetrieb überleben wollen, nicht noch einiges in Richtung besserer Selbstdarstellung hinzulernen müssen?

Hensel: *Ich weiß nicht, ob es reicht, wenn ein Schriftsteller ein guter Selbstdarsteller ist und schlechte Literatur fabriziert. Ich weiß auch nicht, was er „noch hinzulernen" muss. Ich habe beispielsweise sieben, acht Jahre an einem Gedichtband, an „Oktober, Lichtspiel" gearbeitet. Um die Streuung, um das „marktgerechte" Anbieten habe ich mich nie gekümmert. Und es hat sich ausgezahlt, dass ich mich so und nicht anders verhalten habe. Ich bevorzuge die Langzeitperspektive.*

Sterben die wahrhaft freien, die unabhängigen Poeten nicht zwangsläufig aus? Jene, die sich auch durch Literaturpreise nicht korrumpieren lassen?

Hensel: *Lyrik hat es nach wie vor schwer. Es sei denn, ein Autor tritt als Markenartikel auf. Ich bin jedoch überzeugt, dass ich mich über die Qualität meiner Texte durchsetze. Einer anderen Art von Erfolg will ich mich nicht ausliefern.*

Stradivaris Geigenstein; Frankfurter Verlagsanstalt

Katrine von Hutten (Jg. 1944) war 1969 – nach Wolf Wondratschek – mit dem Leonce- und Lena-Preis ausgezeichnet worden, den ursprünglich Wolfgang Weyrauch ins Leben gerufen hatte und der gerade mal mit 1.000 DM dotiert war. Während meiner Darmstädter Zeit hatten wir uns gelegentlich gesehen. Doch nun, da ich in der Kulturredaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung saß, bot sich die Gelegenheit, sie im Rahmen einer Artikelserie über junge bundesdeutsche Autoren zu besuchen.
Ich erinnere mich an den Beitrag, der damals so begann: „Wenn Jakob eine Tochter geworden wäre", sagt sie und schiebt mir die rot getupfte Teetasse rüber, „dann hätte sie Julia geheißen". Dann geht die Tür auf, Jakob rauscht um die Ecke, „wer is'n das?" (Das Autorenporträt erschien u.a. auch im Spandauer Volksblatt sowie in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung). Jakob war das Ergebnis einer Liaison mit Arnfrid Astel, der weit über seinen Arbeitsbereich beim Saarländischen Rundfunk im bundesrepublikanischen Literaturbetrieb mitmischte. Über eine Lesung mit Katrine von Hutten schrieb ich zuvor schon am 26. September 1970 im Darmstädter Echo:
Da kommt sie: langgelbes Haar, belegte Stimme. Da ist sie: direkt und etwas freundlich und vernehmbar, auch aufnehmbar. Da schmunzelt man, so wie man bei Artmann schmunzeln würde. Da überdenkt man auch ein paar Momente, wie man bei Astel denken würde. Oder man sagt: "Nein, so nicht!", wie es einem bei Günter Bruno Fuchs in den Sinn kommt.
"Ich würde gerne den Winkel messen zwischen Nase und Stirn." Das sagt sie und greift sich ins Haar, mehr sicher und bewusst und gekonnt, als unsicher. Katrine von Hutten liest. Sie ist da. Sie trägt vor. Dass sie da ist, ist wichtig.
Katrine von Hutten, Jahrgang 44, geboren in Steinbach bei Lohr, bedacht mit dem Leonce-und-Lena-Preis 1969 – sie ist ihrer sicher. Das Belegte in ihrer Stimme wird zusehends sprachliches Mittel. Hinter dem Blumenstrauß auf der kleinen Ablage sind Manuskripte und andere Werke angehäuft. Mit "Masturbation" – einem Text – führt sie ein paar Zeilen lang über die Pisten der Lust. Brustspitzen straffen sich, erzählt sie. Ein paar Punkte später dann: die totale Abschlaffung. Sie gibt sich mutig. Vielleicht hat es gar "tatsch" gemacht. Sie berührt Arrabal oder auch Chotjewitz. Das genügt. Sie kommt aus der Enge, über einen Berg Banales zu etwas Treffenderem. Sie macht die Beine breit – so verlangt es ihr Text – zum Spagat. Katrine von Hutten hat Lust. Sie hat Lust, vorzulesen.

Abgedruckt auch in der von Fritz Deppert und Wolfgang Weyrauch herausgegebenen Anthologie "Von Darmstadt nach Darmstadt" (1972, Lichtenberg-Buchhandlung und Verlag Baldur Bäcker, Darmstadt).

Von Kopf bis Fuß. Lyrik und Prosa; Artemis Verlag

Hanne F. Juritz (Jg. 1942) war für mich erstmals Berichterstattungsgegenstand, als sie den „ganz kleinen Büchner-Preis" erhielt, wie es in meinem Echo-Artikel am 24. Oktober 1972

hieß. Genauer: sie wurde mit dem Leonce-und-Lena-Preis ausgezeichnet. Hier zwei Kapitel aus dem Bericht:
Wolf Wondratschek („Ein Bauer zeugt mit einer Bäuerin…") heftete ihn sich mehrere Jahre stolz in seine Vita; Katrine von Hutten indes brachte er bislang nicht den erhofften literarischen Durchbruch; mit Hanne F. Juritz geht er in diesem Jahr an ein nahezu unbeschriebenes Schriftstellerblatt – der Leonce-und-Lena-Preis.
Wolfgang Weyrauch, der vor kurzem 65 wurde, war 1968 auf eine solche Idee gekommen; weil er statt einer neuen Anthologie – von denen er ja ausreichend viele herausgegeben hat – mit „gesprochenen Texten etwas unternehmen" wollte. Er sprach darüber mit Heinz Winfried Sabais, seinerzeit noch Kulturdezernent in Darmstadt. Man dachte an Georg Büchner – und der klitzekleine Büchnerpreis war geboren. 1.000 Mark wurden drangegeben, Ausschreibung und Jurierung besorgte Weyrauch höchstselbst. Mehr als 1.000 Gedicht-Einsendungen kamen beim ersten Versuch, knapp 1.000 dann beim zweiten und jetzt – beim dritten Durchgang nach längerer Pause – wieder „überwältigend viel"…
Ein Jahr später, am 16. September 1973, hatte ich im Gelegenheit, in einer Kritik auf Hanne F. Juritz´ Buch „Nach der ersten Halbzeit – Gedichte" (erschienen in der Eremitenpresse) näher einzugehen und kam unter der Überschrift „Unverbindliches en masse" zu einem eher vernichtenden Urteil: „Beim Leser der wenigen durch ansprechende Grafiken von Sascha Juritz angereicherten Texte, frage ich mich bei jeder Seite: Hat auf dieser Seite, die du da eben gelesen hast, überhaupt etwas gestanden? Ja, wie soll ein Leser mit Gedichten einer Autorin zurechtkommen, die offenbar mit der Umsetzung ihrer Gedanken noch nicht so zurechtkommt, die uns Probleme aufzutischen versucht, die keine sind. Und selbst das von Weyrauch preisgekrönte Gedicht, ans Ende des Bandes gestellt (kommt das Beste nicht immer am Schluss?) verliert, nun schwarz auf weiß gedruckt, erheblich an Preiswürdigkeit…".
Fast 50 Jahre später bin ich mir fast sicher – so geradezu gnadenlos würde ich heute wohl kein Urteil mehr fällen.

Nach der ersten Halbzeit; Eremite-Presse

Barbara Köhler (Jg. 1959) wurde 1991 in Darmstadt im Rahmen des „Literarischen März" mit dem Leonce- und Lena-Förderpreis ausgezeichnet (dem dann viele weitere Ehrungen folgten; 2018 z.B. der Ernst-Meister-Preis für Lyrik). Kurze Zeit später ergab sich (für mich) die Gelegenheit, mit ihr über das Thema „DDR-Aufarbeitung" zu sprechen und darüber zu schreiben:

Während reihum altbekannte, aber bisweilen auch literarisch kaum bedeutsame Autoren aus der ehemaligen DDR noch geraume Zeit klagend mit der Aufarbeitung ihrer eigenen

Geschichte beschäftigt sein werden, scheint die nachrückende Schriftsteller-Generation eher rasch zur neuen Tagesordnung übergehen zu wollen. Eine der talentiertesten Vertreterinnen aus dieser Runde ist Barbara Köhler, die von 1985 bis 1988 am Leipziger „Institut für Literatur Johannes R. Becher" studierte und bereits 1991 im Frankfurter Suhrkamp-Verlag mit der Gedichtesammlung „Deutsches Roulett" aufwartete. Welche Rolle spielen im Leben dieser jungen Schriftstellerin, fragte ich sie damals, Gestern, das Heute und das Morgen?

Frau Köhler, wie hat sich Ihr Arbeiten seit der Vereinigung Deutschlands verändert?

Barbara Köhler: *Erbaulich-optimistische Texte schreibe ich immer noch nicht, falls Sie das meinen. Die Änderungen sind wohl mehr äußerlicher Art, z.B. arbeite ich seit einiger Zeit freiberuflich.*

Was hat sich im Bewusstsein, im Blick auf geänderte Realitäten verändert?

Barbara Köhler: *So schrecklich viel nicht. Ich gehöre ja zu einer Generation – obwohl ich dieses Wort nicht gern verwende -, in der viele Leute versucht haben, sich aus den paranoiden Strukturen im geschlossenen System auszuklinken und einen produktiven Ansatz zu finden, als das ewige Hinundher von Macht und Ohnmacht. Wie schief das auch laufen konnte, sieht man jetzt bei Sascha Anderson – nur widerlegt das für mich nicht diesen Ansatz: es ist auf dem Prenzlauer Berg trotzdem viel bewegt worden, und es sind Texte entstanden mit einer Art von Zukunft, die sich auch jetzt nicht so bequem in die DDR-Schublade einschachteln lassen, hie staatstragend, da Opposition, Klappe zu, Affe tot. Ich meine, aus diesem Ansatz hat sich auch ein Abstand ergeben, durch den der Wechsel der Systeme weniger als Bruch denn als Übergang wirkt, der am Abstand allerdings wenig ändert.*

Sie hatten anfangs Schwierigkeiten, sich als „bundesdeutsche" Autorin zu fühlen?

Barbara Köhler: *Ich habe mich auch nie als „DDR-Autorin" gefühlt. Ich schreibe in deutscher Sprache, und ich lebe innerhalb bestimmter historischer Bedingungen, die für meine Arbeit keineswegs unwichtig sind. Aber deswegen kann doch niemand von mir verlangen, mich mit einem Staat soweit zu identifizieren, dass ich ihn als persönliches Attribut verwende. Sicher, nach der Vereinigung hatte ich schon erstmals Schwierigkeiten damit, plötzlich mit anderen Spielregeln klarkommen zu müssen. Aber das ist ja wohl normal, und inzwischen geht das auch einigermaßen...*

Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften. Mixed Media; edition suhrkamp

Kathrin Schmidt (Jg. 1958) besuchte mich dort, wo Schriftsteller eher selten hingelangen – in einer auf den Verleih von Dampfkesseln spezialisierten Firma in Darmstadt. Dort hatte ich zwischenzeitlich in einer Kammer, ganz so, wie man sich seit Spitzweg das Leben eines Schriftstellers vorstellt, Quartier bezogen. Das war ein Jahr, nachdem die in Gotha geborene Autorin in Darmstadt mit dem Leonce-und-Lena-Preis ausgezeichnet worden war. Eine nicht unwichtige Ehrung für ein damals aufstrebendes Schreibtalent – der im Laufe der Jahre noch fast zwei Dutzend weitere Auszeichnungen folgen sollten – u.a. der Deutsche Kritikerpreis, der Preis der SWR-Bestenliste sowie 2009 der Deutsche Buchpreis für den Roman „Du stirbst nicht", dessen verkaufte Auflage bei mehr als 150.000 Exemplaren lag.
Die Abschrift unseres im März 1994 geführten Interviews autorisierte sie mit dem Vermerk: „Anbei das Interview mit Einverständnis zurück, wenn ich mir auch wieder einmal sehr wortkarg vorkomme." Ich hatte sie u.a. gefragt:

„Was hat sich nach der Wende mit Ihrem Schreiben verändert?"

Kathrin Schmidt: *Nichts. Die Themen haben sich nicht geändert, und ich habe nichts von größerer Freiheit verspürt, von dichterischer ganz zu schweigen. Doch ich hatte viel Zeit, über mich und meine Entwicklung nachzudenken. Ich hatte etwa seit 1984 in der DDR Kontakte zu sogenannten oppositionellen Gruppen, aber ich selbst bin in dem Sinne nie oppositionell gewesen. Seit 1987 habe ich immer und ohne Angst gesagt, was ich denke. Davor habe ich vieles hingenommen, was ich nicht hätte hinnehmen dürfen.*

Was vermissen Sie in der Literaturlandschaft des einst so bezeichneten „Leselands DDR"?

Kathrin Schmidt: *Vielleicht zuerst die schreibenden Frauen. Ich kann mich erinnern, dass mir mit 14 Jahren Irmtraut Morgner ganz wichtig war. Ich spürte, dass da etwas ganz anderes ist, als das, was ich in der Schule lernte.*

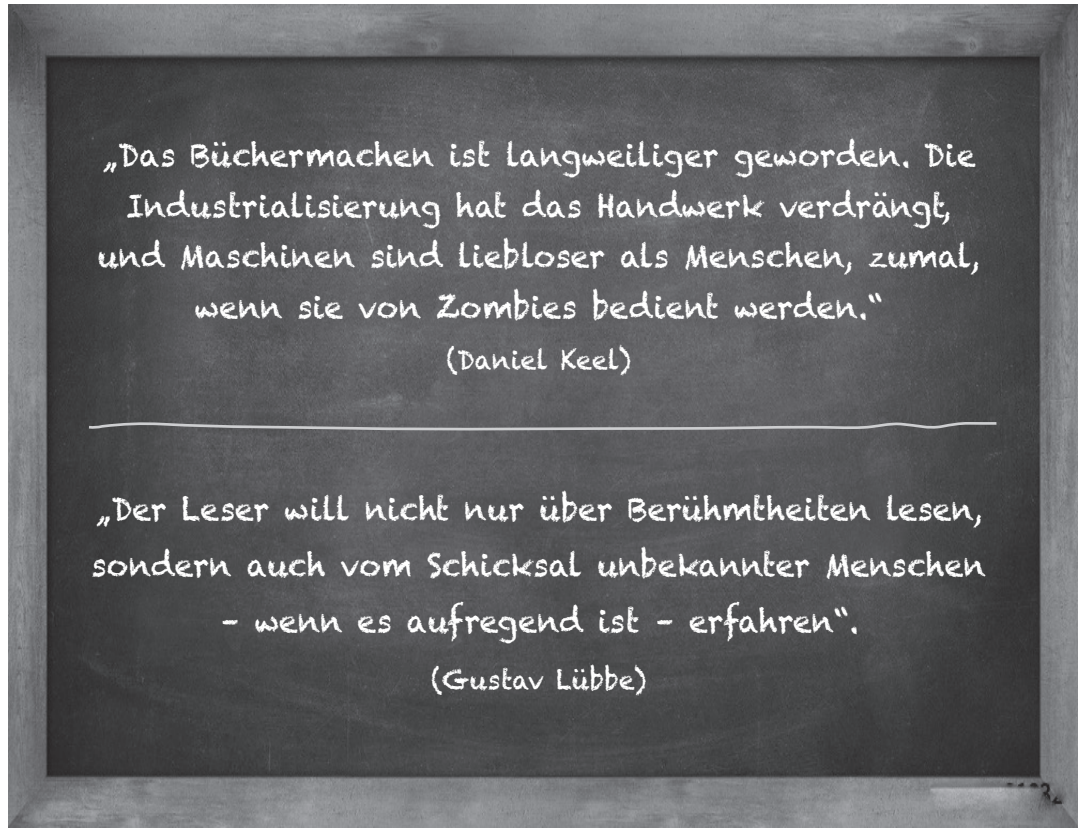
Und wie steht es mit Christa Wolf, Helga Königsdorf u.a.? Sind das Vorbilder (gewesen)?

Kathrin Schmidt: *Ich bin nie auf die Idee gekommen, mir da ein Vorbild zu suchen. Allenfalls bei Sarah Kirsch kam mir der Gedanke, dass ich so gerne einmal schreiben möchte...*

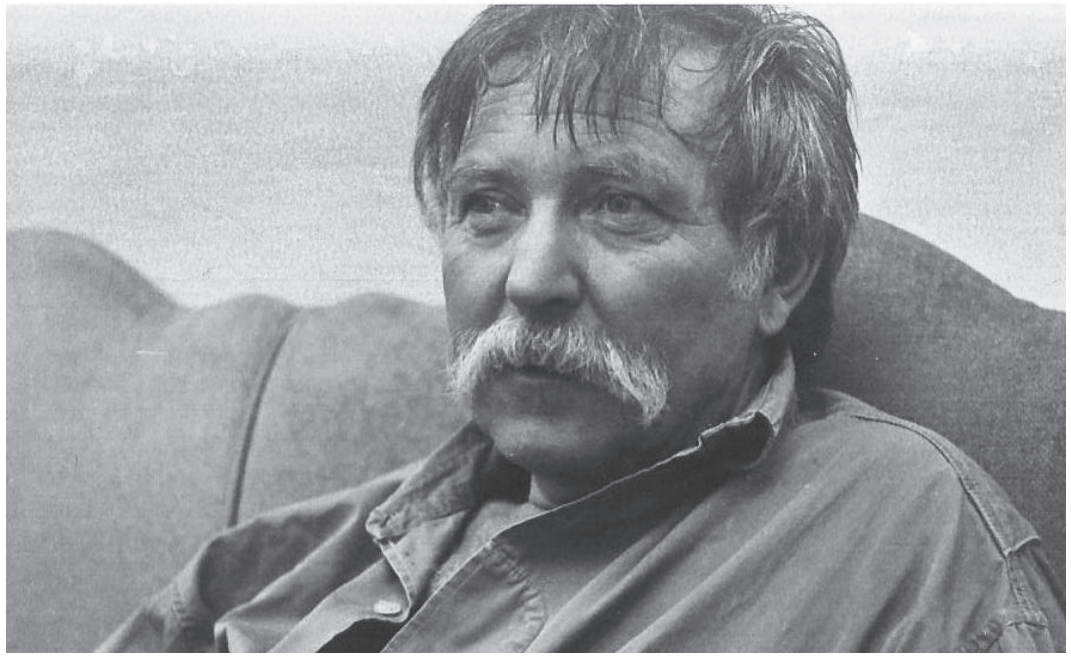
Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik; Verlag Neues Leben

Wolf Wondratschek (Jg. 1943) gehörte (am 9. April 2008) zu jenen Autoren, die ich im Rahmen der (über vier Abende reichenden) Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt" mit Unterstützung der Groß-Gerauer Volksbank einladen konnte (unser Foto). Von seinem Erstlingswerk „Früher begann der Tag mit einer Schußwunde" bis heute hat der in München und Wien lebende Autor mit seinen Arbeiten und Auftritten für Schlagzeilen gesorgt. Erstmals 1968 nahm ich von ihm Notiz, als er von Wolfgang Weyrauch zum 1. Leonce- und Lena-Preisträger gekürt wurde; 2017 erhielt er den Alternativen Büchner-Literaturpreis.
Als sein Sammelband „Omnibus" erschien schrieb ich im August 1972 in der Zeitschrift „publikation" über ihn und seine Arbeit unter dem Titel „Der große Irrtum" allerdings:
Und es hatte alles so harmlos begonnen. Ein bekannter Herr W.W. überreichte einem bis dahin nahezu unbekannten W.W. einen Preis. Das war 1968. Der Bekannte hieß Wolfgang Weyrauch, der eher noch Unbekannte Wolf Wondratschek. Die Vergabe ereignete sich in Darmstadt, die Auszeichnung war der klitzekleine Büchner-Preis, auch Leonce- und Lena-Preis genannt.
Der 1943 im thüringischen Rudolstadt geborene Wondratschek, der später einmal sich zu einem Großmeister der Phrase entwickeln sollte, blickte nach links und auch zur Mitte, der Wind stand günstig. Deutschlands Literaturbrett sollte bald schon um ein Mosaiksteinchen reicher sein. Ein Verleger nahm den kapitalen Rotbarsch W.W. an die Angel, ein kurzes Buch mit langem Titel erschien. Literaturkritiker spendeten Lobeshymnen: W.W. packt sie alle in den Sack; W.W., das ist ja fast schon Handke, das könnte ja gut und gern ein Urgroßneffe Wittgensteins sein; W.W., der Wegbereiter einer neuen deutschen Literatur, ein Fürst der Feder, dem Erzählen und Experimentieren gleich leicht fallen.
Und W.W. machte noch ein zweites Buch mit noch längerem Titel. Und in all die Lobpreisungen kam die Androhung einer weiteren Auszeichnung: Hörspielpreis der Kriegsblinden. Der Sockel für das Monument des Frühvollendeten wuchs. In die Fülle von drei Hörspielen platzte die Nachricht: W.W. arbeitet an einem neuen Buch, dessen Titel in keinem Verhältnis zur Länge (oder besser: dicke?) des Bandes steht: „Omnibus", von einem für alle. Nun liegt es vor. Prachtvoll im Einband, schlicht im Innern. Der junge, progressive, erfolgversprechende, dynamische W.W., die Stimme der Jugend, der Reinhard Mey der neuen deutschen Literatur, hat wieder einmal zugeschlagen.
Ehe er sich vollends ins Lager der Markenartikel hinübergeschmuggelt hat, ist es an der Zeit, einmal darüber nachzudenken: W.W., wer ist das eigentlich? W.W., was macht der eigentlich? W.W. wird nächstes Jahr dreißig. W.W. schreibt Gedichte, Prosa, Texte, Filmskripte, Hörspiele. W.W. lässt Wörter auf der Zunge zergehen, schieb sie hin und her, kaut sie wieder. W.W. schachtelhubert, handkelt, schwittert. Und W.W. ist bereits so weit, dass er sich selbst plagiiert. W.W. entdeckt sich Satz für Satz. Und Satz für Satz entdeckt er die Sprache für sich. W.W. hatte sich vorgenommen, Gesellschaftskritisches in seinen Texten weiterzutragen. Heute schreibt er lieber: „Es geht eben nichts über das Gefühl, kein Schriftsteller zu sein". Oder über eine seiner Arbeiten: „Unbrauchbarer Text". W.W. sichert sich ab. W.W. hat Angst, man könne ihm vielleicht doch noch auf die Schliche kommen, nachdem man ihm schon auf den Leim gegangen ist. W.W. meint, wenn er schreibe „eine Rasierklinge nehmen und die ganze Sache ist geritzt", dann sei sie es auch.
W.W. scheint ein großer Irrtum zu sein, wie sein Buch „Omnibus", das nicht „für alle", sondern nur für ein paar verbliebene W.W.-Fans Erfreuliches verbirgt. „Omnibus" – das sollte nicht verschwiegen werden – ist so etwas wie ein Reader, bringt all das, was W.W. in der letzten Zeit von sich gegeben hat. „Omnibus" ist nur noch mit Nachlass-Bänden ähnlich bedeutender Meister vergleichbar.

Carmen oder Bin ich das Arschloch der achtziger Jahre; Diogenes



Warum müssen Lehrer auch noch Bücher schreiben?



Der mit der Tiger-Ente tanzen kann: Erzähler und Illustrator Janosch (mehr über ihn auf Seite 274)

„Es war einmal...". So sollen bekanntlich ja alle Märchen anfangen. Dass die allermeisten schon immer ganz anders begonnen haben (und kaum noch mit „Und wenn sie nicht gestorben sind..." enden), weiß, wer mit Kinderbüchern groß geworden ist. Und auch, dass die modernen „Märchen" immer weniger mit Traumwelten, dafür immer mehr mit der Wirklichkeit zu tun haben, in der wir alle leben.

„Es wird schwierig sein", hat der als Autor wie Übersetzer gleichermaßen geschätzte Hans-Georg Noack einmal formuliert, „irgendeinen Aspekt des heutigen gesellschaftlichen Lebens zu finden, der nicht auch in der Kinder- und Jugendliteratur seinen Niederschlag gefunden hätte". Kinderbücher sprechen also „Klartext". Können sie deshalb ein Spiegel sein für uns alle, die (Vor)Leser? Welche Probleme, welchen Zeitgeist halten sie fest? Eine spannend erscheinende Fragestellung. Die Antworten darauf lassen sich Jahr für Jahr in mehreren tausend diesbezüglichen Neuerscheinungen finden. Und für den, der ganz sicher sein möchte: in jenen Büchern, die alljährlich mit dem Deutschen Kinderbuchpreis ausgezeichnet werden. Sie stellen das Beste eines Jahrgangs dar, so zumindest befunden von einer fachkundigen Jury, der übrigens nicht nur Erwachsene, sondern auch junge Leser angehören.
Eine solche junge, bücher-vernarrte Leserin hat auch an der Auswahl zu der in diesem Lesebuch versammelten Geschichten, die allesamt von Autoren stammen, die mit dem Deutschen Kinderbuchpreis ausgezeichnet worden sind, maßgeblichen Anteil: Meine Tochter Katrin, Jahrgang 1976. Kein Text hat Aufnahme gefunden, der nicht ihre und meine Zustimmung gefunden hätte…
Diese Sammlung beginnt mit einer Passage aus dem 1990 preisgekrönten Kinderbuch „Rennschwein Rudi Rüssel" von Uwe Timm und endet mit einem Kapitel aus Michael Endes 1961 ausgezeichneten Titel „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer". Anstelle eines Nachworts ist ein Gespräch mit Christine Nöstlinger zu finden (1973 ebenfalls Deutsche Kinderbuch-Preisträgerin), die über sich und ihre Arbeit Auskunft gibt. Das 1983 geführte Interview wurde seinerzeit in der hier vorliegenden Form von der Schriftstellerin autorisiert…

Auszug aus meinem Vorwort zu dem 1991 im Lentz Verlag erschienenen Buch „Ausgezeichneter Lesespaß. Die schönsten Geschichten Deutscher Kinderbuch-Preisträger".

Ingeborg Beyer (Jg. 1927) war - nach Aussagen ihres Lektors - eine Autorin, „deren historische, politische, sozial- und zeitkritische Thematik junge Leser beunruhigt und zu eigener Stellungnahme herausfordert". Anlass für mich, ihr ein paar Fragen zu stellen:

Frau Bayer, wer Ihre letzten drei bei Arena erschienenen Bücher vor Augen hat, eine Art „Wiedergutmachungs"-Trilogie, ist geneigt, Sie als politische Romanautorin festzulegen.

Ingeborg Bayer: *Wenn Sie von mir ein politisches Profil zeichnen wollen, dann dürfen Sie nicht bei den drei letzten Büchern beginnen oder haltmachen, sondern müssen viel weiter zurück in meiner Bio(biblio)graphie gehen. Bis zu einer Erzählung aus dem Jahre 1960, die zur Woche der Brüderlichkeit im Südwestfunk gesendet wurde. Das war damals eine Reihe, die versuchte, Brücken zu bauen zwischen Juden und Christen, Vergangenheit darzustellen, nicht unbedingt zu bewältigen.*

Sie schreiben aus Betroffenheit?

Ingeborg Bayer: *Ich bin betroffen aufgrund meiner Biographie. Ich gehöre zu den Kindern und Jugendlichen, die das „3. Reich" miterlebt haben.*

Auf welcher Seite?

Ingeborg Bayer: Nicht auf der Seite des Widerstandes. Ich gehöre zu den Millionen, die im System integriert waren, die all das glaubten, was man ihnen erzählte, und die so gut wie nichts hinterfragten.

Sie sind also betroffen, aber nicht verfolgt gewesen?

Ingeborg Bayer: *Wir, die wir damals Kinder waren, haben die Verpflichtung, den Jugendlichen von heute zu erzählen, wie so ein System funktioniert hat...*

Ingeborg Bayer wurde für ihren im Arena-Verlag erschienenen Roman „Zeit für die Hora" mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet.

Achim Bröger (Jg. 1944) wurde am 3. November 1987 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Und genau an diesem Tag erschien u.a. in der Saarbrücker Zeitung mein Gespräch mit ihm:
In einer Feierstunde werden heute im Tübinger Rathaus die Deutschen Jugendliteraturpreise überreicht. Neben David McKee, Inger Edelfeldt, Huynh Quang Nhuong und Charlotte Kerner gehört auch der in Braunschweig lebende Achim Bröger zu den Preisträgern. Er erhält die Auszeichnung für sein Kinderbuch „Oma und ich", erschienen im Verlag Nagel & Kimche.

Herr Bröger, was glauben Sie, bewirkt eine solche Auszeichnung bei Ihnen? Bei Ihren Verlegern? Bei Ihren Lesern?

Bröger: *Ich habe erst allmählich angefangen, mich zu freuen. Diese Freude ist gewachsen durch die Reaktionen von Lesern und Kollegen. Dann hat der Preis bewirkt, dass das Buch natürlich stärker gefragt ist. Aber es gibt einige Buchhändler, die tippen mir auf die Schulter und sagen: Wissen Sie, ich habe das Buch auch vorher schon gerne verkauft.*

Das Klagelied ist nicht neu. Die Kinder- und Jugendliteratur ist ein Stiefkind der Medien. Wie hört sich denn Ihre Klage an?

Bröger: *Wohl so, wie die Klage der meisten. Wir wünschen uns schon, dass das Kinder- und Jugendbuch seinem Stellenwert entsprechend in den Medien behandelt würde. Und der Stellenwert ist hoch. Ich habe den Eindruck, dass dieser auch in den Medien oft klagend ausgestoßene Satz „Kinder lesen heute kaum noch" sowieso nicht stimmt. Das Leseverhalten der Kinder hat aber auch etwas mit der Vermittlung von Büchern zu tun. Würden die Medien ihr Desinteresse an Kinder- und Jugendliteratur aufgeben, würde es sicher noch leichter fallen, Kinder für Bücher zu interessieren....*

Mein 24. Dezember; Arena

Michael Ende (Jg. 1929) lernte ich ausgerechnet nach der Aufzeichnung von Hans-Joachim Kulenkampffs letzter Folge von „Kulis Buchclub" persönlich kennen, die RTLplus 1991 ausstrahlte. York Seewald, damals PR-Mann der Bertelsmann Buchclubs, hatte Teilnehmer der Sendung und Gäste zu einer Art Abschiedsempfang in Münchens Nobelhotel „Bayerischer Hof" eingeladen.
Für die Saarbrücker Zeitung hatte ich am 7. April 1982 schon einen Artikel geschrieben, der unter der Überschrift „Erst lehnten ihn Verlage ab – Ein Jugendbuchautor schreibt Bestseller" erschien.
Zwei Jahre später: Ein wenig stolz war ich schon, als ich Michael Ende 1984 für die Teilnahme an der Anthologie „Die schönsten Geschichten deutscher Jugendbuch-Preisträger" gewinnen konnte, die im Delphin Verlag erschien.
In der Einleitung zu seinem Text schrieb ich u.a.: „Michael Ende, in Garmisch-Partenkirchen geboren, wirkt zunächst – nach gründlicher Ausbildung – als Schauspieler an verschiedenen Provinzbühnen. Ab 1954 entschloss er sich dann, als freier Schriftsteller zu arbeiten. Den ganz großen Erfolg erzielte er schließlich Anfang der 80er Jahre mit der „Unendlichen Geschichte"… Für sein Buch „Momo oder Die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte" erhielt er 1974 den Deutschen Jugendbuchpreis…".

Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer; Thienemann

Klas Ewert Everwyn (Jg. 1930) war gerade für den Roman „Für fremde Kaiser und kein Vaterland" mit dem Deutschen Jugendsachbuchpreis 1986 ausgezeichnet worden, als wir uns zum Interview trafen, das unter der Überschrift „Ich war schon immer Partei" u.a. am 16. August 1986 im Vorwärts veröffentlicht wurde. Daraus hier zwei Fragen nebst Antworten:

Klas Ewert Everwyn – nicht jeder verbindet mit dem Autorennamen auf Anhieb das, was wesentlich ist. Nicht jeder denkt dabei gleich an das ehemalige Mitglied der Gruppe 61, an den Hörspielautor, den Anthologisten usw. Wer ist Klas Ewert Everwyn? Wo sieht er selbst seine schriftstellerischen Stärken, Schwerpunkte?

Everwyn: *Ich sehe mich zunächst einmal einfach als Geschichtenerzähler. Dazu gehört sicher auch Erfahrung. Mit 14 schon war ich Soldat, dann landwirtschaftlicher Arbeiter. Ich habe sehr viel mit Leuten zu tun gehabt, die ganz unten sind. Ich war auch bei der Polizei. Dann städtischer Beamter, Leiter eines Sportamtes, in der Schulverwaltung. Bis ich sehr viel Ärger wegen meiner Rundfunkarbeit bekam in Düsseldorf. Da hat man mich zur Müllabfuhr versetzt. Wenn auch nicht zum rollenden Personal, so doch in die Verwaltung. Und dann bin ich schließlich – das war der absolute Tiefpunkt meiner Karriere als städtischer Beamter – bei der Bußgeldstelle gelandet.*

Sie ergreifen in Ihren Büchern Partei für den sprichwörtlich kleinen Mann, stellen die Probleme von Unterdrückten, an der Gesellschaft Leidenden dar. Wie würden Sie selbst Ihren literarischen Ansatz, Ihr schriftstellerisches Engagement umschreiben?

Everwyn: *Zunächst einmal gehöre ich selbst dazu. Ich bin selbst ein Erleidender, Erduldender gewesen. Wenn das auch im Beamtendasein war. Ich habe dieses Engagement immer als etwas sehr Persönliches verstanden. Ich brauche mich gar nicht sehr anzustrengen. Ich war schon Partei. Ich habe versucht, Geschichten in Geschichte umzusetzen und umgekehrt. Ich betrachte mich als Erzähler von interessanten, sehr notwendigen Geschichten...*

Der Dormagener Störfall von 1996. Eine Legende; Scheyring Verlag

Ursula Fuchs (Jg. 1933) lernte ich beim monatlichen Treffen des Darmstädter Literaturstammtischs kennen. Sie war gelernte Sekretärin und begann 1971 mit dem Schreiben. In der für das Darmstädter Echo entwickelten Reihe „Aus der Literatur-Werkstatt" konnte ich sie Ende der 80er Jahre vorstellen und erfuhr u.a.:
Den Anlass, Autorin (und zudem 1979 auch noch Deutsche Jugendbuch-Preisträgerin) zu werden, beschreibt sie selbst so: „Eigentlich brachten mich meine eigenen Kinder dazu. Ich habe ihnen praktisch jeden Abend vorgelesen und bin so zur neuen Kinderliteratur gekommen. Und irgendwann war der Schritt nicht mehr weit, sich zunächst selber Geschichten auszudenken und diese natürlich auch niederzuschreiben." 1974 erschien auf diese Weise ihr erstes Buch „Die Vogelscheuche im Kirschbaum".
Mittlerweile sind daraus 15 geworden (das allerneueste „Charlotte. Einfach nur Charlotte" ist kurz vor der Buchmesse in ihrem „Hausverlag" Anrich erschienen). Dazu kommen zahlreiche Übersetzungen ins Englische, Japanische, Dänische und sogar Finnische (wo der mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnete Titel „Emma oder die unruhige Zeit" beim Verlag Weilin & Göös in Helsinki als „Julia ja sota" veröffentlicht worden ist).
In dem Buch „Emma" versuchte Ursula Fuchs die unmittelbaren Folgen des Zweiten Weltkriegs aus der Sicht eines kleinen Mädchens darzustellen. Und an einem „Emma"-Nachfolgeband arbeitet sie derzeit auch. „Was ist aus Emma geworden, als der Krieg zu Ende war?" würden sie immer wieder Kinder, junge Leser und Zuhörer fragen. Ja, was ist aus ihr geworden? Die Geschichte sei noch nicht über die Eingangsphase hinaus gewachsen: „Den roten Faden habe ich zwar schon, aber ich lasse mich selbst überraschen von den Figuren, die da dann auftauchen und wichtig werden...".

Das macht man aber nicht; Georg Bitter Verlag

Isolde Heyne (Jg. 1931) wurde 1985 für ihre Veröffentlichung „Treffpunkt Weltzeituhr" (Arena Verlag) mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet – und war zum Gespräch bereit.
In der DDR war sie – ehe sie 1979 in die Bundesrepublik wechselte – als Autorin und Journalistin tätig und erhielt für ihr Jugendbuch „Tschaske Wolkenstein" den „Preis des Ministeriums für Kultur der DDR". Im Westen hatte sie dann bereits sieben Bücher veröffentlicht, beim ZDF-Kinderprogramm „Löwenzahn" mitgearbeitet, den Preis der ZDF-Leseratten sowie den Stadtschreiber-Posten in Soltau erhalten. Ich fragte sie seinerzeit u.a. „nach Unterschieden im Literaturbetrieb hüben wie drüben" sowie nach ihren Plänen.

Frau Heyne, Sie erhalten den Deutschen Jugendbuchpreis 1985. Wie haben Sie reagiert, als diese Nachricht Sie erreichte?

Heyne: *Natürlich habe ich mich sehr darüber gefreut. Denn ein solcher Preis ist Anerkennung und Bestätigung dafür, dass man sich mit seiner Arbeit auf dem richtigen Weg befindet.*

Vor Ihrem Wechsel in die Bundesrepublik waren Sie eine bei DDR-Verlagen, bei Rundfunk, Fernsehen und Theater oft beschäftigte Mitarbeiterin...

Heyne: *Sie formulieren das etwas schmeichelhaft.*

Was war für Sie der entscheidende Grund, letztlich Anlass, Heimat und vor allen Dingen Freunde in der DDR zu verlassen und hier im Westen einen Neuanfang zu wagen?

Heyne: *Diese ganze Übersiedlung, das Weggehen war für mich keine Sensation. Zumindest keine, die für Zeitungen interessant gewesen wäre. Ich habe eine Entscheidung für mich persönlich getroffen. Ich habe immer mehr gespürt, dass mir in meiner Themenwahl, bei meiner literarischen wie auch journalistischen Arbeit Grenzen gesetzt wurden. Hauptsächlich, wenn es sich um aktuelle Themen, um „heiße Eisen" handelte. Dann wurden an Veröffentlichungen Forderungen geknüpft, die ich einfach nicht mehr akzeptieren konnte. Umarbeiten, immer wieder umarbeiten nach Wünschen und Vorstellungen von Leuten, die an maßgeblichen Stellen bei Verlagen und Zeitschriften saßen, aber auch durch Kulturfunktionäre von Partei und Staat. Das hält man auf Dauer nicht durch. Hierzulande habe ich schon von der Themenwahl her mehr Spielraum als drüben. Ich kann schreiben, was ich will. Nur gut muss es sein – wenn es gedruckt werden soll. Das allein hat in der DDR noch nicht ausgereicht.*

...und keiner hat mich gefragt; Arena Verlag

Janosch (Jg. 1931) hieß mit bürgerlichem Namen Horst Eckert und hatte die grandiose Idee, wenn ich ein Interview mit ihm führen und ihn gewissermaßen hautnah erleben wolle in seiner kreativen Umgebung, dann wäre es wohl am sinnvollsten, wenn ich ihn auf seiner Insel besuche – die irgendwo zwischen meiner Redaktionsstube und Panama liegen müsse. Aber wo genau liegt dieses Eiland (die genaue Anschrift lautete: Palm Mar, Av. Arenita 221, San Miguel de Abona, Tenerife isl. can./Spanien)? Und wer sollte mir, dem freien Journalisten, die Reisekosten erstatten? Ich schlug vor, dass es wohl sinnvoller sei, wenn er mich besuche. Ein eher glücklicher Umstand führte uns dann jedoch im Oktober 1984 anlässlich der Frankfurter Buchmesse auf einem Sofa im Hotel Frankfurter Hof zusammen.

Herr Janosch, warum sind Sie auf eine Insel geflüchtet?

Janosch: *Erstens wegen der Sonne. Und zweitens dachte ich, ich leb nicht mehr lange. Höchstens noch 70 Jahre. Und die wollte ich schön verbringen.*

Der Zeichner, der Maler, der Illustrator Janosch steht auf der einen Seite, auf der anderen gibt es den Erzähler, auch den Romanautor. Wie kommt man mit gleich zwei solchen Begabungen auf einmal zurecht?

Janosch: *Ich halte das für keine Begabung. Das, was ich mache, kann jeder. Jeder, der fünf Stunden am Tag regelmäßig arbeitet und das fünf Jahre durchhält.*

Womit erklären Sie sich Ihren Erfolg?

Janosch: *Einmal ging mir so eine Art Licht auf. Wenn ein Schriftsteller sagen will, in der Mitte des Raumes stand ein Tisch, über dem hing eine Lampe. Dann schauen Sie mal, was dabei alles rauskommt. Das wissen Sie am Ende nicht, was eigentlich gesagt werden sollte. Warum sagt man nicht einfach: in der Mitte des Raumes stand ein Tisch und darüber hing eine Lampe. Und genau das ist mein Rezept.*

Haben Sie denn auf Ihrer Insel all das, was Sie zum Leben und Arbeiten brauchen?

Janosch: *Es ist auszuhalten. Ich lieg´ den ganzen Tag in der Hängematte, brauche keine Heizung instandzuhalten, das Haus nicht zu fegen. Ich hab´ es abschüssig gebaut. Muss ich es einmal mit Wasser wischen, dann läuft dieses von allein hinaus....*

Oh, wie schön ist Panama; Beltz & Gelberg.

Klaus Kordon (Jg. 1943) erreichte ich am Telefon, als ich davon erfuhr, dass er am 16. November 1995 im Rahmen der Oldenburger Kinder- und Jugendbuchmesse mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis (Sparte Sachbuch) ausgezeichnet werden sollte. Und so entstand ein Interview der für mich etwas ungewohnten Art, das so begann:
„Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen", hat er über sich und seine Schreibmotivation einmal geäußert, „wie sollen wir wissen, wohin wir gehen". Klaus Kordon, im Berliner Nordosten geboren, zumindest weiß, wohin sein Weg führt. Er erhält eine besondere Auszeichnung für seine bei Beltz & Gelberg erschienene Biographie „Die Zeit ist kaputt. Die Lebensgeschichte des Erich Kästner". Kordon, Autor von mittlerweile rund 40 Büchern, hat eine ereignisreiche Wegstrecke bereits hinter sich: Aufgewachsen in Kinder- und Jugendheimen der DDR, kam er mit dem System in Konflikt und wechselte seinerzeit – nach einjähriger politischer Haft – in die BRD.

Herr Kordon, eine Fachzeitschrift hat Ihre Art zu schreiben einmal als „poetisch, spannend, aktuell" bezeichnet. Sie selbst haben von sich gesagt und geschrieben: „Ich bin ein Geschichtenerzähler". Und dennoch erhalten Sie „nur" den Deutschen Jugend-Sachbuchpreis. Wie das?

Kordon: *Das ausgezeichnete Buch ist nun mal eine Biographie, und die fällt unter die Rubrik Sachbuch. Ansonsten bekomme ich auch gerne mal einen Sachbuch-Preis, nachdem ich für meine Romane und Erzählungen in den vergangenen Jahren etliche Literaturpreise – zwei in Holland, zweimal den Zürcher Jugendbuchpreis, voriges Jahr den Buxtehuder Bullen – erhalten habe.*

Ausgezeichnet werden Sie diesmal für eine Erich-Kästner-Biographie. Was hat Sie an diesem Schriftsteller so fasziniert?

Kordon: *Kästner, 1899 geboren und 1974 gestorben, ist ein Mann unseres Jahrhunderts. Gereizt hat mich, die Zeit darzustellen, in der dieses Leben gelebt wurde. Schließlich aber auch der Autor Kästner, der für Kinder meistens sehr gemütvoll und herzerwärmend geschrieben hat, und für Erwachsene sehr scharf und satirisch, sehr bissig. Hinzu kommt noch Kästner als Journalist sowie als Theaterautor. Mir ist bei der Arbeit klargeworden, dass Kästners Schicksal ein typisch deutsches Schicksal war.*

Ein Jugendbuchautor, der entdeckt, dass Kästner mehr ist als nur der Autor von „Emil und die Detektive"?

Kordon: *Richtig. Beim Durchblättern seiner Texte ist erkennbar, dass er vieles gesagt hat, was auch heute noch gültig ist. So hat er beispielsweise schon 1946 über die Ausch-*

witz-Lüge geschrieben, weil damals bereits Leute behaupteten, das alles – KZ und Gaskammern – sei überhaupt nicht möglich gewesen. Und mit solchen Ewiggestrigen haben wir es ja auch heute noch zu tun.

Sie erzählen, so liest man in Kritiken immer wieder, „Geschichten von unten". Das hört sich an, als seien Sie so etwas wie ein Wallraff für Jugendliche.

Kordon: *„Geschichte von unten" ist natürlich ein Schlagwort, weil es offensichtlich früher immer so war, dass Geschichte „von oben" erzählt wurde. Also immer aus der Sicht der Generäle, der Könige, der Kaiser, der Herrschenden. Ich finde Geschichte nur „von unten" interessant. Ich möchte immer über die schreiben, die unter dem, was die da oben machen, am meisten leiden mussten oder noch leiden müssen. Da möchte ich ein bisschen Sprachrohr sein und den zukünftigen Erwachsenen zeigen, dass man sich wehren kann und muss...*

Hundert Jahre & ein Sommer; Beltz & Gelberg

James Krüss (Jg. 1926) erlebte ich hautnah bei einer privaten Lesung, zu der Klaus Doderer, Prof. und Direktor des Frankfurter Instituts für Jugendbuchforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität, in sein Darmstädter Heim eingeladen hatte. Und wie so oft bei solchen Gelegenheiten, nutzte ich am Rande der Veranstaltung die Zeit für ein Interview:
Eine eigene Statistik führt er nicht. Das besorgen andere für ihn. Und die haben ermittelt, dass seine über 170 Bücher, einschließlich der Bilderbücher, bislang – übersetzt in 37 Sprachen – in einer Gesamtauflage von 17 Millionen Exemplaren verbreitet sind. Sein Name brachte jahrzehntelang nicht nur Kinderaugen zum Glänzen. Die Rede ist von James Krüss, auf der Insel Helgoland geboren und seit 1966 auf Gran Canaria zuhause. Mit gerade zehn Jahren „gründete" er seine erste Zeitschrift mit Namen „Die Kneifzange". Mit 20 veröffentlichte der Hamburger Parus Verlag sein erstes Buch „Der goldene Faden". Mit 24 machte er die Bekanntschaft von Erich Kästner, der ihm „Talent, Glück und Fleiß" bescheinigte. Zweimal erhielt er (1960 und 1964) den Deutschen Jugendbuchpreis, und nicht nur mit „Henriette Bimmelbahn" oder mit „Timm Thaler oder das verkaufte Lachen" schrieb er sich in die Herzen von Generationen. Derzeit arbeitet er an einer Art Autobiographie, die den Titel „Der Harmlos" trägt, etwa 2.000 Seiten insgesamt umfassen soll und etappenweise erscheinen wird. Darüber und über anderes konnte ich mit ihm sprechen. Das Ergebnis war nachzulesen u.a. in der März-Ausgabe 1988 des Düsseldorfer Fachmagazins BuchMarkt.

Herr Krüss, sicher sind es die uralten, immer wieder gestellten Fragen: die Einen schreiben über ihre unmittelbare Umwelt, bilden diese und sich selbst darin ab. Andere holen die Probleme reihum in ihre überschaubare Welt und lassen den Leser am eigenen Innen- und Seelenleben teilnehmen. Wieder andere kombinieren diese und andere Varianten, experimentieren. Was passiert bei Ihnen, wenn Sie schreiben? Wie bewusst ist Ihnen der Schreibvorgang?

Krüss: *Ich weiß nur, ich arbeite mit dem Material Sprache. Worüber manche Autoren sich nicht im Klaren sind. Ich knete es und kann damit, wenn ich will, auch Nonsens produzieren – oder über mir ferne Dinge schreiben, z.B. im Märchenton. Wenn ich aber über etwas schreibe, was ich selbst erlebt habe, wähle ich einen anderen Ton.*

Ihre Geschichten sind von der Konstruktion her alles andere als einfach. Dies durch Wiederholungen, Einschübe. Wie entstehen denn diese Geschichten? An einem Stück?

Krüss: *In wochenlanger oder monatelanger Arbeit. Es kommt auch vor, wenn ich Geschichten für Kinder schreibe, dass ich in einem Zug durchschreibe. Aber dann brauche ich lange, um das zu verbessern. Ich schreibe sehr langsam und oft in vielen Fassungen.*

Weniger Leser, aber des Öfteren doch Kritiker versuchen, ein Buch, das jeweils neueste, aus der – ich will einmal sagen – Gesamtselbstfindung, und das ist ja Schreiben mehr oder weniger, eines Autors herauszulösen, es einzeln zu bewerten, zu beurteilen. Dabei ist meines Erachtens jede neue Äußerung, jede fertiggestellte Arbeit nichts anderes als ein weiteres Mosaiksteinchen, das letztlich ein Leben, einen Autor, ein Gesamtwerk ausmacht. Welche Puzzlesteine fehlen noch bei Ihnen, bei James Krüss?

Krüss: *Ich sitze seit 1952 an meiner Geschichte „Der Harmlos". Zwischendurch hatte ich das Fragment immer wieder in der Hand. Das sind jetzt 35 Jahre und ein großes Stück Leben. Das muss nun eingearbeitet werden in das Mosaik...*

Der Harmlos. Frühe Jahre; Rasch und Röhring

Gudrun Pausewang (Jg. 1928) wurde gleich zweimal mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet, 1988 für ihr Buch „Die Wolke" und 2017 für ihr Lebenswerk. In der seinerzeit allmonatlich von 13 Buchhändlern, 13 Bibliothekaren und 13 Kritikern ermittelten „Bunte Hund" – Branchenliste Kinder- und Jugendbuch rangierte sie des Öfteren auf den Rängen eins bis drei. In ihrer Vita war u.a. zu lesen, dass sie im ostböhmischen Wichstadtl geboren wurde, in Wiesbaden Abitur machte und als Lehrerin arbeitete, ehe sie für zwölf Jahre als pädagogische

Kraft an deutschen Auslandsschulen in Chile, Venezuela und Kolumbien unterrichtete. 1972 kehrte sie als Grundschul-Lehrerin zurück nach Deutschland und hatte eine Stelle im osthessischen Schlitz, wo ich sie besuchen durfte. Sie zählte – nicht zuletzt wegen ihres sogar ins Japanische übersetzten Romans „Die letzten Kinder von Schewenborn" – zu den international bekanntesten Deutschen Jugendbuchautoren.

Frau Pausewang, wer Ihren an Erlebtem oder gar Abenteuern alles anders als armen Lebenslauf sich etwas näher betrachtet, für den ist kaum verwunderlich: Diese Frau hat etwas zu erzählen und musste über kurz oder lang Autorin werden. Was war letztlich das schreib-auslösende Moment?

Gudrun Pausewang: *Das war der Kontinent Süd-Amerika. Ich habe mir schon als Pennälerin gewünscht, einmal dorthin zu kommen. Ich erinnere mich noch genau an Geschichtsunterrichts-Stunden, in denen unser Lehrer uns von der Eroberung Süd-Amerikas durch die Spanier erzählte. Dieser Kontinent und seine Geschichte(n) haben mich schon damals so gefesselt, dass ich nach dem Krieg meine ganze Ausbildung darauf ausgerichtet habe, einmal dorthin zu kommen.*

Wenn man liest, dass Ihre Bücher nicht nur ins Englische und Französische, sondern sogar ins Japanische übersetzt worden sind, dann ist die Frage sicher nicht abwegig: Denken Sie gelegentlich darüber nach, was Ihre Bücher bewirken (können)?

Gudrun Pausewang: *Natürlich. Ich bin froh und dankbar, dass ich auf diese Weise meinen Beitrag zum Verständnis der Dritte-Welt-Probleme und zur Friedenserziehung leisten und der internationalen Friedensbewegung beistehen kann. Besonders freut mich der Erfolg meines „Schewenborn"-Buches in Japan, wo bisher über 100.000 Exemplare verkauft wurden. Die Idee, die Hiroshima-Katastrophe sozusagen prophylaktisch in unser Land zu projizieren, kam mir 1981 bei der Lektüre der Augenzeugenberichte von Hiroshima-Kindern. Das Echo meines Versuchs hallt nun nach Japan zurück – als Beweis, dass die europäische Jugend das Schicksal Hiroshimas als Warnung begriffen hat....*

Ich gebe nicht auf; Burckhardthaus-Laetare Verlag

Iva Procházková (Jg. 1953) musste 1983 aus der CSSR fliehen, hatte einen österreichischen Pass und lebte mit ihrer Familie in Bremen – als sie die Nachricht erreichte, dass ihr bei Beltz & Gelberg erschienenes Kinderbuch „Die Zeit der geheimen Wünsche" am 7. November 1989 in der Bonner Beethovenhalle mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet werde. Ich konnte vorab mit ihr sprechen.

Frau Procházková, Sie haben zwar – so der Verlag – „ein poetisches, fröhliches Buch" geschrieben, aber der zeitgeschichtlich-politische Bezug dieser in Prag spielenden Geschichte lässt sich nicht übersehen. Um was geht es – in Kürze – in diesem Buch?

Iva Procházková: *Vor allem geht es ums Heranwachsen. Die Hauptheldin Kapka begegnet jeden Tag Menschen und Problemen. Wenn ein junger Mensch in einem unfreien Land heranwächst, wenn er sehr früh nicht nur mit den üblichen, individuellen und persönlichen Schwierigkeiten konfrontiert wird, sondern auch mit denen, die die ganze Gesellschaft betreffen, kann er ziemlich bald etwas verlieren – zum Beispiel die jugendliche Naivität.*

Was empfinden Sie, wenn Sie tagtäglich in den Medien von den dramatischen Entwicklungen in Osteuropa, in Polen, Ungarn, der DDR lesen, sehen oder hören – wenn die Wirklichkeit einmal mehr die Phantasie zu überholen scheint?

Iva Procházková: *Die Phantasie der Menschen in den totalitären Regimen ist ganz besonders entwickelt – sehr oft muss sie nämlich als die einzige Triebkraft fürs Überleben dienen. Trotzdem empfinde ich selbstverständlich die jüngste Entwicklung in Osteuropa als sehr positiv. Es wird wahrscheinlich noch längere Zeit brauchen, bis sich zeigt, wohin all die Bewegungen zielen (Westeuropa kann hier als ein Muster dienen, nicht jedoch die Rolle des einzigen möglichen Vorbildes übernehmen). Eines ist aber schon jetzt sicher: Die Tore werden geöffnet, es beginnt in Osteuropa ein frischer Wind zu wehen, man liest, sieht, hört Sachen und Autoren, die noch gestern verboten waren. Allerdings – jede Geburt ist schwer. Trotzdem glaube ich, dass wir noch Veränderungen erleben werden, die unsere Phantasie übersteigen....*

Wir treffen uns wenn alle weg sind; Fischer Sauerländer

Tilman Röhrig (Jg. 1945) zählte zum Kreis jener, die mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurden. Grund genug, mit ihm (dem gelernten Schauspieler, Autor von Hörspielen und Drehbüchern und zudem Regisseur) im September 1984 über seine Arbeit zu sprechen:

Herr Röhrig, in Doderers „Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur" ist über Sie vermerkt: „Röhrig bevorzugt den Appell an die Gefühlswelt und verzichtet weitgehend auf die Möglichkeiten rationaler Problembewältigung...".

Röhrig: *Es ist nicht so, dass ich mich auf die Gefühlswelt zurückziehe. Ich möchte gerne die Ratio aktivieren durch eine „emotionale Berührung". Denn erst dann wird Denken zu einer konstruktiven Angelegenheit. Ich lasse mich weder in die eine noch in die andere Ecke drängen, etwa derart: Der schreibt halt nur über Gefühle oder der schreibt einzig übers Denken. Ich möchte gerne, dass Gefühl und Gedanken wirklich ineinander verwoben sind und das eine aus dem anderen sich ergibt. Für den Leser bringt das sicher eine weitere Erfahrung mit sich....*

Mit Hannibal über die Alpen; Arena TB

Uwe Timm (Jg. 1940) war zehn Jahre lang Mitherausgeber der „Autoren-Edition" bei Bertelsmann und (mir) vor allem als Romancier, Hörspiel- und Drehbuchautor bekannt. Aber dann erhielt er – etwas überraschend – den Deutschen Kinderbuchpreis. Und so ergab sich im Herbst 1990 die Gelegenheit zu einem Interview, das ich unter der Überschrift „Erfolgsrezepte von der kleinen Tochter" veröffentlichte:

Herr Dr. Timm, wäre Ihnen, der Sie (auch) eine ganze Reihe sogenannter Erwachsenenbücher geschrieben haben, z.B. der Bremer Literaturpreis nicht wichtiger (gewesen) als der Deutsche Kinderbuchpreis?

Dr. Timm: *Natürlich habe ich mehrere Romane geschrieben und – so gesehen – würde ich mich auch sehr über den Bremer Literaturpreis oder einen anderen freuen. Aber ich habe auch drei Kinderbücher verfasst, und vielleicht werde ich auch noch ein viertes schreiben. Es dann aber damit bewenden lassen.*

Für Ihre junge Fan-Gemeinde keine allzu rosigen Aussichten.

Dr. Timm: *Mag sein, aber man muss seine Lebenszeit einteilen. Ich habe die Kinderbücher ja zunächst für meine Kinder geschrieben. Ohne sie wäre ich wohl nie zu diesem Genre gekommen. Und zwar nicht, weil ich das Schreiben von Kinderbüchern für weniger wichtig halte, sondern weil mir die Motivation, der Anstoß gefehlt hätte.*

Wann, wo und wie entstand eigentlich die preisgekrönte Geschichte vom Rennschwein Rudi Rüssel?

Dr. Timm: *Wir sind einmal auf einem Bauernhof gewesen, da war ein Ferkel, und meine kleine Tochter wünschte sich – wie jedes Kind – ein Tier. Wir sahen dieses Schwein, und ich dachte: Was würde passieren, wenn man es uns einfach schenkte, wir es mit nach Hause nähmen und es nicht wieder loswürden? Aus dieser sehr familiären Situation ist dieses Buch entstanden. Und zunächst habe ich diese Geschichte abends meiner Tochter erzählt....*

Die Entdeckung der Currywurst; Kiepenheuer & Witsch

F. K. (Friedrich Karl) Waechter (Jg. 1937) hatte nicht nur mit dem „Teufelchen" das Markenzeichen für das Satiremagazin pardon geliefert, sondern war auch einer meiner Interview-Partner, die mir bei der allmonatlichen Erstellung der „Bunte Hund"-Bestenliste (unsere Abbildung) zur Verfügung standen, die ich für den Verlag Beltz & Gelberg 32mal erarbeiten durfte. Wächter erhielt 1975 und 1999 den Deutschen Jugendbuchpreis in der Sparte Bilderbuch.

Wahrscheinlich guckt wieder kein Schwein; Diogenes

Arnulf Zitelmann (Jg. 1929) verfügte über die besondere Gabe, ein Buch – von sagen wir: 280 Seiten Umfang – nicht sinngemäß, sondern satz-, sogar wortgenau vorzutragen. Nicht etwa vorzulesen, nein, es auswendig zu rezitieren. Dabei saß er nicht auf einen Stuhl geklemmt hinter einem Tisch, er machte einen „Leseabend" zu einer Inszenierung, indem er erzählend mal hier, mal da auf der Bühne die Seiten wechselte oder sich gar unter die Zuhörer mischte. Dabei war Zitelmann alles andere als ein gelernter Schauspieler. Er hatte Theologie studiert, war zuletzt Religionslehrer an Darmstadts angesehenem Ludwig-Georgs-Gymnasium, wo humanistische Bildung mit großem Latinum, Graecum und wahlweise auch Hebraicum das Ziel war. Zitelmann war ein begnadeter Geschichtenerzähler und Beltz & Gelberg sein Hausverlag. Über dieses Weinheimer Haus hatte ich ihn auch kennengelernt. In einem „Samstagsgespräch", das u.a. am 5. Dezember 1992 in der Märkischen Oderzeitung erschien, antwortete der in Oberhausen geborene und in Ober-Ramstadt bei Darmstadt lebende Schriftsteller und Theologe auf tagesaktuelle Ereignisse:

Herr Zitelmann, was sich in Mölln, Rostock, Hoyerswerda, aber auch anderswo in Deutschland vor Asylantenheimen ereignet (hat) – wie betroffen bis ratlos macht so etwas einen Jugendbuch-Autor, der gerade zu jungen Menschen einen besonderen Kontakt haben müsste?

Zitelmann: *Zunächst eine kurze, einfache Antwort: Ich finde es völlig normal, dass es in einer demokratischen Gesellschaft als Bodensatz so etwas gibt wie Antisemitismus, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit. Aber das Schlimme daran ist, dass dieser Bodensatz heute nach oben gespült wird. Darüber gerate ich in Wut, ich schäme mich, bin empört. Und ich schaffe es nicht, mit dem Verstand nachzukommen, mir zu erklären, was da plötzlich aufbricht. Wir erleben den Protest der Leute, die zu kurz gekommen sind. Jene Leute, die wir in unserer Zwei-Drittel-Gesellschaft sowieso und im Osten nochmals abgeschrieben haben. Die spielen jetzt verrückt und bekommen genau die Aufmerksamkeit, die sie haben wollen.*

Was lässt sich gegen diesen Frust, diesen Hass tun? Autoren-Lesungen in Asylantenheimen dürften wohl kaum zu einer Lösung des Problems führen?

Zitelmann: *Die Schriftsteller wären wirklich von allen guten Geistern verlassen, wenn sie glaubten, damit ihr Pensum erledigt, ihre Pflicht getan zu haben und das Problem jetzt abhakten. Doch lassen Sie mich ein wenig weiter ausholen. Ich habe die Hoffnung, dass die Jugend heute ein bisschen resistenter ist gegen Rechtsparolen und den Neonazismus als frühere Generationen. Das deutsche Kinder- und Jugendbuch hat in den vergangenen zwanzig Jahren hier wichtige Aufklärungsarbeit geleistet durch die latente und offene Auseinandersetzung mit dem Faschismus, mit dem Gewaltradikalismus. Diese Auseinandersetzung hat als Ziel, bei den Jugendlichen mehr Ich-Stärke, mehr Autonomie, mehr Selbstbewusstsein zu schaffen.*

Sind Sie eigentlich ein Theologe, der Jugendbücher schreibt oder ein Jugendbuchautor, der Theologe ist?

Zitelmann: *Niemand weiß, wie er ans Schreiben gekommen ist. Schreiben macht einfach Spaß, so wie in der Nase bohren. Aber der Theologie verdanke ich eine ganz große Sensibilität, die dünne Haut, die Fähigkeit teilzunehmen, mich in andere Menschen hineinzuversetzen, sich mit ihnen zu freuen, aber auch mit ihnen zu leiden, die Probleme anderer Menschen zu meinen zu machen. Das alles setze ich dann in Bücher um....*

Unter Gauklern; Beltz & Gelberg

Vom Regierungs-präsidenten geehrt

Alles kommt zu dem, der warten kann: Regierungspräsident Gerold Dieke zeichnet aus (mehr über ihn auf Seite 339)

„Du warst der Ideengeber für die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage und hast dieses große regionale Ereignis gefördert und unterstützt. Deine guten Beziehungen haben uns manches Tor geöffnet und Deine Verbindungen waren für unsere Veranstaltungen sehr hilfreich“, so der Bürgermeister der Odenwaldgemeinde Reichelsheim, Gerd Lode, anlässlich einer besonderen Ehrung, die Regionalmagazin-Herausgeber W. Christian Schmitt zuteilwurde. Er erhielt aus der Hand des Regierungspräsidenten Gerold Dieke „in Anerkennung seiner besonderen Leistungen und Verdienste für die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage sowie die Erhaltung und Pflege eines Kulturgutes“ den Ehrenpreis Rhein-Main/Südhessen. Nachfolgend veröffentlichen wir die Dankesrede:

Sehr geehrter Herr Regierungspräsident, sehr geehrter Herr Landrat, sehr geehrter Herr Bürgermeister, lieber Gerd Lode, liebe Märchenfreunde aus Reichelsheim und der Region.
Preise, Auszeichnungen, Ehrungen erreichen einen meistens unvermittelt. Oftmals dann, wenn man nicht oder vielleicht auch nicht mehr damit gerechnet hat. Sie sollen überraschen. Und das ist Ihnen mit dieser Auszeichnung gelungen. Mit einer Ehrung für etwas, was für mich seinerzeit selbstverständlich war, als ich mit meiner Frau 1993 von Darmstadt nach Reichelsheim zog – nämlich die besten Seiten einer Gemeinde, einer Region, in der man sich wohlfühlen kann, zu entdecken und anderen davon Kenntnis zu geben.
Oft bin ich in der Vergangenheit immer wieder einmal darauf angesprochen worden, wie es denn seinerzeit überhaupt zu den Reichelsheimer Märchen- und Sagentagen gekommen sei. Lassen Sie es mich ganz kurz im Stenogrammstil erzählen. Zuerst die Szenerie und die Beteiligten: Ein Sommerabend, ein Garten, ein Bürgermeister, ein Journalist. Ein Einheimischer und ein aus Darmstadt Zugereister. Eine idyllische Atmosphäre bei Bier und Grillwürstchen. Zwei, die sich seit vielen Jahren kennen, die über Gott und die Welt an jenem Sommerabend reden. Auch und vor allem über Reichelsheim und die Region, die sagenhafte Landschaft hier, die Nibelungenstraße, die Siegfriedstraße, die Kriemhildstraße, die zahlreichen Siegfriedbrunnen hier in der Nähe, an denen – so versichert jeder zuständige Bürgermeister – einst Hagen den edlen Siegfried gemeuchelt haben soll. Gesprochen wird an jenem Abend auch über die Lebensqualität hier in Reichelsheim. Geredet wird über Menschen und Marketing. Darüber, was kulturell hier alles Einheimischen und Zugereisten bereits geboten wird und was man vielleicht – auch im Blick auf Touristen – noch anbieten könnte. Und plötzlich wird aus einem Gedanken eine Idee: Warum all das Sagenhafte ringsum in dieser Region nicht sichtbar, greifbar, vorzeigbar machen?
An diesem Abend wurden sie also geboren - die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage. Dass es allerdings von der Idee bis zur ersten Realisierung noch etliche Hürden zu überwinden galt – wer kennt die Problematik nicht? Doch dank der Durchsetzungskraft von Bürgermeister Gerd Lode und des Engagements von Organisationstalent Jochen Rietdorf, der auch diesen Abend wieder vorbildlich moderiert, ist diese Veranstaltung zum Markenzeichen der Gemeinde Reichelsheim und einem kulturellen Fixpunkt im gesamten Odenwald geworden. Längst spricht man von der „Märchenhauptstadt" schlechthin, und Zeitungen und Magazine aus der gesamten Republik nehmen das letzte Oktoberwochenende jeweils zum Anlass, um über den Odenwald und speziell die Märchentage in Reichelsheim zu berichten.
Und dass die Idee offensichtlich weit mehr war als nur eine Bierlaune, ist auch daraus abzulesen, dass wir in diesem Jahr bereits zu den 6. Märchenfestspielen eingeladen sind. Die Märchentage sind also zu einer festen Einrichtung geworden, zu einer Institution. Doch wie bei allem scheinbar Festgefügten erscheint es für Organisatoren wichtig, sich auch künftighin Veränderungen, Neuerungen gegenüber aufgeschlossen zu zeigen – damit nicht Routine Vorrang erhält vor Kreativität.
Ich freue mich über diese Ehrung aus der Hand des Regierungspräsidenten und danke. Ich freue mich aber auch für den Kollegen Hans-Christian Kirsch, der nicht nur zum kleinen Kreis der mit dem Wildweibchenpreis Ausgezeichneten zählt, sondern quasi als Märchenbotschafter rund ums Jahr auch Werbung zu machen versteht für diese Gemeinde und diese unverwechselbare Drei-Tage-Veranstaltung. Ich wünsche den Reichelsheimer Märchen- und Sagentagen auch für die kommenden Jahre noch viele gute Ideen und viel Erfolg.
Schön, dass ich in der Anfangszeit mit dabei sein dürfte. Ein herzliches Dankeschön Ihnen allen.

Veröffentlicht im November 2005 in „WIR. Das Regionalmagazin"

Die Preisträger

Willi Fährmann (Jg. 1921) schrieb ich im Dezember 2009: „Sehr verehrter, lieber Herr Fährmann, gut, dass es die FAZ gibt. Denn dort las ich nahezu Unglaubliches – Sie werden 80. Meine herzlichsten Glückwünsche (auch die von meiner Frau) auf diesem Wege. Und wie das so ist: Erinnerungen kommen hoch, an Begegnungen, Gespräche, Verbindendes. Es ist nicht nur die Tonscherbe, die noch immer ihren besonderen Platz in meinem Büro hat, und mit der wir einen Besuch bei Ihnen in Xanten verbinden. Welch´ ein glücklicher Mensch muss dieser Willi Fährmann sein, der in Xanten nur in seinen Garten zu gehen hat, einen kleinen Spaten zur Hand nimmt und immer wieder auf Spuren römischer Herkunft trifft. Aber auch Ihr Besuch in Reichelsheim ist nicht vergessen. Schade, dass wir uns beim 10jährigen Märchentage-Ereignis nicht mehr begegnet sind. Von Märchen hatte ich mich die letzten Jahre weitgehend verabschiedet. Nun, da sich eine Enkeltochter ankündigt, nehme ich an, dass ich in den kommenden Jahren als Märchen-Opi noch gebraucht werde…".
Oftmals sind wir uns begegnet – zu Interviews, Geburtstagen oder Veranstaltungen diverser Art. Und jedes Mal haben wir die Gelegenheit genutzt, um über Kinder- und Jugendbücher sowie die Veränderungen in dieser Buchmarkt-Sparte zu reden.
An ein Gespräch, das unter der Überschrift „Umweltbewusstsein via Kinderbuch?" am 21. September 1984 im Frankfurter Börsenblatt erschien, erinnere ich mich noch bruchstückhaft. Der Text begann mit den Zeilen: „Über viele Jahre hin wurde auch und vor allem das Genre Jugendbuch von einer Reihe von `schriftstellerischen Theoretikern` missbraucht, um eine dort angeblich vorgeführte `heile Welt` zu entlarven, zu zertrümmern und mit einer neuen, offenbar seligmachenden Ideologie zu befrachten. Dass solche `Problembücher` allenfalls bei Teilen der Kritik, nicht aber bei der jugendlichen Zielgruppe ankamen, ist bekannt. Einen ganz anderen Weg, junge Leser an die in besonderem Maße auch ökologischen Probleme unserer Zeit heranzuführen, ist jetzt der international bekannte, mit einer Vielzahl von Preisen bedachte Willi Fährmann gegangen…

Das Interview begann dann mit der Frage:

Herr Fährmann, Sie haben unlängst im Echter-Verlag ein Buch mit dem Titel „Die Vögel des Himmels – Die Fische der See" veröffentlicht, das vordergründig ein religiöses Thema für Kinder behandelt und versucht, in unserer Umwelt `Gottes Fingerabdrücke in seiner Schöpfung` - wie es in der Geschichte heißt – sichtbar zu machen. Aber handelt es sich da nicht auch um ein ökologisches Thema?

Fährmann: *Ich möchte zunächst gerne erst einmal unterscheiden zwischen religiösem und christlichem Kinderbuch. Religiöse Bücher gibt es eine ganze Reihe. Sie halten z.B. die Fragen offen nach dem, was nach dem Tod sein wird. Christliche Kinderbücher versuchen Antworten auf Sinn- und Lebensfragen aus der Sicht christlichen Glaubens... Aber um zu Ihrer Frage zu kommen: Wenn Gott im biblischen Schöpfungsbericht von der Erde und den Geschöpfen sagt: „Und er sah, dass sie gut war", dann liegt in diesem „Gut" sicher eine klare ökologische Verpflichtung, an der sich kein Christ vorbeidrücken kann....*

Willi Fährmann war auch der erste Autor, der mit dem Wildweibchen-Preis anlässlich der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage ausgezeichnet wurde. Als Mitglied der Jury durfte ich zudem die Laudatio auf Fährmann halten. Mehr noch: die Drei-Tage-Veranstaltung wurde zudem zum „Gipfeltreffen der Märchen-Experten", wie ein Foto belegt, auf dem u.a. Prof. Dr. Heinrich Pleticha (Präsident der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur), Prof. Dr. Klaus Doderer (u.a. Präsident der Erich-Kästner-Gesellschaft) sowie Willi Fährmann zu sehen sind.
Gerne erinnere ich mich zudem an eines der letzten Gespräche, das im August 1994 in Xanten stattfand, in Willi Fährmanns Heimstatt und bei dem es vor allem „um das Christliche" in seinen Büchern ging:

Herr Fährmann, wie würden Sie die Aufgabe eines christlichen Autors in heutiger Zeit in unserer multikulturellen Gesellschaft beschreiben?

Fährmann: *Ich sehe im Christentum ein nach wie vor zukunftsweisendes Wertegebäude. Es geht nicht darum, Schönfärberei zu betreiben. Wohl aber will ich mithelfen, dass der Glanz der alten Geschichten in Legenden und biblischen Erzählungen im Heute und auf unser Leben bezogen zum Leuchten kommt. In meinen Romanen und Kindererzählungen will ich darüber hinaus – modisch hin, modisch her – auch Menschen schildern, die zu ihrer Zeit und zu unserer Zeit ein Leben aus dem Glauben versuchen...*

Willi Fährmann wurde 1981 auch mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet.

Der lange Weg des Lukas B.; Arena Verlag

Cornelia Funke (Jg. 1958) saß in der ersten Reihe in der Reichenberg-Halle direkt neben mir. Sie war von Hamburg in die kleine Odenwaldgemeinde Reichelsheim gekommen, wo man ihr am 28. Oktober 2000 den Wildweibchen-Preis überreichen würde. Jahr für Jahr waren diese Verleihungen des Wildweibchenpreises (ihn erhielten u.a. Willi Fährmann, Hans-Christian Kirsch, Otfried Preußler, Paul Maar und Michail Krausnick) der Höhepunkt der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage. Nach meiner Laudatio durfte ich ihr die Trophäe überreichen. Alle im Saal sahen eine überaus bescheidene, geradezu Güte ausstrahlende Preisträgerin. (An all die Ehrungen und Auszeichnungen sowie den Medienrummel bis hin zur Verleihung des Bambi 2008 war für Cornelia Funke damals noch nicht zu denken). Auch der Deutsche Jugendbuchpreis sowie ihre Übersiedelung nach Los Angeles waren noch kein Thema, auch nicht, dass sie mit Büchern wie z.B. „Tintenherz" oder „Herr der Diebe" zu einer Art Superstar der Kinder- und Jugendbuchscene avancieren würde, die sogar die Bestseller-Listen stürmte.

Am Schluss eines Interviews fragte ich sie: „Im Reich der Fantasie – und welcher Autor bewegt sich dort nicht ab und an gerne? – sind die berühmten drei Wünsche zwar nichts Besonderes. Dennoch: Wenn Sie davon welche frei hätten – wie würden diese lauten?"

Cornelia Funke: *Wenn es auch ein paar ganz verrückte, unvernünftige Wünsche sein dürften, dann würde ich 1. Gerne auf einem Drachen fliegen, 2. einmal unsichtbar sein und 3. mir wünschen, dass mir die Geschichten erst in dem Moment ausgehen, in dem ich tot umfalle (was vielleicht der unwahrscheinlichste Wunsch ist).*

Wer wirklich alles über diese begnadete und von Schreiberfolgen reich beschenkte Autorin wissen will, der findet im Internet alles, was das Leserherz erfreut.

Die wilden Hühner; Dressler Verlag

Hans-Christian Kirsch alias Frederik Hetmann (Jg. 1934) ist mir, wenn ich auf seine weiterhin aktualisierte Website gehe, nach wie vor gegenwärtig – auch wenn er bereits im Juni 2006 gestorben ist. Er war – meiner Anregung folgend – zum „Kulturbotschafter" der

Reichelsheimer Märchen- und Sagentage ernannt worden. Dies, nachdem er 1997 dort mit dem Wildweibchen-Preis ausgezeichnet worden war. Wir trafen uns des Öfteren, sowohl in Limburg (wo er wohnte) als auch in der kleinen Odenwaldgemeinde Reichelsheim, wo ich seinerzeit wohnte. Mit Kirsch, ähnlich wie ich in Schlesien geboren, gab es fast schon so etwas wie eine landsmannschaftliche Verbundenheit. Zweimal – 1965 und 1973 – war er mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet worden und konnte mit fast 100 Buchveröffentlichungen auf ein umfangreiches schriftstellerisches Schaffen stolz sein. Zu dem Büchlein „Die Fuchsfee", in dem er eine kleine Sammlung japanischer Märchen präsentierte, konnte ich ein Vorwort beisteuern, in dem es u.a. hieß:

Dass Feen (oder sind es Elfen?) jene Wesen seien, die mit zarten Flügeln versehen und mit Blumengebinden im Haar vor allem in Waldlichtungen und Moorlandschaften sich tummeln, muss – wohl in besagter grauer Vorzeit, als aus den von Generationen zu Generationen mündlich weitergereichten Geschichten solche wurden, die man niederschrieb und fortan von allen und jedermann nachgelesen werden konnten -, ja muss wohl auf einem Hör- oder besser: Übertragungsfehler beruhen. Auch soll es nicht stimmen, dass Feen (oder waren es doch Elfen?) einst daran zu erkennen waren, dass sie mit einem Hauch von Nichts bekleidet Wanderer schier um deren Verstand zu bringen in der Lage gewesen sein sollen.

Wie sie wirklich waren oder vielleicht gar noch immer sind? Keiner weiß es so ganz genau. Keiner? Einer zumindest weiß es ein bisschen genauer. Frederik Hetmann alias Hans-Christian Kirsch nämlich, ein gestandener Erzähler vor dem Herrn nachfolgender und noch vieler anderer Geschichten mehr. Aber auch einer, der zuhören kann. Dessen Ohr offen ist und dessen Sinne sich weiten, der die Gabe (oder wäre der Begriff Begabung hier noch passender?) besitzt, all das einzufangen, was so oder so ähnlich hätte geschehen sein können.

Zwar verfügte er über diese Fähigkeit schon lange bevor Reichelsheim ihn während der Märchen- und Sagentage 1997 mit dem Wildweibchenpreis ehrte. Doch seitdem zumindest hat sich unser aller Verständnis für ihn und seine Art der Wahrnehmung von Dingen, die im Allgemeinen einer nüchternen Nachprüfung nicht standhalten würden, erheblich verändert. Mehr noch: wir sind dabei unsere Sehweisen zu überdenken…

Ich habe sieben Leben: Die Geschichte des Ernesto Guevara, genannt Che; Beltz & Gelberg

---

Michail Krausnick (Jg. 1943) begrüßte mich in seinem Haus in Neckargemünd herzlich, obwohl wir uns bis dahin noch nicht begegnet waren. Später, als er in Reichelsheim mit dem Wildweibchenpreis ausgezeichnet wurde, konnte ich ihn ebenso herzlich begrüßen. Doch zunächst ging es um den Deutschen Jugendliteraturpreis, der ihm am 7. November 1991 im Braunschweiger Altstadt-Rathaus von Angela Merkel, damals noch Bundesministerin für Frauen und Jugend, offiziell verliehen wurde. Ich hatte vorab Gelegenheit, mich mit dem in Berlin geborenen Michael Krausnick zu unterhalten, der Literaturwissenschaft und Soziologie studiert und sich auch als Hörspiel- und Kabarettautor sowie als Verfasser von Film- und TV-Drehbüchern bereits einen Namen gemacht hatte:

Herr Dr. Krausnick, manche meinen, dieser Preis für Sie sei längst überfällig gewesen. Hatten Sie auch das Gefühl, sich schon lange in einer Art „Warteschlange" zu befinden?

Dr. Krausnick: *Nein. Dass ich diese Auszeichnung für mein Buch „Die eiserne Lerche. Georg Herwegh – Dichter und Rebell" erhalte, damit war nun überhaupt nicht zu rechnen. Denn es ist gewiss kein typisches Jugendbuch. Eher eines gegen den Strich, das sich an jene jungen Menschen wendet, die sich für das Wechselspiel von Kultur und Politik interessieren. Und es passt eigentlich auch gar nicht in die derzeitige politische Landschaft. Denn gerade junge Menschen in diesem Land haben leider mit Politik oft gar nichts mehr am Hut. Viele glauben nicht mehr daran, dass man politisch noch etwas bewirken, verändern kann. Dass dennoch so eine – vergessene – Persönlichkeit wie Herwegh, der die Anfänge der demokratischen und sozialen Bewegungen miterlebt und mitgestaltet hat, bei der Jury Anklang findet, kam für mich völlig überraschend.*

Was ist für Sie das Besondere an dieser Person Georg Herwegh?

Dr. Krausnick: Dieser ungestüme Rebell, der von 1817 bis 1875 lebte, hat einen neuen Ton in die Lyrik und die Politik, in die Literatur gebracht. Von Heinrich Heine als „eiserne Lerche" begrüßt, hat er den Kampf um demokratische Freiheit und soziale Gerechtigkeit in den Mittelpunkt seiner Dichtung und seines Lebens gestellt.

Auf Wiedersehen im Himmel. Die Geschichte der Angela Reinhardt; Arena Verlag

---

Paul Maar (Jg. 1937) durfte ich als Laudator bei den 6. Reichelsheimer Märchen- und Sagentagen vorstellen, wo er mit dem Wildweibchenpreis ausgezeichnet wurde (auf unserem Foto 3. v. l.) . Hier ein paar Auszüge aus meiner am 27. Oktober 2001 gehalten Rede: „…von diesen Märchentagen, die für mich auch so etwas wie ein Kind waren, verabschiede ich mich mit

dieser heutigen Veranstaltung. Umso größer ist die Freude, dass ich noch einmal einen Wildweibchen-Preisträger vorstellen kann, der sich in den vergangenen Wochen zum bundesweiten Medienliebling entwickelt hat. Doch lassen Sie mich das gleich klarstellen: Ich meine damit nicht das Sams, jene mittlerweile gar zu Filmruhm gekommene Kultfigur der deutschsprachigen Kinder- und Jugendbuchszene. Ich meine vielmehr Paul Maar, den einzig wahren Sams-Erfinder. Mehr als 60 Interviews habe er in den vergangenen Wochen geben dürfen-müssen, sagte er mir. Ein Kraftakt der besonderen Art. Und umso mehr freuen wir uns, dass er hier mitten unter uns ist – Paul Maar, der Multikünstler. Der Autor von Kinderbüchern und Kinder-Theaterstücken, der Maler, der Illustrator, der Übersetzer, der Kunsterzieher, der Bühnenbildner, der Drehbuchschreiber, der Kinderfreund…".

Sams feiert Weihnachten; Oetinger

Christine Nöstlinger (Jg. 1936) stand urplötzlich in Begleitung ihres Verlegers Hans-Joachim Gelberg vor meiner Bürotür. Sie sei gerade „in der Nähe", sagte sie, und wolle „mich einfach einmal besuchen". Eine Überraschung der besonderen Art. Ohne vorherige Ankündigung, einfach nur so. Und auf meiner Besuchertafel hinterließ sie ein Autogramm mit einem Herzchen versehen. Auszüge aus unserem damaligen Gespräch:
Wer sich mit der Kinder- und Jugendbuchszene beschäftigt, kommt an ihr nicht vorbei. 1970 debütierte sie mit dem Kinderbuch „Die feuerrote Friederike"". Und schon kurze Zeit später war ihr Name in vieler Munde. Literarische Auszeichnungen zuhauf (1972 z.B. erhielt sie den Friedrich-Bödecker-Preis, 1973 den Deutschen Jugendbuchpreis), eine Flut anerkennender bis euphorischer Buchbesprechungen und – was bekanntlich nicht immer zwangsläufig folgt – erstaunliche Absatzerfolge stellten sich ein. Ein jeder scheint inzwischen die in Wien geborene Autorin und ihr mittlerweile umfangreiches Werk zu kennen. Doch ist sie tatsächlich so wie ihr Image?

Frau Nöstlinger, zumindest in der Bundesrepublik machen Sie sich rar bei Lesungen, bei Diskussionen scheinen Sie nicht greifbar.

Christine Nöstlinger: *Ich wohne im Wiener Waldviertel. Und da wäre es geradezu absurd, wenn ich wegen einer Lesung nach Frankfurt oder nach Hannover oder sonstwohin fahren würde...*

Ich denke da auch mehr an Lesetourneen, an den Kontakt zu jungen Lesern

Christine Nöstlinger: *Lesereisen sind schrecklich. Wochenlang unterwegs, jeden Tag an einem anderen Ort, in einer anderen Schule, jeden Tag Mittagessen mit Lehrern oder Schuldirektoren. Nein, ich lese nicht gern vor Kindern, die gezwungenermaßen zuhören müssen...*

Wir pfeifen auf den Gurkenkönig; Beltz & Gelberg

Heinrich Pleticha (Jg. 1924) hat nahezu 100 Bücher (etliche auch als Herausgeber) veröffentlicht, die eine Gesamtauflage von mehr als fünf Millionen Exemplaren erreichten. Er war ein außerordentlich belesener Gesprächspartner, dem ich in verschiedenerlei Funktion begegnete. Einmal als Präsident der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur, die in Volkach angesiedelt war, aber u.a. auch als einer, der sich über eine Auszeichnung freuen konnte, die ihm während der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage verliehen wurde – der Wildweibchenpreis, bei dessen Verleihung ich die Laudatio halten durfte. Er hatte Geschichte, Germanistik und Geographie studiert, promoviert, war Oberstudiendirektor an einem Würzburger Gymnasium und wurde 1986 zum Honorarprofessor an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg ernannt. Zum 70. Geburtstag hatten wir ein Interview vereinbart, das im Keller seiner Würzburger Heimstatt (dort hatte er weiträumig seinen Arbeitsbereich eingerichtet) stattfand:

Herr Prof. Pleticha, Geburtstage sind Anlässe, die Soll- und Habenseite gewissermaßen zu ordnen, Zwischenbilanz zu ziehen. Wie weit sind Sie bereits mit dieser Arbeit?

Prof. Pleticha: *Ich hoffe, dass auf der Soll-, also auf der Arbeitsseite noch einiges hinzukommt. Denn es gibt noch so viele Pläne.*

Dennoch: Wenn Sie zurückblicken auf mehr als vier Jahrzehnte Engagement im Jugendbuch-Bereich, welche (Fehl-)Entwicklungen haben Sie am meisten geärgert, aber auch herausgefordert?

Prof. Pleticha: *Ich möchte vorsichtig sein mit dem Wort „Fehlentwicklungen". Man könnte auch sagen, die Jugendbuch-Literatur ist ein Teil des weiten pädagogischen Bereichs. Sie wissen ja, was böse Zungen von der Pädagogik behaupten: Sie sei ein Friedhof, auf dem dauernd Auferstehung gefeiert wird. Auch im Bereich der Jugendliteratur verläuft die Entwicklung sinuskurvenartig – sieht man ab von der Zäsur mit der 68er Generation.*

Da hat mich manches geärgert, obwohl das Neue mich immer interessiert – als Experiment, als Vorwärtsschreiten. Wenn dabei „das Alte", das Bewährte nicht totgeschwiegen oder gar madig gemacht wird.

Ich bin erstaunt, wie gelassen Sie das kommentieren. War es nicht so, dass Teile der Kinder- und Jugendbuchszene uns Lesern über Jahre hin als eine repressionsfreie Gesellschaft präsentiert wurde?

Prof. Pleticha: *Mit 70 Jahren kann man auch so etwas eher gelassen betrachten. Mein verrauchter Zorn richtete sich damals vor allem gegen die Selbstgefälligkeit, zum Teil sogar Selbstbeweihräucherung dieser Generation.*

Wie sieht denn Ihre Zustandsbeschreibung im Jahr 1994 aus?

Prof. Pleticha: *In den 50er Jahren, als wir – und ich betone ausdrücklich das „wir" – als junge Leute angefangen haben, uns für das „gute Jugendbuch" einzusetzen, standen wir noch so ziemlich am Punkte Null. Doch dann folgten die ersten Preußler-Bücher wie „Der kleine Wassermann" oder „Die kleine Hexe". Heute kann das deutsche Jugendbuch international voll mithalten. Es hat seine Bewährungsprobe längst bestanden, ist in Teilbereichen schon fast zum Vorbild geworden....*

Wanderer, kommst du nach Prag; Vitalis

Otfried Preußler (Jg. 1923) sollte – nach vielen, vielen anderen Auszeichnungen – 1998 auch den Wildweibchenpreis im Rahmen der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage erhalten. Mir fiel die Aufgabe zu, ihn im bayrischen Haidholzen zu besuchen und ihn vor Ort darüber im Detail zu informieren. So geschah es denn auch. In der guten Stube saß ich der Institution Otfried Preußler gegenüber, dessen 32 Bücher nicht nur in insgesamt 55 Sprachen übersetzt waren, sondern auch eine Gesamtauflage von etwa 50 Millionen Exemplaren erreicht hatte:

Herr Preußler, was haben Sie eigentlich als Kind, als junger Mensch alles gelesen? Was hat Sie geprägt?

Preußler: *Ich stamme aus Reichenberg in Böhmen, der größten deutschen Stadt Deutschböhmens, einer Tuchmacherstadt, gelegen zu den Füßen des Isergebirges, der kleineren Schwester des Riesengebirges. Ich bin hineingeboren in ein Haus voller Bücher und Geschichten.*

Und wie war Ihr erster Kontakt zu Büchern?

Preußler: *Man erzählte mir, der erste Satz, den ich in meinem Leben gesagt hätte, habe gelautet: „Dort´n oben Bücher". Mein Vater hatte Wände voller Regale, die mit Büchern vollstanden. Und zu dieser Bibliothek hatten mein verstorbener Bruder und ich unbegrenzten Zugang von klein auf. Allerdings unter zwei Bedingungen: Jedes Buch musste hernach wieder an seinen Platz, und zweitens mussten wir mit ihnen pfleglich umgehen.*

Und was waren später dann die ersten Texte, die sie selber schrieben?

Preußler: *Als erstes natürlich Gedichte. Beruflich hatte ich allerdings die Absicht, einmal Hochschullehrer zu werden. Dann kamen der Krieg und fünf Jahre in sowjetischer Gefangenschaft. Dort habe ich als Geschichtenerzähler viel gelernt. Wir hatten lange Zeit keine Bücher, die Nächte waren lang und der Hunger groß. Da haben sich so manche Erzähltalente entwickelt. Später dann, als sich nach der Vertreibung der Deutschen aus Böhmen meine Hochschullehrerpläne erledigt hatten, bin ich – der Tradition meines Elternhauses folgend – in Bayern Volksschullehrer geworden. So fand ich früh mein späteres (Lese-)Publikum – die Kinder. Das war sicher eine Fügung.*

Wie meinen Sie das?

Preußler: *Ich hatte damals eine Schulklasse mit 52 Kindern. Und mein alter Rektor hatte mir geraten: Wenn die Kinder Ihnen durchgehen, bloß nicht laut werden! Können Sie Geige spielen? Nein, sagte ich, aber Geschichten erzählen. Wenn es also in der Klasse „kritisch" wurde, habe ich Geschichten erzählt. Und zwar mit Bedacht ganz leise. Es dauerte ein paar Sekunden, dann waren alle mucksmäuschenstill und lauschten. Und irgendwann kam dann später aus dem Publikum heraus der Wunsch: Schreiben Sie das doch alles Mal auf! Und so entstand mein Erstling „Der kleine Wassermann"....*

Der Räuber Hotzenplotz; Thienemann

Heinz Rölleke (Jg. 1936) war 2006 mit dem Wildweibchenpreis ausgezeichnet worden und reihte sich damit ein in die lange Liste von Preisträgern, auf der anfangs herausragende Persönlichkeiten der Kinder- und Jugendbuchszene zu finden waren wie u.a. Willi Fährmann, Otfried Preußler, Cornelia Funke oder Christine Nöstlinger. Rölleke, der Germanistik, Geschichte, Pädagogik sowie Philosophie studiert hatte und zuletzt als Professor für deutsche

Philologie an der Bergischen Universität Wuppertal wirkte, war – neben anderen Experten – Gesprächspartner der Film-Dokumentation „Unser aller Sehnsucht nach dem Mittelalter?“, die vor Ort und vor dem Hintergrund der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage in Zusammenarbeit mit dem Regie führenden Andrej Kulakowski entstanden ist.

Wie und was
Autoren schmökern

Cover einer Jubiläumsschrift: 50 Jahre Deutsche Akademie

Unter obigem Titel veröffentlichte ich eine Lese-Umfrage, die ich bei jenen durchgeführt hatte, die ansonsten Bücher schreiben. Sie wurde u.a. abgedruckt in der Ausgabe Nr. 4/88 des Frankfurter „BuchJournal“.

Eigentlich kennen wir sie nur oberflächlich. Jene, die (uns Bücher) schreiben – und deren Lesegewohnheiten. Daran ändern auch Interviews, Porträts oder Werkstattberichte im Prinzip wenig. Professionelle Kritiker behaupten zwar gelegentlich, dies reiche vollends aus, wenn man sich nur intensiv genug mit ihren Romanen, Gedichtbänden, Kinder- und Jugendbüchern, Erzählungen, aber auch Sachbüchern beschäftige. Nicht der Autor sei das Wesentliche, sondern das, was er an Lesestoff anzubieten habe. Jene unterschiedlich gelungene Mischung

aus Unterhaltung und Information, aus Erfahrungen, Ansichten und Einsichten, aus (Alltags-) Problemen und deren Lösung, aus Rückschau und Prophetie.
Wer jedoch Schriftsteller als Leute wie du und ich begreift (die über die besondere Gabe verfügen, mit Sprache Raum und Zeit und Menschen darin darzustellen), mag durchaus Gefallen finden an Fragen wie etwa: Welche Rolle spiel(t)en eigentlich Bücher im Leben jener, die selbst solche schreiben? Oder: Welche Buchlektüre war für sie prägend?
Eine – sicher nicht repräsentative – Umfrage unter gut drei Dutzend bekannten Autoren deutscher Zunge (Belletristik- wie Sachbuchschreibern) hat darauf wie auf anderes Lesenswerte, bedenkenswerte Antworten geliefert.
Ein paar Beispiele. Büchner-Preisträger Hermann Lenz bekennt, dass sein Lieblings-Schriftsteller schon von Jugend an Eduard Mörike ist und dass er „in besonderen Stunden am liebsten" zu Gedichtbänden von eben diesem oder Fernando Pessoa greift. Ganz anders die Bekenntnisse von Kinderbuchstar Janosch. Er ist, so sagt er, mit „Karl May und Tom Mix" aufgewachsen, hat in seiner Hausbibliothek „ganze zwölf Bücher", und kann über die berühmt-berüchtigte Frage „Welche drei Bücher wurden Sie auf eine einsame Insel mitnehmen?" nur lächeln. Denn er lebt (bereits) auf einer Insel, wenn auch nicht ganz einsamen.
Das erste Buch, das Johannes Mario Simmel sich vom Taschengeld kaufte, handelte – so erinnert er sich genau – von Madame Curie. Und zu jenen Sach- und Fachbüchern, die er heute am häufigsten benutzt, gehören die Encyclopaedia Britannica sowie „Der große Ploetz". Gabriel Laub, jener in Polen geborene und seit 1968 in Hamburg lebende, schwergewichtige Satiriker (von dem u.a. die Aussage stammt: „Ich hatte nie eine Deutschstunde – bis auf die von Lenz"), meint augenzwinkernd, Bücher seien für ihn „ein Fluch, weil sie meine Gier wecken; ich hamstere viel mehr Bücher als ich lesen kann". Und auch auf die „Insel" würde er noch drei einpacken: „einen Atlas giftiger bzw. essbarer Pflanzen, eine illustrierte Abhandlung über Steinzeitwerkzeuge sowie ein philosophisches Traktat über die Vorzüge des Fastens".
Für Katja Behrens, die Vielgerühmte, die seit Jahren an einem Zirkus-Roman arbeitet, können Bücher kleine Wunder bewirken: „Wenn sich einem die Welt verfinstert, und man liest ein Buch, dann findet man eine andere Welt". Angela Sommer-Bodenburg, berühmt geworden mit ihrer Romanfigur „Der kleine Vampir", hält Bücher „für die zweitwichtigste Sache auf der Welt" und verrät, dass sie häufig nach einem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" greife.
Auch Jürgen Thorwald, dessen Bestseller-Karriere einst mit Büchern wie „Es begann an der Weichsel" und „Das Jahrhundert der Chirurgen" startete, erinnert sich an allererste Lese-Erlebnisse: „Daniel Defoes ´Robinson Crusoe´ zeigte bei mir solche Wirkung, dass ich während der wiederholten Lektüre nach Robinsons Vorbild Ziegenmilch trank, Kokosnüsse und Gerstenbrot aß". Heute schlüpft er nicht mehr unbedingt in die Rollen der Romanhelden. Aber geblieben sind jene „20 bis 30 Stunden pro Woche", in denen Lesen für ihn zur wichtigsten Beschäftigung wird. Und bei einer rund 20.000 Bände fassenden Hausbibliothek bleibt ihm zudem die Qual der Wahl. An Heike Doutiné, die 1965 als auffallend hübsches wie engagiertes Schreibtalent bei Merlin mit dem Lyrik- und Prosabändchen „In stiller Trauer" debütierte, werden sich noch manche „68er" erinnern. Dass ihr allererstes, eigens erstandenes Buch Gedichte von W. C. Williams waren, ist erst heute zu erfahren. Für ihn kann sie sich noch immer begeistern, aber auch für Gedichtbände von Octavio Paz und Pablo Neruda.
Eher erstaunt darf registriert werden, dass eines der ersten Bücher, die Christine Brückner sich in jungen Jahren selbst kaufte, den Titel „Über die Liebe" trug und von Ortega y Gasset stammte. Zur „Insel-Frage" merkt sie an: „Dorthin würde ich gar nicht gehen" Und wenn, dann nähme ich einen Blindband mit und schriebe ein Tagebuch". Dass auch dieses dann eine große Leserschar finden würde, darf als fast sicher angenommen werden.
Eine interessante Entwicklung, was den Wandel an Buchvorlieben betrifft, kann auch Ludwig Harig vorweisen: Von Büchern der Brüder Grimm in seiner Jugend bis zu Thomas Manns „Der Zauberberg" (noch) heute. Für Sandra Paretti, die nur zwei bis drei Stunden pro Woche Zeit zum Lesen findet, sind allerdings „Bücher so wichtig wie Essen und Trinken". Für Vielleser Peter Härtling sind sie „eine notwendige Droge". Er ist denn auch der einzige, der sich mit drei Büchern auf einer einsamen Insel nicht zufrieden geben würde: „Auf meiner Insel gäbe es eine ganze Bibliothek…".

Gerhard Dette (Jg. 1940) war bis Mai 2003 Generalsekretär der Akademie. Ein Interview mit ihm veröffentlichte u.a. das Darmstädter Echo in seiner Ausgabe vom 13. Mai 1989 im Blick auf die Frühjahrstagung, die vom 18. bis 20. Mai in Bremen unter dem einfach klingenden Thema „Lesen?" stattfinden sollte:
Die oftmals allzu harmonisch-einträchtig (manche meinen schon etwas unschön: steril) verlaufenden Zusammenkünfte (zu denen rund 80 ordentliche und knapp 60 korrespondierende Akademie-Mitglieder geladen sind) könnten diesmal durchaus etwas spannender verlaufen. Zum einen ist der vom Akademie-Präsidium öffentlich ausgetragene Disput mit Akademie-Mitglied Walter Jens (der den 1. Alternativen Büchnerpreis angenommen hatte) keineswegs bei allen Mitgliedern auf Verständnis gestoßen. Andererseits scheint es an der Zeit, grundsätzlich einmal über die Zukunft dieser Jahr für Jahr mit rund 830.000 Mark (Steuergeldern und einigen Spenden) ausgestatteten Akademie nachzudenken. Im Gespräch mit dem Generalsekretär Dr. Gerhard Dette ging es um diese und andere Problemfelder:

Herr Dr. Dette, Sie kennen den alten Vorwurf, die Akademie sein ein „Club der Ergrauten". Ich will das nicht wiederholen, aber manchem Beobachter kommt diese Akademie tatsächlich bisweilen wie eine Schutz- und Trutzburg vor, in der emeritierte Professoren ihre Jugenderinnerungen zu bewahren versuchen.

Dr. Dette: ***Ich weiß nicht, woher Sie Ihre Vorstellung haben von diesem „Club der Ergrauten". Auf die Lebensdaten der Mitglieder bezogen stimmt dies schon längst nicht***

mehr. Vielleicht wundert sich der eine oder andere, dass die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung nun nicht Tag für Tag von sich reden macht. Das liegt aber in der Natur einer solchen Einrichtung. Die Akademie ist ein Kollegium von Schriftstellern, Kritikern und Gelehrten ganz nach dem Muster antiker Akademien, die von Zeit zu Zeit zusammenkommen, miteinander in Kontakt treten, sich über bestimmte literarische Themen oder Probleme unterhalten und sich durch die Preise, die sie vergeben, wertend zur Gegenwartsliteratur äußern. Die Akademie ist jedoch kein Literaturbüro, sondern eine Einrichtung, die schon ein bisschen vom Tagesbetrieb abgehoben ist.

Doch keine Regel ohne Ausnahme – denkt man nur an die heftigen Attacken gegen den Stifter wie den ersten Preisträger des Alternativen Büchnerpreises.

Dr. Dette: *Wo gab es „die heftigen Attacken", wie Sie sagen? Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung hat öffentlich auf die Verleihung des Preises allein mit einem Brief an den ersten Preisträger Walter Jens reagiert, der dann veröffentlicht wurde.*

War es nicht eher so: Das gesamte Präsidium hat dem Preisträger Walter Jens, der gleichzeitig Ehrenpräsident des PEN und designierter Präsident der Berliner Akademie der Künste ist, mehr oder minder klar den Austritt aus der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung nahegelegt, deren Mitglied er seit 1972 ist. Walter Jens und nicht etwa dem Akademie-Mitglied Christian Jenssen, der eine seiner Schaffensperioden im Dritten Reich hatte und 1935 mit einer Biographie über den Nazi-Dichter und Präsidenten der Reichsschrifttumkammer Hans Friedrich Blunck hervorgetreten ist.

Dr. Dette: *Ich erhebe energisch Einspruch gegen die Verquickung dieser beiden Probleme, die Sie da erwähnen....*

Präsidiums-Mitglieder

Günter de Bruyn (Jg. 1926) hatte ich erstmals kontaktiert mit einem Brief, den ich am 26. November 1990 an seine Ostberliner Adresse in der Pillauer Straße schickte. Ich stellte mich, den westdeutschen Journalisten vor, von dem er sicher noch nie etwas gehört hatte, und fragte gleich nach einem möglichen Gesprächstermin. Und tatsächlich kam er zum vereinbarten Interview in mein Darmstädter Büro und verewigte sich auf der Besuchertafel in der Mitte ganz oben noch über Bernd Jentzsch und Ingeborg Drewitz. In unserem Gespräch, das u.a. die Deutsche Tribüne am 23. April 1991 veröffentlichte, ging es um die für Mitte Mai in Weimar vorgesehene Frühjahrstagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, die vorhatte über das Thema „Erschwindelte Bedeutung" zu diskutieren. De Bruyn, einer der sprachgewaltigen Autoren aus DDR-Zeiten, der nahe bei Frankfurt/Oder lebte und 1991 als Vizepräsident dieser westdeutschen Akademie teilnahm, äußerte sich dabei auch zu meiner Frage „Wann endlich ist mit dem Ende der deutsch-deutschen Sprachlosigkeit zu rechnen?":

Herr de Bruyn, auf dem Wirtschaftssektor überrollen derzeit – bildlich ausgedrückt – westdeutsche Planierraupen ostdeutsche Strukturen. Wenig von dem, was die Bewohner der einstigen DDR an Erfahrungen und Empfindungen einbringen könnten, scheint gesamtdeutsch gefragt und am Ende dieses Wiedervereinigungs-Prozesses übrig zu bleiben. Steht es denn besser um die Überlebens-Chancen im Kulturbereich, speziell im Literaturbetrieb?

de Bruyn: *Ja und nein. Die Literatur als solche kann natürlich nicht plattgewalzt werden. Sie steht und fällt mit den einzelnen Autoren und mit dem, was diese jetzt und in Zukunft schreiben. Vielleicht ist die Reaktion auf solche Tendenzen gar mit einem Aufschwung der Literatur verbunden. Eine andere Sache sind die kulturellen Strukturen in der einstigen DDR. Davon wird wahrscheinlich sehr wenig übrigbleiben – was nur teilweise nicht schade ist.*

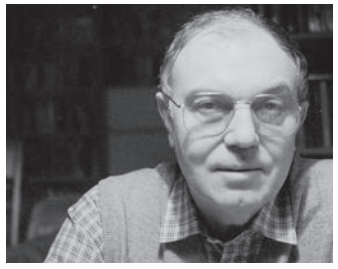
Warum kommt ein gemeinsam die Vergangenheit aufarbeitender Dialog zwischen Kulturschaffenden in Ost und West so schwer in Gang?

de Bruyn: *Das hängt damit zusammen, dass auf kulturellem Gebiet keine Vereinigung, sondern eine Ablösung alter Strukturen durch ganz neue stattgefunden hat. Kulturförderung, in der DDR zentralistisch gehandhabt, ist plötzlich Sache der Länder – und die haben kaum Konzeptionen und wenig Geld. Unglücklich wirkten sich auch die ungerechten Angriffe in einigen westdeutschen Feuilletons gegen Christa Wolf aus, die ja nur stellvertretend für vieles andere stand. Das hat eine gewisse Trotzhaltung in der ehemaligen DDR hervorgerufen. Hinzu kommt noch die Unfähigkeit dort, sich wirklich mit Vergangenem auseinanderzusetzen, was mich sehr betrübt. Denn es hätte auch ein Anfang mit einem wirklichen Dialog werden können. Aber es sieht so aus, als ob man über die Sünden der Vergangenheit lieber schweigt. Außerdem verstärkt die gegenwärtig so gravierende wirtschaftliche Misere in den neuen Bundesländern natürlich diese Tendenz.*

Der PEN schafft es offenbar nicht, eine gesamtdeutsche Kulturperspektive zu entwickeln, und im Verband deutscher Schriftsteller (VS) werden – zunächst einmal – alte, noch offene Rechnungen zwischen West- und Ostdeutschen beglichen. Wäre das jetzt nicht die Stunde der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung? Vielleicht die bisher einzige richtige Bewährungsprobe dieser Akademie?

de Bruyn: *Ja, da bin ich völlig Ihrer Meinung. Diese Akademie ist die einzige unter all den Kulturakademien, die für ganz Deutschland zuständig war und ist. Von ihrer Aufgabe her hat sie keinerlei Belastungen, die von vornherein eine Frontstellung schaffen würden. Es kommt jetzt darauf an, dass sie wirklich irgendetwas tut, um diesen Dialog zu fördern....*

Der neunzigste Geburtstag. Ein ländliches Idyll; S. Fischer



Ludwig Harig (Jg. 1927) gehörte zum ganz kleinen Kreis derer, die Mitglied waren sowohl im PEN, im VS als auch in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, die ihren Sitz in Darmstadt hat. Gelegentlich begegneten wir uns bei Tagungen jener Institutionen oder aber bei mir in meiner Redaktionsstube. Dort entstand auch ein Interview, das in verschiedenen Medien zum Abdruck kam und aus dem drei Fragen mit Antworten hier zitiert werden:
Erst hat er vor Ort als Volksschullehrer seine Mission erfüllt. Hat seinen Schülern im saarländischen Sulzbach lesen, schreiben und den Umgang mit dem wichtigsten überhaupt, der Sprache, beigebracht. 20 Jahre lang. Dann hat er die „Zielgruppe" gewechselt, sich als freier Schriftsteller vor ein im doppelten Sinne größeres Publikum gestellt, Hörspiele geschrieben, Erzählungen, Romane, Sonette, auch ein Theaterstück. Wohnen geblieben jedoch ist er in jenem saarländischen Sulzbach, das auch sein Geburtsort ist. Von dort aus ist er in Sachen Literatur tätig geworden. Im In- und Ausland. Als Dozent in Amerika, als Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung hierzulande, als Vorleser, Laudator, Diskutant. Mit ihm, dem sprachverliebten Autor, entstand nachfolgendes Gespräch, das Anfang 1994 stattfand.

Herr Harig, Sie haben sich selbst einmal als „freiberuflichen Luftkutscher" bezeichnet. Wie ist das zu verstehen? Kutschieren Sie ober- oder unterhalb der Wolken?

Harig: *Ein guter Luftkutscher muss mit allen Turbulenzen rechnen. Und darauf habe ich mich eingestellt.*

Sie haben Reiseberichte geschrieben, sich über das Fußballspielen geäußert, über die deutsch-französische Verständigung, Balladen, Sonette, Novellen und schließlich auch Satiren verfasst. Sind Sie – freiweg gefragt – so etwas wie ein literarisch-publizistischer Tausendsassa?

Harig: *Um es gleich zu sagen – alles, was ich bisher gemacht habe, habe ich gerne gemacht, mit großer Lust. Die einzelnen literarischen Gattungen, Formen, die Sie nennen, habe ich regelrecht gelernt. Als ganz junger Mensch schon war ich sehr am Methodischen, Formalen der Literatur interessiert. Mitte der 50er Jahre hatte ich sehr engen Kontakt zu Max Bense, der ja in Stuttgart als Hochschullehrer wirkte und – wie Sie wissen – eine neue Ästhetik begründet hat. Eine Ästhetik, die auf numerischen, auf Zahlenverhältnissen beruht. Diese formalistische Beschäftigung mit Literatur, das Studieren von Prinzipien, Formen, Methoden hat mich sehr stark fasziniert. Und daher kommt es sicher auch, dass ich – wenn ich mich mit Literatur aktiv beschäftige, wenn ich schreibe – sehr viele Formen frei wählen und auch handhaben kann.*

Sprache, was bedeutet das letztlich für Sie?

Harig: *Alles! Anfang und Ende. Der Gegenstand aller meiner Bücher, die Hauptperson, wenn man sie einmal vermenschlichen will, ist im Grunde die Sprache. Alles dreht sich um die Sprache. Es geht mir also nicht um irgendwelche zwischenmenschlichen, erfundenen oder irgendwie authentisch durch Nachrichten erfahrene Schicksale, sondern einzig um die Sprache. Um die Art und Weise, wie und mit Hilfe welcher Sprache die Menschen miteinander verkehren. Man kann da all meine Bücher durchgehen. Die „Sprechstunden für die deutsch-französische Verständigung", beispielsweise ein „Familienroman", wobei die Familien, die sich in diesem Buch entwickeln, im Grunde Wortfamilien, Sprachfamilien sind. Die in dem Buch vorkommenden Familien werden groß, weil die Sprache zunimmt, weil die sprachlichen Verhältnisse parallel zu den internen Familienverhältnissen sich immer mehr verfeinern, sensibler werden. Oder nehmen Sie den „Kleinen Brixius". Ein Märchen, eine utopische Geschichte. Da ist ein kleiner Junge, der ich natürlich selber bin (ich erzähle sehr viel aus meiner Kinderzeit in diesem Buch), der sich plötzlich eines Tages entschließt, nicht mehr NEIN, sondern nur noch JA zu sagen. Ein Junge, der die Möglichkeit hat, sich von dieser Erde zu lösen. Und eines Tages wachsen ihm Flügel, und er kann wirklich fliegen. Aber er hat die Flügel nur, weil ihm sozusagen ein Sprachknochen gewachsen ist. Also auch hier ist die Sprache das eigentliche Thema, der Held des Buches...*

Und dann gab es noch Fragen u.a. zur Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Herr Harig, seit geraumer Zeit vermisst man Sie und viele andere bei den Frühjahrs- und Herbsttagungen der Akademie. Aber auch bei Veranstaltungen des PEN oder des VS. Welche Gründe gibt es dafür?

Harig: *Also – Tagungen des Deutschen Schriftstellerverbands habe ich vielleicht drei- oder viermal besucht in den letzten dreißig Jahren. Beim PEN war ich höchstens zweimal. Meine Anhänglichkeit zur Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ist da schon viel größer. Ich habe zahlreiche Tagungen besucht, aber in den letzten Jahren immer*

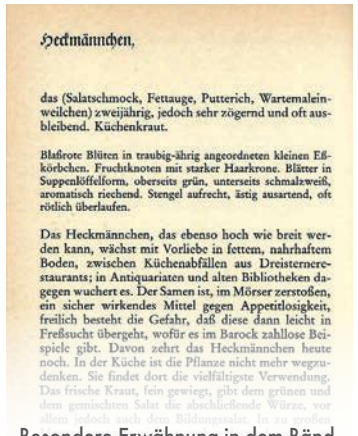
weniger. Warum? Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, doch ganz unbewusst fühle ich, dass ich diese Institutionen nicht brauche.

Sie haben einmal geäußert: „Jetzt würde ich, wenn es möglich wäre, die ganze Welt in ein Spiel verwandeln, Ordnung in Chaos und Chaos in Ordnung". Ist Ihr Wunsch, wenn man auf Veränderungen in dieser Republik schaut, nicht schon in Erfüllung gegangen?

Harig: *Dieser Satz, das ist richtig, ist das Credo meiner Arbeit geblieben. Denn die Arbeit eines Schriftstellers besteht darin, aus eigenen Wahrnehmungen und Erlebnissen Möglichkeiten herauszulesen, die dem Menschen bleiben, sich eine bessere, lebbare Gesellschaft zu formen...*

Und wenn sie nicht gestorben sind. Aus meinem Leben; Fischer Taschenbuch Verlag

---



Heckmännchen,

das (Salatschmock, Fettauge, Putterich, Wartemaleinweilchen) zweijährig, jedoch sehr zögernd und oft ausbleibend. Küchenkraut.

Blaßrote Blüten in traubig-ährig angeordneten kleinen Eßkörbchen. Fruchtknoten mit starker Haarkrone. Blätter in Suppenlöffelform, oberseits grün, unterseits schmalzweiß, aromatisch riechend. Stengel aufrecht, ästig ausartend, oft rötlich überlaufen.

Das Heckmännchen, das ebenso hoch wie breit werden kann, wächst mit Vorliebe in fettem, nahrhaftem Boden, zwischen Küchenabfällen aus Dreisternerestaurants; in Antiquariaten und alten Bibliotheken dagegen wuchert es. Der Samen ist, im Mörser zerstoßen, ein sicher wirkendes Mittel gegen Appetitlosigkeit, freilich besteht die Gefahr, daß diese dann leicht in Freßsucht übergeht, wofür es im Barock zahllose Beispiele gibt. Davon zehrt das Heckmännchen heute noch. In der Küche ist die Pflanze nicht mehr wegzudenken. Sie findet dort die vielfältigste Verwendung. Das frische Kraut, fein gewiegt, gibt dem grünen und dem gemischten Salat die abschließende Würze, vor allem jedoch auch dem Bildungssalat. In zu großen

Besondere Erwähnung in dem Bändchen "Deutsche Dichterflora"; dtv

Herbert Heckmann (Jg. 1930) war von der Idee angetan, die wir ihm (mein Literaturagent Axel Poldner und ich) gerade vorgetragen hatten. Wie wäre es, wenn wir mit Unterstützung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung eine Anthologie mit Arbeiten aller Büchner-Preisträger zusammenstellten? Ein Buch, das es – wieso eigentlich nicht? – bis dato nicht gab. Mehr noch: Heckmann könnte, sollte, wollte gar ein Vorwort dazu schreiben. So der Plan. Mit Langen-Müller war rasch ein Verlag gefunden, die Arbeit konnte beginnen – und stand schon bald danach vor dem Abschluss. Alle Preisträger hatten einem Abdruck zugestimmt, und auch im Falle bereits Verstorbener waren von den Rechteinhabern die Bewilligungen eingeholt. Was fehlte, war das verabredete Vorwort. Offenbar hatte sich zwischenzeitlich die „Akademie-Politik" ein wenig geändert. Ein neuer Präsident sollte gekürt werden. Und so erschien 1984 die Anthologie „Deutsche Prosa. Die Büchner-Preisträger", die noch heute übers Internet beziehbar ist, ohne Akademie-Unterstützung. Das Buch lag vor und zahlreiche, durchaus positive Kritiker erschienen. Das reichte von „Zu loben ist die Idee" (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt) über „Abwechslungsreicher kann ein Buch kaum sein" (Kölnische Rundschau) oder „Eine kleine Köstlichkeit, eine längst überfällige Anthologie" (Darmstädter Tagblatt; Abbildung: gegenüberliegende Seite) bis zu „Konkurrenzlos" (Darmstädter Echo). Prof. Herbert Heckmann kam in einem Interview, das unter der Überschrift „Steht der Altherrenklub vor programmatischer Wende?" am 8. Oktober 1982 im Frankfurter Börsenblatt erschien, höchstselbst zu Wort:

Herr Prof. Heckmann, vielleicht sollten Sie an dieser Stelle doch einmal kurz etwas zum Selbstverständnis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und deren ganz spezielle Aufgaben sagen.

Darmstädter Tagblatt

Samstag/Sonntag 25./26. August 1984 Feuilleton

Ausgezeichnetes von Ausgezeichneten

W. Christian Schmitt legt Sammelband mit Prosatexten aller Büchnerpreisträger vor

Prof. Heckmann: *Jeder versteht das ein bisschen anders, ohne dass dies sich widersprechen würde. Es ist sehr wichtig, dass wir uns verstehen als eine Institution, die kritisch wach ist, die sich der Literatur, der gegenwärtigen, in diesem Land annimmt. Wir wollen aber auch das Gespräch zwischen Einzelnen, zwischen Dichtern, Schriftstellern und Professoren zustande bringen. Zwischen Professoren, die nicht in dem elfenbeinernen Turm der Universität stecken, und Schriftstellern, die sich nicht in ihrer poetischen Klause verstecken. Die Erwartungen an Literatur und Sprachwissenschaft, aufgestellt oder unterstützt von den Massenmedien, sind gar nicht so einfach. Und die Gleichmacherei ist hier sicher das Gefährlichste. Wir sind alle Skeptiker, und wir lassen uns nicht so leicht ein X für ein U vormachen....*

Benjamin und seine Väter; Schöffling

Hartmut von Hentig (Jg. 1925) besuchte mich in meinem Darmstädter Büro, bevor die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung inmitten des deutsch-deutschen Einigungsprozesses zu ihrer Frühjahrstagung reiste – jedoch nicht nach Leipzig, Potsdam oder Dresden, sondern nach Prag. Der Professor war zu der Zeit Vize-Präsident der Akademie:

Herr Prof. von Hentig, in Ihrem jüngsten, bei Hanser angezeigten Diskussionsband „... der werfe den ersten Stein" ist auch die Rede von der „unbewältigten Vereinigung der Deutschen, die im Begriff sind, die Bewährungschance gründlich zu verspielen". Was missfällt Ihnen am laufenden Einigungsprozess?

von Hentig: *Mit der Öffnung des Stasi-Archivs ist etwas Notwendiges, aber auch Ungeheuerliches geschehen. Ich habe den furchtbaren Albtraum, dass wir unsere ganze intellektuelle und moralische Kraft in den nächsten Jahren darauf werden verwenden müssen, mit diesem Aktenberg zu kämpfen.*

Was wurde „falsch" gemacht?

von Hentig: *Wir können darüber rätseln, ob es überhaupt möglich war, den Vereinigungsprozess zu verlangsamen. Dass wir es nachträglich wünschen sollten, unabhängig davon, was*

die große Sowjetunion uns dann noch erlaubt hätte, ist für mich offenkundig. Die Ostdeutschen sollten nicht uns als ihre Richter empfinden, sondern die „Reinigung" selbst vollziehen.

Westliche Hilfestellungen sollten dabei dennoch erfolgen, etwa auch von gesamtdeutschen Institutionen.

von Hentig: *So hat z.B. die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung zu helfen versucht. Wir haben zu einer Tagung auf höchstmöglicher Ebene – der Bundespräsident war zugegen – eingeladen. Dies nicht, weil die Akademie dafür eine besondere Kompetenz hätte, sondern weil ja irgendjemand das tun muss. Auf dieser Tagung haben wir eine Art Bestandsaufnahme versucht mit der Frage an die ostdeutschen Teilnehmer: Was sind Eure Probleme?*

Aber was hat diese Tagung auf „höchster Ebene" an praktischer Hilfe gebracht? Der Abbau kultureller Einrichtungen in der ehemaligen DDR – von Verlagen über Buchhandlungen, Kulturhäuser bis hin zu Theater – geht munter weiter.

von Hentig: *Wir hatten uns vorgestellt, dass es – ähnlich wie in der Wirtschaft – auch für die deutsche Kultur einen „Rat der fünf Weisen" geben solle. Die Kultusminister der Länder und das Parlament haben dies abgelehnt, und der Bundespräsident hat dafür keine Zuständigkeit und keinen Pfennig Geld...*

Mein Leben – bedacht und bejaht; Beltz

Eva Zeller (Jg. 1923) gehörte zu den eher Stillen im Lande. So lautete auch die Überschrift zu unserem Interview, das am 25. Januar 1983 u.a. im Darmstädter Echo erschien. Ich hatte sie in ihrem Heidelberger Domizil besucht, von wo aus man den direkten Blick auf die Heidelberger Schlossruine genießen konnte:
In einem Alter, in dem andere sich bereits in die vordersten literarischen Riegen geschrieben haben, hat sie erst mit dem Publizieren begonnen. Als ihr erstes Buch 1965 erschien, war sie bereits 42: Eva Zeller, in Eberswalde geboren, die in Berlin und Greifswald studierte und bis 1956 in der DDR lebte. Sie war Lehrerin, wanderte nach Südwestafrika aus, kehrte 1962 nach Deutschland zurück, hat mittlerweile zehn Bücher veröffentlicht und ist Vizepräsidentin der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

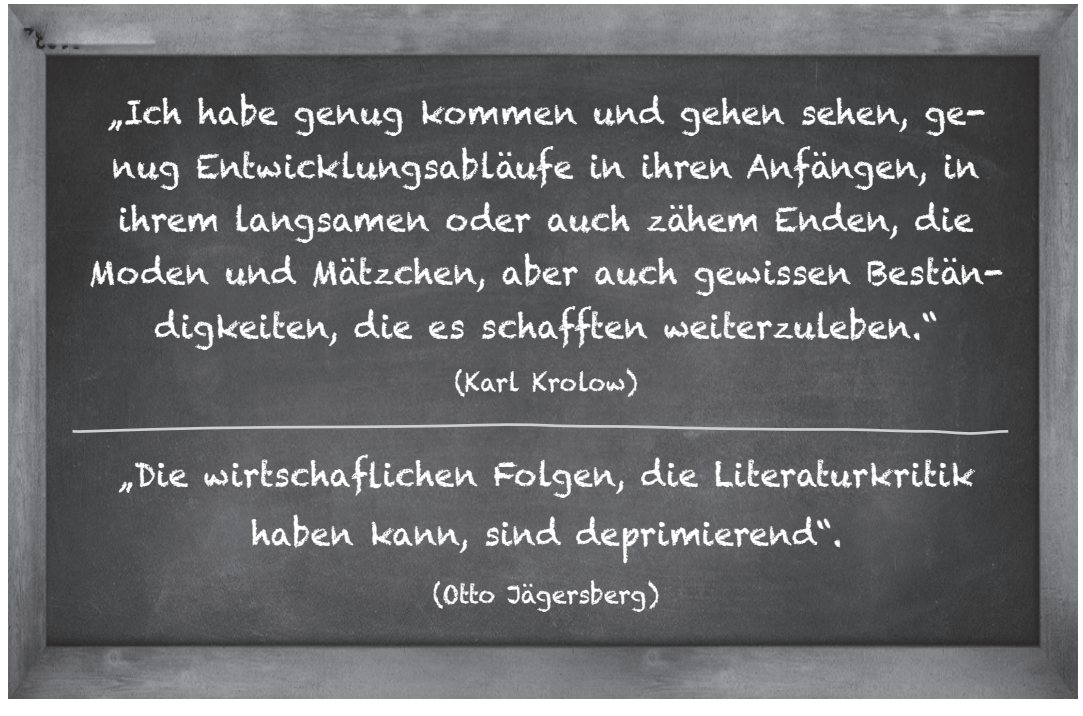
Frau Zeller, wie hat man sich Ihre allerersten literarischen Versuche vorzustellen?

Eva Zeller: *Gewiss waren das zunächst, wie wohl bei sehr vielen Leuten, Gedichte, die so zwischen dem 16. und dem 22. Lebensjahr entstanden und von denen ich ja einige preisgegeben habe in meinem autobiographischen Kindheitsroman. Mehr oder weniger verschwärmte, an irgendwelche anderen Dichter angelehnte, ge-rilkte, ge-bennte oder ge-brechtete Gedichte. Aber abgesehen davon, habe ich relativ früh versucht, Erzählungen zu schreiben. Diese allerdings in der Schublade belassen und erst spät wieder hervorgeholt.*

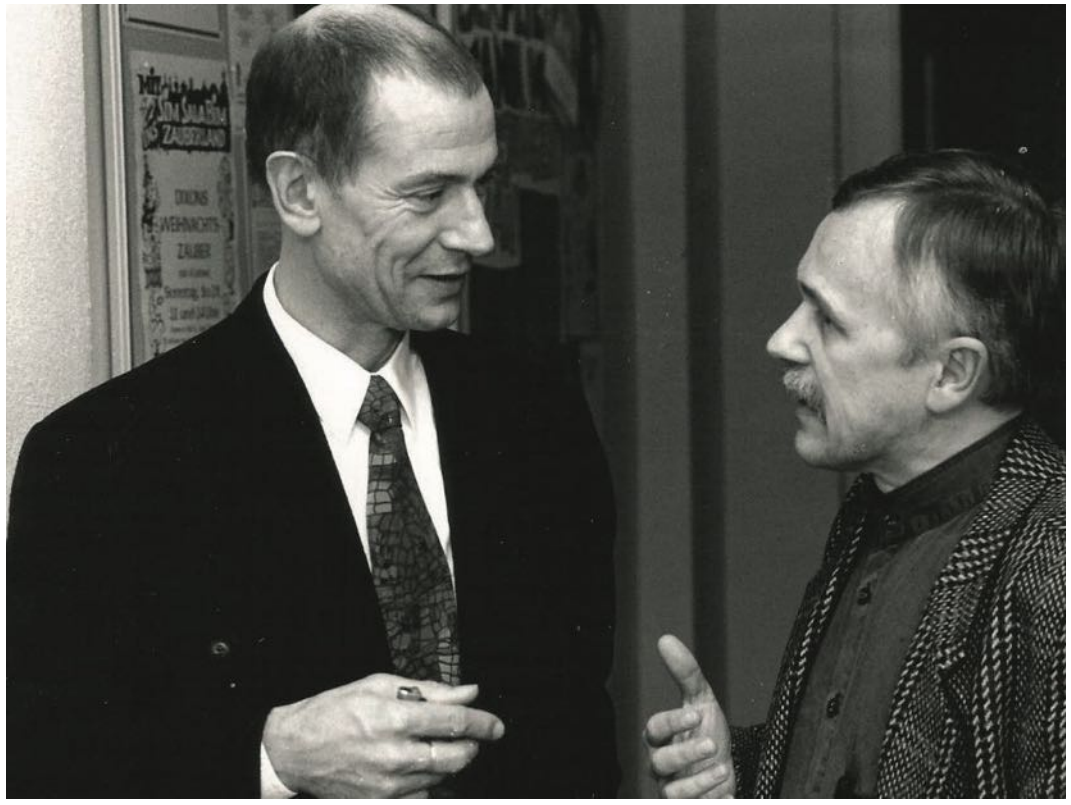
Sie sind Pfarrersfrau, haben vier erwachsene Kinder. Sind Sie eigentlich ein positiver Mensch?

Eva Zeller: *Was heißt positiv? Meinen Sie optimistisch? Ich neige eher zum Pessimismus. Oder, wenn Sie so wollen, zu einer Schwerlebigkeit. Schwermut ist sicher zuviel gesagt, aber zu einer Schwerlebigkeit. Wodurch auch immer bedingt. Da ließe sich sicher eine Reihe von frühen Erfahrungen nennen. Das heißt aber nicht, dass ich ein negativer Mensch bin. Das bin ich schon deshalb nicht, weil dieses dicke Buch namens Bibel, besonders das Neue Testament, für mich eine unerhörte Aussage- und Sprengkraft hat und absolut verbindlich ist – aber das wäre Gesprächsstoff genug für ein anderes Interview....*

Das unverschämte Glück. Neue Gedichte; Radius



Wenn`s um rechte Radikale geht, ist er stets mahnend zur Stelle



Stets gesprächsbereit: PEN-Präsident Gert Heidenreich (mehr über ihn ab Seite 311)

Carl Amery (Jg. 1922) wurde von über 90 Prozent der 481 Mitglieder bei der Jahrestagung im Mai 1989 in Köln zum Präsidenten gewählt. So begann mein Interview mit dem neuen PEN-Präsidenten, das die Überschrift trug „Die Literaten auf dem (verspäteten) Öko-Trip?" und u.a. von den Nürnberger Nachrichten veröffentlicht wurde. Ich fragte damals Amery, der eigentlich Christian Anton Mayer hieß und 1979 für die Grünen bei der Europawahl kandidierte, z.B. „Wird der PEN unter Ihrer Präsidentschaft nun das literarische-intellektuelle Sprachrohr der Grünen?". Und Amery antwortete: „Das ist vollkommener Unsinn". Eine weitere Frage seinerzeit: „Wenn es um Radikale vom rechten Rand geht, ist der PEN mahnend zur Stelle. Beim Engagement gegen Linksradikale, die ebenfalls Sturm laufen gegen das bei uns herrschende Gesellschaftssystem, herrscht eher vornehme Zurückhaltung". Amery dazu: „Ich habe aus den 70er Jahren noch einen richtigen Komplex, als sich jeder Verein, jede Gruppierung gegenüber der Öffentlichkeit von vornherein als demokratie-konform ausweisen sollte. Ich meine, wenn etwas Passendes zu sagen ist von Seiten des PEN, dann wird er es sagen. Aber diese automatische Versicherung, dass man beispielsweise kein totalitärer Linker ist, diese Plakettenansteckerei ist vorbei. Ich bin selber alles anders als ein Marxist…".

Ingrid Bachér (Jg. 1930) wurde 1995 zur Präsidentin gewählt in einer Zeit, in der es noch einen West- und einen Ost-PEN gab, und heftig über eine Vereinigung der beiden Clubs diskutiert wurde. In einem „Was nun, Frau Präsidentin?" überschriebenen Interview bezog sie erstmals ausführlich Stellung dazu und welchen Kurs sie mit diesem Renommierclub zu steuern beabsichtigte. Damals war allerdings noch nicht absehbar, dass sie im November 1996 nicht nur dieses Amt wieder abgab, sondern zudem auch – wohl der Querelen müde – aus dem West-PEN austrat.
Eine meiner Fragen an die Urenkelin von Theodor Storm zielte darauf ab, ob und wann sich der PEN wieder auf seine ureigensten Aufgaben konzentrieren werde. Ingrid Bachér dazu: „Der PEN war vom Ursprung her in England ein literarischer Club, in dem man sich nicht über Politik unterhielt. Dadurch stellte man mehr sich selber dar, als die Ansicht, die man verfechten wollte. Das politische Gespräch ist so gesehen eine Einengung. Doch alles ist möglich, wenn es unter dem Zeichen der Achtung und der Toleranz geschieht." Und sie fügte seinerzeit an: „Ich wünsche mir wieder eine größere Lebendigkeit im Club, d.h. auch eine größere Kenntnis voneinander. Ich möchte, dass die nächste Jahrestagung weniger eine Repräsentations-Veranstaltung, sondern mehr eine Arbeitstagung wird…". Auf der per Fax am 5. Juli 1995 übermittelten autorisierten Fassung unseres Gesprächs merkte sie noch an: „Hoffentlich haben Sie bei allem – was ich ergänzt habe – noch den Durchblick".

Assisi verlassen. Eremiten-Presse, 1993

Christa Dericum (Jg. 1932) war von 1993 bis 1995 Generalsekretärin des PEN-Zentrums Deutschland, das seinen Sitz in Darmstadt hatte. U.a. in der Ostsee-Zeitung erschien am 14. September 1993 ein Beitrag von mir, der auf einem ausführlichen Meinungsaustausch mit ihr basierte: Christa Dericum soll – neben Präsident Gert Heidenreich – den westdeutschen PEN-Club wieder zum maßgeblichen Sprachrohr der Dichter und Denker machen. Die neue Generalsekre-

tärin der fast 500 Mitglieder fassenden Nobelgesellschaft war früher Rundfunkredakteurin bei Radio Bremen und Verlagslektorin bei Piper. 1968 wechselte sie als freie Autorin ins damals turbulente Berlin und machte mit einer Reihe von Büchern und Essays auf sich aufmerksam. Fürs kommende Jahr ist u.a. die Publikation „Die Idee des Anarchismus" (bei Hanser) in Vorbereitung.

Frau Dr. Dericum, wissen Denker und Dichter eigentlich noch, mit welchen Sorgen, Nöten und vor allem Ängsten Menschen in diesem Lande leben?

Dr. Christa Dericum: *Ich glaube nicht, dass Intellektuelle – auch Denker und Dichter – heute leben können, ohne Kenntnis zu nehmen von politischen und sozialen Problemen. Es mag einige geben, die das fertigbringen, aber insgesamt ist Literatur sehr viel mehr als in früheren Zeiten Spiegel der Gesellschaft geworden.*

Ist es nicht eine Illusion zu glauben, dass Schriftsteller noch Einfluss hätten auf das, was sich in dieser Gesellschaft entwickelt?

Dr. Christa Dericum: *Einfluss sicher nicht, da haben Sie recht, und es ist im Grunde zum Verzweifeln.*

Hängt dies aber nicht auch damit zusammen, dass Intellektuelle über Jahre hin mit ihren „Ansprüchen" immer elitärer geworden sind, dass sie Diskussions-Spielregeln vorgegeben haben und alle, die guten Willens, aber anderer Meinung waren, sogleich ausgegrenzt haben?

Dr. Christa Dericum: *Wo es so ist, halte ich das für einen großen Fehler.*

Hat die literarische Elite, die sich im PEN zusammenfindet, da nicht auch Fehler gemacht?

Dr. Christa Dericum: *Wir sind nicht Elite, auch wenn die PEN-Mitgliedschaft zweifellos Gewicht hat. Aber wir sind allesamt – ob im PEN oder nicht – irritierbare Wesen. Und uns irritiert die augenblickliche Situation, die Zunahme von Gewalt und Feindseligkeit, die unglaubliche Geschwindigkeit, mit der sich der „Rechtsruck" vollzieht....*

Burgund. Erzählte Landschaft; Klett-Cotta

Ingeborg Drewitz (Jg. 1923) ist Problemen, Konflikten nie aus dem Weg gegangen. Sie hat sich ihnen gestellt und zumeist mit Vehemenz und Engagement nach Lösungen gesucht und diese oft auch gefunden. Als sie mich in meiner Redaktionsstube besucht, ist meine jüngste

Tochter gerade bei Paps – und ehe ich mich versehe, hat sie bereits auf dem Schoß von Professor Drewitz Platz genommen, um möglichst nichts von unserem Gespräch zu versäumen. Ingeborg Drewitz beginnt zu erzählen und ich schreibe auf: In ihrem Abiturzeugnis stand unübersehbar und ausdrücklich vermerkt, sie wolle Chemikerin werden. Mit Reaktionen hatte sie dann in den folgenden Jahren zwar mehr als genug zu tun, doch waren das weniger chemische, vielmehr menschliche, bisweilen vielleicht sogar allzu menschliche. „Ich habe trainiert", sagt sie, und man kann sich ihrer sanft ausstrahlenden Überzeugungskraft schwerlich entziehen, „mich nicht beirren zu lassen, mich auch nicht zurückzuziehen, sondern mich auch für politisch Angefeindete stark zu machen, Verantwortung zu übernehmen für das, was ich unter Grundrechten, die wir ja festgeschrieben haben, verstehe".
Frauen, die für all dies zu kämpfen bereit sind, die gesellschaftliches Engagement, literarisches Können, verbandspolitisches Integrationsvermögen sowie diplomatisches Vermittlungs- und Durchsetzungsgeschick in einer Person vereinen, sind weiß Gott rar in diesem Lande. Sie sind eigentlich ein Glücksfall. Ingeborg Drewitz war ein solcher.
In einem am 21. Januar 1983 in der Badischen Zeitung abgedruckten Interview habe ich sie u.a. gefragt: „Die Zahl derer, die – vorsichtig ausgedrückt – Sie und Ihre Arbeit(en) nicht so sehr mögen, die Sie wegen Ihrer immer offenen Parteinahme für die in Ihren Augen Schwächeren schmähen, ist nicht gering. Wie leben Sie in, wie leben Sie mit dieser Grenzsituation?" Prof. Ingeborg Drewitz antwortete darauf: „Bequem ganz sicher nicht. Aber ich weiß eigentlich jedes Mal, wenn ich mich entweder politisch oder sozial verhalte oder Stellung beziehe, dass ich das vor mir selber verantworten kann. Also ganz altmodisch: Dass ich mein Gewissen befragen und dafür geradestehen kann. Das heißt, dass die, die mich angreifen, mich dabei nicht erreichen. Es tut zuweilen allerdings weh, das gebe ich zu. Es tut vor allen Dingen weh, wenn es sich auf die literarische Arbeit mit auswirkt und diese dadurch in Frage gestellt wird. Aber insgesamt habe ich trainiert, mich nicht beirren zu lassen, Verantwortung zu übernehmen für das, was ich unter Grundrechten verstehe...".

Gestern war Heute. Hundert Jahre Gegenwart; Klett Verlag

Martin Gregor-Dellin (Jg. 1926) hatte knapp sechs Jahre das Amt des PEN-Präsidenten inne. U.a. in den Nürnberger Nachrichten vom 12. Januar 1987 veröffentlichte ich ein Gespräch mit ihm über das westdeutsche PEN-Zentrum, das seinerzeit fast 500 Mitglieder zählte: Man stelle sich vor, die Wahlverwandten und Koalitionäre, die Verfeindeten und Verbündeten würden sich alle auf einmal treffen. Marcel Reich-Ranicki gehört ebenso dazu wie Günter Wallraff, Bernt Engelmann und Gerhard Zwerenz. Dazu Buchverleger wie Helmut Kindler und

Klaus Wagenbach. Der PEN macht es möglich, dass nicht nur die „Belletristen" von Martin Walser bis Ilse Aichinger unter sich sind.
Was ist das für ein „Autorenzirkel", über den sein Präsident schreibt: „Seine Charta ist das Grundgesetz einer Weltliteratur, die dem Frieden dienen will und selbst im Krieg den Völkerhass verwirft, ungehinderte Gedankenfreiheit und freien Austausch von Ideen innerhalb jedes Landes und zwischen den Sprachen und Völkern vertritt…":

Herr Gregor-Dellin, so lange liegt das noch gar nicht zurück, da verging kaum ein Monat, in dem der PEN nicht gegen irgendwen oder irgendwas mit einer Resolution protestierte, sich lautstark zu Wort meldete. In jüngster Zeit – so hat es den Anschein – ist es um den PEN stiller geworden. Woran liegt´s? Ist es eine Art Resignation?

Gregor-Dellin: *Das ist ein völlig falscher Eindruck, auch wenn eine allgemeine Resignation schwer zu leugnen ist. Wenn der PEN in den letzten Jahren nicht „lautstark" in den Schlagzeilen erschien, so liegt das wohl an seiner inneren Konsolidierung unter zwei Präsidentschaften. Die Zeiten aufgeregter Auseinandersetzungen unter Mitgliedern, mit denen man immer mehr Sensation macht als mit intensiver Arbeit, liegen ein Jahrzehnt zurück. Verstummt sind wir darum nicht. Für Proteste wissen wir jetzt die Adressaten.*

Was hat sich denn konkret im PEN und um den PEN herum entscheidend verändert?

Gregor-Dellin: *Wir haben gelernt, uns auf unsere eigentlichen Aufgaben zu konzentrieren: über Kunst- und Äußerungsfreiheit im eigenen Lande zu wachen, den wegen ihres Glaubens, ihrer Überzeugung oder ihrer Rasse in anderen Ländern verfolgten Autoren und Publizisten zu helfen und unsere internationale Präsenz zu verstärken. Auch die Beziehungen zur DDR konnten in den letzten zehn Jahren verbessert werden.*

Dennoch gefragt: Welche gesellschaftliche, gesellschaftskritische Rolle spielt – wenn überhaupt – nach Ihrer Ansicht der PEN heute (noch)?

Gregor-Dellin: *Vermutlich eine größere als je zuvor. Da einige andere Autorenvertretungen durch interne Auseinandersetzungen zwar nicht ihr Arbeitsfeld, wohl aber ihr Renommee eingebüßt haben. Im Verhältnis zur Größe des Clubs sind seine öffentliche Inanspruchnahme und seine Publizität enorm. Solang Schriftsteller noch in den PEN drängen, scheint seine Reputation nicht in Frage zu stehen....*

Richard Wagner. Sein Leben. Sein Werk. Sein Jahrhundert; Piper

Gert Heidenreich (Jg. 1944) zählte zu jenen Autoren, mit denen ein über viele Jahre andauernder Kontakt bestand. Des Öfteren trafen wir uns – zu Interviews, bei einer von der VHS in Darmstadt veranstalteten Talkrunde „Gesprächsbereit. Plaudereien über Kultur(impulse) in und aus Darmstadt" (1991/1992), bei Veranstaltungsreihen wie „Zu Gast in Reichelsheim" oder „Dichterlesungen in der Kreisstadt" sowie bei PEN- oder VS-Tagungen. Und jedes Mal hatte er Einschätzungen zum Literaturmarkt parat, die Leser wie Zuhörer zu schätzen wussten. Aus einer dieser Begegnungen einige Passagen, abgedruckt am 4. September 2000 in der Passauer Neuen Presse:
Die einen wissen um ihn noch aus der Zeit, da er (von 1990 bis 1995) dem westdeutschen PEN als damals jüngster Präsident vorstand. Andere schätzten ihn als Buchautor, als Geschichtenerzähler, Romancier, auch als Dramatiker. Die Allermeisten allerdings „kennen" ihn, genauer: seine markante Stimme aus zahllosen TV-Dokumentarserien (wie u.a. Terra X), in denen er – ohne sichtbar zu sein – als der alles erklärende Sprecher auftrat. In Darmstadt wuchs er auf, in München studierte er und ist auch heute noch im Bayrischen zuhause:

Herr Heidenreich, es gibt ein beängstigendes Phänomen auf dem Buchmarkt: die zunehmende Amerikanisierung des Angebots. Was passiert da eigentlich?

Gert Heidenreich: *Es ist tatsächlich so, dass die deutschen Verlage zunehmend ihr Geld mit ausländischer Literatur machen. Das hat u.a. zur Folge, dass sie natürlich auch ihr Publikum seit Jahren dazu erziehen: Wenn auf einem Buch ein amerikanischer Autorenname steht, dann muss es wohl interessanter sein, als das Buch eines deutschen Autors. Ein Teil dieser Entwicklung ist allerdings hausgemacht von den Autorinnen und Autoren unseres Landes. Wir haben lange Zeit etwas ganz Wesentliches aus dem Blick verloren: man muss natürlich etwas zu erzählen haben, bevor man schreibt. Das ändert sich. Jüngere deutsche Autorinnen und Autoren wissen durchaus, dass man einen faszinierenden Plot braucht, um Leser zu gewinnen. Zu Ihrem Stichwort „Amerikanisierung" fällt mir noch etwas auf. Das ist die geradezu brutale Beschleunigung des Marktes. Wir haben im Moment den Zustand, dass ein Roman, an dem man drei, vier Jahre gearbeitet hat, in sechs Monaten verkauft werden muss. Ein Buch, das sich in dieser Zeit am Markt nicht behauptet, hat keine Chance mehr, verschwindet aus den Regalen, aus den Lagern, aus dem Bewusstsein.*

Welche Rolle spielt künftighin das Internet für Autoren?

Heidenreich: *Ich bin ganz und gar nicht technikfeindlich und benutze die neuen Medien auch sehr intensiv, aber mit dem Internet ist es eine zweischneidige Sache. Man kann einen Text nahezu kostenlos ewig drinstehen lassen. Das erzeugt den Anschein der Dauerhaftigkeit. Andererseits ist das Internet ein Beschleunigungsmedium. Die Angebote*

kommen und verschwinden in einer unglaublichen Geschwindigkeit. Doch Literatur hat natürlich ihre eigenen, überwiegend langsamen Mechanismen. Ich halte wenig davon, Bücher ins Internet zu stellen, die man dann auf dem Monitor lesen kann.

Wird sich das „Berufsbild" des Schriftstellers ändern (müssen)?

Heidenreich: *Die Literatur selber, das Erzählen wird sich nicht ändern. Das, was sich gewaltig ändern wird und was unsere gesamten literarischen Mechanismen durcheinander bringen und/oder radikal verändern wird, ist nicht das Internet, sondern die neue Technik „Books on demand", also quasi das ausgedruckte Buch auf Bestellung. Keine große Lagerhaltung mehr für Verlage und Buchhandel. Das wiederum bringt natürlich auch viele neue Freiheiten für Autoren.*

Rückblickend auch dies: Als Gert Heidenreich zum PEN-Präsidenten gewählt worden war, hatten wir Anfang 1994 die Gelegenheit zu einem Interview:

Heidenreich: *am Ende des Super-Wahljahres könnte – zumindest befürchten manche solches – diese Republik möglicherweise eine ganz andere sein. Was kann, was muss der PEN in einer solchen Phase unternehmen?*

Heidenreich: *Was sich ankündigt, ist meiner Meinung nach nicht eine wirkliche Gefährdung der demokratischen Grundstruktur unseres Landes durch Rechtsextremisten und rechtsextremistische Parteien. Bedenklich ist vielmehr jene populistische Vorstellung von Politik, die in die etablierten Parteien eindringt. Es ist mir nicht mehr klar, wie weit der demokratische Grundkonsens noch reicht.*

Früher haben die Gewerkschaften eine Art Wahlempfehlung gegeben. Wäre ähnliches auch etwas für den PEN?

Heidenreich: *Ich hoffe, dass der PEN einen sehr deutlichen Text genau in dieser Frage publiziert hat. Wobei unser Augenmerk der Sprache gilt. Denn es geht nicht an, dass eine Partei die Frage „Wie viele Ausländer verträgt das Land?" zum Wahlkampfthema machen will. Der Verrohung des Staates geht immer eine Verrohung der Sprache voraus.*

Ein Wahlthema wird sicherlich die bislang nicht völlig realisierte Einheit sein. Genauer: Jene falsche Einschätzung des Zusammenwachsens, die allen voran Helmut Kohl angelastet wird. Aber irren ist ja bekanntlich menschlich. Ich erinnere mich, dass auch Sie, im Dezember 1991 befragt, wie lange es mit der Vereinigung von PEN-West und PEN-Ost noch dauere, geantwortet haben: „Zwei Jahre müssten das Maximum sein".

Heidenreich: *Da habe auch ich mich offensichtlich geirrt. Inzwischen hat sich allerdings im ehemaligen PEN der DDR sehr viel bewegt. Auch zwischen den beiden Zentren. Das Klima ist entspannt. Nur die Frage der organisatorischen Vereinigung hat sich nicht bewegt.*

Dieses Vereinigungs-Begehren scheint ein deutsches Phänomen zu sein. Denn eine Vielzahl von Ländern – wie etwa Brasilien, Frankreich, Großbritannien, Mexiko, Belgien, Kanada, Spanien oder gar Hongkong – verfügt seit Jahren über zwei unabhängige PEN-Zentren. In der Schweiz und in Australien gibt es gar drei an der Zahl. Warum müssen hierzulande die beiden PEN-Zentren unbedingt vereinigt werden?

Heidenreich: *Ich kann mir vorstellen, dass aus der Spannung zweier PEN-Zentren sogar Gutes erwächst. Allerdings gibt es für Deutschland nicht ähnlich gute Argumente wie für die anderen von Ihnen genannten Länder, in denen oft mehrere Sprachen innerhalb eines Landes gesprochen werden. Wir müssen uns also der Frage stellen: Leben wir getrennt aufgrund der getrennten Geschichte? Oder leben wir getrennt, weil wir sagen, es ist interessant, zwei unterschiedliche PEN-Zentren zu haben, die sich gegenseitig in ihren Phantasien und Einstellungen befruchten können?...*

Der Geliebte des dritten Tages. Erotische Mysterien; Deutsche Verlags-Anstalt

Walter Jens (Jg. 1923) äußerte sich im Vorfeld der Kölner PEN-Jahrestagung in einem Interview zu den Problemen dieses Literaten-Clubs, das ich mit ihm führen konnte und am 18. Mai 1989 in der Südwest Presse unter der Überschrift „Unsere Stärke liegt im Wissen um unsere Schwächen" erschien:
Wird der PEN wieder eine Führungsrolle übernehmen können, wenn es darum geht, Besorgnisse, Ängste, Wünsche bundesdeutscher Schriftsteller auch vor allem im Hinblick auf Veränderungen in und mit diesem Staat, dieser Gesellschaft zu artikulieren? Wird der zur Zeit 481 Mitglieder zählende Club seine in Köln anberaumte Jahrestagung (auf der auch die Wahl eines neuen Präsidiums ansteht) nutzen zur Bestandsaufnahme wie Neubesinnung? Welche Impulse werden von der geplanten Gedenkveranstaltung „Die Pflicht sich zu erinnern" ausgehen, zu der auch rund 20 Ehrengäste aus mehr als einem Dutzend Länder erwartet werden? Was darf man von der PEN-Mitgliederversammlung erwarten, die sich u.a. mit dem Thema „Der Schriftsteller und die Macht" beschäftigt? Antworten dazu gab es vom Ehren- und Interims-Präsidenten Jens.

Herr Prof. Jens, Ihr amtierender Generalsekretär Hanns Werner Schwarze hat zwar einmal definiert, was der PEN nicht ist – Schwarze wörtlich: „Wir sind weder eine Eliteorganisation deutschsprachiger Literaten noch ein Club der Etablierten unter ihnen". Das

klingt nicht schlecht. Doch was ist der PEN, was stellt er heute dar? Wie sieht er sich und seine Rolle in der bundesrepublikanischen Kulturlandschaft des Jahres 1989?

Prof. Jens: *Die wichtigste Aufgabe ist nach wie vor, die Freiheit des Wortes, die Freiheit der Schrift um jeden Preis zu verteidigen: sich mit dem Ansehen, das dem PEN zur Verfügung steht, gegen Zensurmaßnahmen – sie mögen sein, wie sie wollen – zu verwahren, für Menschen einzutreten, die in anderen Ländern unterdrückt werden, eng mit der Organisation „writers in prison" zusammenzuarbeiten, die sich für die inhaftierten Schriftsteller in aller Welt einsetzt. Kurzum, die Freiheit der Rede und der Schrift zunächst einmal hier, dann aber mit Behutsamkeit, Takt und Noblesse in allen Ländern zu verteidigen.*

Auf die Frage, „welche gesellschaftliche, gesellschaftskritische Rolle der PEN heute (noch) spiele", hat Martin Gregor-Dellin einmal (und zwar 1987) geantwortet: „Vermutlich eine noch größere als je zuvor, da einige andere Vertretungen durch interne Auseinandersetzungen zwar nicht ihr Arbeitsfeld, wohl aber ihr Renommee eingebüßt haben". Dass der PEN nach innen wie nach außen eine solche „Repräsentantenrolle" übernehmen möge, wünschen sich seit geraumer Zeit sicher viele Beobachter. Nur wo und wie könnten aus solchen Wünschen auch Taten werden?

Prof. Jens: *Zunächst einmal, die Aufgaben wie Möglichkeiten von Schriftstellern sind begrenzt. Schriftsteller können leider keinen Krieg verhindern, kein bösartiges, menschenfeindliches Gesetz unterbinden, wenig dazu tun, dass humane Gesetze durchgebracht werden. Aber Literatur wirkt auf dem Wege über das Bewußtsein, im Maßstab der Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte. Der Schriftsteller muss geduldig sein. Literatur ist für mich das große Gedächtnis der Menschheit. Sie hat dem Bürger immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, wie wichtig die Freiheit von Rede und Wort und Schrift ist. Um dies verantwortlich und überzeugend zu praktizieren, muss der PEN-Club, und ich glaube, das ist ihm in den letzten Jahrzehnten gelungen, überzeugend Toleranz und Humanität zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft stiften...*

Zu Walter Jens gibt es überdies ein Kapitel in der Rubik „Alternativer Büchnerpreis".
Der Mann, der nicht alt werden wollte; **Rowohlt Verlag**

Bernd Jentzsch (Jg. 1940) war zum Zeitpunkt unseres in meinem Redaktionsbüro geführten Gesprächs, das u.a. am 5. April 1993 in der Passauer Neuen Presse erschien, Vize-Präsident des PEN und einige Zeit später dann Gründungsdirektor des neuen Literatur-Instituts an der Universität Leipzig. Das Interview hatte einen besonderen aktuellen Anlass:

Während Politikern zusehends das Gespür für die Alltags-Probleme der Menschen in diesem Lande abhanden zu kommen scheint, entdeckt die westdeutsche Autorenvereinigung PEN den Bürger und probt Basisarbeit der besonderen Art. Das Thema des PEN-Kongresses vom 12. bis 15. Mai lautet denn auch tatsächlich: „Angst in Deutschland – Deutschland in Angst?" und nicht etwa „Angst vor Deutschland". Wieviele der 499 PEN-Mitglieder anreisen werden, steht noch nicht fest. Sicher indes ist, dass es – neben der Wahl eines neuen Präsidiums – mehrere Veranstaltungen geben wird, an denen u.a. Katja Behrens, Walter Jens, Friedrich Schorlemmer, Karl Dedecius, Eva Demski, Karl Krolow, Carola Stern und Hannelies Taschau teilnehmen werden.
Im Vorfeld dieser längst überfälligen Standortbestimmung deutscher Schriftsteller hat sich unser Mitarbeiter mit Bernd Jentzsch, in Plauen im Vogtland geboren und heute im westdeutschen Euskirchen zuhause, getroffen.

Die Lust, sich aufzubäumen; **Reclam Leipzig**

SAID (Jg. 1947) war von 1995 bis 1996 Vizepräsident und von 2000 bis 2002 Präsident des PEN-Zentrums Deutschland. Der in Teheran geborene Autor kam 1965 als Student nach München und studierte hier Politikwissenschaft. Das Pseudonym SAID legte er sich seinerzeit aus Angst vor dem iranischen Geheimdienst zu – und hat es bis heute beibehalten. Unser Gespräch fand im Herbst 1995 statt:

Herr SAID, es scheint so, als hätten vieler Ihrer PEN-Kollegen noch nicht ganz verinnerlicht, dass sie mit Ihnen einen intimen Kenner der Islam-Problematik in ihren Reihen haben. Zu Ihren literarischen Arbeiten gehört u.a. auch das 1987 entstandene Hörspiel „Die Beichte des Ajatollah".

SAID: *Ich habe den Fehler begangen, den alle Intellektuellen überall begehen. Als der Schah kurz vor dem Sturz war, sagte ich wie alle: Khomenie im Iran? Nie! Aber er kam, hat die Macht ergriffen und ein Blutbad angerichtet. Ich habe den Versuch unternommen zu verstehen, welche Mechanismen, welche Strukturen diesen Mann zu dieser brutalen Figur gemacht haben. So ist dieses Hörspiel entstanden, das sehr erfolgreich war und insgesamt 16mal gesendet wurde.*

Aber doch nicht von Radio Teheran?

SAID: *Nein, aber als es der SFB zum ersten Mal sendete, riefen mehrere stramme Khomenie-Anhänger an und bedankten sich ausdrücklich. Ein Zeichen dafür, dass sie es überhaupt nicht verstanden hatten.*

Was ja gut ist, denn sonst hätten wir möglicherweise auch hierzulande einen weiteren Fall Rushdie….

Ich und der Islam; C.H. Beck

Carola Stern (Jg. 1925) hieß eigentlich Erika Assmus, wurde in Ahlbeck auf der Insel Usedom geboren und musste 1951 aus der DDR nach Westberlin flüchten. Sie war zunächst Lektorin bei Kiepenheuer & Witsch und später dann Mitarbeiterin beim WDR. Von 1987 bis 1995 hatte sie das Amt der PEN-Vizepräsidentin inne. Im Februar 1995 stand sie für ein Interview zur Verfügung, das unter dem Thema stattfand „Wir müssen nach Versöhnung streben": Ausgestanden ist das deutsch-deutsche Problem wohl noch lange nicht. Zwar hat der westdeutsche PEN-Präsident Gert Heidenreich resignierend seinen Rücktritt zur Mainzer Jahresversammlung (vom 18. bis 20. Mai) angekündigt, aber auch für seinen noch zu wählenden Nachfolger im Amt wird das Standardthema erhalten bleiben: Wie und wann kommt es zum Zusammenschluß der nach wie vor unabhängig voneinander agierenden PEN-Zentren West- und Ostdeutschlands? Im Gespräch mit der (West-)Journalistin Carola Stern, die vor ihrer WDR-Journalisten-Karriere als Lehrerin in der DDR arbeitete, wird nach einem Ausweg aus der Krise gefragt:

Frau Stern, der Internationale PEN rät nach wie vor zu einer baldigen Vereinigung der beiden deutschen PEN-Zentren. Wie soll es weitergehen?

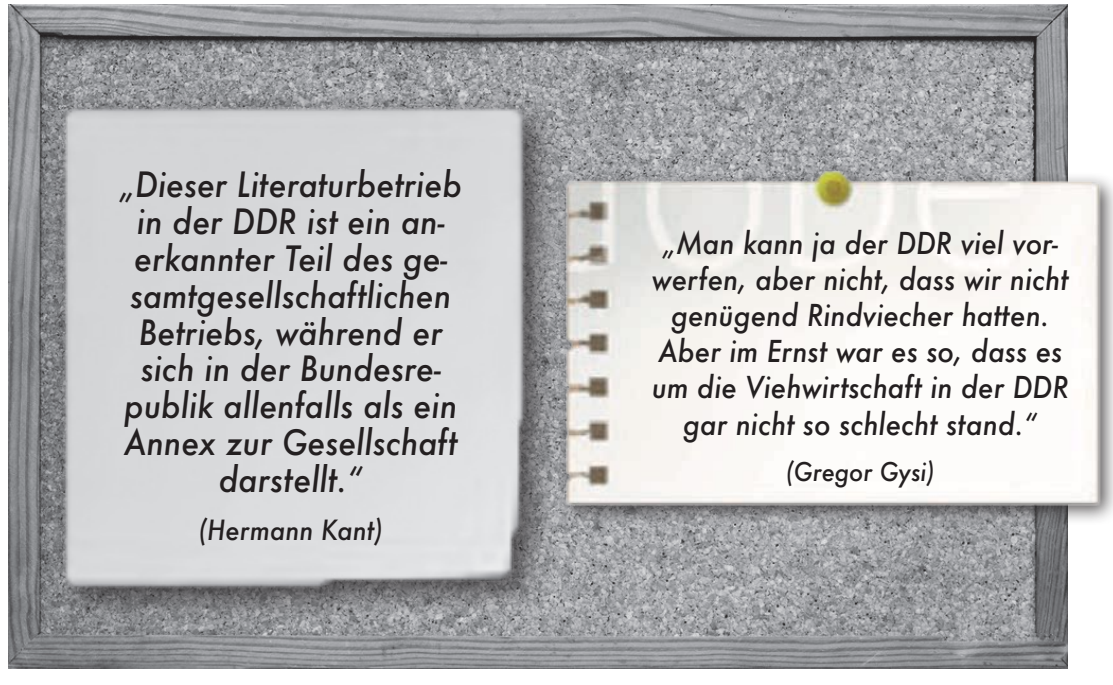
Carola Stern: *Die Mitglieder entscheiden auf ihrer bevorstehenden Jahresversammlung in Mainz, ob sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt Verhandlungen über eine Vereinigung der beiden deutschen PEN-Zentren für wünschenswert halten bzw. sie beraten darüber, wie sie sich das Verhältnis zu den ostdeutschen Kollegen in den kommenden Jahren vorstellen. Bei dem Thema, das mit so viel kontroversen Meinungen verbunden ist, muss man miteinander reden, nicht übereinander, sich von besseren Argumenten überzeugen lassen – und es nicht bei einer „Ja-oder-Nein"-Befragung belassen. Übrigens wir, die Mitglieder des bisherigen Präsidiums, waren uns immer klar darüber, dass es keine Vereinigung aller mit allen geben kann. Also, dass wir uns nicht mit solchen Schriftstellern in Ostdeutschland an einen Tisch setzen können, die in der Vergangenheit Repräsentanten der Zensur waren, die aktiv zur Meinungsunterdrückung beigetragen haben und von denen wir bis heute kein Wort des Bedauerns gehört haben....*

Der Text meines Herzens. Das Leben der Rahel Varnhagen; rororo

---

Kasimir Geza Werner (Jg. 1900) war Arzt, Schriftsteller, Dramaturg und – als ich ihm begegnete – Präsident des Exil PEN-Zentrums für deutschsprachige Länder. In Pankota/Siebenbürgen geboren, von den Nazis verfolgt, kam er über viele Stationen aufgrund einer Einladung des damaligen Kulturdezernenten Heinz Winfried Sabais 1968 nach Darmstadt, wo er heimisch wurde. Im Darmstädter Echo schrieb ich unter der Überschrift „Dichter ohne Heimat" am 25. April 1970 über ihn und seine Arbeit u.a.: „Knapp eine Woche nach Abschluss der Jahresversammlung des Deutschen PEN-Zentrums in Darmstadt ist das Georg-Moller-Haus ein weiteres Mal Tagungsort von Literaten. Der Internationale Exil-PEN-Club hatte eingeladen in „eine der Hauptstädte der Literatur", so Daarmstadts Kulturdezernent Sabais. Präsident Werner führte u.a. aus: „Heimatlosigkeit ist heute das Schicksal der Welt. Der Mensch ist häufig genug, auch in seinem Vaterlande heimatlos geworden. Die Sprache, die er spricht oder schreibt, wird nur noch den Buchstaben nach von den meisten verstanden. Das, was er aber aussagt, verhallt meistens ungehört…".

Nie wieder gestern; Garuda Verlag



Willkommen im Club der Schreibenden

VS-Kongress: Als Schriftsteller noch miteinander diskutierten

Beim Geld hört bekanntlich die Freundschaft auf. Und beim Thema „Autorenmitbestimmung"? Da hört für viele jene Gemütlichkeit auf, die nach wie vor – trotz Buchfabriken und Bestseller-Getrommele – in einem Großteil der bundesdeutschen Buchverlage anzutreffen ist. U.a. um die Verteidigung dieser beiden Dinge ging es letztendlich in der Vergangenheit immer wieder, wenn – mehr oder minder aufmüpfige – Autoren ihren Verlegern Modelle präsentierten, mit denen altgewohnte Rechte beschnitten und neue, eher „partnerschaftliche Beziehungen" festgeschrieben werden sollten.
An Versuchen, den – wie Günter Grass einmal meinte – „vorkapitalistisch" anmutenden „Rest Leibeigenschaft im Verhältnis der Verleger zu ihren Autoren" abzubauen, hat es in den vergangenen Jahren nicht gemangelt. Allerdings: Nur ganz wenige der bald ein Dutzend zählenden Autoren-/Verlagsmodelle haben die Testphase überdauert. Meist jedoch war die Kluft zwischen reformerischer Theorie und marktwirtschaftlicher Praxis nicht überbrückbar. Was blieb, sind Erinnerungen, in denen mancher – damals noch jüngere – Autor noch heute schwelgt.
So wurden im Umfeld der Studentenproteste der späten 60er Jahre einige sogenannte Mitbestimmungsmodelle im Verlagsbereich erprobt. Der ehemalige VS-Vorsitzende und damalige Streit-Zeit-Schrift Herausgeber Horst Bingel scheiterte mit seinem „Verlagsrat-Modell" ebenso wie die 1969 von Hannes Schwenger angeführte „Projektgruppe Voltaire", ein im selben Jahr in Frankfurt agierendes „Autorensyndikat" oder das – später erheblich modifizierte – „Wagenbach-Modell", über das Verleger Klaus Wagenbach schon damals meinte: „Manuskript-Entscheidungen können nicht kollektiviert werden"…
Sie wollten alles, jetzt, hier und heute: Höhere Autorenhonorare und möglichst noch eine Gewinnbeteiligung, Mitsprache bei der Programmplanung, der Lektorierung, der Buchausstattung, der Werbung und der Distribution – und (wenn schon, denn schon) auch ein Wörtchen mitreden bei möglichen personellen oder strukturellen Veränderungen in den Verlagsgebilden…

Auszug aus dem Beitrag „Autoren-Mitbestimmung: Was blieb von der Euphorie der frühen Jahre?", der 1990 in meinem im Morstadt Verlag erschienenen Buch „Vor dem Ende der Lesekultur. 20 Jahre Buch- und Literaturmarkt aus nächster Nähe" Verwendung fand.

Hans Peter Bleuel (Jg. 1936) war Mitte der 80er Jahre, in einer Zeit heftigster, öffentlich ausgetragener Auseinandersetzungen um den Kurs des Verbands deutscher Schriftsteller (VS), Vorsitzender dieses Ablegers der IG Druck und Papier. In einem Interview stand er Rede und Anwort:

Herr Bleuel, im Vergleich zu Ihrem Vorgänger Bernt Engelmann, der öffentliche Auftritte und Erklärungen ja durchaus zu lieben schien, hat man bei Ihnen eher den Eindruck, dass Sie ihre Arbeit still(er) und leise(r) verrichten.

Hans Peter Bleuel: ***Wir hatten die erklärte und uns auch zugewiesene Aufgabe, vor allem darum bemüht zu sein, Ruhe auch im Verband wieder herzustellen. Nicht in dem Sinne, dass dort nicht mehr diskutiert werden sollte. Aber die lautstarken Auseinandersetzungen und Konflikte sollten möglichst kollegial behandelt und miteinander besprochen***

werden. Wir haben dies versucht. Wir haben uns auch mit Erklärungen und Resolutionen sehr zurückgehalten. Und wir werden dies auch in Zukunft so handhaben. Wir haben uns dafür verstärkt und vor allem um die berufspolitischen Probleme gekümmert.

Nun kann (und soll) man es ja in bestimmten Ämtern mit Sicherheit nicht jedem recht machen. Auch das Amt des VS-Vorsitzenden scheint ein solches zu sein. Dennoch: Manche Kritiker sagen bereits – seitdem Engelmann nicht mehr für Schlagzeilen sorgt, ist dieser VS fast sprachlos geworden.

Hans Peter Bleuel: *Ich glaube, das stimmt so nicht. Dort, wo es notwendig war, ist und bleibt, sind wir als VS zur Stelle und melden uns zu Wort. Sei es in den für unsere Belange wichtigen Bonner Ministerien, sei es bei den Kommunen, sei es innerhalb der Gewerkschaft, wo wir sehr viel mitgesprochen haben in den diversen Kommissionen und Sitzungen, die zur Gründung der Mediengewerkschaft führen...*

Ferdinand Lassalle; Fischer Taschenbuch

Bernt Engelmann (Jg. 1921) traf ich im Hinblick auf seinen 65. Geburtstag. Wir hatten uns auf ein Gespräch verständigt, das am Rande einer der damals vielen literarisch-politischen Veranstaltungen landauf, landab stattfinden sollte (ob es ein VS-Kongress war oder ähnliches, weiß ich nicht mehr). Da saß er nun mir gegenüber, der Schriftsteller, Journalist und Ex-Funktionär, der stets einen etwas grimmigen Eindruck machte. Nach eigenem Bekunden hatte er „ein großes Harmoniebedürfnis". Und doch schien dort, wo er auftrat, wo er sich zu Wort meldete, der Konflikt schon programmiert, gingen seine Kritiker lautstark zur Sache. Eigentlich wollte der gelernte Journalist, der u.a. für den Spiegel wie fürs ARD-Magazin Panorama arbeitete, nie ein Buch schreiben. Doch dann – so erzählte er – überredete ihn Anfang der 60er Jahre der Verleger Franz Schneekluth doch. Er hat Romane geschrieben ebenso wie Sachbücher. Und er war mehr als sechs Jahre Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier.
Das Gespräch zwischen einem alten Hasen und einem Jungspund in Sachen Journalismus, das unter der Überschrift „Ein streitbarer Autor mit Millionenauflage" u.a. am 20. Januar 1986 in der Aachener Volkszeitung erschien, verlief etwa wie folgt:

Herr Engelmann, Sie sind einer jener Autoren, die aus dem Journalismus kommen. Wie war das damals, 1963, mit Ihrem ersten Buch „Meine Freunde, die Millionäre"?

Engelmann *(etwas schmallippig): Das war ein ungewöhnlicher Glücksfall. Denn ich wollte das Buch eigentlich gar nicht schreiben. Bis mich mein Verleger fast mit brachialer Gewalt dazu überredet hat. Die Vorstellung, ein Buch von annähernd 400 Seiten schreiben zu sollen, ist für einen Journalisten erschreckend. Ich bin davor immer wieder zurückgezuckt. Doch dann wurde dieses Buch zu meines Verlegers und meiner Überraschung ein ganz ungewöhnlicher Erfolg. Von der Hardcover-Ausgabe wurden annähernd 100.000 Exemplare verkauft. Die Taschenbuchausgaben kann ich schon gar nicht mehr zählen. Buchklubausgaben folgten, Übersetzungen usw. Kurz und gut: Ich glaube, die „Millionäre" werden insgesamt längst über eine Million Exemplare Auflage haben.*

Spektakuläre Erfolge haben Sie auch mit Büchern erzielt, die zusammen mit Günter Wallraff entstanden sind. Wie schreibt man eigentlich zu zweit ein Buch? Sind Sie ein Teamarbeiter?

Engelmann: *Nein. Ich bin das ganz und gar nicht. Und Günter Wallraff auch nicht. Wir haben uns zu einem Buch zusammengefunden. Die Idee leuchtete uns beiden ein. Mir wurde sofort klar, als dieser Vorschlag damals von der konkret-Redaktion kam: Eine solche Serie kann man nur als Buch schreiben, schon aus wirtschaftlichen Gründen und nicht zuletzt wegen des großen Arbeitsaufwands. Und so entstand „Ihr da oben – wir da unten"...*

Wir Untertanen. Ein Deutsches Anti-Geschichtsbuch; Fischer Taschenbuch

---

Uwe Friesel (Jg. 1939) rückte 1989 auf dem 9. VS-Kongress in Frankfurt als Vorsitzender an die Spitze des VS, als dieser nach Jahren interner Streitereien einen Neubeginn wagen wollte. Nach Abschluss des Kongresses trafen wir uns zum Interview:

Herr Friesel, der VS, so wird seit einiger Zeit vollmundig verkündet, habe „die Literatur wiederentdeckt". Wie das?

Friesel: *Wir beschäftigen uns in der Tat auch mit der „Re-Literarisierung". Dem PEN wurde inzwischen vorgeworfen, die Politisierung dort habe dazu beigetragen, dass keine Literatur mehr stattfinde. Wenn man dem VS ähnliches unterstellen wollte, würde ich das zurückweisen mit dem Argument: Berufspolitik muss bei uns Vorrang haben, und auch der politische Standort muss klar sein in Zeiten, da es eine Partei gibt, die heuchlerisch und verfälschend den Namen „Republikaner" für sich in Anspruch nimmt. Wenn der VS hier politisch eindeutig Stellung bezieht, dann heißt das für mich überhaupt noch nicht, dass wir damit literarisch an Kompetenz verlieren. Ganz im Gegenteil: wir werden literarische Kongresse und Tagungen anregen zu politischen Themen.*

Sie haben es als VS-Vorsitzender nicht nur mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, sondern auch mit einer aus der IG Druck und Papier in die IG Medien nachgerückten, zum Teil auf ideologischen Standpunkten verharrender Funktionärsriege zu tun.

Friesel: *Die Charakterisierung ist leider nicht immer von der Hand zu weisen. Ich glaube, dass das gewerkschaftliche Bewusstsein für den Nutzen von Literatur noch längst nicht genug entwickelt ist.*

Ist im VS auch daran gedacht, das deutsch-deutsche Gespräch auf Schriftsteller-Ebene endlich wieder zu suchen?

Friesel: *Wäre ich schon länger Vorsitzender des VS, ich hätte die Beziehungen zum DDR-Verband nicht so schleifen lassen. Auch nicht zu Hermann Kant. Denn Kant ist einer, mit dem man durchaus streiten kann. Wir müssen ihn und seinen DDR-Schriftstellerverband drängen, Resolutionen zur Öffnung der Gesellschaft nicht abwartend zu begegnen, sondern sich an die Spitze zu stellen...*

Im Schatten des Löwen; C. Bertelsmann

Anna Jonas (Jg. 1944) war nur kurz Vorsitzende des Deutschen Schriftstellerverbands (VS) – von September 1987 bis Dezember 1988. Nach vereinsinternen Querelen verließ sie gar zusammen mit Günter Grass und rund 50 weiteren Autoren diesen Interessenclub. Dazwischen hatte ich Gelegenheit mir ihr ein Interview zu führen, das u.a. am 29. November 1987 in der Hessisch-Niedersächsischen Allgemeinen (HNA) erschienen ist:

Seitdem die als Lyrikerin eingestufte Autorin den VS-Vorsitz übernommen hat, scheint Hoffnung aufzukommen, nicht nur in Dichterkreisen. Dabei hat die in Essen geborene, in Berlin lebende, ausgebildete Diplom-Politologin ihre Bewährungsprobe erst noch vor sich. Denn sie hat jenes letzte Kapitel einer Entwicklung mitzuschreiben, zu der einst Dieter Lattmann die Weichen gestellt hat: Die Auflösung des Verbands deutscher Schriftsteller, damit dieser Teil der IG Medien werden kann, die ab 1989 ihre gewerkschaftliche Arbeit aufnehmen will. Welche Rolle spielt der VS (dann noch) und welche bekommt er zugebilligt unter dem (künftigen) Dach der Mediengewerkschaft? Welche Identitätsprobleme haben die (organisierten) Schriftsteller derzeit, und wie dürfte es damit in der IG Medien aussehen? Fragen über Fragen:

Frau Jonas, ich will jetzt nicht die lange Liste der Autoren aufzählen, die entweder nicht mehr im VS sind oder dort nicht mehr in Erscheinung treten. Ich will auch nicht fragen, wie sie diese zurückholen wollen – wenn überhaupt. Fragen muss ich Sie allerdings: Was soll denn aus dem VS unter Ihrer Leitung werden?

Anna Jonas: *Lassen Sie mich so anfangen. Zuerst hat mich wirklich ermutigt, wie viele Briefe und Anrufe ich von Kollegen erhalten habe, die inaktiv geworden waren und jetzt angekündigt haben: Wir machen wieder mit, mit mir könnt ihr rechnen. Das ist natürlich etwas ganz Wichtiges, etwas, was wir brauchen.*

Sie haben in Ihrer ersten Pressekonferenz davon gesprochen, dass Schriftsteller sich auf das besinnen sollten, was sie im Vergleich zu anderen besser können – auf die Sprache. Wäre nicht die dringlichste Aufgabe des VS, den Gewerkschaftsfunktionären der kommenden IG Medien erst einmal eine verständliche, phrasenfreie und glaubhafte Sprache beizubringen?

Anna Jonas: *Das wäre sicher ein gutes Vorhaben. Es ist nur etwas schwierig umzusetzen. Wir haben ja schon in unserer Satzungskritik in Hamburg darauf hingewiesen, dass uns diese Art von durchhierarchisierter Sprache nicht gefällt.*

Günter Grass hat es ziemlich deutlich, vielleicht sogar überdeutlich formuliert: Das Selbstverständnis des VS steht nach wie vor oder mehr denn je auf dem Spiel. Wie müßte denn das verbliebene Stück VS-Eigenständigkeit unter einem IG-Mediendach aussehen?

Anna Jonas: *Der VS wäre in der IG Medien eine Berufsgruppe. Er kann aber keine Berufsgruppe wie jede andere sein. Wir müssen also jetzt, ohne dass wir Privilegien fordern, sehen, dass ganz bestimmte Modalitäten für unsere Eigenständigkeit gewahrt werden....*

Sophie und andere Pausen; rotbuch

Hermann Kant (Jg. 1926) traf ich im Juni 1980 unter eher konspirativen Umständen. Nicht in der DDR, sondern in einer weinseligen Mainzer Kneipe. Ich hatte die Idee, mit ihm über seine Lesereise durch die BRD zu sprechen; parallel dazu gab es ein Gespräch mit Peter Härtling über dessen Erfahrungen während einer Lesereise durch die DDR; beide Interviews veröffentlichte damals die Badische Zeitung; (auch im Vorwärts erschien am 14. August 1980 unter der Überschrift „Auf der Suche nach Nähe" das Interview). Daraus einige Passagen:

Herr Kant, wo würden Sie den grundlegenden Unterschied zwischen dem Literaturbetrieb in der DDR und dem hierzulande sehen?

Kant: *Das ist nicht einfach zu beantworten. Versuchsweise biete ich an: Der grundlegende Unterschied besteht wohl darin, dass dieser Literaturbetrieb in der DDR ein anerkannter Teil des gesamtgesellschaftlichen Betriebs ist, während er sich in der Bundesrepublik allenfalls als ein Annex zur Gesellschaft darstellt. Und dementsprechend ist die Beachtung für die Literatur und die Literaten bei uns. Allerdings: Die Möglichkeiten, die wir haben, werden offenbar ein bißchen zu sehr überschätzt. Während sie bei Ihnen eine sträfliche Unterschätzung erfahren.*

Neben denen, die hier in der Bundesrepublik lesen wollen, gibt es auch solche, die hier arbeiten wollen. Warum kommt es Ihrer Meinung nach immer wieder dazu, dass Schriftsteller die DDR verlassen wollen?

Kant: *Ob es immer wieder dazu kommt, weiß ich nicht so recht. Es ist ja in letzter Zeit einmal sehr heftig dazu gekommen. Und ich hoffe, damit hat sich diese Sache auch auf lange Zeit erledigt. Zum zweiten ist es so: Die DDR hat – was das Verlangen ihrer Autoren oder einiger ihrer Autoren angeht, mal andere Luft zu genießen – überhaupt kein Monopol. Es gibt eine Reihe von bundesdeutschen Autoren, die für lange Zeit ihren Fuß nicht auf den Boden der Bundesrepublik gesetzt haben, die lieber woanders arbeiteten, lebten, zum Teil durchaus aus politischen Gründen. Enzensberger beispielsweise ist ja aus der Bundesrepublik für lange Zeit weggegangen, weil ihm das dortige Pflaster nicht gefiel. Und noch etwas will ich anmerken: Es ist ja hochinteressant, dass man bei Ihnen in der Publizistik auf die DDR-Literatur immer unter dem Aspekt der „verreisten Autoren" eingeht. Aber man sollte sich einen Augenblick doch den Gedanken leisten, dass diese Autoren in der DDR zu ihren Namen gekommen, zu einer literarischen Figur geworden sind. Also darüber müsste man auch mal nachdenken. Wieso dieses Land erstaunlich viele, weithin bekannte (also offensichtlich nicht schlechte) Autoren produziert. Wenn Sie Länder vergleichbarer Größe nehmen, dann kommen Sie auf seltsame Unterschiede...*

Über eine seiner Lesungen in Westdeutschland habe ich zudem einmal geschrieben:
Hinter diesem "Impressum" steckt ein kluger Kopf, mit hoher Stirn und braunbehornter Brille, mit vorne lichtem Haar und schmalen Lippen, mit Grübchen dicht am Kinn und modisch messerscharfem Schnitt, ein bisschen Uwe Johnson nach erstem Hinschauen und dabei doch viel mehr. Hermann Kant ist Schriftsteller. 1926 in Hamburg geboren, nach Volksschule und Elektrikerlehre in den Krieg geschickt, von den Polen gefangen genommen, 1949 entlassen.
Viel Heinrich Heine hat er damals gelesen, doch was wichtiger war, er hat viel Zeit gehabt, nachzudenken über sich, die Vergangenheit, die Zukunft. Er kehrte nicht nach Hamburg zurück, in dem sich etablierenden Staat DDR begann sich für den Elektriker Kant eine neue Zukunft abzuzeichnen. Kant, in der DDR mit Heinrich-Heine-, FDGB- und Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet, mit blauem Hemd und dunklem Binder, gibt sich selbstsicher: "Na, dann wollen wir mal."
Locker gehen ihm die Sätze über die Lippen. Er hat die Aktualität im Griff, er sichtet, sammelt ein, entdeckt, benennt, deckt auf; er liefert ab ein Päckchen mit tausendundeiner Anspielung. Er kommt direkt, nicht ohne Witz, simmelt bisweilen ein bisschen, kommt an, mit der Sprache und seinen Zuhörern zurecht. „Herr Kant", wird er gefragt, „warum schreiben Sie nicht, wie Hochhuth oder Weiss, einmal etwas über Dinge außerhalb der DDR?" Kant: „Ich finde die DDR erzählenswert genug."

Das Impressum; Aufbau Taschenbuch

Erich Loest (Jg. 1926) konnte ich im März 1996 für eine Lesung in den Odenwald locken, wo er innerhalb der Veranstaltungsreihe „Zu Gast in Reichelsheim" auftrat. Er war der zweite Autor (nach Günter Grass), der sich vor Ort zu deutsch-deutschen Gegenwartsproblemen äußerte. Im Interview, das mit ihm entstand, ging es allerdings unter der Überschrift „Im nächsten Jahr in Chemnitz ist Schluss" über seine Rolle als Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller (VS):
Vor zwei Jahren ist er in Aachen zum VS-Vorsitzenden gewählt worden: Erich Loest, in Mittweida/Sachsen geboren, in Leipzig und Bad Godesberg zuhause. Für viele Kulturinteressierte eine der wenigen Ost-West-Integrationsfiguren. Ein Schriftsteller (u.a. „Nikolaikirche"), der aus politischen Gründen in der einstigen DDR in Haft war und heute Ehrenbürger der Stadt Leipzig ist. Einer, der die besondere deutsch-deutsche Problematik am eigenen Leibe erfahren und beschrieben hat. Seit seiner einmütigen Wahl an die Spitze des gesamtdeutschen Schriftstellerverbands wird allüberall – und dies zu Recht – über Erich Loest geredet und geschrieben. Über den VS jedoch kaum noch.

Herr Loest, ist der VS, die einstige Renommierabteilung der IG Medien, sanft entschlafen, ohne dass wir alle es gemerkt haben?

Loest: *Das ist völliger Quatsch! Es gibt keinen Krach mehr im VS, was etwas sehr, sehr Schönes ist. Deshalb nehmen die Medien von uns und unserer Arbeit kaum noch Kenntnis. Die kommunistische Fraktion im VS, die sich mit Hermann Kant besser verstanden hat als mit Reiner Kunze, ist politisch geschlagen. Seit der Wahl in Aachen ist diese Kraft, die den VS gelähmt hat, kein Thema mehr. Wir können nun gut arbeiten und haben uns vorgenommen, zunächst die Literatur Polens in Deutschland zu fördern, zu popularisieren.*

Eine Ihrer Aufgaben, Herr Loest, sollte doch die Einbindung ostdeutscher Autoren in den gesamtdeutschen Verband sein. Wen alles an „Prominenz" haben Sie denn zum Eintritt in den VS bewegen können?

Loest: *Von den namhaften Berlinern nicht viele. Stefan Heym, Günter de Bruyn und Fritz Rudolf Fries. Nicht Christa Wolf, Heiner Müller und Volker Braun. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: die Genannten wollten die Einheit Deutschlands, so wie sie gekommen ist, ja eh nicht, sondern eine Gorbatschow-DDR.*

Sie haben diese Ost-Autoren also endgültig abgeschrieben?

Loest: *Ich habe nicht versucht, jemanden zu überreden. Die Bedingungen sind klar: wer von sich aus nicht kommen will, der kommt eben nicht. Schade.*

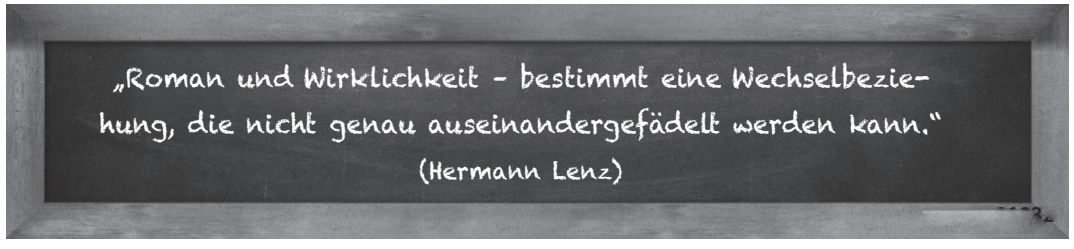
Die vielleicht zentrale Frage im Bemühen, Ost- und Westautoren wieder zusammenzubringen, ist doch, ob man einander überhaupt (noch) versteht…

Loest: *Von Vergeben und Vergessen kann nicht die Rede sein. Wir müssen die Geschichte beider Verbände klarlegen. Eine VS-Geschichtskommission arbeitet daran. Dann können Historiker beginnen, mit diesen Fakten zu arbeiten. Die Zeit wird Wunden heilen, aber erst einmal muss bekannt sein, was tatsächlich geschehen ist. Die Gerüchte und Verdrehungen und Abschwächungen müssen beseitigt sein. Dann kann auch sauberer und klarer miteinander umgegangen werden.*

Und wie soll es mit dem VS weitergehen?

Loest: *Im April 1997 findet in Chemnitz der nächste VS-Kongress statt, auf dem – um Ihre nächste Frage gleich vorwegzunehmen – Erich Loest nicht mehr kandidieren wird. Ich bin dann 71 und möchte es mir und auch dem Verband nicht zumuten, noch weitere Jahre zu amtieren. Bisher ist alles recht gut gegangen. Aber dann kommt man in ein Alter, in dem man Fehler macht…*

Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene; Linden-Verlag



Wenn sonntags der Kirchgang zum Event wird

Fernseh-Pfarrer zum Anfassen: Jürgen Fliege (vierter von rechts) zu Besuch
(mehr über ihn ab Seite 330)

Für die Katholische Nachrichten-Agentur KNA lieferte ich in den 90er Jahren unter dem Titel „Sonntags-Gottesdienste in Deutschland" eine auf zunächst 24 Folgen konzipierte Serie, in der von Gottesdienstbesuchen und der Geschichte von Kirchen, Domen und Münstern in der gesamten Republik berichtet wurde. Zu den besuchten Gotteshäusern in Köln, Freiburg, Fulda, Ulm, Mainz, Wetzlar, Worms, Oppenheim etc. zählte auch eine Dorfkirche in Reichelsheim im Odenwald:

Man mag es kaum glauben, aber mitten in Deutschland soll es Kirchen geben, in denen ist ab und an der Teufel los. Dies ist jedoch kein Grund, sogleich nach dem Exorzisten zu rufen!

Schon eher wäre zu fragen, was so viele Besucher in einen brechend vollen Sonntags-Gottesdienst lockt – und lässt vor allem junge Menschen hernach zu einem solch flapsig klingenden, aber durchaus überzeugenden Urteil kommen? Es kann nicht nur am zum Teil historischen Ambiente liegen und wohl auch kaum an den vertrauten, aber manchmal abgenutzt erscheinenden Ritualen, es muss die Botschaft sein, die da einer auf der Kanzel ganz anders zu verkünden versteht.
Mitten im Odenwald, in einer 9.000 Seelen fassenden Gemeinde mit Namen Reichelsheim, gibt es ein solches Gottesaus, die Michaelskirche. 1387 wurde sie erstmals urkundlich erwähnt. Das Kirchengebäude, so wie man es heute vor sich sieht, ist freilich wesentlich jüngeren Datums, wie die Jahreszahl 1716 über dem Hauptportal verrät. Auf den ersten Blick also eine jener typischen Dorfkirchen, die einst im Zentrum des gemeinschaftlichen Lebens einer ganzen Region standen. Auch das Innere hält dem Vergleich mit prunkvollen Sakralbauten jedweder Epoche kaum stand. Ein eher klein wirkender Altarbereich, eine Orgel, doppelte Emporen, ein abgetrennter Bereich, der früher den adligen Herrschaften vorbehalten war, die aufmerksam lauschten, was der Pfarrer ihren Untertanen zu verkünden hatte und ob er sie etwa, was allerdings nahezu nie der Fall war (weil er auf der Gehaltsliste der hohen Herrschaften stand), gar zu aufmüpfigem Denken und Handeln anstachelte.
Und auch auf den zweiten Blick fällt dem Gottesdienstbesucher zunächst nur auf, dass Sonntag für Sonntag sich durchschnittlich 180 Einwohner, aber auch Touristen in dieser Kirche mit fast schon familiärem Zuschnitt zusammenfinden. Es sei denn, man erlebt einen dieser besonderen Glückstage, an denen – fernab aller Metropolen - auch hier Schlagzeilenträchtiges geschieht. Tage, an denen plötzlich republikweit bekannte Theologen wie etwa Dorothee Sölle, Pinchas Lapide oder Ernesto Cardenal diese Kirche als Forum nutzen. Oder wie unlängst auch Jürgen Fliege, den viele nur als den TV-Talkmaster zu Kenntnis nehmen wollen. Hier in Reichelsheim war er, von seinem lokalen Amtsbruder eingeladen, als Pfarrer, im Talar und ohne TV-Scheinwerfer. Ein Mann, der zeigte, wie zeitgemäß eine Predigt angelegt sein kann. Der den Kirchgang zu dem machte, was er in früheren Zeiten des Öfteren wohl war – ein Ereignis, neuhochdeutsch auch als Event bezeichnet. Fast 600 Menschen auf Bänken, Emporen, Treppenaufgängen und in den Gängen machten das wahre, das maximale Fassungsvermögen dieses Gotteshauses deutlich.
„Jetzt oder nie" war Flieges Predigt überschrieben. Eine Predigt, die sich mit den Kernfragen menschlicher Existenz beschäftigte: Woher kommen wir, wohin gehen wir? Und: Warum bin ich eigentlich gekommen? fragt er gleich zu Beginn sich und in die Runde hinein – und weiß selbst darauf keine Antwort. Er, der vor seiner TV-Karriere in einer Kirchengemeinde seinen Dienst versah, ist gewissermaßen an die Basis zurückgekehrt. Für gut eine Stunde. Und die Gottesdienstbesucher danken es ihm – mitten in der Kirche – mit großem Beifall. Er setzt sich auf die Stufen zum Altar, weil er „nicht von oben herab", also von der Kanzel reden wolle. Er sagt, lasst uns gemeinsam das Halleluja singen, so, „dass jede Westkurve dabei blass aussehen würde."

Freude, Frohsinn, Lächeln und Unbekümmertsein kehren in dieses Gotteshaus ein, und Flieges „frohe Botschaft", die er verkündet, scheint sich an jeden Einzelnen zu richten: Wo komme ich her, wo gehe ich hin? Alle Antworten darauf in den vergangenen 2000 Jahren, so ist zu hören, seien falsch gewesen. Und selbst für protestantische Ohren klingen seine Aussagen kühn. Wie etwa: „Ich lasse mir nicht länger Angst machen von jenen, die sagen, nur wenn wir uns auf dieser Welt demutsvoll verhalten, gibt es in einer anderen Welt die Belohnung". „Ich kann den Himmel hier und heute entdecken", verkündet Fliege und fügt hinzu: „Jesus hat sich den Mund fusselig geredet, dass es diese und eine andere Welt nebeneinander gibt". Auch er, ein betender, ein um Hilfe rufender Mensch stehe am Anfang des Suchens nach dieser anderen Wirklichkeit.
Und vielleicht sind es gerade Sätze wie „Der Himmel ist im Verborgenen hinter mir" und „Ich will nicht, dass Jesus nach meinem Tod, sondern dass er jetzt bei mir ist", die klarmachen, was dieser Jürgen Fliege den Gottesdienstbesuchern hier und heute sagen will: Die Botschaft der christlichen Kirche kann auch 2000 Jahre nach ihrer Gründung (noch) faszinierend sein.

Eugen Drewermann (Jg.1940) bat nicht darum, dass wir nun zunächst einmal gemeinsam beten. Nein, er zeigte sich sofort bereit, auch auf kritische Fragen zu antworten, als ich ihm im Herbst 1991 erstmals begegnete. U.a. in der Rhein-Neckar-Zeitung vom 30. November 1991 erschien unter der Überschrift „Ich werde keine Ruhe geben" mein Interview mit ihm:
Für die einen ist er fast schon ein Märtyrer, für die anderen ein Prediger, der „Irrlehren" verbreitet. Gemeint ist Eugen Drewermann, in Bergkamen bei Dortmund geboren, ein Priester, der in katholischer Theologie promoviert und sich habilitiert hat. Mit mehr als 40 Büchern und einer Vielzahl von Vorträgen hat Drewermann sein Bild von den Aufgaben der Kirche in dieser Zeit einer wachsenden Zahl von Interessierten nahegebracht. Seit ihm der Erzbischof von Paderborn die kirchliche Lehrbefugnis „mit sofortiger Wirkung bis auf weiteres" entzogen hat, scheint Drewermanns Popularität noch weiter anzuwachsen. Belege dafür mag sein Buch „Kleriker. Psychogramm eines Ideals" (dtv) sein, das in der Taschenbuch-Bestsellerliste des Spiegels binnen kurzer Zeit den Sprung nach ganz oben geschafft hat:

Herrn Dr. Drewermann, einerseits werden die Kirchen immer leerer, andererseits greifen zusehends mehr Menschen zu Büchern, die sich mit religiösen Themen beschäftigen. Verkehrte Welt?

Dr. Drewermann: *Mich als Seelsorger macht das sehr betrübt, dass ich nach über 25 Priesterjahren sehen muss, wie allein in den letzten 15 Jahren der Sonntags-Kirchenbesuch - immerhin doch ein Indiz für kirchliche Zusammengehörigkeit – um 50 Prozent zurückgegangen ist. Gründe dafür? Die Kirche redet eine Sprache, die offensichtlich die lebendigen Menschen in der Mitte ihres Lebens nicht mehr anspricht. Mit anderen Wor-*

ten: Was die Kirche offiziell subjektiv im Bewusstsein ihrer höchsten göttlichen, erlösenden Wahrheit zu sagen hat, ist für die Mehrheit der Menschen langweilig, nichtssagend, staubtrocken, lässt sie gleichgültig.

Nun kann aber nicht jeder Priester – wie Sie – statt von der Kanzel zu predigen, Bücher schreiben.

Dr. Drewermann: *Er kann sich aber hinsetzen und von den Menschen lernen, was sie bewegt, was sie verzweifeln, was sie hoffen lässt. Er kann nach Worten suchen, die ihren Empfindungen Ausdruck verleihen. In einer Welt wie der katholischen Kirche von heute, in der alle Fragen vorweg beantwortet sind durch ein 2000 Jahre altes Auskunftssystem fertiger göttlicher Beamten, lernt die Kirche nicht mehr von den Menschen....*

Das richtige im Leben tun – wie wir unseren Weg finden; Patmos

---

Jürgen Fliege (Jg. 1947) fasste mit beiden Händen seinen Talar, hob ihn an, so dass das Bild an einen Sämann erinnerte. Nur in diesem Fall wollte er nicht säen, sondern einsammeln. Er stand am Altar der Reichelsheimer Martinskirche, die die Menschenmassen kaum noch unterbringen konnte, hatte seine Predigt beendet und sagte, dass diesmal die Kollekte eher eine Spende sein sollte. Denn der Pfarrer am Ort habe ihm gesagt, dass man Geld für einen Behinderten-Fahrstuhl fürs Gemeindehaus benötige. Fliege schritt durch die Reihen und – wie es seine Art war – auf die Menschen zu. Mehr und mehr füllte sich sein zum Sammelbecken umfunktionierter Rock mit Geldscheinen. Und schließlich waren mehr als 3.500 Mark zusammengekommen. Auch ich freute mich, dass Fliege, den ich ein paar Monate zuvor zu einem Interview getroffen hatte, der Einladung unseres Pfarrers gefolgt war.
Am 14. Oktober 1995 hatte ich Gelegenheit, den Talk-Pastor, wie man ihn wegen seiner Fernseh-Show nannte, während der Frankfurter Buchmesse am Stand des Kreuz Verlags über die Zukunft der Kirche zu befragen:

Herr Fliege, woran mangelt es vor allen Dingen, dass (auch) der evangelischen Kirche immer mehr Mitglieder abhandenkommen?

Fliege: *Die Krise der Kirche ist die Krise der Autorität. So lange man meint, Menschen gewinnen oder zusammenhalten zu können mit einer absoluten Autorität oder Institution, geht es schief. Sie müssen sich, theologisch gesprochen, auf den dritten Glaubensartikel verlassen: dass es so etwas gibt wie den Heiligen Geist. Oder auch die heilende Kraft der Gemeinschaft. Oder auch die entspannende Kraft der Gemeinschaft. Und dann müßten sie die Erfahrung der Leute zulassen. Denn die zukünftige Basis aller Frömmigkeit ist die*

persönliche Erfahrung der Menschen. Die muss geprägt sein von Wut, Gerechtigkeit, Zärtlichkeit und all dem, was Menschen mitgebracht haben. Als Pfarrer müssen wir die Rolle des Schäferhundes aufgeben, endlich die Rolle des Hirten wahrnehmen.

Was geht Ihnen bisweilen durch den Kopf, wenn Sie Predigten von Amtskollegen hören?

Fliege: *Ich habe das Problem aller Menschen, die ihre eigene Mutter und ihre eigene Heimat lieben und sehen, wo sie krankt. Ich identifiziere mich zu sehr damit und sinke dann immer tiefer in die Reihe. Ich sage dann zu mir: um Gottes willen, was macht der da wieder. Erstens liest er ab. Dafür ist doch hier niemand gekommen. Wir wollen angeredet werden, nicht angelesen werden. Der kennt sein Handwerk nicht. Der singt sogar ab. Und wenn er betet, hat er immer ein Kondom zwischen sich und seiner Spiritualität - nämlich die Bibel. Wo ist da Unmittelbarkeit? Die möchte ich gerne erleben in dieser Kirchengemeinde. Und dann sinke ich wieder in die Bank und schäme mich, weil ich einfach dazugehöre...*

Passen Sie gut auf sich auf. 101 Nachgedanken; Kreuz Verlag

Karin Held (Jg. 1957) war Pröpstin für den Kirchenbezirk Starkenburg, zu dem 400.000 Mitglieder der Ev. Kirche in Hessen und Nassau zählten. 2004 konnte ich sie für ein eher ungewöhnliches Interview gewinnen, das wir in „WIR. Das Regionalmagazin" – seiner Länge wegen – in sechs aufeinanderfolgenden Ausgaben veröffentlichten (die kleinen Essays nahekamen). Eine der einfach klingenden Fragen lautete damals:

Frau Held, warum tragen Pfarrer und Pfarrerinnen schwarze Gewänder – ähnlich wie jene Damen und Herren vor weltlichen Gerichten?

Karin Held: *Die Amtstracht der evangelischen Pfarrer und Pfarrerinnen ist der schwarze „Talar". Das lateinische Wort „talus" steckt darin, auf Deutsch: der Fußknöchel; weil die Länge des Talars bis zum Knöchel reicht. Dieses Gewand ist ursprünglich der Doktormantel der Universitätsgelehrten. Martin Luther sprach sich entschieden gegen die römisch-katholischen Priestergewänder aus, weil sie dem protestantischen Amts- und Kirchenverständnis nicht entsprächen. Der evangelische Pfarrer ist kein geweihter Priester. Er beschäftigt sich in Studium und aktueller Auslegung mit der Heiligen Schrift und hat sie zu lehren; er ist also in der Hauptsache Prediger, und der schlichte schwarze Talar ist eine „Universitätstracht", ein „Prediger-Rock". Das Tragen des Talars für protestantische Geistliche wurde im Jahr 1811 durch eine königlich-preußische Verordnung allgemein durchgesetzt. Für mich hat die schwarze Amtstracht einen hohen Traditionswert. Ich kriti-*

siere die auch in unserer Kirche oder in Fernseh-Gottesdiensten um sich greifende Mode, weiße Talare oder eine bunte „Stola" (Schalkragen über dem Talar) zu tragen. Die verschiedenen Begründungen überzeugen mich nie. Der einheitlich getragene schwarze Talar steht in Deutschland für das Luthertum und für die Erkennbarkeit der protestantischen Geistlichen. Das möchte ich nicht preisgeben....

Hans Küng (Jg. 1928) trug ein grünes Polohemd mit Lacoste-Aufnäher und begrüßte mich geradezu herzlich, so als wäre dies bereits unsere xte Begegnung. Ich war nach Tübingen angereist, wo er als Theologie-Professor wirkte und veröffentlichte u.a. in der Fachzeitschrift „Der Schweizer Buchhandel" (Ausgabe 19/1982) am 24. August 1982 unter der Überschrift „"Ein Rebell zwischen Gott und der Welt?", wie das Gespräch auf mich gewirkt hatte. Es begann einleitend mit der Feststellung: „Er gehört zu jenem Kreis von Autoren, deren Bücher nicht nur für die Kritik, sondern vor allem auch für den Buchhandel zum Ereignis werden. Von Mal zu Mal. Die Rede ist von Prof. Hans Küng, dem streitbaren oder aber auch nur diskussionsfreudigen Theologen (je nach Betrachtungsweise). So hat beispielsweise sein Titel „Christ sein" bereits zehn Auflagen erlebt, und auch die „20 Thesen zum Christsein" haben die Auflagengrenze von 100.000 Exemplaren längst überschritten":

Herr Prof. Küng, Ihnen scheint die Gabe eigen, dass Sie entweder ein aktuelles theologisches Thema in Buchform umsetzen können oder aufgrund einer solchen Publikation dieses Thema zur Aktualität werden lassen. Im Journalismus würde man dies als eine Mischung als sogenanntem Riecher und Cleverness bezeichnen. Wie bei Ihnen?

Prof. Küng: *Cleverness reicht in der Wissenschaft nicht aus. Und statt nur vom Riecher würde man als Theologe etwas hochgestochener eher von Berufung reden. Ich habe bisher jedes Buch nur deshalb geschrieben, weil es mir von der Situation der Theologie, der Kirche, der Gesellschaft her wichtig schien, die heutigen Probleme als Herausforderung zu sehen, die bewältigt werden müssen. Und dabei habe ich oft wenig Rücksicht genommen auf das, was gerade aktuell war. Manchmal waren es Themen wie „Konzil und Wiedervereinigung", aber schon das Thema „Rechtfertigung" war damals so wenig „aktuell" wie später das Thema „Unfehlbarkeit".*

Bestsellerautoren, und dazu muss man Sie ja wohl zählen, laufen gelegentlich allerdings Gefahr, dass man deren Bücher zwar kauft, aber Zeit zum intensiven Lesen bleibt nicht immer. Befürchten Sie nicht, dass es Ihnen und einem Teil Ihrer Bücher ähnlich ergehen wird?

Prof. Küng: *Die deutschen Bischöfe und Rom befürchteten das Gegenteil. Es ist nicht zu übersehen, dass meine Bücher gerade von denen am intensivsten gelesen werden, die als Multiplikatoren für meine großen Anliegen sehr wichtig sind, also von Männern und Frauen in der seelsorgerischen Praxis, von Religionslehrern, Theologiestudenten, Intellektuellen aller Art, aber erfreulicherweise oft auch – und mit nicht geringen Anstrengungen – von ganz einfachen Leuten. Ich freue mich aber auch darüber, dass auch schon ein einziges Kapitelchen einem Leser helfen konnte und ein zunächst ins Bücherregal gewandertes Buch sehr viel später erst, wenn eine Frage dringend geworden ist, gelesen wird....*

Sieben Päpste. Wie ich sie erlebt habe; Piper

Friedrich Schorlemmer (Jg. 1944) traf ich im September 1993 in einer Leipziger Kirche, bevor er dort einen Vortrag (oder war es eine Predigt?) zu halten hatte. Dort, wo ansonsten der Pfarrer sich auf die Ansprache der versammelten Gläubigen vorbereitet, sprachen wir gewissermaßen „unter vier Augen", wie meine diesbezügliche Artikel-Serie damals lautete. Der anschließend in mehr als 15 Tageszeitungen in Ost wie West veröffentlichte Interview-Text (was mir mit keinem anderen Gesprächspartner bis dato passiert war) trug die Überschrift „Diese Gesellschaft ist auf Kollaps-Kurs":
Bundespräsident Richard von Weizsäcker höchstselbst wird am 10. Oktober in der Frankfurter Paulskirche die Laudatio halten. Anlass ist die Verleihung des mit 25.000 DM dotierten Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den ostdeutschen Pfarrer, einstigen Bürgerrechtler und heutigen (SPD-)Kommunalpolitiker Friedrich Schorlemmer. In der Verleihungsurkunde wird stehen, dass der Preis gehe an „einen aufrechten und mutigen Mann, der Schwerter zu Pflugscharen umschmieden ließ, und der durch sein Beispiel seine Mitmenschen in der Hoffnung bestärkte, dass auch ´weiches Wasser den Stein bricht´". Schorlemmer, als Sohn eines Pfarrers in Wittenberg geboren, war Mitbegründer der Bürgerbewegung „Demokratischer Aufbruch". Auch mit einer Reihe von Publikationen hat er auf sich aufmerksam gemacht (im November erscheint bei Knaur sein neues Buch „Freiheit als Einsicht").

Herr Schorlemmer, was macht Ihnen im Blick auf die bundesrepublikanische Gesellschaft derzeit am meisten Angst?

Schorlemmer: *Angst macht mir die Feigheit zu vieler Menschen in diesem Land, sich den Herausforderungen zu stellen, die nach dem Zusammenbruch des Ostblocks auf uns zukommen. Und zwar aufgrund der enormen sozialen, religiösen, politischen und*

ökonomischen Disparitäten. Wir haben es zwar geschafft, die Ost-West-Konfrontation zu überwinden, aber versäumt zu überlegen, was dem folgen könnte. Und es gibt eine zweite Feigheit so vieler Deutscher. Sie entziehen sich jeglicher Verantwortung, haben aber gerne andere, die sie für alles verantwortlich machen können. Sie gehen nicht zur Wahl, beschimpfen Politiker usw.

Bürger, Mitbürger sind verunsichert, suchen Rat, Orientierungshilfen – und finden keine. Weder bei den Kirchen, noch bei den Politikern. Auch nicht mehr bei den Intellektuellen, die sich schon seit geraumer Zeit von der Wirklichkeit verabschiedet zu haben scheinen. Wie sieht denn Ihr Überlebensmodell aus?

Schorlemmer: *Das ist sehr schwierig zu beschreiben. Als erstes jedoch gilt: So redlich wie möglich sein. Und das erwarte ich auch von denen, die in wertebildenden und wertetragenden Institutionen tätig sind, also in Gewerkschaften, Kirchen, Parteien, Verbänden. Das zweite: Wir brauchen wieder so etwas wie eine gemeinschaftliche Konsensbildung über das, was unsere Gesellschaft trägt und prägt. Wir brauchen mehr Solidarität und Toleranz, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit, Liebenswürdigkeit und Versöhnungsbereitschaft....*

Die Gier und das Glück: Wir zerstören, wonach wir uns sehnen; Herder

Heinz Zahrnt (Jg. 1915) wartete an jenem Montagmorgen vergebens. Um elf Uhr hatten wir einen Termin vereinbart, aber wer nicht erschien, war ich, der eher zu den Pünktlichkeits-Fanatikern zählte. Er saß in Hamburg in seinem Büro, und ich ging in meiner Darmstädter Redaktionstube dem Alltagsgeschäft nach, aus dem mich ein Anruf von Zahrnts Sekretärin aufschreckte: „Herr Schmitt, wo bleiben Sie, Herr Zahrnt wartet bereits seit zwanzig Minuten…". Wie das, fragte ich, „mein Besuch steht doch erst in einer Woche an". Irrtum meinerseits, falsch gedacht und falsch notiert. Doch Glück gehabt: genau eine Woche später holten wir unser Gespräch nach. Und so etwas passierte mir in 50 Jahren Journalismus nur einmal und nie wieder.
Im Rahmen meiner Börsenblatt-Reihe „Novitäten-Informationen aus erster Hand" hatte ich ihn fürs Interview gewinnen können, das unter der Überschrift „Ein Streiter vor dem Herrn" am 4. Februar 1983 erschien (sowie u.a. auch im Vorwärts abgedruckt wurde) – und so begann: Ein Mann des Wortes, der – was ja alles anders als eine möglich Regel ist – auch populär zu schreiben versteht. Ein Pfarrer, der 25 Jahre (theologischer) Chefredakteur des „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt" war (bis 1975). Ein Präsidiumsmitglied des Deutschen Evangelischen Kirchentags, das auf dem Buchmarkt Bestsellererfolge erzielt. Von wem anders als von Heinz Zahrnt, dem promovierten Theologen, kann da die Rede sein. Ein Streiter vor dem Herrn, ein Glaubensmann, der in einer Vielzahl von Aufsätzen, Vorträgen sowie durch seine Mitarbeit an Rundfunk- und Fernsehsendungen eine nach Millionen zählende Leser-, Zuhörer- und Zuseher-Gemeinde gefunden hat.

Herr Dr. Zahrnt, gehören – vielleicht etwas flapsig gefragt – Theologen, Kirchenmänner mit dem, was sie zu sagen, zu verkünden haben, nicht eher auf die Kanzel als auf den Buchmarkt?

Dr. Zahrnt: *Theologen oder Kirchenmänner gehören überall dorthin, wo sie gefragt sind und wo sie die Botschaften, an denen ihr Herz hängt, verkünden können. Und darum gehören sie auch auf den Katheder und ganz sicher auch auf den Buchmarkt. Überall dorthin, wo die Möglichkeit besteht, dass die christliche Botschaft in die Öffentlichkeit gelangt.*

Wie ist das, wenn religiöse Literatur wie Bestsellerware verkauft, vermarktet wird?

Dr. Zahrnt: *Was haben Sie dagegen?*

Was spricht dafür?

Dr. Zahrnt: *Dafür spricht, dass man auf diese Weise an Menschen herankommt, an die die Kirche – trotz aller Bemühungen – nicht mehr herankommt. Leider besteht sie ja, die Barriere zwischen Kirche und Öffentlichkeit. Mit Büchern lässt sich dieses Hindernis vielleicht leichter überwinden. Ich selbst habe es erfahren, wie man über den Buchmarkt den Menschen die Botschaft vermitteln kann. Diese – ich will es einmal so formulieren – „Öffnung zur Welt hin" sehe ich als große Möglichkeit und als großen Vorteil. Ob diese Bücher wirken? Das ist beim gesprochenen ebenso wie beim geschriebenen Wort – die Wirkung bleibt weithin unsichtbar. Der Chirurg sieht, wenn er z.B. ein Bein wieder gerichtet hat; der Ingenieur, wenn sich die von ihm konstruierte Brücke über den Fluss schwingt; doch schon ein Lehrer sieht oft wenig von der Wirkung seines Lehrens. Und ein Schriftsteller, gar noch ein theologischer, warum sollte es ihm anders ergehen?*

Mit Hans Küng, Ihrem katholischen Kollegen, haben Sie zumindest gemein, dass Sie beide auflagenträchtige Bücher schreiben. Was trennt Sie von, was verbindet Sie mit Küng?

Dr. Zahrnt: *Die theologischen Trennungs- und Verbindungslinien gehen heute nicht mehr an den Rändern der einzelnen großen Kirchen entlang, sondern mitten durch sie hindurch. Und so fühle ich mich natürlich mit Hans Küng, dem katholischen Theologen, mehr verbunden als mit manchem – wie soll ich das jetzt sagen? – „Evangelikalen" oder ortho-*

dox-protestantischen Theologen. Ich kann mir vorstellen, dass Hans Küng sich umgekehrt manchem protestantischen Theologen mehr verbunden fühlt als einigen seiner Bischöfe. Was uns trennt? Küng ist eben ein echter katholischer Theologe, und ich bin ein überzeugter Protestant. Ich halte Küng für viel katholischer, als viele Katholiken meinen....

Die Sache mit Gott: die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert; Piper

---

Michael Zielonka (Jg. 1942) hatte mir im April 1970 geschrieben in der Erwartung, dass ich seinen im Münchner Relief-Verlag erscheinenden neuen Gedichtband lese und auch bespreche. Gelesen habe ich ihn, was meinen zahlreichen Anmerkungen in dem 62 Seiten starken Bändchen zu entnehmen ist. Woran ich mich jedoch erinnere, ist die Widmung „Dem Schriftstellerkollegen W. Christian Schmitt in freundschaftlichem Gedenken überreicht". Denn aus dem „Schriftsteller"-Kollegen wurde ja bekanntlich nichts, auch wenn dieser mehr als ein Dutzend Bücher veröffentlichte. Was aus Zielonka geworden ist? Er schrieb seinerzeit: „Halten Sie mich bitte nicht für einen Spießer, obwohl ein nahes Doktorat in Philosophie mich zusehends verdirbt…". Jahre später entdeckte ich im Antiquariat den bei Butzon & Bercker aufgelegten Gedichtband „Nichts als Liebeskummer". Dem Klappentext war u.a. zu entnehmen, dass Zielonka sein Studium in Innsbruck abgeschlossen habe, dann „in Frankreich in ein Kloster der strengen Observanz des Prämonstratenordens eingetreten und letztlich den „Dienst als Kaplan in Viersen-Dülken" versehen habe.
Im Dezember 1970 merkte ich im Darmstädter Echo in einer Besprechung zu seinem Buch „Ich, Zugabe zu meinem Nabelstrang (Relief-Verlag-Eilers) u.a. an:
Da steigert sich ein Autor zum Formulier- und Fabulierkönner, behandelt Probleme, die nicht jedermann hier und heute unterm Nagel brennen, setzt Gott und den Tod dafür als die beiden Pole und vollbringt sein Tagewerk: Michael Zielonka, in Innsbruck studierender, angehender Doktor der Philosophie. Er kann so allerlei: zarte, gefühlvolle Verse schreiben oder auch kurz, direkt, hautnah illusionslos an ein Problem herangehen - klerikale Momente, Gesichtspunkte einschieben, noch nicht einmal unsympathisch oder schulmeisternd aufdringlich oder profanen Meditationen freien Lauf lassen: „Hier stehe ich./Ich verzweifle neu, völlig neu". Solches darf als nettes Apercu gelten bei der Fülle von Momentaufnahmen, Eindrücken, Gefühlen, Erlebnissen, Folgerungen, die Zielonka liefert. Es sind Bestandsaufnahmen des Ichs, jener Zugabe zum Nabelstrang….

Jörg Zink (Jg. 1922) war einer jener Auflagen-Millionäre, die ich kennenlernen wollte. Und für die – wie es heute heißt - das Format „Zu Besuch bei den Königen der Backlist" genau passend war. Ich besuchte ihn in seiner Stuttgarter Schreibwerkstatt und begann unser – später mit „…damit ihnen anders ums Herz wird" überschriebenes - am 19. November 1982 im Frankfurter Börsenblatt abgedrucktes Gespräch wie folgt:

Jahr für Jahr verkauft der Buchhandel rund 800.000 Bücher, die seinen Namen tragen. Rund 60 seiner insgesamt 80 Titel sind derzeit lieferbar. Die Gesamtauflage hat fast zehn Millionen Exemplare erreicht. Er hat Erfolg mit Arbeiten, die Titel tragen wie „Womit wir leben können" (Auflage bislang fast 950.000 Exemplare), „Mehr als drei Wünsche" (300.000 Exemplare) oder „Die Welt hat noch eine Zukunft" (rund 250.000 Exemplare). Er hat Philosophie und Theologie studiert, war unter anderem Gemeinde- und Jugendpfarrer, Beauftragter der Evangelischen Landeskirche in Württemberg für Fernsehfragen, hat mehr als 40 TV-Filme produziert, engagiert sich bei den Grünen und der Friedensbewegung, macht durch seine Teilnahme (nicht nur) Kirchentage zu einem Erlebnis für Jung und Alt. Ein Mann, ein Seelsorger, ein Schriftsteller, der mehr als andere Antworten auf Fragen beunruhigter, irritierter, bedrängter, besorgter Mitmenschen parat hat und der – auch jenseits der Kanzel – mit der Verkündung christlicher Botschaften Erfolg zu haben scheint.

Herr Dr. Zink, in einer für mich persönlich durchaus problematischen Phase hat mir Ihr Buch „Mehr als drei Wünsche" die Hilfestellungen geliefert, die ich zwar insgeheim mir erwünscht, aber dennoch kaum erhofft hatte. Was machen Sie eigentlich, wenn Sie selbst einmal Probleme haben, sich in Not glauben, einen Rat benötigen?

Dr. Zink: *Dazu hat man in erster Linie seine Frau. Zweitens hat man dann seine Freunde. Und zum dritten hat man dazu seinen alten Lehrer. Ich hatte einen sehr verehrten Lehrer, nämlich Romano Guardini. Von dem habe ich mehr mitbekommen als von irgendeinem Protestanten. Dann lese ich ein paar Sätze in einem Buch von Guardini und stelle mir den alten Herrn vor. Und dann weiß ich ziemlich genau, was er sagen würde. Ich hole auf diesem Wege den Geist dieses alten Mannes für mich zurück.*

Sie sind kein Gemeindepfarrer (mehr). Sie verkünden, vermitteln in und mit Ihren Büchern eine ganz bestimmte Botschaft. Allerdings nicht immer und ausschließlich eine frohe. Wie würden Sie denn das, was Sie an Botschaft anzubieten haben, kurz beschreiben?

Dr. Zink: *Das ist in erster Linie das, was wir Evangelium nennen. Und das ist durchaus eine frohe Botschaft, die geeignet ist, uns das Leben zu ermöglichen, zu erleichtern, lichter und freundlicher zu machen. Allerdings, wenn ich das nun in den Kontext dessen setze, was wir an Zeiterscheinungen, was wir an Prognosen haben, dann wird das, was ich sage, auch ein bisschen düsterer. Das liegt weniger am Evangelium als an den Zeiten, in denen wir uns befinden....*

Deine Wege werden kürzer – fürchte dich nicht!; Gütersloher Verlagshaus

---

Wohin steuert unsere Gesellschaft morgen?

Journalismus trifft Politik: Ideen-Austausch mit Ministerin Ruth Wagner
(mehr über sie auf Seite 350)

Streiten macht Spaß. Und hat eigentlich wenig mit Besserwisserei zu tun. Wer sich auf Streitgespräche einlässt, kann nur dazulernen. Denn er stellt seine eigenen Argumente, Erfahrungen, Anliegen und Einsichten auf den Prüfstand – und ist neugierig auf die (s)eines Streitpartners. So gesehen bedeutet Streiten einander besser verstehen.

Dies war auch die Ausgangslage für das Streitbuch „Wenn die Euro-Deutschen kommen". Streitpartner ist dabei kein Geringerer als der seit über 30 Jahren in Deutschland lebende Spanier Heleno Saña, der mit kritisch-provokanten Publikationen wie „Verstehen Sie Deutschland?", „Die verklemmte Nation" und „Das Vierte Reich" für Schlagzeilen sorgte.
Wie sieht ein zugleich ausländischer und „einheimischer" Intellektueller die Deutschen hier und im europäischen Verbund? Welche Ängste, Hoffnungen begleiten ihn? Wo ist sein Standort bei Themen wie z.B. Radikalismus oder Demokratie? Wie ist sein Verhältnis zur deutschen Geschichte? Was missfällt ihm an der deutschen Politik? Was alles sieht, registriert ein ausländischer Mitbürger im Alltag der Deutschen, das diesen schon lange nicht mehr auffällt? Wie hört sich seine dezidierte Meinung an in Sachen Kirche und Sexualität? Warum erscheint ihm das wiedererwachte deutsche Nationalbewusstsein so bedrohlich? Welche Überlebenschance gibt er der Konsumgesellschaft einer- und dem Sozialismus andererseits? Wie ist es – seiner Meinung nach – um die Minderheiten(rechte) bestellt in diesem Lande? Was hält er von politischen Etiketten wie links oder rechts? Wo liegen für ihn die Ursachen wachsender Kriminalität? Warum glaubt er, dass in der Gesellschaft von morgen tatsächlich nur noch jeder sich selbst der Nächste ist? Nur einige Fragen von vielen, um die es in diesem Streitbuch geht…
Über zwei Monate haben wir uns regelmäßig zu Streitgesprächen verabredet und von Mal zu Mal mehr über Argumentations-, Denkweise, Mentalität des anderen – und letztlich auch über uns selbst – erfahren. Dort der spanische Philosoph, hier der deutsche Kulturjournalist, der bislang rund 500 Interviews im Laufe seiner über 20jährigen beruflichen Tätigkeit geführt hat – mit Arbeitern und Professoren, mit Schauspielern und Kritikern, mit Filmregisseuren und Verbandsfunktionären, mit Schriftstellern, Bildenden Künstlern u.a.m. Doch keines der Gespräche war so schwierig und spannend zugleich (so lang und letztlich so ergiebig überdies) wie diese Diskussionsrunden mit Heleno Saña…

Auszug aus meinem Vorwort zu dem 1991 beim Morstadt Verlag erschienenen Buch „Wenn die Euro-Deutschen kommen. Streitgespräche mit Helene Saña".

Gerold Dieke (Jg. 1943) war zehn Jahre Regierungspräsident des Regierungsbezirks Darmstadt und verlieh mir am 29. Oktober 2005 im Rahmen der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage den „Ehrenpreis Rhein-Main/Südhessen". In der Urkunde heißt es: „In Anerkennung seiner besonderen Leistungen und Verdienste für die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage sowie die Erhaltung und Pflege eines Kulturguts".

Jutta Ditfurth (Jg. 1951) wartete bereits am Messestand des Hamburger Carlsen Verlags, wo wir uns am 7. Oktober 1993 auf der Frankfurter Buchmesse verabredet hatten. Anlass der Begegnung war die Präsentation ihres Buches „Feuer in die Herzen. Plädoyer für eine linke ökologische Opposition". Ich hatte mich ein wenig vorbereitet und war gespannt auf eine streitlustige Gesprächspartnerin, die von 1984 bis 1988 als Bundesvorsitzende der Grünen agierte, später dieser Partei den Rücken kehrte und 1991 zur Mitgründerin der Ökologischen Linken wurde:

Frau Ditfurth, Sie waren schon vieles: AKW-Gegnerin, Mitglied im Frankfurter Stadtparlament, Grünen-Vorsitzende, Gast in unzähligen Talkshows. Wäre es nicht an der Zeit, Ihre Memoiren zu schreiben, statt (in Buchform) „ein „leidenschaftliches Plädoyer für soziale Utopien" zu halten, wie der Carlsen Verlag Ihr Buch anpreist, in dem es um „eine linke ökologische Opposition" geht – die es doch längst schon in anderen Parteien gibt?

Jutta Ditfurth: *Ich kann nirgendwo eine ökologische Opposition in anderen Parteien sehen. Die Grünen haben den Begriff der Ökologie als politischen Begriff mit einem bestimmten wirtschaftlichen Hintergrund fallengelassen, haben ihn degeneriert zu einer Zustandsbeschreibung, die vielleicht noch meint: Getrennte Müllsammlung, saubere Vorgärten oder diese Straße, in der ich wohne, soll ruhiger werden. Mit dem Begriff Ökologie kann man inzwischen vieles bemänteln. Man könnte damit vielleicht sogar Grünhelm-Truppen zum Kriege führen, Flüchtlinge nicht mehr ins Land lassen, weil das der Umwelt schade usw. Ökologie ist ein Kampf- und Allerweltsbegriff zugleich geworden.*

In Ihrem Buch ist von „sozialen Utopien" die Rede. Haber wir in dieser Republik nicht jahrzehntelang mit Utopien gelebt und werden deshalb jetzt gnadenlos von der Realität eingeholt?

Jutta Ditfurth: *Ich weiß nicht, was Sie unter Utopien verstehen. Für mich existiert kein Begriff wie „Wir".*

Auch nicht im Sinne von Gesellschaft?

Jutta Ditfurth: *Dieses „Wir" gibt es in dieser Form nicht. Es gibt enorme Unterschiede in den sozialen Schichten, es gibt enorme politische Unterschiede in diesem Land. Deswegen müsste man genauer fragen: wer hat welche Utopien gehabt? Die Utopie etwa von einem großen, mächtigen, starken, vereinigten Deutschland, das auf neue Raubzüge gehen kann, hatte ich nie. Aber Sie meinen sicher Utopie im Sinne von Zukunftsgesellschaft. Positive Werte sind für mich z.B. Emanzipation, Freiheit von Rassismus sowie bestimmte Vorstellungen davon, wie man Wirtschaft anders organisieren kann. Das sind meine Zielvorstellungen. Das, was ich täglich in Auseinandersetzungen politisch und persönlich erlebe, das sind die kleinen Schritte dahin – wie man das so schön in der Politik nennt.*

Welchen Realitätsbezug haben denn Ihre „Utopien"? Oder anders gefragt: Was lässt sich davon tatsächlich verwirklichen?

Jutta Ditfurth: *Ich möchte davon noch möglichst viel erleben. Aber ein bißchen hängt das von den Kräfteverhältnissen im Lande ab, von den politischen Bedingungen und Entwicklungen. Eine mittelfristige Utopie von mir wäre die der autofreien Städte. Eine andere z.B. die eines repressionsfreien Zusammenlebens. Und eine noch größere Utopie: ohne Staat, in selbstbestimmten, gesellschaftlichen Organisationsformen zu leben...*

Haltung und Widerstand.
Eine epische Schlacht um Werte und Weltbilder; Osburg Verlag

Joachim Gauck (Jg. 1940) war noch lange kein Bundespräsident, als wir am Rande einer Veranstaltung in der Odenwaldgemeinde Reichelsheim Ende des vorigen Jahrhunderts uns begegneten. Als ehemaliger Pfarrer war der Stasi-Akten-Beauftragte Gauck von der dortigen Kirchengemeinde zu einem Vortrag eingeladen. Gelegenheit für ein Interview (mit der Überschrift „Auf der Suche nach einer neuen Aufgabe"), aus dem einige Passagen nachfolgend zitiert sind: Er steht einer Behörde vor, in deren Aktenschränken und Magazinen hochbrisantes Material lagert, das immer wieder politischen Zündstoff liefert – Joachim Gauck, der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, wie der komplette Titel auf dem mit dem Bundesadler verzierten Briefkopf lautet. Gauck war Abgeordneter der Bürgerbewegung in der Volkskammer der DDR, ehe er 1990 in dieses gesamtdeutsche Amt eines „Sonderbeauftragten" berufen wurde. Gauck, dessen 2. Amtszeit im Herbst dieses Jahres endet, stellt sich kritischen Fragen.

Herr Gauck, zehn deutsch-deutsche Jahre: Wie sieht denn die Zwischenbilanz Ihrer Behörde aus?

Gauck: *Wir haben im Laufe dieser zehn Jahre und insbesondere nach dem Inkrafttreten des Stasi-Unterlagengesetzes Anfang 1992 eine Fülle von Aufgaben zu erledigen gehabt. 4,5 Millionen Anträge sind auf die Mitarbeiter der Behörde zugekommen, die in Berlin und 14 Außenstellen arbeiten. Wir hatten weit über zwei Millionen Anträge aus dem Bereich des öffentlichen Dienstes. Und wir haben einen Rückstau, weil monatlich allein auf dem Sektor „persönliche Akteneinsicht" rund 10.000 neue Anträge gestellt werden und von öffentlichen Stellen oftmals weitere 10.000. So versuchen wir, der Mystifizierung der Vergangenheit entgegenzuwirken und die brutalen Fakten der Unterdrückung offenzulegen.*

Gibt es denn europaweit etwas Vergleichbares wie Ihre Institution?

Gauck: *Mit dieser Gründlichkeit wohl nicht. Die extrem bürokratische Staatssicherheit mit ihrer enormen Zahl von über 90.000 hauptamtlich Beschäftigten (so viele Geheimpolizisten hatte nicht mal Hitler) wird natürlich auch mit deutscher Gründlichkeit aufgearbeitet. Wenn auch manche sagen, das sei typisch deutsch. Aber es ist rechtsstaatlich, willkürfrei. Es gefällt nicht jedem, was wir da machen, insbesondere nicht den Tätern von einst. Unsere schriftlichen Bescheide sind Verwaltungsakte der Bundesrepublik Deutschland. Deshalb müssen wir großen juristischen Sachverstand aufwenden.*

Was werden Sie nach dem Ende Ihrer Amtszeit machen?

Gauck: *Ganz gewiss werde ich keine Talkshow moderieren. Wenn ich für den Westdeutschen Rundfunk etwas mache, dann werden das Gespräche mit einzelnen Personen sein.*

Aber das ist nicht meine Option Nr. 1. Ich denke, dass ich in der Politik weiterhin vorkommen sollte. Da ich aber parteilos bin, muss man auch Realist sein.

Das heißt, Sie überlegen, in eine Partei einzutreten?

Gauck: *Nein. Ich überlege, ob nicht Leute wie ich – ohne dass sie in eine Partei eintreten – für bestimmte, politische Aufgaben zur Verfügung stehen können. Wenn meine Regierung oder wenn eine Landesregierung eine interessante Aufgabe für mich hat, dann werde ich das prüfen...*

Die Stasi-Akten. Das unheimliche Erbe der DDR; Rowohlt

Gregor Gysi (Jg. 1948) unterbrach unser Interview, sprang – nachdem er schon eine Weile einen Pulk von Menschen auf uns zukommen sah – nach meinem Empfinden in einem Zustand freudiger Erwartung auf und war zur ersten „historischen" Begegnung am Stand des Links-Verlags mitten auf der Frankfurter Buchmesse 1995 bereit – zum Händedruck zwischen dem „schwarzen Riesen" Helmut Kohl und dem „kleinen Roten" aus der einstigen DDR.
Am 10. November 1995, um 13.45 Uhr kam dann per Fax vom (noch Bonner) Bundestags-Abgeordneten Gysi die Autorisierung unseres Gesprächs mit ungewöhnlichen Begleiterscheinungen – Überschrift „Es gibt kein Zurück, aber…". Daraus einige Passagen:
Was früher vielen Franz Josef Strauß oder Herbert Wehner war, ein Politiker nämlich, an dem sich die Geister schieden und Gegner sich zu profilieren versuchten, das scheint auch er zu werden: Gregor Gysi, Galionsfigur der PDS und Mitglied des Deutschen Bundestags. Nach der Wende war er drei Jahre lang Vorsitzender der SED-Nachfolgepartei. Unlängst hat er beim Düsseldorfer Econ-Verlag seine autobiographischen Notizen unter dem Titel „Das war`s. Noch lange nicht" vorgelegt.

Herr Dr. Gysi, nicht wenige Menschen, auch Politiker hierzulande, träumen davon, mit dem Erreichen des Ruhestands noch einmal ein ganz neues Leben zu beginnen, vielleicht auf einer eigenen Ranch. Sie, glaubt man dem Parlamentarischen Handbuch, geben schon jetzt als Zweitberuf `Rinderzüchter` an. Trauen Sie dem Bonner Abgeordnetenfrieden nicht? Oder ist das schon eine Art Rückversicherung für einen etwaigen vorgezogenen Ruhestand?

Dr. Gysi: *Zunächst ist es mal nur die ehrliche Wiedergabe meiner Berufe, und unter anderem bin ich eben Rinderzüchter. Ich glaube allerdings nicht, dass noch mal ein Abschnitt meines Lebens kommt, in dem ich auf diesen Beruf zurückgreifen muss. Ich stelle mir einen Ruhestand eher mit Wasser und viel Büchern und Schallplatten vor. Und vielleicht werde ich noch das eine oder andere aufschreiben oder die eine oder andere Veranstaltung durchführen. Aber mich nicht im Stall rumquälen.*

Wo stehen denn Ihre Rinder?

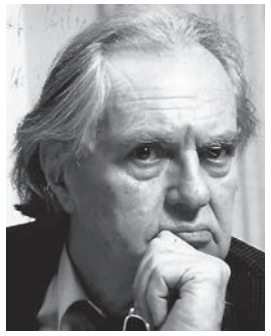
Dr. Gysi: *Ich sag immer, was meinen Beruf Rinderzüchter betrifft, also meinen zweiten neben dem Diplomjuristen: Man kann ja der DDR viel vorwerfen, aber nicht, dass wir nicht genügend Rindviecher hatten. Die waren weit verbreitet. Aber im Ernst war es so, dass es um die Viehwirtschaft in der DDR gar nicht so schlecht* stand. Im Unterschied zu an*deren Wirtschaftsgebieten.*

Sie haben den so bezeichneten real existierenden DDR-Sozialismus erlebt, waren Parteivorsitzender der PDS, der einzig wahren sozialistischen Partei in diesem Lande. Sie sind also Sozialismus-Experte. Können Sie einem Außenstehenden ein Phänomen erklären: Was reizt die Menschen in Ost-Deutschland am Sozialismus, dessen Kehrseite sie in der DDR doch mehr als 40 Jahre hautnah erleben durften?

Dr. Gysi: *Ich denke, das hat zwei Gründe. Der eine Grund ist, dass sie zwar dieses Sowjetmodell, was wir letztlich auch in der DDR hatten, wirklich nicht mehr wollten, nicht mehr ertrugen, dagegen auf die Straße gegangen sind. Und jetzt haben sie das westliche, das kapitalistische Modell bekommen und stellen fest, dass es auch keine Antworten liefert auf die großen Herausforderungen unserer Zeit. Die Anziehungskraft besteht sicherlich darin, dass die PDS versucht klarzumachen: Wir wollen kein Zurück zu diesem Sowjetmodell, das gescheitert ist, aber wir finden auch das System, das wir jetzt erleben, nicht als die letzte Antwort der Geschichte. Wir wollen uns Gedanken machen, wie sozial gerechte, ökologische Strukturen in der Zukunft aussehen könnten. Wir nennen das demokratischen Sozialismus...*

Marx & wir; Aufbau Verlag

Hilmar Hoffmann (Jg. 1925) wirkte leicht angeschlagen, als ich ihn kurz nach seinem Herzinfarkt im Sommer 1991 besuchte. Frankfurts ehemaliger Kulturdezernent war zu der Zeit amtierender Geschäftsführer der Mainzer Stiftung Lesen und wollte unser Interview keinesfalls absagen. (Überdies amtierte er von 1993 bis 2001 als Präsident des Gothe-Instituts in München). Unser Gespräch erschien u.a. mit der Überschrift „100 Leseclubs in Ostdeutschland" am 26. Juli 1991 in der Leipziger Volkszeitung und begann wie folgt:
Es gibt nur wenige Institutionen in Deutschland, die einerseits durch ihren Aktionismus allwöchentlich in den Medien aufscheinen (wollen), deren Existenz-Berechtigung aber andererseits



unter Kritikern heftig umstritten ist. Die Rede ist von der Stiftung Lesen, die über einen Etat von jährlich etwa 3,5 Millionen DM verfügt, von „derzeit zirka 120 laufenden Projekten" zu berichten weiß und rund 25 fest angestellte Mitarbeiter beschäftigt. Im November 1987 quasi als Nachfolgerin der Deutschen Lesegesellschaft etabliert, versucht sie Maßstäbe in Sachen Lesekultur zu ermitteln beziehungsweise zu setzen. In ihren diversen Gremien finden sich u.a. die Bertelsmann AG und Daimler-Benz, die Quandt Finanzholding und die Deutsche Bischofskonferenz, die Frankfurter Flughafen AG und der Deutsche Gewerkschaftsbund usw. Bundespräsident von Weizsäcker fungiert als Schirmherr der am Mainzer Fischtorplatz residierenden Einrichtung. Amtierender Geschäftsführer ist Prof. Hilmar Hoffmann.

Herr Prof. Hoffmann, stellen wir uns einmal vor, morgen schon würde es die „Stiftung Lesen" nicht mehr geben. Noch schlimmer: Und keiner würde es merken.

Prof. Hoffmann: *Diese Vorstellung ist allerdings sehr utopisch, denn dann blieben zum Beispiel rund 50 tägliche Anrufe in Mainz mit Anfragen zu unserer Arbeit, mit der Bitte um Materialien und Informationen unbeantwortet. Dann würden die 160 Leseclubs in der ganzen Bundesrepublik nicht existieren, dann hätte der Bücherfrühling mit seinen vielen tausend Veranstaltungen nicht stattgefunden – um nur einige wenige Beispiele herauszugreifen. Das Buch und die Leseförderung hätten dann einen ihrer wichtigsten Anwälte verloren.*

Wie sieht eigentlich der Auftrag dieser Einrichtung aus?

Prof. Hoffmann: *Man kann Leseförderung nicht nach dem Gießkannenprinzip wie den heiligen Geist über die Menschen ausgießen. Deshalb sind die jeweils neuesten Ergebnisse der Leseforschung die Grundlage unserer konkreten Projekte. Zielgruppen unserer Arbeit sind in allererster Linie die bisherigen Nicht- oder Wenig-Leser, eine erschreckend hohe Zahl von schätzungsweise drei Millionen Analphabeten in der Bundesrepublik, ein Berg, den wir wahrscheinlich nie ganz abbauen werden.*

Aber das sind doch alles längst bekannte Fakten.

Prof. Hoffmann: *Ohne die Arbeit der Stiftung Lesen wäre dies sicher nicht der Fall.*

Sie wollen nur noch bis 1994 das Image der Stiftung Lesen verbessern?

Prof. Hoffmann: *Dann muss ein Jüngerer mal ran. Meine wesentliche Aufgabe besteht darin, bis dahin für die Stiftung Lesen eine solide finanzielle Grundlage zu schaffen, so dass viele Aktivitäten, die Sie jetzt noch vermissen, erst möglich werden können....*

Generation Hitlerjugend. Reflexionen über eine Verführung; Axel Dielmann Verlag

---

Franz Josef Jung (Jg. 1949) kandidierte 2009 erstmals im Wahlkreis Groß-Gerau, auch wenn er seinen Wohnsitz nicht im Landkreis hatte. Das mit dem damaligen Bundesverteidigungs-Minister geführte Interview veröffentlichten wir im Mai 2009 im WIR-Magazin unter der Überschrift „Groß-Gerau demnächst am Berliner Kabinettstisch?":

Herr Dr. Jung, Wahlen scheinen in zunehmendem Maße auch Persönlichkeitswahlen zu werden. Aus Fernsehsendungen kennt man sie zumeist als ernsten, etwas unnahbar erscheinenden Minister. Wie würden Sie sich denn selbst beschreiben oder besser: dargestellt wissen?

Dr. Jung: *Die Bürger, die mich kennen, erleben mich durchaus als lebensfrohen Menschen. Richtig ist auch die Beobachtung, dass ich ein Familienmensch bin. Außerdem muss man folgendes berücksichtigen: Wenn ich beispielsweise in Fernsehsendungen auftrete, dann ist das meist verbunden mit meinem Amt als Verteidigungsminister. Zu dieser verantwortungsvollen Aufgabe gehört auch die entsprechende Seriosität und Ernsthaftigkeit, schließlich geht es bei uns auch buchstäblich um Leben und Tod. Vielleicht verstellt das mitunter den Blick auf andere Wesensmerkmale....*

In der Folgezeit kam es noch zu weiteren Begegnungen, auch zu Beiträgen aus seiner Feder, die im WIR-Magazin erschienen.

Die letzten Tage der Teilung.
Wie die deutsche Einheit gelang; Herder

Brigitte Lindscheid (Jg. 1961) ist seit 2014 Regierungspräsidentin des Regierungsbezirks Darmstadt, das Interview mit ihr war Titelgeschichte („Gereizt hat mich die Fülle der rund 5.000 Aufgaben") im WIR-Magazin Nr. 237. Im September 2015 traf ich mich mit ihr:

Frau Regierungspräsidentin, ich dachte, ich beginne unser Gespräch mit der Frage, welche Vorteile es hat, wenn man größer ist als der Durchschnitt.

Brigitte Lindscheid: *Man wird leichter gesehen, wenn man gesucht wird. Dies ist als Regierungspräsidentin ein gewisser Vorteil.*

Welche Voraussetzungen muss man eigentlich mitbringen, um Regierungspräsidentin zu werden?

Brigitte Lindscheid: *Juristin zu sein ist mit Sicherheit hilfreich. Aber es ist auch von Vorteil, wenn man schon in vielen Bereichen Erfahrungen gesammelt hat und diese in die Verwaltungspraxis mit einbringen kann.*

Vielerorts ist die Meinung zu vernehmen, dass dieser Job nur mit dem richtigen Parteibuch zu bekommen sei. Oder wie haben Sie Ihre Berufung empfunden?

Brigitte Lindscheid: *Natürlich spielt die Parteizugehörigkeit eine Rolle. Wir arbeiten ja in enger Verbundenheit mit der Landesregierung zusammen. Und da ist es schon notwendig, dass ein Miteinander gewährleistet ist. Damit ist aber kein „Durchregieren" gemeint, denn das Regierungspräsidium gewährleistet immer einen unabhängigen rechtlichen Standard.*

Ein Landrat in Ihrem Verantwortungsbereich hat unlängst auf die Frage eines Journalisten, ob es in 10, 15 Jahren noch Landräte geben werde, geantwortet: Sicher, eher werden Regierungspräsidien überflüssig.

Brigitte Lindscheid: *Regierungspräsidien waren in der Vergangenheit nicht überflüssig und werden es auch in Zukunft nicht sein. Sie sind genau die richtige Instanz für das, wofür man sie braucht. Nämlich Aufgaben aus den verschiedenen Ressorts unter einem Dach zu bündeln....*

Günther Metzger (Jg. 1933) war Rechtsanwalt, aber vor allem Politiker. Als solcher saß er von 1969 bis 1976 für die SPD im Bundestag und bekleidete von 1981 bis 1993 das Amt des Darmstädter Oberbürgermeisters. In dieser Zeit begegnete ich ihm des Öfteren in Darmstadt dort, wo Bürger ihr Stadtoberhaupt treffen konnten – im Alltag, bei Veranstaltungen, auf dem Luisenplatz oder auf dem Wochenmarkt. Er war ein Politiker mit Leib und Seele, einer zum Anfassen. Aber auch einer, der keinem (möglichen) Konflikt aus dem Wege ging. So war er zu erleben bei Auseinandersetzungen mit am Ort lebenden Roma ebenso wie bei einem Zwist mit Erich Fried anlässlich der Verleihung des Georg-Büchnerpreises. Bei allem, was er machte, schien es so, dass er die Sorgen jener, die ihn jeweils gewählt hatten, nie vergaß. Seine Art, oftmals kein Blatt vor den Mund zu nehmen und Klartext zu reden, fand auch in seiner Partei nicht immer Anklang.

Ich hatte ihm einen Brief geschrieben, in dem u.a. zu lesen war: „Was ist aus der (hessischen) SPD geworden, die für mich einst als die Partei erschien, die ganz nahe an den Sorgen der Bürger war, die sich für mehr Demokratie einsetzte, für Toleranz, Meinungsfreiheit und all der hehren Ziele mehr? Wo ist die Volks-Partei, die sich vom „gesunden Menschenverstand" und damit auch von einem zunehmend größer werdenden Teil ihrer Wähler zu verabschieden scheint?"…

Und Günther Metzger antwortete mir am 8. April 2008: „Lieber Herr Schmitt, leider ist Ihre Analyse der hessischen SPD, soweit es ihre Führung und die Mehrheit der Landesdelegierten betrifft, zutreffend. Das gilt nicht nur für den Bezirk Hessen-Süd, der seit vielen Jahren von weltfremden Dogmatikern, auch von ´Kryptokommunisten´ beherrscht wird, sondern – neuerdings – auch für den Bezirk Hessen-Nord. Gleichwohl gibt es in zahlreichen Unterbezirken Widerstand gegen diese schamlose Politik, der unterstützt und gefördert werden muss. Dazu bin ich bereit. Andernfalls müssten meine Frau und ich nach über 50-jähriger Zugehörigkeit aus der SPD austreten…".

Eine Möglichkeit, seinen Standpunkt auch öffentlich zu vertreten, konnte ich ihm mit „WIR. Das Regionalmagazin" anbieten, wo er in den Jahren 2004 bis 2005 mit seiner „Aus meiner Sicht" überschriebenen Kolumne zumindest Bürger in Darmstadt und dem Umland erreichte. In einem in der Dezember-Ausgabe 2005 veröffentlichten Beitrag schrieb er unter der Überschrift „Dreimal Wahnsinn zu Höchstpreisen" u.a.: „Das ist Wahnsinn. Der Darmbach, der in den Woog fließt, soll nach der Vorstellung einiger Politiker, die zurzeit die Stadt regieren, in einem offenen Kanal als Rinnsal ein Stück durch die Innenstadt geführt werden. Allein die Planung wird mit einer halben Million Euro veranschlagt. Der Bau des aufwendigen Systems von Kanälen mit Unterführungen und Brücken wird 10 Millionen Euro und mehr kosten. Damit nicht genug. Die laufenden Folgekosten sind gar nicht absehbar…".

Hanns T(heodor) Peschkes (Jg. 1947) war von Beruf Finanzbeamter und Dichter. Später saß er für die SPD im Landtag in Düsseldorf - und ist beides nicht mehr. Er gehörte Mitte der 60er Jahre zu denen, mit denen ich – zumindest ein wenig – die Welt verändern wollte. Ende 1966 schrieb er mir: „Christian, sei mir bitte nicht böse, wenn ich dir jetzt ganz offen schreibe, du bist einerseits zu konservativ. Du hast noch die Vorstellung von einer reinen Sprache und einer ebenso reinen Aussage…für mich ist Literatur etwas Variables. Ich muss

mit ihr machen können, was ich will. Und: sie muss gesellschaftskritisch sein". Ein Jahr später, im September 1967, lud der Atelier-Verlag in Andernach auch uns beide (sowie Sigfrid Gauch, Ingo Cesaro, Harald Hülsmanns, Werner Hornung, Rolfrafael Schroers sowie Günter Saile) zum 2. Lyrik-Festival ein. Die Lokalpresse berichtete u.a. über unseren Auftritt unter der Überschrift „Pessimismus in Lyrik und Jazz": „Hanns T. Peschkes besingt Udo Jürgens forever und spielt mit Protestsong und Sensation… Winfried Christian Schmitt macht den Versuch der klaren Dialektik: nur sie ist noch zu steif…". Also wieder nicht der erträumte „Durchbruch".
Eines von Peschkes zahlreichen Gedichten fand ich beim Aufräumen in meinem Archiv, abgedruckt in der von Matthias Borgmann herausgegebenen 1. Berliner Ausgabe von „Es darf…":

an ein volk

ihr habt sie doch nicht besiegt:
die fesseln des geistes.
leuchtende wunden
schmerzten
aber die heilung übermalte

zertretet die hand
der ewiggestrigen
wenn sie sich euch
zur versöhnung entgegenstreckt
sie lügt

verbrennt endlich die
gedanken der egel
die an eurer brust saugen
zerstreut ihre asche in alle winde

sodann stellt wachen
an den grenzen auf

ohne uniform ohne koppel

Wenn ich an „Hänschen" und seinen ursprünglichen Beruf denke, fallen mir gewisse Parallelen zu dem Finanzbeamten „Ekki Thalkötter" auf, der in der ZDF-Krimireihe „Wilsberg" unverzichtbar erscheint. Aber der war meines Wissens weder Juso-Vorsitzender noch Herausgeber der literarischen Flugblatt-Reihe „Bocholter Blätter".

Stefan Sauer (Jg. 1966) vertritt seit 2017 als CDU-Abgeordneter im Deutschen Bundestag die Interessen des Kreises Groß-Gerau, wo er von 2007 bis 2017 als Bürgermeister der Kreisstadt wirkte. Ich hatte Gelegenheit, seinen politischen Werdegang vom Mitglied des Groß-Gerauer Stadtparlaments über seine Wahl zum Stadtoberhaupt bis hin zum MdB quasi hautnah mitzuerleben. Eine Vielzahl von Begegnungen fand ihren journalistischen Niederschlag in Gesprächen, Interviews. In einem am 22. Juli 2017 im WIR-Magazin veröffentlichten „Tischgespräch" mit ihm war u.a. zu lesen: …Fernseherprobt ist er schon, wie in der Sendung „Hart, aber fair" zu sehen war, wo er sich – ganz Politiker – kurz und knapp und fotogen überdies einem Millionenpublikum präsentierte. „Man muß die Gabe haben", sagt er, „etwas so zu erklären, dass der Bürger es versteht". Sauer ist gewohnt faktensicher, mag Diskussionen, die durchaus meinungsübergreifend „zu einem Ergebnis führen", und legt Wert auf die Feststellung: „Wichtig ist, dass ich bei allen Entscheidungen ICH bleibe…".

Franz Josef Strauß (Jg. 1915) bin ich bei einer Wahlveranstaltung in Bad Godesberg begegnet, wo er sich 1980 um die Kanzlerschaft bewarb. Für den „Vorwärts" schrieb ich darüber am 4. September 1980 unter der Überschrift „Für das Geburtstagskind" u.a.:
„Richard Stücklen, Hans Katzer, Paul Schnitker, einige Damen und Herren aus dem Verlagsgewerbe sowie von Presse und Funk sind schon da. Scheinwerfer-Verkabelungen, grelle Lichtschneisen zeigen an, auch die Mannen von der Television sind vor Ort. ZDF-Intendant Karl-Günther von Hase übrigens auch. Hektik. Ungeduldiges Warten. Drinks, Cocktails werden gereicht. Shakehands hier und da. Small talk. Es ist 11 Uhr 05. Friedrich Zimmermann streicht sich erst über die weißblau getupfte Krawatte. Dann ein diskret-besorgter Blick auf die Uhr am Handgelenk. Ja, wo bleibt er denn nur?
Warten, dort, wo ein Sonnenblumen-Sommerstrauß den Eingang ziert. Es ist 11 Uhr 10. Zimmermann und die Seinen stehen Spalier. Eugen Gerstenmaier kommt. Huscht vorbei. Dann quirlt es im Türbereich. Helmut Kohl schreitet ein. Die Fotografen wittern eine Pose. Und in die Enttäuschung, dass es zwar auch, aber eben nur Kohl war, der da eben eintraf: Schon ist er im Saal, fast im Windschatten noch des anderen Helmut, den manche den „Schwarzen Riesen" nennen – Franz Josef Strauß, Kandidat und Geburtstagskind gleichermaßen.

Der Verleger Dr. Heinrich Seewald eilt von außen rechts hinzu. Man kennt sich, man belächelt sich. Bitte so bleiben? Die Fotografen-Clique freut sich: Strauß, Seewald, Zimmermann auf einen Schlag. Neonblitze. Dann beginnt sich das Auditorium zu beruhigen. Die Reden stehen an. Schließlich geht es darum, dem Ehrengast vorab zu seinem 65. Geburtstag am 6. September schon mal ein Geschenk zu überreichen. Bücher, Festschriften ohnehin, machen sich da immer gut. Der Bayerische Staatsminister für Bundesangelegenheiten, Peter M. Schmidhuber, beginnt….

Die Erinnerungen (postum); Siedler

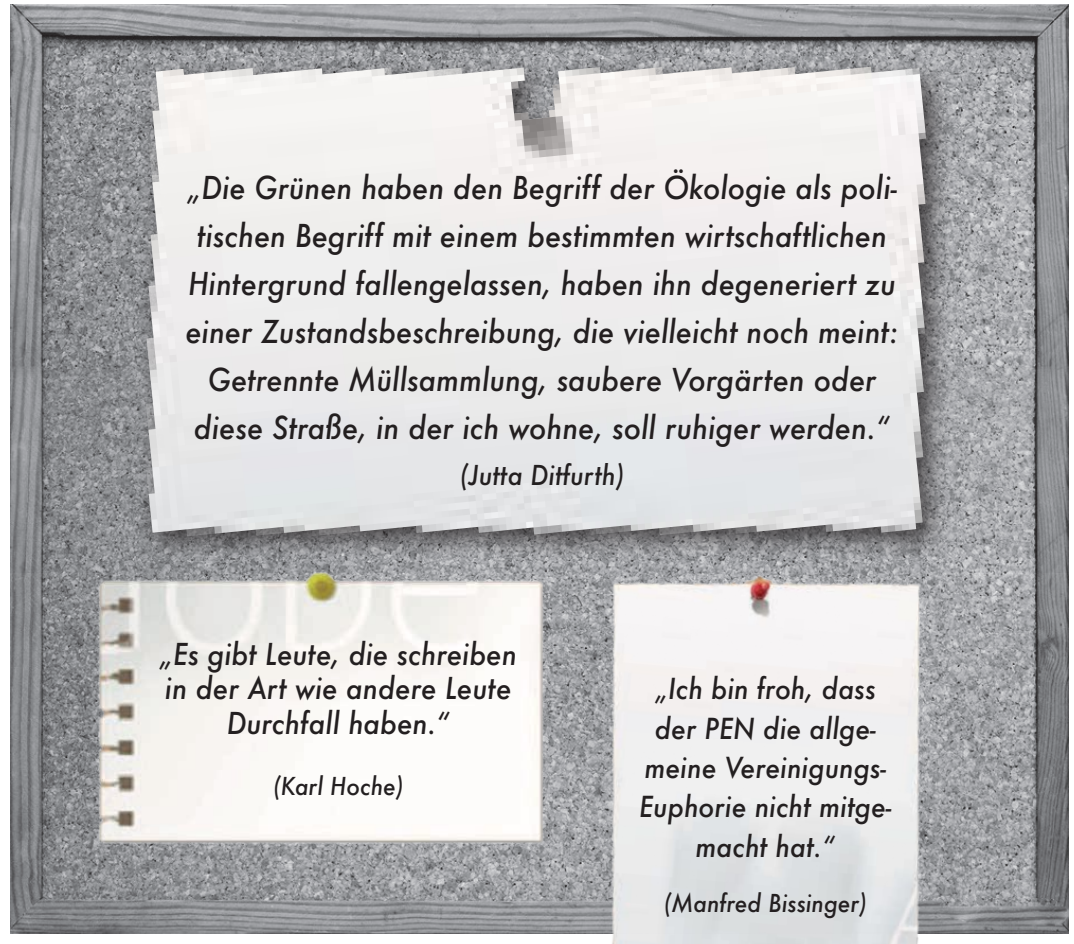
Ruth Wagner (Jg. 1940) war, als ich sie zusammen mit Horst Knechtel, dem zwischenzeitlichen Mit-Herausgeber von „WIR. Das Regionalmagazin" und Darmstädter Bürgermeister a.D., in ihrem Darmstädter Wohnsitz traf, amtierende Landtags-Vizepräsidentin und als ehemalige Hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst (sowie Stellvertreterin des Ministerpräsidenten) bundesweit bekannt. Für unser Monatsmagazin konnte ich sie 2006 als Kolumnistin gewinnen (ihre Rubrik hieß „Das ist meine Meinung"), und in einem so genannten Experten-Gespräch (das wir unter der Überschrift „Freiheit ist zugleich Verantwortung" veröffentlichten) ihr die Eingangsfrage stellen:

Frau Wagner, was wollten Sie als junger Mensch werden – und was als älterer erreichen?

Ruth Wagner: *Ich wollte sehr früh Lehrerin werden, und meine Lehrer haben mir gegen alle Widerstände dabei sehr geholfen. Ich war das erste Mädchen in meinem Dorf (Wolfskehlen, die Red.), das das Gymnasium besuchte, das die Abiturprüfung ablegte und studierte. Ich wollte als Lehrerin und später als Politikerin am Aufbau einer parlamentarischen Demokratie mitwirken. Als ich als junge Frau mit der Geschichte des Nationalsozialismus bekannt wurde, war das für mich eine wichtige Motivation, die neue Generation zu erziehen und zu unterrichten, wie auch später als Parlamentarierin für eine menschenwürdige Gesellschaft zu arbeiten....*

Brigitte Zypries (Jg. 1953) gehörte mit zu den Kolumnisten, die exklusiv für „WIR. Das Regionalmagazin", das ich allmonatlich in einer Auflage von zuletzt 33.000 Exemplaren herausgab, u.a. in der Rubrik „Berliner Notizen" schrieben. Die SPD-Politikerin war zuletzt Bundesministerin für Wirtschaft und Energie (2017 bis 2018), davor vier Jahre Parlamentarische Staatssekretärin und von 2002 bis 2009 Bundesministerin der Justiz. Ihre Kolumne begann jeweils mit dem Vorspann: „Wir haben sie gewählt, damit sie in Berlin unsere Interessen

vertreten – die Bundestagsabgeordneten aus unserem Wahlkreis. Doch was wissen wir von deren Arbeit fernab der vom Fernsehen übertragenen, mehr oder minder publikumswirksamen Debatten?" Über sie hatten unsere Leser direkten Zugang zu dem, was die Berliner Politszene bewegte. Und Brigitte Zypries gab hautnah Einblicke in ihre politische Arbeit. In der WIR-Ausgabe vom März 2006 schrieb sie unter der Überschrift „Ich freue mich auf die nächsten hundert Tage" u.a.: „Aber nicht nur das Justizministerium hat seine Arbeit wieder voll aufgenommen, auch mein Darmstädter Büro ist jetzt voll einsatzfähig. Ich verbringe viele Tage in meinem Wahlkreis und freue mich über die guten Begegnungen, die ich dort immer wieder habe. In den Gesprächen bekomme ich viele Ideen für die Arbeit in Kabinett und Bundestag – sei es zu dem Vorschlag von Franz Müntefering, Arbeitslose als Erntehelfer einzusetzen oder zur Besteuerung von Bio-Diesel…".



Wenn Wollen und Können zueinander finden

Fakten nicht auf den Kopf gestellt: Treffen mit Georg Baselitz (mehr über ihn auf Seite 353)

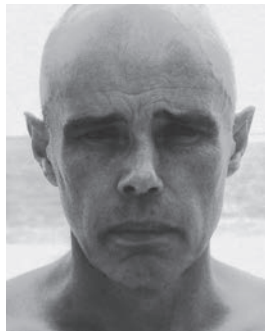
Es gehört wie selbstverständlich mit zum kulturellen Erscheinungsbild jener Stadt, die über sich unablässig (via Poststempel) verkünden lässt, dass in ihren Mauern die Künste leben. Und er ist einer ihrer bekanntesten „Söhne", obwohl auch er hier nicht geboren ist. Doch diese Art von „Adoption" ist für Darmstadt und seine Darmstädter nicht unbedingt etwas Neues. Das fing seinerzeit bei dem in Goddelau geborenen Georg Büchner an und reicht bis in unsere Tage, bis hin etwa zu dem gebürtigen Hannoveraner Karl Krolow oder anderen. Die Rede ist von Gotthelf Schlotter, dem 1922 in Hildesheim geborenen und seit 1951 in Darmstadt angesiedelten Bildhauer, der vor allem mit seinen Tierplastiken bekannt geworden ist.

Wie denkt, wie arbeitet ein solch hochsensibler Mensch? Mehr noch: Wie reagiert er, wenn ein Kunst-Laie wie ich, der – ebenfalls nach Darmstadt zugereiste – Journalist W. Christian Schmitt ihn bei Atelier-Atmosphäre nach Vorder- wie Hintergründigem zur Person wie zur Sache, zu seinem mittlerweile rund 500 Plastiken umfassenden Oeuvre, befragt?

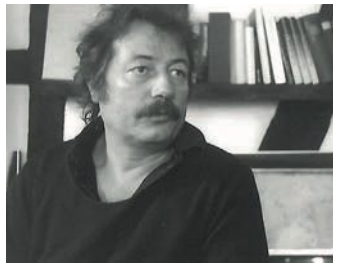
Auszug aus meinem Interview, das ich mit dem Bildhauer Gotthelf Schlotter führte und das unter dem Titel „Die Tierplastik. Spiegelbild menschlichen Verhaltens" 1984 innerhalb einer Buchreihe der Firma Merck erschien.

Georg Baselitz (Jg. 1938) hatte seit 1969 ein unverkennbares Markenzeichen: er malte Bilder, bei denen das Motiv auf dem Kopf steht. Nicht nur dies hat ihn weltweit bekannt gemacht. Seit 1989, als das Bonner Kunstmuseum ein Bild von ihm für 3,21 (!) Millionen Mark erwarb, gehört er zudem zu den höchstdotierten lebenden Künstlern im deutschsprachigen Raum. Baselitz, als Hans-Georg Kern im sächsischen Deutschbaselitz geboren, ein Maler, Bildhauer, Grafiker, der gleichermaßen gut ist, um Zeichen zu setzen oder um Zündstoff zu liefern. Für den Bertelsmann Lexikon Verlag hatte er der 15bändigen Großen Bertelsmann Lexikothek ein in Rot und Grün gehaltenes Kunst-Kleid aus Original-Holzschnitten gefertigt. Zur auf 999 Exemplare limitierten Sonderedition merkte Vorstands-Mitglied Frank Wössner seinerzeit an: „Vielleicht wird die Baselitz-Ausgabe die Krönung unserer Lexikon-Arbeit, bevor wir aus der Gutenberg-Galaxis hinaustreten in die Welt der elektronischen Nachschlagewerke?".
Dann trafen wir uns in einem Leipziger Nobellokal. Baselitz zog an seiner dicken Havanna-Zigarre und deutete an, ich möge doch Platz nehmen. Wir wollten u.a. auch darüber diskutieren, warum seine Bilder mit Kopf nach unten aufgehängt und zu betrachten wären. Baselitz dazu: Nichts hat von sich aus eine „natürliche Himmelsrichtung", ein Oben oder ein Unten. Rechts oder links, das ist nichts als eine Konvention, die nicht eingehalten werden muss. Und er ergänzte: „Ich habe meine Bilder – so wie ich dachte, dass man Bilder malen könnte – bis 1968 relativ ungestört produziert. Ich war damals der Meinung, dass Bilder nicht dem herkömmlichen Konzept mehr genügen müssen, dass Malerei im alten Sinne nicht mehr brauchbar ist, und dass es darauf ankommt, etwas darzustellen, was ganz persönlich ist."
Dann fragte ich ihn noch, was ihm seine Bilder eigentlich bedeuten? Baselitz lehnte sich zurück und lieferte als Antwort: „Wenn Sie den gesellschaftspolitischen Bezug meinen, den streite ich für Maler ab. Ich bin von der Gesellschaft mehr oder weniger gut behandelt worden. Ich habe auf diese „Behandlung" mit meinen Bildern jedoch nie reagiert. Es ist das Privileg von Malern, dass sie asozial sein können und keine Korrespondenz mit der Gesellschaft haben müssen…".

Mein Interview mit Georg Baselitz ist u.a. am 28. Oktober 1992 in der Rheinischen Post erschienen.



Joseph Beuys (Jg. 1921) konnte ich gleich zweimal erleben: 1972 in Darmstadt und 1974 in Hannover. In Darmstadt schrieb ich am 1. Juli 72 unter der Überschrift „Das Ur-Fett bleistiftelt" über ihn und seine Arbeit u.a.:
Manche Studenten sehen in ihm einen Propheten ihrer politischen Heilsvorstellungen. Manche Kritiker meinen, es sei unmöglich, ihn nicht sympathisch zu finden. Manche Professoren unterstellen ihm anmaßenden politischen Dilettantismus, Sucht nach weltanschaulicher Bevormundung und demagogische Praktik.
Festzuhalten wäre: der Mann mit der lindgrünen Fliegerweste, dem Hut über lichtem nach vorn gebürsteten Haar, dem knochigen Gesicht, den tiefliegenden Augen, der Stukaflieger und Professor also wird an der internationalen Kunstbörse hoch gehandelt…
In Hannover schrieb ich am 11. Februar 74 unter der Überschrift „Ein Kunstprofessor auf Abwegen" über seinen Auftritt in der Freien Waldorfschule u.a.:
Am Wochenende stellte sich der Kunstprofessor aus Düsseldorf einem hannoverschen Publikum. Laut Programmheft sollte er über „Kunst im Wirtschaftsbereich" sprechen, doch Beuys versuchte, soziale Vorgänge zu illustrieren. War das nun Kunst oder Wirklichkeit?
Mit Bluejeans, Fliegerjacke und obligatem Hut, auf dicken Kreppsohlen, leicht hüstelnd und gelegentlich lächelnd, präsentierte sich der ehemalige Stuka-Flieger und Gründer der „Deutschen Studenten-Partei" in der Leinestadt. Um es gleich vorweg zu sagen: Beuys enttäuschte solche, die von ihm Neuigkeiten, Weisheiten erwartet hatten, und er bestätigte jene, die bei aller Ehrfurcht die Frage nach dem Kunstclown schon immer einmal stellen wollten….



Sascha Juritz (Jg. 1939) lernte ich eher durch Zufall kennen und schätzen. Im Frankfurter Börsenblatt wollte ich seinen Verlag pawel pan presse im Rahmen der Serie „Kleinere Verlage" vorstellen und reiste zu ihm in seine Büdinger Werkstatt. Wir sahen uns, wir sprachen miteinander, wir verstanden uns, wir mochten uns auf Anhieb – so, als würden wir uns schon von Kindesbeinen an kennen. Der Börsenblatt-Beitrag erschien am 29. Juni 1984 und trug die Überschrift „Bücher müssen mich anmachen – Ein Künstler als Verleger". Zu meinem 45. Geburtstag 1989 stand er – wie es offenbar seine Art war – völlig unangemeldet vor der Tür und brachte mir Blatt Nr. 2 (Abmessung: 60 x 80 cm) einer Grafikdruck-Serie, versehen mit dem in seiner unverwechselbaren Handschrift versehenen Vermerk: „Eine kleine Versammlung im Halbdunkeln & ein Konvolütchen Knofels, herzlich (mit Herz!) Sascha Juritz". Erst Jahre später wurde mir bewusst, was dieser Besuch bedeutete von einem Künstler, der u.a. mit Martin Walser, Hilde Domin, Siegfried Lenz, Peter Rühmkorf, Stephan Hermlin und Peter Härtling zusammengearbeitet hatte.

Heinrich Böll: Die Verwundung. Frühe Erzählungen.
Mit 9 Bleistiftzeichnungen von Sascha Juritz; Büchergilde Gutenberg

---

Timm Ulrichs (Jg. 1940) sah sich selbst als „Totalkünstler". Legendär jenes Foto, das ihn mit Blindenstock und einem Umhängeschild zeigt, auf dem zu lesen stand: „Ich kann keine Kunst mehr sehen". Die FAZ bezeichnete ihn 2010/11 noch als „Universaldilletanten" bzw. „Hobbykünstler", der sich als einer der „berühmtesten Bewohner Hannovers" ins Goldene Buch eingetragen habe mit dem Satz: „Lebenslänglich: 50 Jahre Wohn-Haft Hannover. Lebend komme ich hier wohl nicht mehr raus". Ich erlebte ihn während meiner Zeit als Kulturredakteur der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung 1973, als er eines Abends vor meiner Wohnungstür in der Voßstraße stand und um Einlass bat. Da er auf mich den Eindruck eines brotlosen Künstlers machte, teilten wir – fast schon bibelgerecht - das Abendbrot mit ihm. Dass ich mit ihm – was später zum Regelfall werden sollte – spontan kein Interview zustande brachte, lag wohl daran, dass ich seine (zunehmende) Bedeutung, gar Wichtigkeit in der bundesdeutschen Kunstszene damals wohl noch nicht richtig einzuschätzen vermochte. Unlängst las ich, dass er bis 2005 Professor für Bildhauerei und Totalkunst an der Kunstakademie Münster war. Nicht vergessen auch sein „selbst-porträt", das den Titel trug „Timm Ulrichs Körper-Oberfläche: 18360 cm²", in einer Auflage von 100 Exemplaren erschien und für 150 DM zu erwerben war.

Gerd Winter (Jg. 1951), in der hessischen Kreisstadt Groß-Gerau geboren, der Malerei an der Frankfurter Hochschule für bildende Kunst studiert hatte und seit 1984 als freier Maler in Roßdorf bei Darmstadt lebte, begegnete ich erstmals anlässlich einer Ausstellung. Winter, mehrfach mit Auszeichnungen bedacht (u.a. mit dem Wilhelm-Loth-Preis der Stadt Darmstadt), stellte ich am 20.02.2016 im Rahmen der Serie „WIR unterwegs" den Lesern des WIR-Magazins vor. In dem „Ich hoffe, das mit dem Lebenswerk kommt noch" überschriebenen Beitrag antwortete Winter auf meine Frage, ob er seine künstlerische Tätigkeit als Beruf oder gar als Berufung verstehe u.a.: „Berufung ist natürlich ein großes Wort. Künstler aus Berufung arbeiten an einer Botschaft. Bewusst oder unbewusst. Andere entscheiden, ob die Botschaft ankommt."

Draussen auf der Leine flattern Hemden im Wind

Schnell noch ein Foto: Hannes Wader vor seiner Mühle

Hannes Wader (Jg. 1942) hatte in seine Mühle „Fortuna“, dem Wahrzeichen der nordfriesischen Gemeine Struckum, 14 km nördlich von Husum gelegen, eingeladen. Am langen Tisch saßen etliche, die ich nicht kannte, aber von Wader, der u.a. mit seinem „Tankerkönig“ nicht nur für Furore sorgte, weit und breit keine Spur. Der Hannes schläft noch, hieß es. Die Nacht hatte wohl etwas länger als geplant gedauert, doch die Kumpane waren wohl schon alle wieder an Deck. Frühstück war angesagt, auch wenn es längst jenseits von 12 Uhr war. Auf seiner Website schreibt er heute: „Je älter ich werde, desto klarer wird mir, dass ich Zeit meines Lebens fast nichts anderes getan habe, als zu versuchen, meine Jugendträume zu realisieren…“. Damals schrieb ich über meinen Besuch bei ihm am 27. September 1973 in der Hannoverschen Allgemeinen unter der Überschrift „Bänkelsängers Eigenart“ u.a.:

Am Telefon hatte ich Waders Manager. Der sagte zuerst einmal: „Sagen Sie nicht Manager, das klingt so nach Ausbeutung“. Und dann sagte er: „Kommen Sie doch mal nach Hamburg, abgemacht?“. In Hamburg sagte er dann: „Ich fahr Sie zu Hannes raus“. Hannes Wader ist Bänkelsänger und Besitzer einer Windmühle. Er steht in der Nachfolge eines Adolf Martell oder Dominik Rolsch, die Anfang dieses Jahrhunderts – zumeist auf Jahrmärkten – noch von „gar Schröcklichem und Ergötzlichem“ zu berichten wussten. Die stiegen damals, „um sich und ihre Sensationen deutlicher zu machen, auf einen Schemel, ein Bänkel“. Wader stellt heute, wenn er irgendwo auftritt, einfach seinen linken Fuß auf einen Stuhl. Seine Texte sind zart angelegte, poetische Gesellschaftskritiken, es sind Geschichten aus dem Alltag, ein wenig überspitzt, ein wenig übertrieben, doch ganz nach Bänkelsängers Art. Seine Idyllen haben´s faustdick. Helden holt er rasch vom Sockel, was Kampf scheint, wird bei ihm zum Spiel. Oben an der Mühle steht ganz groß „Fortuna“. Drinnen ist es recht zünftig, gemütlich. Vor den Fenstern hängen rotweiße Gardinen, am offenen Kamin liegt Verkohltes, der lange Tisch ist rustikal, mehrere Stiefelpaare und Gitarren sorgen fürs Malerische, an der Decke baumeln drei Fliegenfänger. Eine Nische mache ich als Kochecke aus, dem Bauernschrank ist noch die neue Farbe anzusehen, und das Vertiko fällt angenehm altbraun auf. Draußen auf der Leine flattern Hemden im Wind. Hannes allerdings ist noch nicht zugegen. Der schläft noch und als Erklärung wird nachgereicht: „Gestern hatten wir hier Windstärke zehn“….

Salvatore Adamo (Jg. 1943) erlebte ich in einem Konzert in Hamburger und schrieb darüber am 13. November 1970 im Darmstädter Echo unter der Überschrift „Adamo, der sizilianische Gondoliere“ u.a.:
Der Handlung erster Teil: die Dame ist blond, toupiert, kurzer Rock, noch jugendlich. Sie nippt an ihrem Glas, sitzt im „Holsten-Ausschank“ in der Hamburger Kaiser-Wilhelm-Straße. Wenn sie den Vorhang beiseiteschiebt, kann sie rüberschauen zum Karl-Much-Platz, zur Musikhalle. Unruhig rutscht sie hin und her. Noch knapp eine Stunde bis zwanzig Uhr. Sie steht auf, geht zur Musikbox, wirft mehrere Groschen ein, blickt suchend – letzte Nummer im Angebot der vierzig Platten. Sie drückt, sie lächelt, die Scheibe dreht sich: „Komm in mein Boot“, Adamos Stimme erklingt.
Der Handlung zweiter Teil: Musikhalle Hamburg, großer Saal. Salvatore Adamo startet seine neue Deutschland-Tournee. Die Blonde steigt zur Empore hoch. Sie ist eine unter vielen Blonden, Schwarzen, Roten, Brünetten, Jungen, Noch-Jungen in der nahezu ausverkauften Halle.
Vorgeschichte: das Telefon klingelt. Ja, hier Montana München. Adamo startet in Hamburg seine Tournee, und falls Sie Lust haben? – Ja. Flugticket kommt. „Persisches Flugzeug nach Bagdad entführt“, eine Zeitungsnotiz. Keine Sorge, sagt man zur Frau, die Versicherung steht auf zwanzigtausend DM. Und außerdem: wozu gibt es bei Bärmeier & Nikel die hilfreiche Broschüre „Guerilla Airways – über den Umgang mit Luftpiraten“. Keine Entführung, aber die Maschine hat 15 Minuten Verspätung. Landung Hamburg. Hier beginnt Adamo also seine Tournee.

Grund des Hamburg-Ausflugs: Salvatore Adamo, Spitzname Turuzzo, geboren in Comiso/Sizilien, Größe 1,70 m, Gewicht 65 Kilo (zu Beginn der Tournee), Haarfarbe braun, Augenfarbe grün, Lieblingsfarbe, Lieblingsblume, Lieblingstier und so weiter und so weiter. Einfach Adamo, von dem insgesamt mehr als dreißig Millionen Platten verkauft wurden, der es in zwanzig Monaten auf sieben Goldene Schallplatten gebracht hat. Adamo also, der im Kirchenchor von Jemappes als Junge sang, der Journalistik zu studieren begann, von dem Reginald Rudorf sagt: „Seine Stimme segelt haarscharf an sentimentaler Süße vorbei". Adamo also, zu dessen Verehrerinnen auch die belgische Prinzessin Paola zählt. Adamo ist verheiratet, seine Frau heißt Nicole, sein Sohn Tony.
Der Handlung dritter Teil: Murmeln, Tuscheln, Unruhe. Die Reihen der Musikhalle Hamburg füllen sich. Adamo kommt – strahlt es von den Plakaten. Die Bühne bleibt im Halbdunkel, zunächst. Bandmitglieder springen schemenhaft zu ihren Instrumenten. Auftakt. Beat-Rhythmus. Und dann kommt er, fast so nebenbei – heraus auf die Bühne, mit offenem weißem Hemd. Er winkt seinen Fans mit der Linken, Adamo. Er trägt das Haar über die Ohren. Applaus, Applaus. Den kann keiner überhören. Schwarze Joppe, großer Anhänger. „Steh nicht so krumm", soll seine Frau ihm bisweilen sagen. Aber er steht einfach da – und irgendwie ist der Junge schon sympathisch….

Shirley Bassey (Jg. 1937) ließ das Publikum eine dreiviertel Stunde warten, ehe sie sich auf der Bühne in Hannovers keineswegs ausverkauftem Kuppelsaal der Stadthalle zeigte. Bis dahin hatte die Gruppe „The Majestics" die undankbare Aufgabe, all jene zu vertrösten, die gekommen waren, um eine Künstlerin zu erleben, die mit der „Goldfinger"-Melodie weltbekannt geworden war. Auch ich gehörte zu den Ausharrenden und hielt mich mit meiner keineswegs schmeichelhaften Konzertkritik nicht zurück, wie sich die HAZ-Leser am 22. März 1974 überzeugen konnten:
In den ersten Reihen der Konzertsäle, dort, wo der Bühnenstaub am besten, aber auch von Shirley Basseys Omaspeck etwas zu sehen ist, liegen die Eintrittspreise bei 30 und mehr Mark. Das Publikum zahlt, denn es erwartet schließlich auch Extraordinäres. Es erwartet eine Shirley Bassey, die für zwei Stunden guten alten Glamour-Sex auf die Bühne bringt, die Sinnlichkeit vorzuspielen versteht, die ihre Stimme nahezu explodieren, ihren Körper nahezu zerbersten lassen kann, die – in Pelz und Glitzer gehüllt – für einen Abend Wünsche handfest werden lässt. Wer sein gutes Geld in Eintrittskarten anlegt, hat ein Recht auf Erfüllung eben dieser Erwartungen. Am Schluss mischten sich nicht überhörbar in den Applaus auch einige Pfiffe. Zu Recht….

Gilbert Bécaud (Jg. 1927) konnte ich bei einem Konzert in Berlin erleben und schrieb über den Abend unter dem Titel „Franzose, Mime, Chansonnier" am 18. November 1971 im Darmstädter Echo u.a.:

Schwarze Lackschuhe lassen sich über Verkabelungen schieben. Der blaute Anzug sitzt, als habe man bei St. Laurent noch letzte Hand angelegt. Ein Idol, einem Torero gleich, schwenkt ins Scheinwerferlicht. Applaus hebt an, so, als habe Sepp Maier gerade mit einer hervorragenden Parade den Ball noch einmal um den Pfosten gezirkelt. Hell leuchten die Tupfer auf dem dunklen Binder. Tiefe Verneigung. Brünstiges Klatschen. Gilbert Bécaud ist da. Er wendet sich reihum im Zirkus Karajani, der Berliner Philharmonie. Hier startet er seine neue Deutschland-Tournee, seine vierte. Sie bringt ihn in 22 Tagen in 17 Konzertsäle westdeutscher Städte: auch in die Darmstädter Sporthalle.
Seine Hose ist nach unten leicht ausgestellt, sein gewelltes Haar lockt eine Fingerkuppe über den weißen Hemdkragen. Vorabbeifall tut gut. Bécaud prüft die Spannung. Man vermeint, sie zu hören; er saugt dies in sich hinein, wirkt nicht mehr wie ein Herr mit 44 Jahren, ist urplötzlich zwei Jahre jünger, lebendiger, quicker.
Gilbert Bécaud, den manche „Monsieur 100.000 Volt" nennen, hat Abendgagen von bis zu 50.000 Francs. Er singt von Liebe, Tod, Erinnerungen und nochmals von der Liebe. Er sagt über sich, er sei glücklich. Er zählt neben einem Rolls Royce und einem R4 noch vier weitere Autos zu seinem Fuhrpark. In Le Chesnay bei Versailles liegt inmitten eines riesigen Parks seine Privatvilla. Um glücklich zu sein, bedarf es nicht viel, meint er. Eine Jacht hat er in einem Rivierahafen liegen, ein Privatflugzeug steht im Hangar, unterhalb des Eifelturms hat er eine Stadtwohnung, sein Atelier. Bei vier weiteren Häusern wird er im Grundbuch als Besitzer genannt. Gilbert Bécaud, Franzose aus Toulon, bevorzugt es, in seiner Muttersprache zu singen. Lässt er sich auf deutsche Texte oder Statements ein, dann klingen seine Sätze etwa wie „Geld bedeutet mir nichts" oder „Arm oder reich – alle sind gleich". Rack. Dann ist der Chansonnier Bécaud nicht mehr und nicht weniger als eine EWG-Mischung aus Roy Black und Udo Jürgens….

Franz Josef Degenhardt (Jg. 1931) hatte natürlich auch die „Schmuddelkinder" mit dabei, als er in der Darmstädter Sporthalle auftrat und sich mir die Gelegenheit bot, über seinen Auftritt zu berichten. Unter der Überschrift „Klassenkämpfertips" war am 30. November 1970 in der Lokalpresse u.a. zu lesen:
Zwei Stühle auf der improvisierten Bühne. Auf den einen setzt der linke Franz Josef seinen rechten Fuß. Dann folgt „Spiel nicht mit den Schm…", ein Evergreen fast schon, ein Lied, noch vom guten alten Degenhardt. Liedermachen ist für ihn eine Nebenbeschäftigung, mit Spaß freilich verbunden. Das macht er so, wie andere eben Bilder malen. Pro Monat ist etwa ein Lied fällig. Ganz in Schwarz steht er da. Die Lampe strahlt ihn an, seine Augen bleiben im Dunkeln, sein Schnauzschnorres ist allerdings nicht zu übersehen. „Vor allem hieran denken", sagt er und hebt ein Flugblatt hoch: Aufruf zur Solidaritäts-Demonstration für die Black Panther Party. F.J.D. singt, agitiert, greift in die Gitarrensaiten. Das rhythmische Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh – das schon Patina angesetzt hat – bricht abrupt ab. Das ist einer, der setzt an Stelle linker Emotionen Fakten. Seziert, zerlegt, offenbart, ficht für den Klassenkampf, geht an gegen Volksverdummung,

Konsumideologie, spricht von „wir haben Zeit und die anderen nicht". Erhält Beifall. Schluss mit der Wandervogel-Romantik, mit Trips in den eigenen Underground. Degenhardt propagiert das neue Gesellschaftsgefühl. „Der Kampf geht weiter, Tag für Tag", singt er. Auch seine Tournee geht weiter. Er wird es noch oft sagen – in den nächsten Tagen, Wochen….

Werner Finck (Jg. 1902) war Kabarettist, Schauspieler, aber auch Schriftsteller. Zu seinen bekannten Werken zählten „Der brave Soldat Finck", erschienen im Herbig Verlag sowie „Alter Narr, was nun?", mit dem er sogar auf die Spiegel-Bestsellerliste gelangte. Über eines seiner späten Gastspiele hatte ich am 17. Mai 1973 in der Hannoverschen Allgemeinen zu berichten: Seine Stärke ist das Nicht-Gesagte, das Angedeutete. Er spielt mit Wörtern, klopft sie auf ihre Doppeldeutigkeit hin ab. Er fabuliert. Das Radebrechen hat er kultiviert, zu seinem Markenzeichen gemacht. Seine Nase ist unverkennbar, auch sein Griff ins Haar – wo keins mehr ist. Werner Finck, wer sonst? Vor gut zwei Wochen wurde er 71. Soll man ihm das glauben?...

Lisa Fitz (Jg. 1951) ließ über ihre fitz company am 24. November 95 per Fax unser Interview „mit einer kleinen Korrektur" autorisieren und fügte handschriftlich noch hinzu „Alles ok! Lisa Fitz". In dem Interview – Anlass war die Veröffentlichung ihres ersten Romans „Flügel wachsen nach" (bei Heyne) - ging es u.a. darum: „Als Schauspielerin, Kabarettistin haben Sie Ihr Publikum unmittelbar vor sich. Als Buchautorin, nicht als Vorleserin, bleibt Ihnen weitgehend verborgen, was Sie mit Ihrer Arbeit beim Leser anrichten."
Antwort von Lisa Fitz, die alle ihre Kabarett-Programme selbst getextet hat: „Der Schreibeprozeß ist der gleiche. Hier wie da weiß ich nicht, wann die Leute lachen. Ich kann das nur vermuten. Ich kann etwas aufschreiben und hoffen, dass das, was ich lustig finde, der Zuhörer auch lustig findet. Romane schreiben, denke ich, ist eine sehr farbige und wunderbare Möglichkeit, wenn ich irgendwann einmal nicht mehr auf der Bühne stehe, mein Leben zu gestalten. In der Zeit, wo ich schreibe, brauche ich nichts: keinen Mann, nicht viel Essen, keine Aufregungen, keine Ablenkung…".
Als ich diese Zeilen schreibe, lese ich auf ihrer Website: „Lisa Fitz hat die Frauenbewegung in Deutschland nachhaltig beeinflusst und unterstützt. Eine ihrer Stärken war dabei seit jeher der Humor. Ungleichheiten in der gesellschaftlich-sozialen Stellung von Mann und Frau deckt sie mit Witz und Ironie – bissig, jedoch ohne Verbissenheit oder Frustration – auf… In 40 Jahren Kabarett mit über 3000 Soloabenden sahen ihre Shows über 2 Mio. begeisterte Zuschauer und bilden eine große Fangemeinde in BRD, Österreich und der Schweiz…".

Dieter „Thomas" Heck (Jg. 1937) hieß eigentlich Carl-Dieter Heckscher und wurde durch die ZDF-Hitparade einem breiten Publikum bekannt. Er reiste zudem mit einer Truppe von Schlagerstars durch deutsche Lande und machte dabei auch im Kuppelsaal in Hannover Station. Von dem „Ereignis" durfte ich am 19. April 1974 auch die Leser der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung informieren. Unter der Überschrift „Hecks Hits" schrieb ich damals u.a.: Allmonatlich zeigt das Zweite Deutsche Fernsehen, wie es um die deutsche Schlagerkunst bestellt ist: dann tritt Dieter „Thomas" Heck (von dem schlimme Menschen behaupten, er rede nur deshalb so schnell, weil er sein Gequassel manchmal selber nicht mehr hören könne) vor das Mikrofon und kündigt in seiner Hitparade die „deutschen Renner" des Monats an. Wer bisweilen in die Sendung reinschaut, kennt die öfters wiederkehrenden Gesichter, weiß um das Liedgut.
In dieser ZDF-Hitparade sind mehr oder weniger zu Hause: der Mann, der „Barfuß im Regen" singt, der mit „Mendocino" Erfolg hatte, der hierzulande 500 Fan-Clubs hat, Michael Holm; aber auch den „Jungen mit der Mundharmonika" und „Kleinen Prinzen" Bernd Clüver sieht man dort manchmal; auch den ewig jungen Rex Gildo, der als Regensburger Domspatz begann und heute, 35jährig, von 200 Schallplattentiteln etwa fünfzehneinhalb Millionen Scheiben verkauft hat. Bei Heck zu Gast sind auch Stars wie Severine oder Sternchen wie Elfie Graf und Phil & John. Einschaltquoten beweisen, dass diese Sendung ihr festes Publikum hat. Und dieses Publikum sitzt nicht nur vor der Mattscheide, wie der Versuch zeigte, diese Hitparade im Rahmen einer 44-Städte-Tournee nun in großem Rahmen live zu präsentieren. Eine der Stationen war Hannover… Am Schluss hieß es: bis zum nächsten Mal – in der ZDF-Hitparade. Dann wieder vor dem Bildschirm. Dann genügt wieder ein Knopfdruck.

Les Humphries (Jg. 1940) sorgte mit seinem „Les Humphries Singers" genannten Multi-Kulti-Chor in den 70er Jahren für Schlagzeilen. Auch in Hannover, wo sie im Kuppelsaal der Stadthalle vor nahezu ausverkauftem Haus im Rahmen ihrer 100-Tage-Europa-Tour gastierten. Meine Anmerkungen dazu erschienen am 7. Februar 1974 unter dem Titel „Musik-Zirkus" in der HAZ: Alles scheint perfekt an dieser Formation. Diese Singers sind ihre eigene Anheizergruppe, geben parodistische Einlagen, sind Chor und Solostars zugleich. Man weiß nicht genau, was einen mehr beeindrucken soll – die Gesangsleistungen oder Les Humphries´ choreographische Künste. Der Erfolg scheint das Rezept dieser Gruppe allabendlich zu bestätigen. Aus dem einstigen Chor ist mittlerweile eine Truppe von Gesangs- und Show-Artisten geworden – und jeder hat seinen Auftritt in diesem Musik-Zirkus. „Ich will, dass die Leute zufrieden sind", hat der Chef der Singers einmal geäußert. Les Humphries kann auf seinem Tourneekalender Hannover abhaken: Publikum begeistert, Leute zufrieden….

Insterburg & Co. bestand aus Ingo Insterburg, Karl Dall, Peter Ehlebracht und Jürgen Barz. Das Quartett kultivierte – wie es damals hieß - „die Kunst des höheren Blödsinns". Zu sehen und zu hören auch in Hannover, wo ich als Mitglied der Kulturredaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung Gastspiele dieser Art des Öfteren kritisch zu begleiten hatte. So auch am 5.

November 1973 mit einem Artikel, der die Überschrift trug „Weiter an der Spitze der Blödler“: Wenn Karl B. Dall, der Mick Jagger der Insterburgs, über die Bühne tänzelt, dann läuft die große Show, dann kann eigentlich nichts mehr schiefgehen, dann mischen sich Lachen und Applaus. Diese Truppe lud ein unter dem Motto „Herzlichen Glückwunsch zur Eintrittskarte“. Wenn Karl Dall zur Zither greift oder einer „tibetanischen Tuba“ einen Ton entlockt – wer kann da noch ruhig im Publikum sitzen? Oder wenn Ehlebracht auf dem „Dosophon“ spielt, dann merkt man: Blödsinn muss gekonnt sein. Das Ideenreservoir der Insterburgs scheint längst nicht ausgeschöpft. Und was noch auffällt: der Hang zur Selbstparodie hat zugenommen….

Udo Jürgens (Jg. 1934) zählte mit mehr als 100 Millionen verkauften Tonträgern zu den erfolgreichsten Gesangs-Künstlern in diesem Land. Während meiner Zeit als Kulturredakteur bei der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung hatte ich Gelegenheit, ihn zu erleben und schrieb darüber am 23. November 1972 unter der Überschrift „Uns Udo“ dies:
Er ist wieder da. Mit Rüschenhemd unter knackigem Maßanzug und rotem Kavalierstuch. Er balzt über die Bühne, greift ins Notenbüchel für den deutschen Hausgebrauch, glaubt an die Liebe, ja glaubt fest daran, dass sie allein die Welt verändern kann. Dann tritt ein blondes Mädchen an die Rampe. Udo, Udo bringt sie über ihre rosigen Lippen und reicht drei rötliche Nelken empor zu ihrem Traum. Er ist wieder da. Unterm Kuppeldach der Stadthalle mischt sich tausendfaches Händeklatschen. Dann tänzelt Udo wieder, spitzelt seiner Band die Töne zu, holt aus Alttrainer Beierleins Showstar-Köfferchen die verbliebenen Tricks, hantiert mit dem Mikrofon, als sei es ein Lollipop. „Wir haben uns zu lange nicht gesehn…lala…“ Udo singt. Verbeugerchen. Liebevolles Aufsaugen der Ovationen. Dann schwebt er hinüber zum Flügel, nippt an einem Glas Kamillentee – und dann wird es Nacht Señorita. Nun wagt sich eine Hübsche mit geschlitztem schwarzen Rock nach oben. Rosen für Udo, ein Küsschen, gehaucht auf die Wange. Pause. Udo kommt auf der Straße der Vergessenheit zurück. Blitze von irdischen Kameras ausgehend, donnernder Applaus. Merci Cherie. Auf die vielen süßen Sachen dann („wir haben die Wahl ja alle gut überstanden“) etwas Splittergebäck: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein…“. Minutenlanges Klatschen. Udo macht´s eben möglich. Die Erklärung für seinen Erfolg trägt er unterm Jackett. Irgendwann legt er es ab an diesem Abend. Und siehe da, er hat ein Westchen drunter. Vorne schwarz und hinten rot. Uns Udo war wieder da.

James Last (Jg. 1929) sagte gleich zu Beginn der Veranstaltung im Kuppelsaal von Hannovers Stadthalle: „Weil wir wissen, dass Sie ein unwahrscheinlich gutes Publikum sind, haben wir uns entschlossen, dieses Konzert hier in Hannover für die neue Langspielplatte mitzuschneiden“. Geht ja in Ordnung, wohl auch das, was mir zu dem Auftritt des Entertainers eingefallen ist und am 13. März 1974 den Lesern der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung zur Lektüre angeboten wurde:

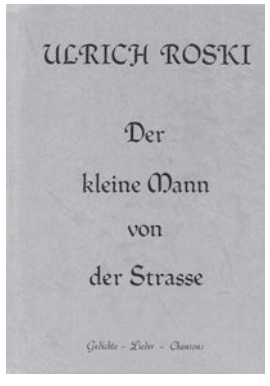
Als er 1929 in Bremen zur Welt kam, nannten seine Eltern ihn Hans. Mit sechs Jahren musste Hans die ersten Klavierstunden nehmen, obwohl er viel lieber Fußball gespielt hätte. Aber Hans war eben musikalisch. Als der Krieg zu Ende und Hans Last gerade 16 war, bekam er in einem amerikanischen Armeeclub sein erstes Engagement. Von da an ging´s voran: Eintritt ins Tanzorchester von Radio Bremen, Gründung eines eigenen Ensembles, erste Funkbearbeitungen, Arrangements zum Beispiel für die Valente. 1965 dann die erste Langspielplatte, Kompositionen, 1968 die erste Goldene Schallplatte. Und wie war das Konzert? James Last sorgte mit seinem Orchester, verstärkt durch eine Streichergruppe des NDR und einen Chor, nahezu drei Stunden für leichte, angenehme Unterhaltung. Wo war der typische James-Last-Sound an diesem Abend? Er möge doch noch das „Ännchen von Tharau“ spielen, forderten ein paar seiner Fans. „Das nächste Mal“, meinte der goldene Hans….

Vicky Leandros (Jg. 1952) war gerade mal 23 Jahre alt, als sie neugierige Musikfreunde in Hannovers Kuppelsaal lockte. Vom Kulturchef der Hannoverschen Allgemeinen persönlich hatte ich den Auftrag, darüber zu berichten. Was am 31. Oktober 1973 auch erfolgte und mit folgenden Zeilen begann:
In nur vier Wochen sind eine Million Schallplatten ihres Hits „Après toi“ gekauft worden. Sie hat Fans in Kanada, Japan, Holland, Südafrika. Mit Preisen, die das Show-Geschäft so anbietet, ist sie eingedeckt: Grand Prix Eurovision de la Chanson 1972, Bronzener Löwe von Radio Luxemburg und Goldene Europa von der Europawelle Saar. Acht Goldene Schallplatten hat sie sich bereits ersungen, auf Korfu ist sie geboren, in Pöseldorf wohnt sie. Ein Star also, ein Pop-Star, ein Welt-Star. Nun gastierte sie in Hannover. Es war ein Abend der leichten Unterhaltung. Es durfte mitgeträumt werden. Ein Star für viele zum Greifen nahe, gab sich gestenreich, wurde in Scheinwerferfarben getaucht, vermittelte den Eindruck, sie singe nur für „dich und mich“. „Bitte nimm mich so, wie ich bin“, sang sie und „…denn so viele sind einsam“. Mehrmals fragte sie in ihren Liedern: „Warum bin ich so allein?“. Die Antwort darauf (diesmal weiß sie allerdings nicht der Wind) ist laut Vicky „am Lago Maggiore“ zu finden. Das allerdings hätte sie ihren Fans nicht antun sollen….

Udo Lindenberg (Jg. 1946) und seine Lieder sind (für mich) so etwas wie Lebensbegleiter. Seine Auftritte kleine kulturelle Sternstunden. Mit wenigen Ausnahmen. Eine solche erlebte ich – leider - Ende Januar 1974 bei einem Konzert in Hannover. Mein Bericht darüber stand unter der Überschrift „Warten auf Udo“ am 29. Januar 1974 in der HAZ, aus der hier einige Passagen zu lesen sind:
In Hannover begann es damit, dass zunächst einmal eineinhalb Stunden lang nicht „alles klar“ war. Kabel zu Mikrofonen wurden verlegt, die dann „aus technischen Gründen“ nicht funktionierten. Scheinwerfer wurden eingestellt, die man die meiste Zeit über ausstellte. Laut-

stärketests wurden durchgeführt mit dem Ergebnis, dass – als Udo dann seinen Auftritt hatte – es einem fast das Trommelfett zerfetzte. Erst also warten, dann ein Auftakt, dass einem die Ohren zufielen und von deutschen Texten ohnehin nichts mehr zu verstehen war. Dann die Gewöhnung ans Summen im Kopf und die langsam durchsickernde Erkenntnis, was Udo da macht, ist zwar verhältnismäßig neu, aber doch recht hausbacken….

Nicefield, bestehend aus Andreas (Jg. 1961) und Susanna Schönfeld, ist ein deutsch-spanisches Schlager-Duo, das seit dem Jahr 2000 mehr als ein Dutzend Singles und zwei Alben veröffentlicht hat. In einer Reportage, die das WIR-Magazin am 25. Januar 2014 unter der Überschrift „Sie stehen für Lebensfreude pur" veröffentlichte, schrieb ich u.a.:
Wie war das doch gleich noch, als wir uns das erste Mal begegneten? Bei der Recherche zum 2007 erschienenen „Groß-Gerauer Kulturatlas" wies Dr. Dittmar Werner, Mitinitiator des Kulturstammtischs, darauf hin, dass „ein Musiker, den ich kenne", unbedingt Aufnahme finden solle in diesem vom Magistrat der Kreisstadt unterstützten Nachschlagewerk. Sein Name: Andreas Schönfeld, in Darmstadt geboren und in Groß-Gerau ansässig. Befragt, was ihm Kultur bedeute, antwortete Andreas damals etwas geheimnisvoll klingend: „Die menschlichen und sachlichen Werte aus vergangenen Zeiten pflegen sowie mit kreativ-modernen Impulsen die Zukunft gestalten – aber vor allem bewußt gegenwärtig".



Ulrich Roski (Jg. 1944) lebt weiter, auch wenn nur auf einer für ihn eingerichteten Website, auf der u.a. zu lesen ist: „Als Kind hab' ich's nicht kapiert. Jetzt, mit über 50, find' ich's genial! Ulrich Roski in einer wichtigen Zeit laut gedacht. Danke dafür und Danke an seine Tochter, dass Sie für ein angemessenes Andenken sorgt…". 1993 war er – so ist dort ebenfalls vermerkt – auf einer „monatelangen Konzertreise mit dem Literaten Manfred Hausin". Zu der Zeit muss es wohl gewesen sein, als er zusammen mit besagtem Manfred Hausin meiner Redaktionsstube einen Besuch abstattete und sich auf der Besuchertafel verewigte. In meiner Lyrik-Bibliothek ist sein 190 Seiten starker Band „Der kleine Mann von der Straße" zu finden, der 1977 im Verlag und Musikvertrieb Ingrid Richter erschienen ist und einen Großteil seiner Gedichte, Lieder und Chansons enthält.

In vollen Zügen. Vom Leben auf Rädern; Eichborn

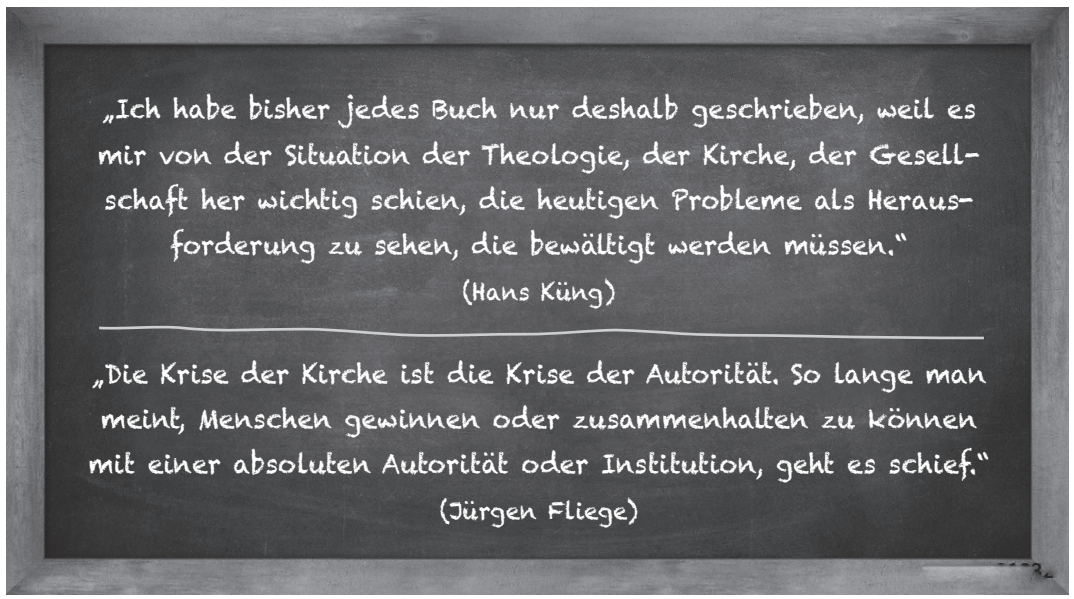
Dieter Süverkrüp (Jg. 1934) soll – so ist es bei Wikipedia zu lesen – „in der tendenziell linken Liedermacherkultur ein Hardliner" gewesen sein. Na wennschon, denke ich auf dem Weg in Darmstadts Bessunger Turnhalle, wo er vor ausverkauftem Haus ein Zweistunden-Gastspiel gibt. In der Lokalzeitung sind am 29. Mai 1972 unter der Überschrift „Wo man böse Lieder singt…" meine Eindrücke von diesem Abend nachzulesen:
Er hob das rechte Beinchen auf ein Stühlchen, drückte die Klampfe aus der Kiste ans rote Hemdchen, schmitzte lächelnd und langte in die Saiten: „Die Revolution ist beendet, scheren Sie sich weg…kommmense rein zu ner Tasse Tee?". Der Mund in seinem Teddybärgesicht ist ganz auf Dauerfeuer eingestellt. Zwei MG-Kisten Fakten, Informationen, Analysen hat er mitgebracht. Nach zwei Stunden musikalisch unterlegter Dialektik ist man erschossen. Während Degenhardt da fast ein Gitarrenspieler mit politischen Ambitionen ist, glaubt man bei Süverkrüp einen Politiker vor sich zu haben, der auch ein wenig mit der Gitarre arbeitet. Auf einem Süverkrüp-Poster steht: „Der Politsänger bewegt sich im Volk, wie der Hering in der Tomatensoße"….

Henning Venske (Jg. 1939) erhielt mehrfach Szenenbeifall bei seinem hannoverschen Gastspiel, zu dem ich in der ersten Reihe Platz nehmen durfte. Knapp, aber knackig sollte die Kritik sein, die ich für die HAZ-Ausgabe vom 12. März 1973 abzuliefern hatte und die so begann:
Wer seine geradebrechte Musik-aus-Studio-B-Moderation kennt, erkennt ihn auf dieser Tournee durch Norddeutschland nicht wieder: Denn Henning Venske ist weitaus besser, als man zu hoffen wagte. Zusammen mit den fünf Leinemannen, die sich als die „1st National Ragtime-, Rock- and Skiffle-Group" verstehen, bestreitet er ein Zwei-Stunden-Programm, randvoll mit Einfällen, Gags, witzig-nachdenklichen Versen, Gereimtem. Dazu massig heiße, hitzige Songs. Was anfangs noch wie ein Pendeln zwischen Insterburg & Co.-Show und Beat- & Lyrik-Abend anmutet, entwickelt sich rasch zu einer eigenen Spielart des unterhaltsamen Blödsinns, bei dem Wertungspunkte gleichermaßen an Venske und die Leinemann-Group gehen….

Helen Vita (Jg. 1928) sagte einmal über sich: „Mein Vorbild ist Helen Vita". Im Theater am Aegi in Hannover konnte ich mir darüber selbst ein Urteil bilden und fasste den Vortragsabend in einem HAZ-Beitrag am 1. November 1972 wie folgt zusammen:
Bert Brecht meinte: „Sie sind für mich ein verkapptes komisches Talent". Im Regenbogenkleidchen nimmt sie sich abenteuerlich aus vor massiv schwarzem Flügel. Sie singt Volkslieder für Fortgeschrittene, Texte von Klabund, Kästner, Tucholsky. Lieder aus mysteriös ans Tageslicht gekommenen Tagebüchern des alten Frankreich. Verse, auf denen vor etwa zehn Jahren noch mancher Staatsanwalt gern seinen Finger drauf hatte („zur Zeit sind alle meine Platten frei"). Helen Vita, pummelige Vorkämpferin für die befreite Lust („ich habe da Pionierarbeit geleis-

tet"), gastiert mal wieder in Hannover. Viele greifen zum Applaus in beide Hände. Lächeln. In manchen Passagen gerät der Helen-Vita-Abend zur Helen-Vita-Parodie. Manches, was einst wie Sekt prickelte, geht heute wie Brausepulver in der Sektbar gekippt hinunter. Es ist da von einer Stellung, von der bei Tietz, die Rede, vom Schäfermädchen und dem Floh, von Wiener Schmarrn und anderen leckeren Sachen. O du verruchte Jugendzeit, warum bist du hinfortgegangen….

Otto Waalkes (Jg. 1948) präsentierte sich (auch) in Hannovers Theater am Aegi. In (m) einer kritischen Anmerkung zu seinem Besuch in der Landeshauptstadt schrieb ich unter der Überschrift „Ostfriesen-Export" am 11. Dezember 1973 in der HAZ:
Die Ostfriesenwitz-Schwemme ist überstanden. Doch jetzt kommt Otto, ein Vertreter jenes Stammes, über den sich von Hamburg bis München die Nation lustig machte: Otto Waalkes, 24, blond, blauäugig, 1,70 groß und potthässlich, scheint das Gerücht zu bestätigen, wonach Ostfriesen intelligenterweise diese Witze selbst gebastelt haben, um den Fremdenverkehr zu beleben. Otto, diese Mischung als Marty Feldman und Karl B. Dall ist ein Beispiel für solch witzige Intelligenz. Otto ist ein Senkrechtstarter im deutschen Showgeschäft. Er hat sich binnen kurzer Zeit an die Spitze der Nonsenskultur geblödelt. Mit dünner Fistelstimme bestritt er, auf einem Barhocker sitzend, die Klampfe zupfend, einen Abend voller Andeutungen, Albernheiten, Parodien, Kalauer. Er bringt seine Fans bis zum tränenreichen Lachen, zwei Stunden lang….



Literatur-Kurzweil zur Tutti-Frutti-Sendezeit?

Mit Standardwerk Maßstab gesetzt: Georg Hensel, mein 1. Lehrmeister (mehr über ihn ab Seite 407)

Zehn Folgen von „Kulis Buchclub" zeigte RTL-plus, dann war die am 29. September 1990 gestartete TV-Serie auch schon wieder beendet. Zur Aufzeichnung der Halbzeit-Sendung hatte die Bertelsmann-Pressestelle nach München eingeladen, um Pressevertreter die Gelegenheit zu bieten, einmal live mit dabei zu sein. Anschließend ergab sich bei einem kleinen Empfang im Hotel Bayerischer Hof die Möglichkeit, Moderator Hans-Joachim Kulenkampff persönlich kennenzulernen. In meinen Unterlagen habe ich einen Artikel gefunden, den ich zur Serien-Halbzeit am 17. März 1991 verfasst und in meinen Presseverteiler gegeben hatte.

Am 27. April wird er 70. Doch knapp sechs Wochen vorher ist für ihn wieder einmal Halbzeit, zumindest was „Kulis Buchclub" angeht. Dann tritt Hans-Joachim Kulenkampff, die die Illustrierte „Hörzu" erst unlängst als den „Giganten unter den wieselnden Zwergen unserer Fernseh-Unterhaltung" bezeichnet hat, wieder an zum Kampf um Einschaltquoten.
Im Grunde haben Verleger, Buchhändler, Bibliothekare, Leser und auch Kritiker - also Bücherfreunde schlechthin - auf einen wie ihn seit Jahren gewartet. Auf einen, der via Bildschirm Lust auf Literatur machen kann. Kurzweilig, informativ, unkompliziert. Kurz: Auf einen, dem man eine Stunde oder länger neugierig, amüsiert zuhören, zuschauen kann, ohne dass Frust oder das ungute Gefühl aufkommt, man habe sich in einem germanistischen Proseminar oder einer cineastisch-literarischen Kunstschmiede verirrt.
Dass dem Kommerzsender RTL-plus die - naheliegende - Idee kam, Literatur, Bücher-Infos ganz einfach als Unterhaltung (und nicht als „Kultur"-Sendung verpackt) zu präsentieren, verdient Anerkennung. Vor allem bei (noch) wesentlich mehr Fernsehzuschauern. Denn viel zu lange wurde in den öffentlich-rechtlichen Anstalten ein Literatur(markt-)Verständnis zelebriert, wurden Sendungen ausgestrahlt, die zwar alles Mögliche bewirken wollten, nur eines wohl nicht - den Zuschauer zu unterhalten. Ob im ZDF-Magazin „aspekte" (zu dem sein Chef sinnigerweise einmal angemerkt hatte: „Nicht jedes Fernsehprogramm, das einen langweilt, ist eine Kultursendung"), ob in „Titel, Thesen, Temperamente", im „SWF-Literaturmagazin" oder in sogenannten Büchersendungen anderer Regionalsender - allüberall findet sich noch immer der viele abschreckende Oberlehrerton. Dabei wissen Literaturinteressierte doch längst selbst zu unterscheiden und auch, dass das alljährliche Novitäten-Angebot (über 50.000 neue Titel) um einiges reichhaltiger ist als jene zwei, drei Dutzend Bücher aus den immer wieder genannten Verlagen, die TV-Moderatoren uns Lesern als Herz legen wollen.
Ein Besuch bei Dreharbeiten in Münchens Bavaria-Filmstudios lässt zumindest folgende Zwischenbilanz zu: Hans Joachim Kulenkampff („ich würde mich auch gerne mal mit Herrn Grass unterhalten") geht ohne Schnörkel an Buchthemen heran, wie dies auch Leser tun (würden). Er stellt naheliegende Fragen, auf die viele sicher schon immer eine Antwort hören wollten. Er ist Plauderer und nicht Dozent. Er versteht es quasi fugenlos vom Lyrikbändchen zum Kochbuch, vom Roman zum Comic, vom Kinderbuch zum Ratgeber zu wechseln. Und keinem Zuschauer (im Studio) käme in den Sinn zu fragen, ob solcherlei in einem Büchermagazin „erlaubt" sei. Kann einem Autor und seinem Buch etwas Besseres widerfahren? Bei RTL-plus scheint man dies allerdings noch nicht ganz verinnerlicht zu haben. Oder warum sonst strahlt man ein solches Unterhaltungs-Programm zur Tutti-Frutti-Sendezeit (gegen 23.00 Uhr) aus?

Erika Berger (Jg. 1939) schien keine Tabus zu kennen. Und all jene, die sich von ihr einen ganz besonderen Rat erhofften, offensichtlich noch weniger. So etwa begann unser Gespräch, das u.a. am 27. Dezember 1990 in der Schweriner Volkszeitung zum Abdruck kam.
Der Fernsehsender RTL hat sie und ihre öffentlichen Sprechstunden populär gemacht – und auch der Buchhandel hofft von ihrer Ausstrahlungskraft profitieren zu können. Die Rede ist von Erika Berger, in München geboren und derzeit wohl Deutschlands bekannteste Liebesberaterin, die als Klatsch-Reporterin bei der Bild-Zeitung einst begann, später als Kolumnistin der „Welt am Sonntag" wirkte, ehe auch Hörfunk und Fernsehen ihr besonderes Talent entdeckten:

Frau Berger, wie wird aus einer Journalistin eine Sexberaterin?

Erika Berger: *Der Wechsel vollzog sich eigentlich sehr langsam. Ich habe zunächst als Ghostwriterin für die amerikanische Sexberaterin Ruth Westheimer gearbeitet und mich eben verstärkt für Sexualität und Partnerschaft interessiert. Dann auch Seminare, Kurse und medizinische Kongresse besucht, zunächst, um journalistisch darüber berichten zu können. Und zweitens, um mein Wissen zu erweitern, das ja sicherlich nicht gerade klein ist, wenn man eine erwachsene Frau ist. Es folgten Interviews mit „Betroffenen" sowie ein „Bett-Knigge" für den Heyne-Verlag. Und dieses Buch ist auch bei einem* RTL plus-*Verantwortlichen auf dem Schreibtisch gelandet. Was folgte ist bekannt: Zunächst ein Kameratest, dann eine Pilotsendung, und am 24. Februar 1987 hatte ich meine erste Live-Sendung.*

Die TV-Frager (die man ja nur hört und nicht sieht, im Gegensatz zu Ihnen) zeigen offensichtlich wenig Hemmungen. Reichen diese Fragen gelegentlich nicht bis nahe an Ihre Schmerzgrenze?

Erika Berger: *Bis jetzt noch nicht. Aber ich bin ganz sicher – nach über drei Jahren -, dass es mir irgendwann einmal reichen könnte, mich mit Problemen anderer auseinanderzusetzen.*

Ich habe eine Ihrer Fernsehsendungen mir angesehen und muss sagen: Das hat mich nicht vom Hocker gerissen. Darf man von der Buchautorin mehr erwarten?

Erika Berger: *Wenn man schreibt, hat man erstens viel mehr Zeit, man kann viel mehr korrigieren, man kann viel länger darüber nachdenken. Wenn man vor einer laufenden Kamera sitzt, dann muss man ganz schnell reagieren....*

Was Sie schon immer über Liebe wissen wollten:
Ein Handbuch für die glückliche Partnerschaft; Heyne

Art(hur) Brauss (Jg. 1936) hatte auf dem einzig freien Stuhl, den es in der Feuilleton-Redaktion des Darmstädter Echos gab, Platz genommen und zeigte sich für ein Gespräch bereit.

Doch was könnte ich ihn fragen, der nicht wegen der TV-Uraufführung „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter", sondern im Rahmen einer PR-Reise für den Kinostart von „Millionenraub" nach Darmstadt gekommen war. Ich war Volontär in Georg Hensels Feuilleton, durfte kurze Kinokritiken schreiben, auch einige Buchbesprechungen und hatte eine eigene Kolumne, die sich „underground-trips" nannte. Dort durfte ich – wohl Novum in der bundesdeutschen Zeitungslandschaft – mehr als 50 sog. Subkulturblätter jener Zeit um und nach 1968 vorstellen. Aber einen Prominenten, gar einen Film- oder Fernsehschauspieler interviewen? Das war Neuland für mich. Erst viel später, als ich dann bei der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung war und durch die Republik reisen konnte, wurden Begegnungen mit Stars zur Selbstverständlichkeit. Aber dass es im Journalismus (so wie ich ihn gelernt habe) kein Gespräch gibt, das nicht einen Artikel zur Folge hat, war das natürlich auch in diesem Fall so. In der Zeitung stand dann am nächsten Tag unter der Überschrift „Tormann, Schauspieler, Star", also am 10. März 1972, u.a. folgendes über den Redaktionsbesucher:
Zwischendurch war er bei Münchens „Infratest" beschäftigt. Da fragte er die Leute auch, warum sie so selten ins Kino gingen. Später wechselte er das Metier, wurde Filmschauspieler, wirkte in „Mädchen mit Gewalt" von Roger Fritz mit, agierte in etlichen Fernsehfilmen und stellte sich erst jüngst als Tormann Josef Bloch in der Handke-Verfilmung „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter" vor. Als Candy Man in Richard Brooks „Millionenraub" – der ab heute im Darmstädter Rex-Filmtheater läuft – scheint ihm der Durchbruch zur Popularität vollends geglückt.
Arthur Brauss heißt er, ist 35 Jahre alt, ist in Augsburg geboren, in München ansässig. Gestern kam er zu einem Gespräch zu uns in die Redaktion. Weißes, offenes Hemd, braune Lederjacke, graue Augen, lässige Erscheinung 1,80 groß, dunkle Hose, knochiges Gesicht, etwas breit aufgesetzte Nase („ach, der junge Jack Palance", sagen manche). Naja, meint er dann dazu. Er zieht an seiner Roth-Händle, Belmondo gefällt ihm sehr gut, er träumt von einem Haus auf dem Land, mit Pferdezüchten und so.
Arthur Brauss schickt sich an, der Horst Buchholz der 70er zu werden. Er erzählt von seiner Jugend in Augsburg, dass er 1954 Deutscher Jugendmeister im Stabhochsprung wurde, Fußballtorwart war, ein Stipendium bekam, an die Universität Wyoming in den Staaten ging, um Mathematik und Volkswirtschaft zu studieren. In den USA fand er auch den Kontakt zur Schauspielerei, auf einer Studentenbühne. 1960 kam er zurück nach Deutschland, arbeitete als Mathematiker und begann in München Theater zu spielen: „Ich wollte schon immer etwas anderes machen – aber Mathematik war am leichtesten…".

André Cayatte (Jg. 1909) war auf „Verbeugungs-Tour", als ich einer Einladung in den Frankfurter Börsenkeller folgte – und darüber am 23. Oktober 1971 meine Tageszeitungsleser informierte:
Der Livrierte stellt als Hors d´oeuvre eine indische Currycreme ab. Danach passiert vieles gleichzeitig, recht rasch, quasi nebeneinander. Es werden Schweinelendchen „Robert" aufgetragen, und der Herr – zum Mittelpunkt gemacht -, ein Bernhard-Wicki-Typ, mit braungeripptem Binder, legt sich seine Serviette zurecht. Die Lendchen sind in pikante Senfsauce gebettet. Der Herr, ein Franzose, zieht seine schmalen Lippen in Richtung scharf gehakte Nase. Auf dem Teller vor ihm: knusprig gelbe Pommes frites in Gabelnähe, daneben „erlesene Salate", wie die Menükarte verrät. Reichlich Zeit noch bis zum Dessert „Coupe Jaques", Zeit für Fragen mannigfacher Art in dieser lockeren Pressekonferenz im Anschluss an eine Filmvorführung.
Der Herr, André Cayatte, Filmregisseur, Rechtsanwalt, Journalist, Romanautor, mit samtener Stimme, graumeliertem Haar, mit dunkelblauem Anzug zu hellerem Hemd, von US-Manager-Statur, befindet sich auf Verbeugungsreise durch die Bundesrepublik. Frankfurt ist nach München, Köln und Berlin eine weitere Station. „Aus Liebe sterben" – so der Filmtitel – ist der Grund für solcherlei Anstrengungen des Constantin-Filmverleihs. „Aus Liebe sterben" ist die Geschichte der 32jährigen Danièle, Lehrerin, und dem 17jährigen Gérard, ihrem Schüler. Eine Love-Story-Variante, möchte man vom Titel her meinen. Und doch liegt die Sache etwas anders.
Der Fall begann 1968 während der roten Maitage, als Lehrerin und Schüler sich in einander verliebten. Es endete mit einem Selbstmord, nachdem verschiedene gesellschaftliche Institutionen ihr NEIN zu dieser Verbindung aussprachen. Die Lehrerin zerbrach an sich und ihrer Umwelt. Ein Fall von vielen? Cayatte hat diesen Film – der in Frankreich die Diskussion um eine humanere Gesetzgebung in Gang brachte – gemacht, weil er endlich Überbleibsel des Mittelalters aus einer Zeit der Raumfahrt verbannen möchte.
Cayatte, ein Anprangerer aus Passion und damit sogenannter bürgerlicher Moral, erzählt von der Entstehung des Films - dass es ein Film „im Interesse der Wahrheit" sei, „mein Protest seinerzeit verhallte". Erst als die Lehrerin Selbstmord beging, schlugen die Wellen hoch.
Während ich dies heute noch einmal Revue passieren lasse, denke ich an ein aktuelles Beispiel aus dem heutigen Frankreich, das ähnlich angelegt war, aber – gottlob – nicht tragisch, sondern eher glücklich endete.

Elisabeth Flickenschildt (Jg. 1905) war eine Frau, die man sich als liebevolle Großmama durchaus vorstellen konnte. Ich arbeitete damals im Feuilleton der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung und hatte den Auftrag, die Schauspieler-Legende zu interviewen. Oder sagen wir besser: sie zu treffen und ihr ein paar zitierfähige Antworten zu entlocken. Treffpunkt war die traditionsreiche Buchhandlung Leuenhagen & Paris, wo sie ihr erstes Buch „Kind mit roten Haaren" vorstellte. So viele Berühmtheiten hatte ich bis dahin noch nicht getroffen, und mir war, als hätte ich einen Kloß im Hals, als wir uns begrüßten. Ihr erster Satz ist unvergessen: „Sie haben aber zarte Hände", sagte sie. Was ansonsten noch an Artigkeiten ausgetauscht wurde? Ich habe mir noch einmal den Artikel angesehen, den ich darüber am 21. November 1972 veröffentlichte. Dort steht u.a. zu lesen:

Mit Greta-Garbo-Brille, Kopfschal und Schoßhündchen, in Pelz gehüllt mit Midikleid und zart raspeliger Stimme, mit flotter Hand und Fragen wie „Mit Datum von heute?“ oder „Für wen soll es denn sein?“ signiert sie ihr Buch, das bereits in „ich glaube in 8. Auflage“ vorliegt.
Wieso wollen die Leute von Ihnen ein Autogramm, Frau Flickenschildt? frage ich. „Das erstaunt mich selbst“, haucht sie, „es ist schon eine merkwürdige Sache. Manchmal kommen die Leute und sagen: Ich möchte Sie nur einmal sehen oder Ich möchte Ihnen nur einmal die Hand geben“.
„1948 etwa“, erzählt sie, „hatte ich ein Theaterstück ´Der Föhn´ geschrieben… es hatte fürchterliche Kritiken… Flicki, lass das, spiele lieber Theater, rieten mir etliche. Und auch „Kind mit roten Haaren“ fand unter Deutschlands Literaturkritikern nicht immer ein paar wohlmeinende Zeilen. „Die Kritiken sollten fürsorglicher sein, nicht beim ersten Versuch dem Autor allen Mut nehmen. Sie sind zu scharf, wo sie ermuntern sollten“. Elisabeth Flickenschildt lächelt. Sie baut Erinnerungen auf, erzählt (weiter) so, als stehe sie auf der Bühne.
In ihrer Biographie steht unter anderem, eines ihrer Hobbys sei die eigene Landwirtschaft. Also ein Bauernhof, ähnlich wie Jean Gabin einen besitzt? frage ich nach. Elisabeth Flickenschildt lächelt ein weiteres Mal: „Darf ich Sie einladen? Im Januar bringt das Fernsehen eine Sendung über mich und meine Landwirtschaft. Da werden Sie all das in Farbe sehen, was ich Ihnen hier nur schwarzweiß sagen kann…“.

Konrad Chr. Göke (Jg. 1951) lernte ich Anfang der 70er Jahre während meiner Zeit als Kulturredakteur der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung kennen. Er studierte damals an der TU Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft. Hin und wieder trafen wir uns in der Kneipe Zum Runden Eck, wo ein Billardtisch stand und es legendäre Soleier mit Senf gab. Nach vielen Jahren bin ich ihm im Internet wieder begegnet und konnte auf seiner Website u.a. lesen: „Ich war, bin und werde immer auf der Suche nach wunderbaren Momenten der Vollkommenheit sein, die einen in Gänze erfassen, zu Tränen rühren, jubelnd aufspringen lassen, zur stillen Ergriffenheit verführen…“. Dort erfahre ich auch, was aus ihm geworden ist: ein erfolgreicher Theater- und Film-Regisseur, Schauspieler, Musiktheater-Leiter, Produzent etc. sowie unter dem Pseudonym Kristof Lindenau gar Buchautor.

Hardy Krüger (Jg. 1928) öffnete die Hotelzimmertür, streckte mir seine Hand entgegen und sagte: „Kommen Sie nur herein“. Wir hatten uns zum Interview verabredet in Frankfurts „Hessischen Hof“, wo ich ihn nicht als Schauspieler, sondern als Geschichten-Erzähler erleben durfte. Die Aufzeichnung unseres Gesprächs erschien u.a. am 24. September 1983 in der Westfälischen Rundschau unter der Überschrift „Ich bin nichts anderes als ein Geschichtenerzähler“. Daraus ein Auszug: Die Story ist verbürgt. Hauptdarsteller darin: der Hamburger Sortimentsbuchhändler Felix Jud, der Reinbeker Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt und Hardy Krüger. Krüger, der schon früh mit dem Schreiben begonnen, aber nichts als Absagen von Verlagen erhalten hatte, befand sich wieder einmal in Hamburg. Man schrieb Ende der 50er Jahre. In Krügers Gepäck das Manuskript zu einer abenteuerlichen Geschichte (seiner eigenen), die in Afrika spielte. Krüger trifft den Sortimenter Jud und zeigt ihm den Packen Blätter in der Hoffnung, dass dieser ihm vielleicht den Namen eines Verlags, eines Lektors nennen könne, an den sich der junge Autor, den man nur als Schauspieler kennt, wende könne. Jud liest das Manuskript, ist begeistert, und legt es sofort Ledig-Rowohlt auf den Tisch und ans Herz. Und dieser? Liest es. Und druckt es. Seither, seit Krügers Autoren-Debüt mit dem Titel „Eine Farm in Afrika“, sind 13 Jahre vergangen und insgesamt fünf Bücher erschienen, die alle einen Autor haben – Hardy Krüger. Keine Schauspieler-Memoiren, keine sensationell verbratenen Erlebnisberichte, keine am Rande der Peinlichkeit gefertigten literarischen Eiertänze. Nein, Versuche eines Mannes, der auch Schauspieler ist, seine Probleme und die seiner Generation literarisch zu verarbeiten, umzusetzen. Wie bei so vielen Autoren – auch hier gehen die Meinungen der professionellen Kritiker auseinander.

Jetzt hat Krüger bei C. Bertelsmann mit „Junge Unrast“ einen neuen Roman vorgelegt, den er im Rahmen einer vierwöchigen Lese- und Signiertournee in mehr als 40 Städten mit besonderem persönlichen Einsatz vorzustellen beabsichtigt:

Herr Krüger, Sie kennen sicher die Vorbehalte, die Kritiker vor allem hierzulande gegenüber Schauspielern hegen, die – zumindest zwischenzeitlich – das Metier zu wechseln versuchen und als Buchautoren auftreten. Wie reagieren Sie, wenn man dem Schriftsteller Hardy Krüger vorhält, er sei ja eigentlich und vornehmlich – und das unbestrittenermaßen – ein Top-Darsteller auf der Leinwand?

Krüger: *Ja, ich kenne das Problem, das manche bei diesem Schubkastendenken haben. Und schnell hat man ein Etikett ab. Sie kennen ja den dummen deutschen Satz „Schuster bleib´ bei Deinem Leisten!“. Wenn der Gültigkeit hätte, hätten viele Leute, die ursprünglich in anderen Berufen arbeiteten, nie schreiben dürfen – und uns wäre eine ganze Menge verlorengegangen. Ich rede jetzt nicht allein von Ärzten, wie z.B. Peter Bamm. Wenn Sie ein großes Beispiel haben wollen, nehmen Sie Shakespeare. Der war ursprünglich auch Schauspieler. Ich möchte, dass das nicht missverstanden wird, mich um Gottes willen nicht mit Shakespeare vergleichen. Nur: Wenn dieses Schubkastendenken allgemein Gültigkeit hätte, dann wären meiner Meinung nach sehr viele Bücher und Theaterstücke nicht geschrieben worden. In meinem ursprünglichen Beruf – der eigentliche Beruf ist wahrscheinlich jetzt Schreiben – ist es genauso schwer für mich gewesen wie mit der*

Schreiberei. Weil mir nichts in meinem Leben leichtfällt. Ich bin ein ungelernter Schauspieler, hatte kein Geld, auf eine Schauspielschule zu gehen, war zunächst Statist, dann in einem Wandertheater tätig und habe dort das Gewerbe gelernt. Und weil ich anders war als die Schauspieler, die das alles auf der Schule gelernt hatten, habe ich die schlimmsten Schwierigkeiten gehabt – und die schlechtesten Kritiken in meinen ersten Jahren....

Was das Leben sich erlaubt. Mein Deutschland und ich; Hoffmann und Campe

---

Zarah Leander (Jg. 1907) passte nicht mehr so recht in die Zeit, als ich sie im Oktober 1970 bei einem Konzert in Darmstadt erleben durfte. Meine – aus heutiger Sicht – eher böse Kritik („Ein Stück Vergangenheit") eines jungen Zeitungsschnösels über eine gealterte Diva las sich so:
Eine nordische Walküre und majestätische Brunhilde, die Frau mit den makellosen alabasterweißen Schultern, dem reich und schwer herniederwallenden tizianroten Haar. Wenn sie sich nicht so in den Hüften wiegte, könnte diese üppige Schönheit mit den Augen, die so viel erzählen, einem Mund, der noch mehr verspricht, als eine Königin gelten. Doch nicht das raffinierte Dekolleté begründete ihren Ruhm, sondern eine dunkel und temperamentvoll ausschwingende Stimme. Mit solcher Euphorie wurden Kritiken über die Señorita des Nordens, Zarah Leander, geschrieben. Das war 1949. Im Jahre 1970 fällt solches ungemein schwerer. Wenn sie ihren Auftritt in der Darmstädter Stadthalle beginnt mit „Ein Lied aus uralten Zeiten, vielleicht kennen Sie es noch?", dann trifft die Interpretin es schon recht genau…
Als Steckenpferde gab sie einmal an: Sammeln von Schnupf- und Puderdosen. Vor vielen Jahren soll sie, um das Lampenfieber zu überspielen, in den Pausen Topflappen gehäkelt haben. Das mögen Erinnerungen sein, wie manches an der Leander. Sie ist ein wenig müde geworden, ernster, resignierend, selbst wenn sie tapfer über die Distanz von achtzehn Liedern geht. Sie singt von Liebe und Küssen, steht ein wenig im Regen und wartet, dass ein neuerliches Wunder geschieht. Man merkt, wie ihr herzlicher Applaus guttut.
„Muss denn Liebe Sünde sein?", werde ich heimwärts gefragt. Was weiß ich….

Sergio Leone (Jg. 1929) war so etwas wie „der Vater des Italo-Western", der nicht nur mit „Spiel mir das Lied vom Tod" Maßstäbe gesetzt hatte. United Artists hatte zu einer Pressekonferenz ins Frankfurter Intercontinental eingeladen, wo der Regisseur höchstselbst seinen neuen Film „Todesmelodie" vorstellte. Da saß er nun tatsächlich mit einem zufriedenen Lächeln hinter angegrautem, krausen Vollbart und fernseheckiger, brauner Hornbrille. Über diese, mich beeindruckende Begegnung schrieb ich am 23. Februar 1972 im Darmstädter Echo u.a.:
Sergio Leone lieferte seinen aktuellen Beitrag zur Diskussion über die Darstellung von Gewalt in den Medien hierzulande. Er verurteilt es, „wenn die Gewalt nur als Schauspiel dargestellt wird". Er findet es indes richtig, wenn in solchen Szenen „Übergriffe unserer Zeit in ihren traurigsten Aspekten" dargestellt werden.
„Todesmelodie", jener stark an Corbuccis „Lasst uns töten, Companeros" erinnernden Film, spielt vor dem Hintergrund der mexikanischen Revolution. Ein bauernschlauer Bandit (Rod Steiger) und der irische Freiheitskämpfer John Mallory (James Coburn) sind die beiden Hauptakteure.
Den kleinen Finger der linken Hand ziert wie bei seinem Antihelden James Coburn ein Ring. Und Darsteller Rod Steiger meinte einmal über seinen Regisseur Leone: „Sein besonderes Talent besteht darin, Authentizität und Phantasie auf wirksamste Weise miteinander zu verquicken…".

Gerlinde Locker (Jg. 1938) hatte mich zu einer Tasse Tee eingeladen – und ich berichtete am 5. Oktober 1972 in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung darüber wie folgt:
Ein Haus in der Lutherstraße. Neunundsiebzig Stiegen hoch. Direkt unterm First. Ein Klingeldruck. „Guten Tag". Ein leichter Händedruck. „Ach ja, kommen Sie doch herein". Braune Augen, brauner Pulli, brünettes Haar. Anfang dreißig, lustige Hosen: Gerlinde Locker, Schauspielerin aus Linz, morgen Abend in Calderóns „Dame Kobold" als Doña Angela Gast der Landesbühne, wohnt „für drei, vier Monate" in Hannover. Sie spielte in deutschen Heimatfilmen, kam mit Heintje über die Leinwand, macht Fernsehsachen und ist Bühnenschauspielerin. Sie stand in Wien, Berlin, Hamburg, München, Salzburg, Bad Hersfeld vor Theaterpublikum. Sie ist mit „Dame Kobold" auf Tournee, „da habe ich tagsüber nichts zu tun". So geht sie spazieren im Herrenhäuser Park, besucht die Sauna, stöbert in Trödlerläden nach Ramsch und liest auch ab und an ein Buch. Biographien, Reiseberichte, vornehmlich.
„Trinken Sie eine Tasse Tee mit? Nehmen Sie Zitrone oder Milch?". Sie zieht an ihrer Zigarette. Der Tee steht in Blümchentassen. „Was halten Sie von Kritik?". Die Kritik von Kollegen scheint ihr wichtig. Und die von Theaterkritikern? „Die hängt meistens von deren Abendessen ab". Lächeln. Denn, so Gerlinde Locker: „Wenn ich auf Zeitungskritiken gehen würde, hätte ich meinen Beruf gleich zu Beginn aufgeben müssen." In der allerersten Kritik hieß es nämlich: „Gerlinde Locker erinnert an Galilei: und sie bewegt sich doch"….

Sam Spiegel (Jg. 1901) zählte mit oscar-prämiierten Filmen wie z.B. „Die Brücke am Kwai" und „Lawrence von Arabien" zu den erfolgreichsten Hollywood-Produzenten. Der Columbia Filmverleih hatte ins Frankfurter Hauptwache-Restaurant eingeladen, wo das Drei-Stunden-Werk „Nikolaus und Alexandra" vorgestellt wurde und anschließend Spiegel „zum trauten Gespräch" zur Verfügung stand. Am 2. März 1972 schilderte ich im Darmstädter Echo unter der Überschrift „Ein Stück Filmgeschichte bröckelt" vielleicht etwas allzu kritisch über diese Begegnung:

Dezent gekleidet, mit Hakennase und mähnigem Haar, schwenkt der in Österreich geborene Sam Spiegel ein. Eine gewichtige Person mit tiefen Falten im Gesicht und schräggestreiftem Binder. Er hatte oft den rechten Riecher, entdeckte Omar Sharif, wusste, was „in" war. Mit „Nikolaus und Alexandra" scheint er sich jedoch verkalkuliert zu haben. Da hat er einen Film produziert, mit all dem sattsam bekannten Hollywood-Flitter, der etwa zehn Jahre zu spät kommt. Onkel Sam, wie man fast sagen möchte, plaudert: In Madrid seien die meisten Aufnahmen gemacht worden, in Jugoslawien die Winterpassagen. Etwa neun Millionen „entwertete" Dollar habe die Produktion geschluckt und – er wollte mit diesem Film keineswegs „den Zaren und seine Regierung weißwaschen". Als Vorlage habe ein Buch gedient, das eineinhalb Jahre lang die Bestsellerlisten in den USA schmückte.
Und dann die Fragen: Und wie halten Sie es mit der politischen Aussage? Ist Ihr Film nicht ein wenig rechts von der Mitte angesiedelt? „Er ist gewiss nicht rechts orientiert", verteidigt er sich mit sonorer Stimme und gibt mit seinen mächtigen Händen dem Nachdruck. Außerdem: „Politische Auskünfte mag ich im Moment nicht zu präzisieren". Ein bisschen ärgern ihn schon die vielen kritischen Fragen….

Von Durbridge bis Pippi Langstrumpf
Gespräch mit Margot Trooger

Margot Trooger (Jg. 1923) hatte sich mit ihrer Rolle in dem sechsteiligen TV-Straßenfeger „Das Halstuch" von Francis Durbridge 1962 ins Bewusstsein der Fernsehnation, die damals alles noch in schwarz-weiß serviert bekam, fest eingebrannt. Jahre später traf ich sie in Hannover, wo sie am dortigen Theater spielte, zum Gespräch – und war angetan von dieser Frau und dieser Stimme. Nachlesbar in dem am 7. Februar 1973 in der HAZ unter der Überschrift „Von Durbridge bis Pippi Langstrumpf" veröffentlichten Artikel:
Einige Male rutscht ihr das Wörtchen „irre" heraus. Aber das – sagt sie entschuldigend – habe sie von ihrer Tochter. Die ist 18, Grafikerin und dank Mama – ohne schauspielerische Ambitionen. Margot Trooger legt den Zimmerschlüssel mit der Nummer 127 auf die weiße Tischdecke: „Plaudern wir ein wenig?"
1952 noch wusste ein Journalist über sie zu berichten: „…übrigens zeigt sich Frau Trooger noch Interviewern gegenüber herrlich unroutiniert". Heute ist ein Gespräch mit ihr herrlich unkompliziert. Sie antwortet ohne Schnörkel auf Wieso? Warum? Weshalb? Spannung wie in Durbridges „Halstuch" und Faszination wie in Astrid Lindgrens „Pippi Langstrumpf" – da rührt ein Teil ihrer Popularität her – mischen sich. Sie sagt, Sommer/Herbst 72 habe sie pausiert, weil da „einiges im Privaten" zu regeln war: Umzug, Haus renovieren und eben mal erholen. Jetzt Tournee bis Anfang April; am 9. Februar im Theater am Aegi Premiere von John B. Priestleys heiterem Ehe-Brevier „Seit Adam und Eva". Da spielt sie eine Hauptrolle.

Dass sie zweimal, 1954 und 1956, Angebote aus Hollywood (zum Beispiel als Partnerin von Richard Widmark in „Berlin Tempelhof") abgeschlagen hat, ist so nebenbei zu erfahren. Wie auch der Hinweis, dass eine eigentlich schon für 1966 geplante Chansonplatte „eben immer noch in Planung" sei. Und all die Erfahrungen, die Erlebnisse – wird auch Margot Trooger zur Memoirenfeder greifen? Sie beruhigt mich: „Ich werde kein Erinnerungsbuch schreiben…".

Henri Verneuil (Jg. 1920) wusste nicht einmal, wie viele Filme er schon gemacht hat. Ich habe auch nicht nachgezählt, als ich ihn in Vorbereitung zu unserem „Pressegespräch" treffe. Was er dabei gesagt hat und was mir ansonsten noch aufgefallen ist, konnte man am nächsten Tag, am 7. Dezember 1971, in der Darmstädter Lokalzeitung lesen:
Abends wolle der Kinogänger gute Unterhaltung, mit politischen Aktualitäten werde er ohnehin den ganzen Tag über gefüttert. Dafür sorgten schon Radio, Television und Zeitung, meint er. Und er fügt hinzu: „Ich mache grundsätzlich keine politischen Anspielungen in meinen Filmen".
Seine Augen sind groß, wie Peter Lorre sie hatte. Der dicke Ring am kleinen Finger der rechten Hand fällt auf. Schmale Lippen, gelocktes Haar in der Nackengegend, zur Mitte hin gelichtet bis verdünnt. Henri Verneuil, in Rodesto (Türkei) geboren, frühe Kindheit in Armenien, Flucht mit den Eltern. Niederlassung in Marseilles. Zum Film und zum Filmen gekommen auf nicht ganz übliche Art. Und das kam so: Verneuil, mit bürgerlichem Namen Henri Malakian, gelernter Schiffsingenieur, sah einen Film mit Greta Garbo – und sein bisheriger Lebensfilm war gerissen. Er versuchte sich als Kritiker, landete bei einem Rundfunksender, gab eine eigene Filmzeitschrift heraus und drehte Kurzfilme. Mehr als dreißig. Dann stieg er ein „ins Geschäft", machte das, was man hierzulande kommerzielles Kino nennt. Mit Fernandel Komödien. Die Leute kamen, sahen und lachten. Dann machte er Aktion- und Krimifilme, beispielsweise „Der Clan der Sizilianer" oder „Der Coup", einen Film, der noch vor Weihnachten in der Bundesrepublik anlaufen soll. In Frankfurt wurde er jetzt vorgestellt. Und Regisseur Henri Verneuil war vor Ort dabei und gab Erläuterungen zu diesem seinem Film. Verneuil langte nach seinem Glas – Whisky on den Rocks -, schluckte, setzte ab und meinte: drei Millionen Franzosen hätten diesen Streifen bereits innerhalb von sieben Wochen gesehen. Ein Renner also. Er zieht an seiner kurzen Pfeife. Es sprudelt aus ihm heraus. Er sei nicht damit einverstanden, dass Leute Filme machen, um damit die Polizei „anzugreifen". Er wolle mit „Der Coup" zeigen, dass auch bei Polizisten irgendwann einmal der Unmut Oberhand gewinnt. Ansonsten wolle er nur „einfache Geschichten" erzählen. Ein glücklicher Mensch, dieser Henri Verneuil? Was in den Zeitungen über ihn stehe, erfahre er immer erst aus zweiter Hand. Seine Mutter sammelt nämlich all die Presseausschnitte. Und sie sei immer sehr böse, wenn da Negatives über ihn drinstehe….

Alles über ein Leben vor dem WIR-Magazin

Von Jürgen Volkmann

Austausch von Lebenserfahrungen – mit Jürgen Volkmann (mehr über ihn auf Seite 391)

Museumsleiter Jürgen Volkmann hat Schmitt´s Redaktionsstube in der südhessischen Kreisstadt Groß-Gerau im Januar 2021 einen Besuch abgestattet und dazu Nachfolgendes protokolliert, was in dieser Form auch auf Facebook zu lesen war:

Man kennt ihn als Herausgeber des WIR-Magazins, das in monatlicher Folge Akteure vor Ort zu Wort kommen lässt, um auf diese Weise am Puls der Zeit und unserer Region zu sein. Auch durch die von ihm zahlreich initiierten kulturellen Formate – z.B. „Das Beste aus dem Gerauer Land", „Kulturkabinett" oder der „Kulturstammtisch" - besitzt er eine hohe Präsenz im kulturellen Leben der Kreisstadt.
Weniger bekannt ist jedoch, dass er zuvor über Jahrzehnte als erfolgreicher Kulturjournalist gewirkt hat und dabei einen tiefen Einblick in die Literatur- und Kulturszene unseres Landes gewinnen konnte. Die bemerkenswerten Begegnungen und Erlebnisse hat er jetzt in einem Buch zusammengefasst, das im Herbst 2021 erscheinen soll. Ich hatte Gelegenheit, ihn vorab schon einmal dazu zu befragen und ihn in seinem Haus in der Groß-Gerauer Nordsiedlung besucht.
„Hallo Jürgen, Du bist ja wirklich pünktlich!", so lautet die vertraute Begrüßung – wir beide kennen uns als Kulturschaffende natürlich seit Jahren und haben vielfach zusammengewirkt.
Wir betreten gleich sein Arbeitszimmer – er nennt es „Schmitt's Redaktionsstube" - und man malt sich sogleich aus, was an diesem großen, über Eck reichenden Schreibtisch schon alles gedacht und geschrieben worden ist. Platz nehmen wir in der anschließenden umfangreichen Bibliothek, deren Schwerpunkt auf Lyrikbänden liegt. In der Mitte des Raumes steht ein Esstisch und mir gefällt das Zusammenführen von Geist und Kulinarik – Essen, Trinken und dabei stattfindende Kommunikation ist vielleicht die beste Kulturleistung, die der Mensch hervorgebracht hat.
Wir tauschen uns wie immer über das Zeitgeschehen aus, kommen aber ob meiner Neugier gleich zu seinem Werk; „Willkommen in der Aula meiner Erinnerungen – Begegnungen, Beobachtungen, Erlebtes in 50 Jahren Journalismus" lautet der schon recht verbindliche Arbeitstitel. „Wen hast Du denn da alles in Deiner Aula versammelt, Christian?", frage ich ihn ohne Umschweife. Tatsächlich sind es rund 400 Persönlichkeiten aus Literatur, Buchmarkt, Kultur, Theologie, Wirtschaft und Politik, denen er begegnet ist und über die er im Laufe seiner journalistischen Tätigkeit für mehr als 120 Zeitungen, Magazine, Nachrichtendienste und Rundfunkanstalten geschrieben hat. Es ist, wie ich schnell und mit einem gewissen Staunen feststellen kann, das „Who is Who" der deutschen Literatur- und Kulturszene der letzten Jahrzehnte, ob Günter Grass, Herta Müller, Elfriede Jelinek, Siegfried Unseld oder Joachim Gauck und Hans Küng, wir könnten ein biographisches Lexikon von Nachkriegs-Autoren aufschlagen und würden sofort in seiner Liste fündig. „Mich haben Menschen interessiert, die sich kreativ einbringen und Dinge schaffen, die das Leben lebenswert machen" fasst W. Christian Schmitt seine Motivation zusammen.
Dabei war dieser Werdegang keinesfalls absehbar, wollte doch sein Vater, ein Werkmeister im Groß-Gerauer Press- und Stanzwerk Faulstroh, dass er nach einer Lehre zum Werkzeugmacher den Weg zum Ingenieur einschlägt. Der Lehrling interessierte sich bald aber vielmehr für die Welt der Bücher und machte sich daran, auf dem Prälat-Diehl-Gymnasium das Abitur nachzuholen. Es gab erste lyrische Versuche und schließlich erschien eine von ihm herausgegebene Jugendzeitschrift für literaturinteressierte junge Leute.
Mit diesen ersten journalistischen Erfahrungen und dem Mut, diesen Weg weitergehen zu wollen, bewarb er sich um ein Volontariat in der renommierten Feuilletonredaktion des Darmstädter Echos. „Ich rief dort an und bat wie selbstverständlich darum, mit dem Chefredakteur verbunden zu werden, was zu meiner Überraschung auch sofort klappte!" berichtet er mit diebischem Lächeln. Zunächst musste er sich jedoch in der Provinz beweisen und es galt, sein Können an Sängerabenden und Karnevalssitzungen zu erproben. Sein erster Artikel erschien am 10. Januar 1966 in der Groß-Gerauer Heimatzeitung und berichtete von einem Vortragsabend der „Gesellschaft der Musikfreunde". Den Artikel hat er natürlich sorgsam aufbewahrt.

Wir schauen ihn uns später in seinem Archiv an – er ist einer von sage und schreibe 7.000 Zeitungsbeiträgen, die von ihm erschienen sind.

Jürgen Volkmann

Nach dieser Lehrzeit öffneten sich aber die Türen der angestrebten Feuilleton-Redaktion. Sein Chef war der große Georg Hensel, der später auch die Theaterkritik der FAZ repräsentierte. „Streichen Sie zum Schluss immer den ersten Absatz. Der ist nur zum Warmschreiben!", war einer von Hensels Lehrsätzen und „Sie schreiben nicht für sich, sondern fürs Publikum. Alle müssen es verstehen, die Toilettenfrau wie der Professor."

„Ich hatte immer Glück", sinniert W. Christian Schmitt über seinen weiteren journalistischen Weg zur Hannoverschen Allgemeinen, zum Buchreport und schließlich in die Chefredaktion des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel. Nur will dieses Urteil mich nicht recht überzeugen. Nimmt man die Neugier und den Mut, die seinen journalistischen Weg immer wieder begleitet haben, trifft – so mein Gedanke - eher ein anderer Grundsatz Hensels auf ihn zu: Man müsse die Chancen ergreifen, die sich einem bieten und auch dahin gehen, wo's wehtut.

Mit dem Renommee des Börsenvereins im Rücken öffneten sich in der Folgezeit alle Tore, und die vielen Begegnungen verbinden sich immer wieder mit Anekdoten, die schmunzeln lassen. Etwa als er Günter Grass zur Buchmessen-Zeit zu einer Lesung nach Reichelsheim im Odenwald locken konnte. Der war auf den viel näher gelegenen, gleichlautenden Ort in der Wetterau eingestellt und wunderte sich über die länger und länger werdende Fahrt, ohne darüber jedoch in Unmut zu geraten. Vor Ort erwarb sich Grass viel Sympathie, ob seiner Umgänglichkeit, die sich auch im Lob für den reichlich angebotenen Odenwälder Blechkuchen äußerste.

Lächelnd und kopfschüttelnd berichtet Christian von seinem Interview-Termin mit Reinhard Mohn, Verleger des weltweit agierenden Bertelsmann Medienkonzerns. Eine halbe Stunde musste Mohn auf ihn warten und entsprechend frostig war zunächst die Atmosphäre. „Herr Mohn, wo ist hier denn eine Steckdose?" (für das Interview-Aufnahmegerät), war die erste Frage, die die Stimmung nicht gerade entspannte. Doch das Interview entwickelte sich dennoch gut und zum Schluss war es Mohn, der ihn nicht mehr gehen lassen wollte.

Emotionale Momente erlebte er nach dem Fall der Mauer, als er durch seine schon zuvor gepflegten Kontakte zu ostdeutschen Autoren bereits am 23. November 1989 in Ostberlin mit Journalisten-Kollegen zusammenkam, die noch nicht fassen konnten, was das Ende der DDR nun für sie an Entfaltungsmöglichkeiten bot.

W. Christian Schmitt stapelt tief, wenn er erwähnt, dass das Buch lediglich für ihn und seine Enkel geschrieben sei und von Bedeutung wäre. Ich gewinne den Eindruck, dass hier ein Journalist ganz anders als in den üblichen Darstellungen zur Literaturszene in der Lage war, Menschliches sichtbar werden zu lassen und Hintergründe, die die offiziell erzeugte, auf das Werk gerichtete Sicht nicht hergibt und das Ganze in einer Breite und Vielfalt, die beeindruckt.

Die Zeit verrinnt wie im Flug und beim anschließenden Gang durch sein Archiv wird angesichts von Dutzenden Ordnern und Kartons physisch erfahrbar, welch reiches journalistisches Leben sich mit meinem Gegenüber verbindet. „Was wirst Du denn nach diesem Buchprojekt machen?", ist meine letzte Frage vor dem Abschied und – noch im Kellerarchiv stehend – weist er auf zwei große Kartons hin, in denen eine Modelleisenbahn gelagert ist. „Dann wird die aufgebaut. Ich wusste ja gar nicht, dass ich so viele Lokomotiven habe", lautet seine verschmitzte Antwort!

Thomas Le Blanc (Jg. 1951) schrieb viele, viele Jahre fürs Darmstädter Echo (dem auch ich verbunden war) eine Kolumne, in der er den Lesern Science-Fiction-Literatur nahebrachte. Anlässlich der 10. Wetzlarer Tage der Phantastik, die er ins Leben gerufen hatte, war er 1991 für ein Interview bereit (das ich unter der Überschrift „Von Märchen, Magiern und Neuen Medien" in meinen Medien-Verteiler nahm):

Einmal im Jahr rückt das kulturell eher etwas abseits gelegene hessische Kreisstädtchen Wetzlar kurzfristig in den Mittelpunkt des Interesses. Zumindest für Freunde der Science-Fiction, der Fantasy- und der Horror-Literatur. Immer dann, wenn die „Tage der Phantastik" Autoren, Lektoren, Verleger, Übersetzer, Literaturwissenschaftler, Buchhändler, Bibliothekare, Journalisten und Leser in die knapp 40.000-Seelen-Gemeinde locken. Kopf der Veranstaltung ist Thomas Le Blanc, früher Studienrat, heute Journalist, Science-Fiction-Autor und –Herausgeber (u.a. der „Sternen"-Anthologie bei Goldmann) sowie Kulturberater. Auf seine Anregung hin wurde nicht nur in Wetzlar eine „Phantastische Bibliothek" eingerichtet (mit rund 45.000 Bänden die zweitgrößte Spezialbibliothek dieser Art weltweit), Le Blanc lud im August 1981 auch erstmals ein zu den „Tagen der Phantastik".

Herr Le Blanc, wie grenzen Sie eigentlich phantastische Literatur ab von – sagen wir – ganz gewöhnlicher, aber „realistischer" Literatur?

Le Blanc: ***Wir grenzen uns nicht ab, indem wir sagen, die Phantastik sei etwas Besseres. Die Phantastik wird definiert als die Literatur, die sich mit Dingen beschäftigt, die nicht realistisch sind, die also (noch) nicht geschehen können. Die in der Zukunft oder auf einem anderen Planeten spielen oder eine Technik benutzen, die es noch nicht gibt. Außerdem natürlich Szenen aus Welten, in denen Magie eine Rolle spielt.***

Wir alle wissen und beklagen es, die Zahl der Buchleser in diesem Lande nimmt ab, möglicherweise könnte im Jahre 2001 oder etwas später ihre „Phantastische Bibliothek" zu einer Gedenk- und Sammelstelle der letzten Leser werden. Oder ist dies zuviel der Phantasie für Phantastik-Freaks?

Le Blanc: *Da geht sicher Ihre Phantasie mit Ihnen durch. Außerdem ist es Aufgabe einer Bibliothek, einer solchen möglichen Entwicklung entgegenzuwirken. Ich glaube nicht, dass diese Bibliothek je zu einer Gedenkstätte werden wird, sie wird lebendig bleiben...*

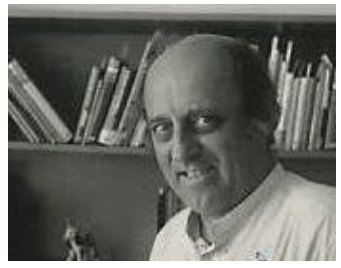
Bonner Gründe, warum alles schiefgeht, was schiefgehen kann!:
Murphys Bonner Gesetze; Wilhelm Goldmann Verlag

Barbara Bredow (Jg. 1937) konnte ich 1991 in meiner Serie „Vereint, doch was nun?" vorstellen. Über die Darmstädter Malerin verfasste ich unter der Überschrift „Deutsch-deutsche Narben als Ausstellungs-Thema" einen Artikel, den ich in meinen Tageszeitungs-Verteiler nahm. Das Thema berührte mich auch deshalb, weil ich eineinhalb Jahre als Bundesgrenzschutz-Beamter meinen Dienst an der deutsch-deutschen Demarkationslinie verrichtete. Mein journalistischer Beitrag begann wie folgt:
Zonengrenze, Demarkationslinie, „Friedensgrenze", Eiserner Vorhang, Todesstreifen. Wie immer auch die Bezeichnung lautete, was sich von der Stadtgrenze Lübecks bis unweit von Hof über mehr als vier Jahrzehnte mitten durch Deutschland zog – bewacht, gesichert von der Nationalen Volksarmee einer- und dem Bundesgrenzschutz andererseits -, ist zwar politisch überwunden, die deutsch-deutschen Narben überall in der Landschaft werden jedoch auch noch nach Generationen erkennbar sein. Unterbrochene Verkehrsverbindungen auf Straße und Schiene lassen sich reparieren, auch geteilte Ortschaften, ja Häuser und Äcker wieder zusammenfügen. So wie Menschen gleicher Sprache und Geschichte, aber mit 40 Jahren unterschiedlicher (Lebens-)Erfahrung wieder zueinander finden werden. Zumindest mittelfristig.
Doch nicht erst übermorgen, schon heute beschäftigt dieses traurige „Phänomen" Künstler diesseits und jenseits. So beispielsweise auch die Malerin Barbara Bredow, die die Initiative entwickelt hat zu einer Ausstellung mit (Arbeits-)Titel „Deutsch-deutsche Grenze", die der Werkbund Hessen mit Sitz in Frankfurt für den Herbst 1991 vorbereitet. Bei einem Besuch in Bredows Darmstädter Atelier waren nicht nur die ersten 20 von rund 60 geplanten „Grenzbildern" zu besichtigen – wir stellten im Gespräch auch fest, dass uns etwas Ungewöhnliches verbindet: Wir hatten beide den gleichen Schlüsselanhänger (Abbildung).

Fritz Deppert (Jg. 1932) zierte sich, als ich ihm sagte, er solle für das Foto doch zumindest etwas lächeln. Aber so war er. Nach außen eher zurückhaltend, aber hinter den Kulissen hatte er die Fäden in der Hand. Zumindest die in Sachen Kultur in seiner Heimatstadt Darmstadt.

Seit ich im Mai 1970 in der Lokalpresse sein Buch „Holzholen" mit den Worten „Depperts Texte sind ähnlich einer Gleichung nach dem Kürzen: mit vereinfachtem Sprachmaterial einer Lösung entgegen" aus seiner Sicht äußerst wohlwollend besprochen hatte, gehörte ich irgendwie mit zum Kreis jener, die ihn und sein Schaffen über viele Jahre hin begleiten sollten. Als ich dann noch – nach beruflichen Stationen in Hannover und Dortmund – (wieder) in die alte Residenzstadt zog und meinen Wirkungskreis bei ihm gleich um die Straßenecke hatte, begann die Zeit der langen Gespräche. Wenn er einen Rat suchte, den er im Grunde als Lyrik und Prosa schreibender Schuldirektor gar nicht nötig hatte, trafen wir uns. Was ich von seinen Liebesgedichten hielte, fragte er mich eines Tages. Ich las sie, fand etliches darunter sehr gelungen, ordnete sie nach meinem Geschmack und nannte ihm einige Verlage, bei denen er sein Glück versuchen könne. Er selbst las als Lektor beim Literarischen März alle zwei Jahre (lange Zeit zusammen mit Karl Krolow und Hanne F. Juritz) körbeweise Gedichte von Nachwuchslyrikern, die alle sich um den begehrten Leonce-und-Lena-Preis beworben hatten. Über eine seiner ersten Lesungen schrieb ich u.a.: „Seine aneinander gereihten Gedanken sind zu gut, zu engagiert, als dass man sie in einer Art Pflichtübung auf Zeit über die Zunge jagen sollte… was er anbietet, ist direkt, dabei keineswegs schön. Keine Geschichtchen, sondern Geschichten. Brauchbar, retrospektiv, erfahrungsgemäß, zum alsbaldigen Gebrauch bestimmt…".

In Darmstadt bin ich; Verlag der Saalbau-Galerie



Klaus Doderer (Jg. 1925) teilte (mir) anlässlich seines 80. Geburtstags mit: „Ich wünsche mir für den mir noch vergönnten späten Abschnitt meines Lebens, dass sich das Hamsterrad unseres täglichen Lebens zumindest ab und zu in ein Riesenrad verwandeln möge. In einer seiner Gondeln möchte ich eine Zeitlang sitzen und ab und an erleben dürfen, wie sich mein Blickfeld immer noch ein wenig erweitert, wie das Zusteigen anderer möglich wird, wie ich Freunden zuwinken, zurufen und ihnen vielleicht sogar noch ein paar Ratschläge geben kann."
1985 moderierten wir (zusammen mit Fritz Deppert) in der Darmstädter Orangerie einen auf fünf Abende angelegten „Literatur-Treff", bei dem Autoren des Darmstädter Literaturstammtischs (den ich mit Fritz Deppert organisierte) ihre öffentlichen Lese-Auftritte hatten. Zu den Teilnehmern zählten: Renate Axt, Margarete Kubelka, Dorothea Hollatz, Arnulf Zitelmann, Katja Behrens, Klaus Schmidt-Macon, Ursula Sigismund, Wolfgang Promies, Margarete Dierks, Karl Krolow, Dittmar Werner, Ursula Teicher-Maier, Norbert Bartnik, Frida Bordon, Henning Boëtius, Heleno

Saña, Heinrich Schirmbeck, Herbert Friedmann, Ursula Fuchs, Johannes Mitterle und Dorit Zinn. Unabhängig davon suchte ich hin und wieder Doderers Nähe, wenn es um Kinder- und Jugendbuch-Themen ging, schließlich war er nicht nur der Leiter des Instituts für Jugendbuchforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt/Main, sondern zudem auch Herausgeber des vierbändigen Standardwerks „Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur" (Beltz Verlag), das allein 115 (!) Seiten Personenregister aufwies. Und schließlich war Doderer auch noch Präsident der Erich-Kästner-Gesellschaft, die ein Jahr nach dem Tod des Autors von „Emil und die Detektive" und vielen anderen Büchern in München gegründet wurde. Doderer kannte nicht nur Erich Kästner persönlich, sondern u.a. auch James Krüss, den er zu einer Haus-Lesung mit Freunden und Bekannten nach Darmstadt eingeladen hatte. Auch daran erinnere ich mich noch sehr genau.
Zudem finde ich in meinen Unterlagen ein ausführliches Interview mit Klaus Doderer, das ich mit ihm im Blick auf einen in Frankfurt bevorstehenden Jugendbuch-Kongress führen konnte und das unter der Überschrift „Wird Frankfurt zu einem weiteren Mekka?" am 2. August 1983 im Frankfurter Börsenblatt erschien.

James Krüss. Insulaner und Weltbürger; Carlsen

Peter Engel (Jg. 1940) war als dpa-Journalist u.a. für jene Bereiche zuständig, die man früher Subkultur nannte und schrieb selbst auch Gedichte. So begegneten wir uns – zwangsläufig? – in den 60er Jahren und erarbeiteten zusammen eine Dokumentation, die unter dem Titel „Klitzekleine Bertelsmänner" erstmals einen Überblick lieferte über „literarisch-publizistische Alternativen" jener Zeit, auch underground-Presse genannt. In unserem Erstlingswerk erlaubten wir uns den Spaß zu schreiben, dass das Vorwort dazu in Bargfeld entstanden sei. Also dort, wo Arno Schmidt, der in jenen Zeiten mit seinem Monumentalwerk „Zettels Traum" für Aufsehen sorgte. Tatsächlich entstand es jedoch in Hannover, wo ich damals in der Kulturredaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung arbeitete. Ich erinnere mich daran, dass schon kurze Zeit nach Erscheinen von „Zettels Traum" Marcel Reich-Ranicki bereits mit einer „Rezension" aufwartete. Was nicht nur mich erstaunte. Denn Schmidts Lebenswerk schien – und das gilt bis heute - nur für ganz wenige Leser in diesem Land zugänglich. Georg Hensel, mein einstiger Chef im Feuilleton des Darmstädter Echo, begnügte sich damit, auf einer ganzen Zeitungsseite lediglich über das zu schreiben, was ihm beim Umblättern einer Buchseite von Schmidts „Zettels Traum" auf- bzw. eingefallen war.

Unter der schwarzen weiße Schrift. 75 Gedichte; Edition Hammer + Veilchen

Walther Killy (Jg. 1917) war für mich bis zu unserer Begegnung ein Professor aus Göttingen, den man kennen sollte, aber – Studenten ausgenommen – nicht unbedingt persönlich kennen musste. Doch dann informierte mich der Bertelsmann Lexikon Verlag, dass man mit Killy als Herausgeber ein 15bändiges Literaturlexikon, kurz der „Killy", veröffentlichen werde und ob ich nicht zu einem Gespräch mit dem Professor nach München kommen wolle (das Ergebnis war u.a. am 3. November 1988 in den Nürnberger Nachrichten zu lesen). Und so reiste ich einmal mehr in die Isar-Metropole und fasste die Begegnung wie folgt zusammen:
Es soll und wird alles bisher diesbezüglich Verlegte und Bekannte in den Schatten stellen. Auf 7.800 Buchseiten werden mehr als 8.000 Autoren deutscher Zunge vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart samt ihren Werken präsentiert. Über 1.000 Literaturwissenschaftler und –kritiker aus aller Welt sind als Mitarbeiter gewonnen. 13 Literaturexperten wurden als Fachberater mit den verschiedenen Hauptepochen betraut. Die Rede ist vom „Literatur-Lexikon" schlechthin, dessen Registerband allein 40.000 Stichworte aufweisen wird:

Herr Prof. Killy, Sie sind Herausgeber dieses Mammutlexikons, das in über 10.000 Beiträgen Literatur-Schaffende den Lesern nahebringen soll. Welche Einwirkungsmöglichkeiten haben Sie beim Entstehen dieser Dokumentation?

Prof. Killy: *Das Konzept gliedert die Autoren der deutschen Literatur aus praktischen Gründen in verschiedene Gruppen. Solche, die ganz berühmt und wichtig sind, solche, die in ihrer Zeit bekannt waren und dann die große Zahl der poetae minores. Das Werk fasst weiter den Begriff Literatur so auf, wie er bei uns zu Lande – im Unterschied wie z.B. zu England und Frankreich – nur selten aufgefasst worden ist: Literatur als das Gesamte derjenigen Schriften, die, sagen wir es so, einem ästhetischen Anspruch genügen. Das bezieht alle bedeutenden Äußerungen von Historikern, Philosophen usw. ein, also nicht nur von Poeten, Romanciers etc.*

Nun ist der Kreis der Lieblingsautoren von Leser zu Leser oft sehr unterschiedlich. Während die einen auf Gabriele Wohmann oder Sarah Kirsch schwören, mögen andere lieber Ingeborg Drewitz oder Christine Brückner. Wieder andere halten sich da an Sandra Paretti oder gar Marie Louise Fischer, deren Lesergemeinde nach Millionen gerechnet wird. Nach welchen Kriterien wird eigentlich ausgewählt, wer Aufnahme finden soll in diesem Literatur-Lexikon?

Prof. Killy: *Die Zahl derjenigen, die man in einem Werk dieses Umfangs erfassen kann, ist so groß, dass Autoren von Rang und Namen, wie die von Ihnen genannten, unter allen Umständen Berücksichtigung finden. Schwierig wird es bei „Eintagsfliegen", schwieriger auch im vergangenen Jahrhundert. In der Gegenwart wird natürlich eine gewisse Beliebigkeit eintreten müssen, man wird nicht jeden berücksichtigen können. Aber, das muss*

ich wiederholen: die Quantität ist so groß, dass jedermann, der einigermaßen Bedeutung oder Erfolg für sich verbuchen kann, Berücksichtigung finden wird.

Sie kennen den gelegentlich aufbrechenden Streit unter Kritikern, weniger unter Lesern, ob dieser oder jener Autor überhaupt „ernstzunehmende" Literatur produziere. Wie würden Sie denn Unterhaltungsliteratur einerseits und ernsthafte Literatur andererseits definieren?

Prof. Killy: *Das ist eine tückische Frage und vielleicht sogar eine überflüssige. Denn ich habe einen Geschichts- und nicht einen Literaturbegriff, der impliziert, dass die Autoren ihren Zeitraum präsentieren, gleichgültig, ob sie „E" oder „U" sind. Das bedeutet, dass jeder, der einigermaßen zum Zuge gekommen ist, Berücksichtigung findet. In welchem Grade, das hängt natürlich von der Bedeutung ab, die man ihm zumisst.*

Eine letzte Frage noch, die nicht unbedingt etwas mit dem Literatur-Lexikon, aber doch etwas mit dessen Herausgeber zu tun hat. Sie sind Literaturwissenschaftler und nicht Literaturkritiker. Wenn Sie sich heute zur Lektüre eines Buches entschließen – was sind Ihre Hauptmotive?

Prof. Killy: *Das ist eine fast unmögliche Frage an einen, der seit 60 Jahren ununterbrochen liest. Ich lese alles, was mich interessiert. Und mich interessiert vieles. Aber je älter ich werde, umso mehr lese ich Bücher, die ich schon kenne...*

Deutscher Kitsch. Ein Versuch mit Beispielen; Vandenhoeck und Ruprecht

---

Angelika Kutsch (Jg. 1941) gehörte als Übersetzerin, Lektorin und Autorin zu den ersten Adressen im Kinder- und Jugendbuchbereich. Kurz bevor am 1. November 1988 in Lüneburg die Deutschen Jugenbuchpreisträger (diesmal Marit Kaldhol, Joke van Leeuwen, Gudrun Pausewang, Christina Björk und Paul Maar) im Beisein von Bundesministerin Prof. Süssmuth geehrt wurden, konnte ich ihr ein paar Fragen stellen:

Frau Kutsch, Ihr Name taucht auf keinem Buchumschlag auf und dennoch, ohne Sie gäbe es manch preisgekrönten Titel nicht. Denn Sie machen Autoren durch Ihre Übersetzung in diesem Lande erst populär. Was ist dennoch das für ein Gefühl zu sehen, dass ein von Ihnen übersetztes Buch mit der höchsten bundesdeutschen Jugendbuchtrophäe ausgezeichnet wird?

Angelika Kutsch: *Es ist schon ein tolles Gefühl, so gute Bücher übersetzen zu dürfen. Sicher hängt es vom Übersetzer ab, ob ein Buch auf dem Markt erscheint, aber nicht, ob es populär wird. Übrigens habe ich den Eindruck, dass manche Verlage es nicht mal bei Anzeigen für nötig halten, den Übersetzer zu nennen. Ich glaube, das würde sich schlagartig ändern, wenn die jeweiligen Lektoren oder Verleger selbst einmal diesen Part als Übersetzer oder Miturheber hätten.*

Sie sind, wenn man das als Außenstehender einmal so bezeichnen darf, eine geradezu „ideale Besetzung": Sie sind Übersetzerin, Lektorin (bei Dressler) und Autorin in einem. Wer so erfolgreich arbeitet, muss doch so etwas wie ein Erfolgsrezept haben.
Angelika Kutsch: *Wenn ich das Rezept wüsste, wurde ich es vermutlich nicht jedem verraten. Aber es gibt leider keines. Wichtig ist eine gewisse Hartnäckigkeit. Man muss einiges aushalten können und zäh sein. Wie sich der Geschmack beim Publikum gewandelt hat? Wenn ich das von Absatzzahlen ableite, die mir bekannt sind, scheint der Trend seit Jahren zum „lustigen", schnell konsumierbaren Buch zu gehen. Die „leisen" Bücher sind im Augenblick nicht so gefragt. Es tut übrigens verflixt weh, wenn Lieblingsbücher auf der Strecke bleiben...*

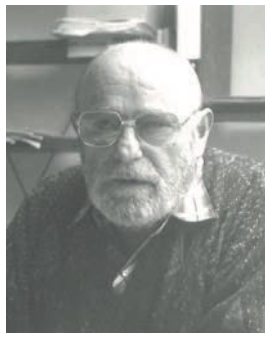
Hauptsache, wir sind Freunde; Saga

Kurt Morawietz (Jg. 1930) war der Herausgeber und Begründer der Zeitschrift „Die Horen", die es schon einmal zu Zeiten Schillers gab (1795 bis 1797), später herausgegeben von Hanns Martin Elster (1925 bis 1932). Ich besuchte ihn nicht in der hannoverschen Stadtverwaltung, wo er sein Brot verdiente, sondern in seiner Wohnung, die zugleich sein Büro war – und erinnere mich, dass die Räume zugestellt waren mit Zeitungspacken, Büchern, Ordnern, Manuskripten und ihm wichtig Erscheinendes. Innerhalb meiner Serie „Junge Autoren, Talente Entdeckungen" stellte ich unter der Überschrift „Leben von und mit Gegensätzen" den Literaturbesessenen vor: Er wirkt gehetzt, hat den Mantelkragen hochgeschlagen, hüstelt ein wenig, fingert aus der Tasche ein Billett, schiebt es in den blauen Entwerter. „Gehen Sie doch bitte durch", dröhnt es aus dem Lautsprecher. Die Straßenbahn zuckelt an. Kurt Morawietz fährt sich durch sein zurückgekämmtes, welliges Haar, packt seine schwarze Aktentasche und zwängt sich durch den schmalen Gang. In Herrenhausen, kurz vor der Endstation, steigt er aus. Es ist bereits dunkel. Die tägliche berufliche Pflichtübung ist überstanden. Die Schrittfolge wird rascher. Morawietz überquert noch einen Zebrastreifen, dann biegt er in die düstere Sackgasse ein. Ganz hinten links geht die Haustür auf. Kurt Morawietz wippt die paar Stufen hoch. Über einer Klingel ist das Namensschild schon halb abgeblättert. In dieses Türschloss schiebt er alsdann den Wohnungsschlüssel. Hier ist der Schriftsteller, Autor, der Herausgeber Kurt Morawietz zu Hause. Hier ist ab sieben Uhr abends seine Welt wieder in Ordnung.

Er setzt sich aufs Kanapee, blättert in Aktenordnern, beginnt die Geschichte seiner 42 Jahre zu erzählen. Es ist die schon phantastisch anmutende Story von einem, der auszog, all das zu entdecken, was Elternhaus, Schule und der damalige NS-Staat ihm nicht zu geben vermochten. Es ist die gegen Rückschläge nicht gefeite, permanente Suche nach festen Standpunkten, nach überzeugenden und befriedigenden Antworten und Argumenten.
Kurt Morawietz, Sohn gehörloser Eltern („das bedingte, dass ich sehr früh auf mich selbst gestellt war"), kam mit zwölf Jahren in die Adolf-Hitler-Schule, wurde Gefolgschaftsführer in der HJ, war für die Ordensburg Sonthofen vorgesehen: „Der Nationalsozialismus hatte mich in den Klauen". So richtig „hineingerutscht" sei er da, meint er heute lächelnd, „und wenn der Krieg nicht gewesen wäre, dann…".

Zehn Jahre brauchte er, „um damit fertig zu werden". Und 1945 schwor er sich: „Du trittst in deinem Leben in keine Partei mehr ein, in nichts mehr, nur noch in eine Krankenkasse…".

Westwärts – Ostwärts; Verlag Eric van der Wal



Siegfried Mrotzek (Jg. 1930) besuchte ich 1993 im Literaturbüro Unna, wo wir uns im Blick auf die 45. Frankfurter Buchmesse über Literatur aus Flandern und den Niederlanden unterhielten. Denn genau dies war in jenem Jahr das Schwerpunktthema in der Main-Metropole. Und Mrotzek war ein intimer Kenner der Verhältnisse im Nachbarland (wo zu der Zeit rund 560 Verlage einen Branchenumsatz von 650 Millionen Gulden verzeichnen konnten) und hatte bis dato 46 (!) Bücher aus dem Niederländischen übersetzt, die u.a. bei Kiepenheuer & Witsch, Limes, C. Bertelsmann, Suhrkamp, Ravensburger und Arena erschienen waren. Darunter auch Jan Wolkers Bestseller „Türkische Früchte":

Herr Mrotzek, wann und wo haben Sie die niederländisch-flämische Literatur entdeckt?

Mrotzek: Ich bin aus einer Mischung aus Zufall und Neugier 1965 nach Amsterdam geraten und wollte eigentlich nur eine Woche bleiben. Es wurden daraus mehr als sieben Jahre. Und irgendwann – ich weiß nicht mehr genau wo – lernte ich Adriaan Morriën kennen, jenen Schriftsteller und Journalisten, der Mitglied der Gruppe 47 war und als einziger nichtdeutscher Autor 1954 deren Preis erhielt. Er fragte mich, ob ich ihm etwas übersetzen könne. Und damit begann alles.

So einfach?

Mrotzek: Durch einen ähnlichen Zufall kam es zum Kontakt mit dem damals in den Niederlanden mit großem Abstand erfolgreichsten Autor Jan Wolkers. Ich sollte seinen Bestseller „Türkische Früchte" ins Deutsche übertragen, ein Kultbuch, das in den Niederlanden weit über 400.000mal verkauft wurde.

Sie kennen also sowohl die niederländische als auch die deutsche Literaturszene. Was ist grundsätzlich anders?

Mrotzek: Die Förderung der Autoren ist ganz anders, sehr viel intensiver. Ein Schriftsteller, der nachweist, dass er vom Schreiben lebt und literarisch etwas vorzuweisen hat, kann vom Staat eine Art Dauerstipendium erhalten, wobei der Höchstfördersatz bei über 30.000 Gulden jährlich liegt.

Was beschäftigt Autoren aus dem Nachbarland vornehmlich?

Mrotzek: Diese beinahe gnadenlose Nabelschau, wie sie deutsche Autoren praktizieren, muten die niederländischen Literaten und Verleger ihren Lesern nicht zu. Auch diese typisch deutsche Weinerlichkeit, das Sich-selber-zu-wichtig-nehmen vermisst man dort gottlob. Tendenziell stehen die Niederländer mehr in der Tradition der amerikanischen Erzähler.

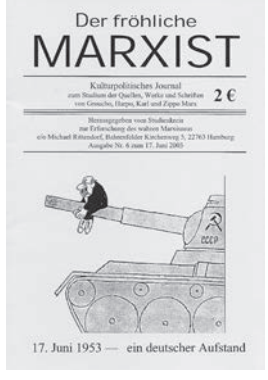
Wie groß hat man sich die Lesefreude im Nachbarland vorzustellen?

Mrotzek: In den Niederlanden wird weitaus mehr Literatur gelesen als hierzulande. Das liegt u.a. am Schulsystem. Zur Abitur-Prüfung muss jeder Schüler eine sogenannte Bücherliste vorlegen mit 40 bis 60 Titeln, die er gelesen hat. Mehr noch: Sehr viele deutschsprachige Bücher gelangen in den Niederlanden als Originalausgabe in den Handel. Von Bölls Büchern z.B. werden mehr in der deutschen Fassung als in der Übersetzung verkauft.…

Kleinholz. Epigramme; Verlag Atelier im Bauernhaus

Axel Poldner (Jg. 1936) kannte ich schon, als er noch in München seine Literatur-Agentur betrieb. Es muss um das Jahr 1976 gewesen sein. Wir trafen uns bei einem Empfang, zu dem das Dortmunder Fachmagazin Buchreport (wo ich als geschäftsführender Redakteur arbeitete) in die bayrische Landeshauptstadt Vertreter aus Verlagen, Buchhandel und Presse eingeladen hatte. Aus diesem Kontakt entstand nicht nur eine freundschaftliche, sondern auch eine erfolgreiche geschäftli-

che Beziehung. Genauer: Axel brachte gleich vier Buchprojekte von mir bei Verlagen wie Langen-Müller, Lentz und Delphin ins Programm und handelte dabei jeweils einen ansehnlichen Vorschuss für mich heraus.
Aber Poldner (auf unserem Foto mit Hardy Krüger) und sein Autoren-Engagement waren für mich auch unter journalistischen Gesichtspunkten so interessant, dass ich ihn für einen „Werkstattbericht" in der Münchner Rauheckstr. 11 besucht und darüber im März 2001 u.a. schrieb: Er kennt Gott und die Buchhandels-Welt, geht bei Verlagen ein und aus, weiß heute schon, welche Trends morgen den Buchmarkt dominieren werden: Axel Poldner, seit 1970 im Geschäft und einer der erfolgreichsten Vertreter seiner Zunft. Rund 10.000 Lizenz-, Vermittlungs- und Provisionsverträgen, so erzählt er, habe er im Laufe der Zeit zu einem Abschluss verholfen und mit „etwa 70 Verlagen" zusammengearbeitet. In der langen Liste der von ihm betreuten Autoren findet man Büchner-Preisträger wie Heinz Piontek oder Hermann Kesten neben Journalisten wie Erich Helmensdorfer oder Filmgrößen wie etwa Hardy Krüger oder Barbara Rütting usw.
Unser letzter Kontakt – nach langer Pause – fand am 30. Januar 2012 statt, als er mir schrieb: „Lieber Christian, wir sollten unsere alte Freundschaft wieder aktivieren und gemeinsam überlegen, was wir aushecken und realisieren könnten…".
Dass man Axel Poldner am Ende seines Lebens den Vorwurf machte, er habe für seine Dienste als Autorenvermittler Verlage suchende Schreiber hinters Licht geführt, konnte ich nie nachvollziehen.



Michael Rittendorf, der zum Herausgeber-Kreis des kulturpolitischen Journals „Der fröhliche Marxist" zählte, schrieb mir im Juli 2012: „Lieber W. Christian Schmitt, das Internet bzw. Facebook macht's möglich, dass man sich nach Jahrzehnten wieder begegnet. Ich bin seit dem 1.7.2012 Frührentner…". Miri-Motz, wie er ab den 60ern genannt wurde, auf dem Altenteil? Kaum vorstellbar. Ich erinnere mich noch genau an jene Zeit, als er ab Juli 1970 einen „1. Deutschen Alternativ-Presse-Nachrichten-Dienst" herausgab und Briefe von ihm mit der Einleitung begannen: „Lieber Gevatter…". Auch daran, dass er mir für 100 DM ein Exemplar des Raubdrucks „Zettels Traum" von Arno Schmidt verkaufte. Dieser hat noch heute einen Ehrenplatz in meiner Bibliothek. In meiner 1974 im C. Gauke Verlag erschienenen ersten Buchveröffentlichung „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 – 1973" gibt es auf gleich fünf Seiten Hinweise auf Rittendorfs vielfältige Aktivitäten, zu denen Jahre später dann auch Engagements u.a. bei päd extra, Maro, Greno, der Oldenburger Carl-von-Ossietzky-Buchhandlung, in der SPIEGEL-Bilddokumentation sowie der Heinrich-Böll-Stiftung kamen.

miri-motz ZOOF; Maro

Klaus Roehler (Jg. 1929) war mir nicht nur als Luchterhand-Lektor bekannt, ihm eilte auch der Ruf voraus, dass er Autorinnen liebevoll betreute. Dabei war er – bis 1963 mit der Schriftstellerin Gisela Elsner verheiratet – 1955 auf der Jahrestagung der Gruppe 47 erstmals als literarisches Talent aufgefallen. Mit dem 1958 bei Piper erschienenen Erzählband „Die Würde der Nacht" gab er sein Debüt. Im Rahmen einer fürs Darmstädter Echo kreierten Artikelserie „Aus der Literatur-Werkstatt" konnte ich ihn etwas näher kennenlernen und einschätzen.

Gerd Siemoneit-Barum (Jg. 1931) ermöglichte mir einen allersten und einzigen Ritt auf einem Elefanten. Geschehen in Würzburg, als dort 1991 Circus Barum gastierte, und wir in der Manege das gemeinsam mit Volker W. Degener verfasste und im Lenz Verlag erschienene Jugendbuch „Zirkus. Geschichte und Geschichten" publikumswirksam vorstellen konnten. Gerd Siemoneit-Barum war damals Zirkusdirektor und Dompteur. Bei einem privaten Würzburger TV-Sender hatte ich dabei meinen ersten Live-Auftritt im Fernsehen.

Jürgen Volkmann (Jg. 1958) ist seit 1989 Museumsleiter am Groß-Gerauer Stadtmuseum sowie u.a. engagiert beim lokalen Kulturstammtisch. In einem WIR-Tischgespräch, das ich anläßlich seines 60. Geburtstags führen konnte, gab er Einblicke in seine Arbeit. Die Reportage, die unter der Überschrift „Seit fast 30 Jahren managt er Kultur vor Ort" begann wie folgt:
Jürgen Volkmann hat zwei „Wohnzimmer". Ein privates, in das er uns einlud, und ein berufliches, das Stadtmuseum, der wohl wichtigste kulturelle Mittelpunkt in der Kreisstadt. Gut, das Stadtmuseum kennen wir bereits aus vielen Vorort-Gesprächen, von Veranstaltungen, Vernissagen, Konzerten, Diskussionsrunden, Museumsfrühstücken, Neujahrsempfängen – und auch aus Zusammenkünften des Kulturstammtischs, der dort quasi Heimrecht genießt. Aber wie sieht es privat aus bei dem Kulturmanager Jürgen Volkmann, der gleichermaßen Kultur zu vermitteln wie zu bewahren versteht? Was erzählt er uns (was wir noch nicht wissen) über sich und seine Definition von Museumsarbeit? Wie schafft es ein aus dem Norden Deutschlands (aufgewachsen am Rande der Lüneburger Heide) Zugezogener, sich mit Groß-Geraus Geschichte so zu identifizieren, dass selbst Einheimische immer wieder ins Stauen geraten? Volkmann, ein Glücksfall für diese Stadt.

Werner Wabnitz (Jg. 1954) begegnete ich erstmals, als er noch Pressesprecher der Groß-Gerauer Kreissparkasse war. Später wurde er Mitarbeiter des WIR-Magazins und realisierte aufgrund seiner „fotografischen Leidenschaften" zusammen mit mir das für unsere Leser

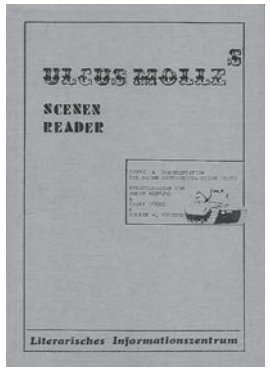
neue journalistische Format „Tischgespräche“. Dabei besuchten wir – über sechs Jahre lang – 50mal bekannte Personen aus dem Gerauer Land, um bei Speis und Trank all das in Erfahrung zu bringen (und zudem auf Video festzuhalten), was Leser interessieren könnte und in dieser Form noch nirgendwo sonst zu lesen und zu sehen war. In einem Interview wurde er zu seinem Engagement befragt und antwortete unter der Überschrift „Journalistische Neugier ist das Salz in der Suppe“ am 14. November 2020 im WIR-Magazin u.a.: „Mir sind einige Tischgespräche in guter Erinnerung geblieben, bei denen die Gastgeber ihre Kochkünste live zeigten und sowohl das Gespräch wie auch die Filmaufnahmen zeitweise in der Küche stattfanden… Ganz anders verlief das geplante Tischgespräch in der Leeheimer BüchnerBühne, als sich beide Gesprächspartner von Beginn an so intensiv mit ihren Themen beschäftigten, dass am Ende ein gemeinsames Essen vergessen worden war…

Anette Welp (Jg. 1963) habe ich als Autorin, Verlegerin und Frauenbeauftrage in einer südhessischen Gemeindeverwaltung sowie als engagierte Kultur-Aktivistin in bester Erinnerung. In einem Beitrag für das Monats-Magazin „WIR im Gerauer Land“ war am 17. Oktober 2015 u.a. zu lesen: „Ich wünsche mir“, sagt sie gegen Ende unseres Tischgesprächs, „dass mich einer entdeckt. Ich möchte gerne weiterkommen“. Und sie meint das durchaus ernst, grenzüberschreitend und im Blick auf ihre schriftstellerischen Aktivitäten. Da zählt weniger, dass das WIR-Magazin sie in der Tat bereits im Januar 2007 „entdeckte“ und als Kolumnistin gewinnen konnte, wo sie unter dem Titel „Aus Frauensicht“ 24 Beiträge unseren Lesern angeboten hat. Die Rede ist von Anette Welp, dem Multitalent aus Trebur. jener sprachbegabten wie wortgewandten Frauen-Aktivistin, alleinerziehenden Mutter zweier Kinder, Verlegerin, Autorin von bislang fünf Büchern, einem Hörbuch, zwei immerwährenden Freundinnen-Kalendern und einem Kunstbuch zu einer Wanderausstellung, Vorleserin, Mitglied im Groß-Gerauer Kulturstammtisch, Leiterin einer literarischen Werkstatt etc…

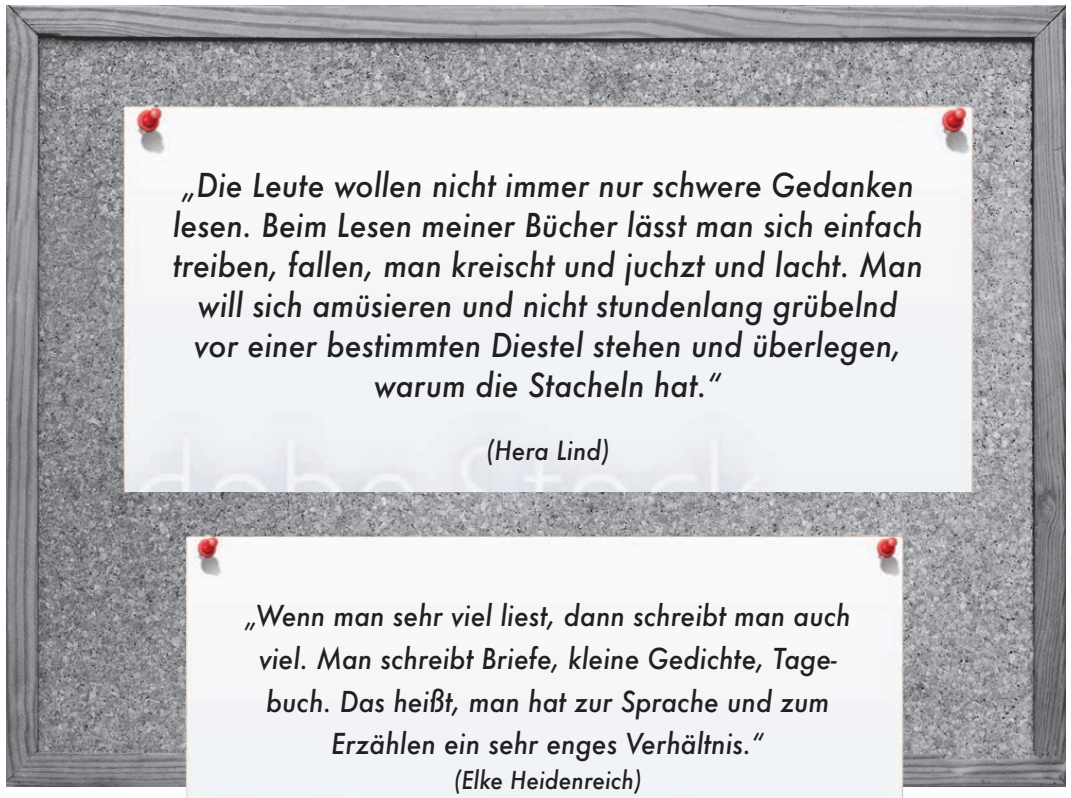
Dittmar Werner (Jg. 1949) war ein ernster Mensch, der herzlich lachen konnte. Hoch gebildet, bei seinen Schülern beliebt, im kulturellen Leben der Kreisstadt geschätzt und engagiert – Dr. Dittmar Werner (auf unserem Foto in der Mitte), Pädagoge, Lyriker, Feingeist, Kulturkämpfer. Nach einem überstandenen Schlaganfall versuchte er an vergangene Zeiten anzuknüpfen. Reihum versuchten wir, ihn dabei zu unterstützen. Doch in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 2010 ist die Welt über ihm zusammengebrochen. Der Kulturstammtisch verlor seinen Mitgründer, der Groß-Gerauer Kulturatlas einen beflissenen Mitherausgeber, das WIR-Magazin einen kritischen Beobachter und Mitarbeiter, viele einen guten Freund.

Hans J. Wieschollek (Jg. 1945) zählte u.a. als Vorsitzender des Fördervereins Stadtmuseum mit zu den bekanntesten Persönlichkeiten der hessischen Kreisstadt Groß-Gerau. Bei einem am 10. September 2016 im WIR-Magazin veröffentlichten „Tischgespräch“ konnte man unter der Überschrift „Fast hätte er die Beatles geholt“ über ihn u.a. folgendes erfahren: Auf der letzten mir vorliegenden Visitenkarte von ihm steht zu lesen: „Hans J. Wieschollek, Sparkassenbetriebswirt, Leitender Abteilungsdirektor, Vertriebssteuerung/Marketing“. Ob das in dieser Form noch zutrifft? Wir haben Deutschlands wohl dienstältesten Sparkassen-Mitarbeiter, der mittlerweile nur noch stundenweise an seinem langjährigen Arbeitsplatz zu erreichen ist, in seinem Heim in Braunshardt besucht und nach Antworten gefragt… Wie alt muß dieser jung gebliebene Mann eigentlich sein, dem ich 1980 ein erstes Mal fast begegnet wäre. Damals war ich von Dortmund zurück nach Groß-Gerau gekommen und hatte in der Darmstädter Straße, zwei Häuser neben der Kreissparkasse, mit meiner Redaktionsstube eine Wohnung bezogen. In einer Anzeige las ich, dass die Sparkasse einen stellvertretenden Pressechef suchte. Und da ein solcher, nur einen Katzensprung entfernter Arbeitsplatz verlockend schien, folgte mein Bewerbungsschrieben. Das allerdings nicht zum Erfolg führte. „Neben Dir bewarben sich damals fast 40 Journalisten aus ganz Hessen“, sagt Hans, „aber letztlich hat keiner den Zuschlag erhalten, weil es eine interne Lösung gab“. Gottlob, denke ich im Nachhinein, denn kurze Zeit später wurde ich damals in die Frankfurter Chefredaktion des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel berufen. Doch wechselseitig verfolgten Hans und ich unsere jeweilige berufliche Entwicklung. Zuletzt ließ er mir im Januar 2021 etwas zukommen, was er – im Hinblick auf meine Autobiografie – auf Facebook gepostet hatte: „Respekt, mein lieber Christian. Ich habe alle (!) Deine Veröffentlichungen angesehen, nein eher verarbeitet. Und das Ergebnis war großer Respekt! Was Du mit Deinem „unkäuflichen“ WIR-Magazin auf die Beine gestellt hast, ist mehr als eine Lebensleistung. Du hast sehr viele Menschen auf Deiner „Reise“ mitgenommen. Du hast gegründet und mitgegründet, Du hast dokumentiert – aber niemals nur verwaltet. Ich bin nicht begeistert – ich bin vielmehr beeindruckt. Das geht viel tiefer und wirkt auch viel länger als „nur“ begeistert zu sein. Alles Gute weiterhin, Hans“.

Josef Wintjes (Jg. 1947) stieg (hauptberuflich) in die sogenannte Subkultur-Szene ein zu einem Zeitpunkt, da ich mich mit der Dokumentation „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarische-publizistische Alternativen 1965 – 1973“ (erschienen 1974 im Gauke Verlag), bereits aus dieser wieder verabschiedet hatte. Er, der ehemalige Krupp-Mitarbeiter, hatte damals seinen Weg zu einem „freien Leben“ entdeckt und versorgte von Bottrop aus die Szene mit seinem



„Ulcus Molle“ genannten Vertriebssystem mit nahezu allem, was sich so alternativ nannte. Zudem informierte er mit einem „Scene Reader“ (herausgegeben von Wintjes, Frank Göhre und Volker W. Degener) über all das, was im subkulturellen, deutschen Sprachraum Anfang der 70er Jahre wichtig oder bisweilen auch weniger wichtig war. Wer darin genannt wurde (in Text oder Bild), gehörte gewissenmaßen mit zur Szene. Doch nicht alles, was dort zu lesen oder zu sehen war, musste man als bare Münze nehmen. So las ich – etwas verblüfft – in einer dieser Ausgaben, dass ich „als autoschlosser“ angefangen und später „erfolgreich“ in der Kulturredaktion des Darmstädter Echo „eingeschlagen“ habe. Ersteres zumindest war mir neu. In einem „Nachwort in eigener Sache“ schrieb Wintjes: „Dieses Buch ist ohne konzeptionelle Planung entstanden…“. Am 17. Juli 1978 schrieb mir „Bibi“, wie er auch genannt wurde, auf einer Postkarte, dass seine Geschäfte „florierten“ und ich ihn auch einmal in seinem Büro in Bottrops Böckenhoffstr. Nr. 7 besuchen könnte, damit wir „mal privat ausführlich bequatschen, was die jahre so gebracht haben…“.



„Die Leute wollen nicht immer nur schwere Gedanken lesen. Beim Lesen meiner Bücher lässt man sich einfach treiben, fallen, man kreischt und juchzt und lacht. Man will sich amüsieren und nicht stundenlang grübelnd vor einer bestimmten Diestel stehen und überlegen, warum die Stacheln hat.“

(Hera Lind)

„Wenn man sehr viel liest, dann schreibt man auch viel. Man schreibt Briefe, kleine Gedichte, Tagebuch. Das heißt, man hat zur Sprache und zum Erzählen ein sehr enges Verhältnis.“

(Elke Heidenreich)

Kritiker nicht länger „unbekannte Wesen?“

Nicht nur auf Breschnews Schreibtisch-Kante: stern-Legende Henri Nannen
(mehr über ihn ab Seite 415)

Sie bringen Autoren in den Olymp – oder aber Neuerscheinungen in die Schusslinie. Ihre Stärke liegt zumeist darin, dass sie die Schwächen anderer erkennen, benennen, nutzen: Literaturkritiker, Rezensenten, Bücherleser von Berufs wegen. Manche sind geschätzt (auch bei Autoren). Gefürchtet scheinen sie nahezu alle. Dabei sind es „Menschen wie du und ich“ – sieht man von ein paar Besonderheiten ab. Dies kann man schlussfolgern aus dem Ergebnis einer Umfrage bei den bekanntesten Literaturkritikern im deutschsprachigen Raum.

Sie nehmen es genau mit ihrem Job: Weit mehr als 90 Prozent gaben an, ein Rezensionsexemplar von der ersten bis zur letzten Zeile zu lesen. Kein Schluder oder Schlendrian, kein Diagonallesen, auch wenn – so Stephan Reinhardt – solche Praxis „manchmal zur Qual“ wird. Im Schnitt lesen die Kritiker pro Monat zehn Bücher. Wobei es hier Ausnahmen gibt, wie z.B. bei Sybil Schlepegrell, bekannt auch unter ihrem Mädchennamen Gräfin Schönfeldt. Ihr selbstgestecktes Lesesoll beträgt pro Monat „im Schnitt 20 bis 30 Bücher“.

Und forsch gehen die Rezensenten an die Arbeit. Durchschnittlich 12,4 Stunden – so das Umfrageergebnis – braucht ein Kritiker, ehe er einen 400-Seiten-Wälzer wieder zuklappt. Freilich gibt es auch hier schnelle und langsame Brüter: Während Martin Gregor-Dellin acht Stunden investiert, lässt sich sein Kollege Hanno Helbling von der „Neuen Zürcher Zeitung" für das gleiche Vergnügen doppelt soviel Zeit. Gelesen und rezensiert wird nicht nur „im Liegestuhl und auf der Couch" (Christa Rotzoll), sondern ebenso in der Badewanne oder „im Bundesbahnabteil auf Dienstreisen" (Hans-Hermann Kersten). Die größten Chancen, in Kritikerhände zu gelangen, haben nach wie vor Romane: Rund ein Drittel der „Meinungsmacher" favorisiert dieses Genre. Jeder sechste Rezensent hat allerdings auch eine Schwäche für Lyrik; erst dann folgen Sachbücher.

Ist die vielerorts geäußerte Sorge der Autoren, da schrieben manche über die Dinge, die sie nur schemenhaft wahrgenommen hätten, also unbegründet? Müssen Kritiker-Kritiker wie Günter Grass („ein Gutteil deutschsprachiger Buchbesprechungen ist von der Anmaßung der Rezensenten gezeichnet") oder Martin Walser (er schlug vor, „Schlachtprämien" vergleichbare Ersatzzahlungen an Rezensenten zu entrichten, wenn diese darauf verzichten, ein Buch zu besprechen) nun zurückstecken, gar umdenken?

Im Rahmen der Umfrage haben die Kritiker, die ansonsten nur über andere plätten und plaudern, noch ein wenig mehr über sich und ihre Neigungen kundgetan. Des Literaturkritikers Hausbibliothek (Selbstgekauftes plus Selbsterlesenes) weist danach im Schnitt 6.000 Buchtitel aus. Während Jürgen Lodemann mit rund 1.000 Exemplaren wohl erst noch am Anfang der Sammelphase steht, ist Jörg Drews schon bei rund 8.000 angelangt.

Und wenn sie nicht Kritiker geworden wären – was dann? Kaum einer hat sich geziert: Helbling wäre gerne Geigenbauer geworden, Reinhardt Landwirt, Lodemann Lehrer und Drews Pilot; einer gar – der nicht genannt werden wollte – gab als Traumberuf an: „Veranstalter von Umfragen".

Und wie sehen sich Kritiker selbst und ihre Arbeit? Jürgen P. Wallmann fragt sich: „Für wen also schreibt der Literaturkritiker? Für eine winzige Minderheit, die eine verschwindend kleine Zahl zu nennen ihn sein Optimismus noch hindert". Dieter E. Zimmer konstatiert: „Ein Kritiker, der auf prompte Wirkung hofft, verdient diesen Namen nicht". Und der, den sie „Papst" nennen in dieser Berufssparte, Prof. Marcel Reich-Ranicki, gibt sich souverän: „Auf jeden Fall sollte man die Kritiker weder dämonisieren, noch bagatellisieren. Noch nie hat ein Kritiker ein wirkliches Talent verhindert. Und noch nie hat er einem miserablen Buch zu einem ersten Erfolg verholfen. Dies mag ein Trost sein für jene, die rezensiert werden…".

Bliebe eigentlich nur noch die Frage, was machen die Kritiker hernach mit jenen Büchern, die sie laut Rezension für miserabel halten? Der Dortmunder Autor und Kritiker Max von der Grün hat unlängst sein Erfolgsrezept preisgegeben: „Seit einiger Zeit nehme ich in meine Kneipe Bücher mit, und irgendwann beim Dauerstehen am Tresen ergibt sich aus dem Disput die Möglichkeit…".

Die Umfrage lief über Schmitt´s Redaktionsstube, das Ergebnis veröffentlichte u.a. am 7. März 1979 text intern und am 26. Mai 1979 auch die Augsburger Allgemeine.

Heinz Ludwig Arnold (Jg. 1940) spazierte oft stundenlang neben Ernst Jünger auf stillen Pfaden. Sie sprachen über literarische Vorhaben, über in Schubladen Gelagertes, auch übers Wetter: der Meister und sein Sekretär. Der hieß Heinz Ludwig Arnold und nutzte jeweils die Zeit zwischen den Semestern zu Ferienausflügen nach Jüngers Haus bei Wieflingen. Das war in den Jahren 1960 bis 63/64. Arnold ordnete etwas die Post, forcierte des Meisters Gedankenaustausch, wurde zur linken Hand Jüngers. Und ein Salär gab's obendrein…. So erinnerte ich mich an das, was Arnold mir bei unserer Begegnung in Göttingen erzählte. Über meinen dortigen Besuch veröffentlichte u.a. die Hannoversche Allgemeine am 26. Januar 1973 einen Artikel unter der Überschrift „In der Ausdrucksbranche tätig". Eine Passage daraus:

„Gedichte hängen mit Freundschaften, Liebschaften zusammen; das ist eine ganz naive Sache, ich habe da einfach aufgehört…", sagt er, behäbig im Sessel wippend. In Karlsruhe damals, da habe er auch dem Bergengruen Gedichte geschickt. „Sie haben den Mut, Ihr Gefühl sprechen zu lassen", antwortete dieser dem damaligen Obersekundaner. Hier und da druckte „mal eine Zeitung" etwas von Arnold. In der Oberprima dann entwickelte er andere Aktivitäten: Gründung einer Schulzeitung mit Namen „Mosaik"; Auflage 5.000 Exemplare, Chefredakteur Heinz Ludwig Arnold – und sogar Heinrich Böll schickte einen Beitrag. Der Dichter Arnold war verstorben, der Publizist und Herausgeber Arnold geboren („Es ist sinnvoller, einen Aufsatz als ein Gedicht zu schreiben"). Und Arnold („Die Dichter kann ich nicht mehr so ernst nehmen, die Schriftsteller ja") begann Rezensionen, Gedenkartikel, Sekundärliteratur zu schreiben.

Was Heinz Ludwig Arnold werden wollte, wusste er lange Zeit nicht – „nur, dass ich nicht Lehrer werden wollte". Und dann sei es ihm „plötzlich gelungen", nahtlos vom Studium „in die Ausdrucksbranche" überzuwechseln. Und wie sieht so ein Tag im Leben des H. L. A. heute aus? „Wichtig ist, dass ich immer eine Kanne Tee dastehen habe. Dann lese ich ein paar Tageszeitungen, und dann arbeite ich ohne Mittagspause bis kurz vor sechs"….

Von Unvollendeten. Literarische Porträts; Wallstein

Stefan Aust (Jg. 1946) war wohl eher überrascht, als ich am 30. Mai 2005 bei ihm in der Spiegel-Chefredaktion schriftlich anfragte: Sehr geehrter Herr Aust, in einer Anthologie von Peter Hamm („Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums", 1966 bei Biederstein erschienen) sind mir unlängst einige Gedichte von Rolv Heuer begegnet, über den im Anhang vermerkt ist, dass 1966 von ihm „das Lyrikheftchen Große Worte im Verlag Aust, Stade" erschien sei. Beim Lesen des Gedichts „Kollektivschuld" erinnere ich mich zudem an eine Veranstaltung in St. Augustin, an der neben Heuer, Puttnies u.a. auch Sie teilgenommen haben. Ein Abend, an dem

junge Autoren, die schon einmal in der „Wahrheit" veröffentlicht hatten, nicht nur Texte vortragen durften, sondern sich auch der Kritik zu stellen hatten. Da mir nicht bekannt ist, ob von Rolv Heuer – außer bei Ihnen – je ein Lyrikbändchen erschienen ist, frage ich an, ob Sie für einen Lyrik-Freund möglicherweise noch ein „Restexemplar" hätten, das ich gerne erwerben würde.
Nee, schrieb er zurück (oder ließ schreiben?). Begegnet sind wir uns nur einmal, lange bevor er zu höchsten journalistischen Weihen gelangte, u.a. als Chefredakteur des „Spiegel". Es war bei einem Treffen von Mitarbeitern der Zeitschrift „Wahrheit", die u.a. von Hanns Verres (ja der von der HR-Schlagerbörse), herausgegeben wurde. Ich hatte zwei oder drei Gedichte in jener kleinen Zeitschrift veröffentlichen dürfen – aber Stefan Aust war bereits der in der Szene bekannte konkret-Autor. Am Schlussabend hatten alle Teilnehmer Gelegenheit, eigene Texte vorzutragen, mussten sich allerdings der äußerst kritischen Beurteilung von Stefan Aust und seiner Fan-Gemeinde (u.a. Rolv Heuer, Hans Georg Puttnis) stellen. Kein guter Start für mich. Allerdings Grund und Anfang eines Projekts mit Namen „Es darf…", das ich mit Matthias Borgmann, Carl-Ludwig Reichert etc.) als „literarische Jugendzeitschrift in Groß-Gerau gründete und das in der Zeit von 1966 bis 1969 immerhin sieben Ausgaben erlebte.

Der Baader-Meinhof-Komplex; Hoffmann und Campe

Günther Bähr (Jg. 1944) war zuletzt Hamburger Medien-Korrespondent für das Magazin Focus. Ich lernte ihn allerdings schon zuvor kennen und als Kollegen schätzen, zu einer Zeit, als er verantwortlicher Redakteur bei text intern war (von 1970 bis 1982) und für mich quasi die Anlaufstelle darstellte für eine ganze Reihe von Beiträgen, die ich ab Oktober 1978 diesem Mediendienst liefern durfte. Darunter waren zum Start z.B. Artikel über „Journalisten als Buchautoren" oder „Branchenfremde Buchanbieter". Dazu gehörten auch Umfragen, Analysen oder Personalmeldungen. Begonnen hatte Bähr beim Flensburger Tageblatt und wechselte nach seiner text intern-Zeit als geschäftsführender Redakteur zu Horizont und später dann (von 1987 bis 1992) als Chefredakteur zu Artikel 5. Wir gehörten beide dem gleichen Jahrgang 1944 an, und vielleicht war dies auch ein Grund, warum ich an unsere Zusammenarbeit nur beste Erinnerungen habe.

Hademar Bankhofer (Jg. 1941) hatte als Treffpunkt das Hotel Sacher vorgeschlagen. Es war herrliches Wiener Wetter und wir saßen draußen, als in etwa 30 Meter Entfernung ein Autokonvoi ins Blickfeld geriet, in dem sich Indiens Premierministerin Indira Gandhi befand, die Österreich einen Besuch abstattete. Bankhofer, damals auf dem Weg zum Gesundheits-Guru, aber noch ohne Professorentitel, sprang wie elektrisiert auf (nicht etwa wg. Frau Gandhi), sagte noch etwas, das wie „einen Moment" heißen sollte, und eilte Dagmar Koller hinterher, der Dame, die mit Wiens Bürgermeister Helmut Zilk verheiratet war. Es war wichtig, meinte er, als er wieder am Tisch Platz genommen hatte. Über was sprachen wir dann anschließend? Ich weiß es nicht mehr. Sicher erzählten wir uns gegenseitig, wen wir alles kannten – diesseits und jenseits der Alpen. Und für wen wir über was alles in den Medien, die wir bedienten, berichteten. Später sah ich ihn gelegentlich bei TV-Auftritten, wo er als Medizinjournalist und „Mr. Gesundheit" auftrat.

Meine 1000 besten Gesundheitstipps von A bis Z; Bassermann

Manfred Bissinger (Jg. 1940) war Generalsekretär des PEN-Clubs, als ich ihn 1992 in Darmstadt traf. Da lag seine Zeit als Reporter beim Fernsehen ebenso wie die beim „stern" bereits einige Jahre zurück. Die Zeit als Chefredakteur und Herausgeber der Wochenzeitung „Die Woche" (1993 bis 2000) noch vor ihm. Wir unterhielten uns über „Kultur im Lande" und ganz speziell über die Rolle des PEN-Clubs, die ihn als Journalist besonders zu interessieren schien. Was reizt Sie denn an diesem ehrenamtlichen Job, fragte ich ihn. Und Bissiger antwortete: „Natürlich vieles. Der PEN sei eine der letzten Organisationen, die keine gewerkschaftlichen Aufgaben wahrnimmt. Es klingt vielleicht ein bisschen pathetisch, aber er kann die Freiheit des Wortes verteidigen oder zumindest sichern helfen. Das ist für mich eine sehr interessante Aufgabe, die lohnt, dafür Zeit einzusetzen ".
Mir war nicht so ganz klar, was ein Journalist in der Rolle eines Generalsekretärs bewirken solle oder gar könne und fragte den Kollegen direkt und ohne Umschweife:
Der einst die Kulturthemen in dieser Republik mitbestimmende Verband deutscher Schriftsteller (VS) ist zu einer Stabsabteilung der IG Medien degeneriert; die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung scheint sich – laut FAZ-Deutung – als tourismussüchtiger Altherrenclub zu genügen. Und der PEN? Neigt sich die Zeit der diese Nation wachrüttelnden Kultur-Clubs dem Ende zu?
Bissinger als PEN-Sprachrohr völlig überzeugend: Nein, überhaupt nicht. Ich glaube sogar, dass eine neue Blütezeit beginnt. Worauf ich etwas konsterniert fragte:

Wie das? Leihen Sie mir Ihre Brille?

Bissinger: *Der PEN hat international eine sehr wichtige Funktion. Bei aller Auflösung von Ost-West-Gegensätzen muss ich dennoch feststellen: die Verfolgung Andersdenkender nimmt weltweit in erschreckender Weise zu. Dem entgegenzuwirken ist auch für den deutschen PEN eine sehr wichtige Aufgabe. Aber wir haben auch noch andere, zum Beispiel begleiten wir den Prozess der Deutschen Einheit kritisch und nehmen dazu immer wieder Stellung. Und ich bin froh, dass der PEN die allgemeine Vereinigungs-Euphorie nicht mitgemacht hat…*

Hitlers Sternstunde. Kujau, Heidemann und die Millionen; Rasch und Röhring

---

Henryk M. Broder (Jg. 1946) war – was wohl eher selten vorkommt – sichtlich überrascht und verunsichert, als ich ihm sagte, dass er mir noch aus seiner Kölner Zeit in Erinnerung geblieben sei. Damals, als er die nicht unbedingt jugendfreie Underground-Postille „Bubu" herausgab (und in Kölns Marsilstein Nr. 4 residierte), sich darin hin und wieder sehr freizügig abbildete, über sein Privatleben berichtete und eine rege Korrespondenz mit „der Staatsgewalt" pflegte. In Norbert Kubatzkis Mini-Presse Report finde ich den Eintrag: „Henryk M. Broders steter Kampf um den ersten Lehrstuhl für Pornografie ist in ein zweites Stadium getreten. Seine Auseinandersetzungen mit dem Staatsanwalt (Busse, 5 Köln, Appelhofplatz) publiziert Broder in Bubu…". Er war also - aus heutiger Facebook-Sicht - seiner Zeit voraus. Aber das war Schnee von gestern, heute wollten wir uns an Rande der Frankfurter Buchmesse (im Oktober 1993) über seine aktuellen Aktivitäten unterhalten. Was dabei herauskam, war u.a. am 27. Dezember 1993 in der Berliner Zeitung nachzulesen.

Herr Broder, Ihr Verlag Hoffmann und Campe präsentiert Sie als „brillanten Polemiker und unerbittlichen Zeitkritiker". Manchem Beobachter erscheinen Sie jedoch als fast so etwas wie der letzte Moralapostel…

Broder: *Was den Moralapostel angeht, da liegen Sie völlig daneben. Normalerweise werfen die Leute mir Zynismus vor. Dieses Land leidet nach meinem Verständnis geradezu an einer Überzahl von Moralaposteln. In Deutschland wird es sicher noch einmal einen Diplom-Moralapostel geben, und die ersten, die sich dafür qualifizieren, werden sicher Dorothee Sölle, Uta Ranke-Heinemann, Franz Alt und all diese guten Menschen sein, die ich nicht besonders leiden kann. Einen Moralapostel qualifiziert, dass er zwar scheinbar dem Publikum die Leviten liest, in Wirklichkeit aber mit ihm auf der gleichen Wellenlänge schwimmt.*

Henryk M. Broder war in den späten 60er Jahren in der damaligen bundesdeutschen Subkultur-Szene ein Begriff. Damals, so schien es zumindest, hatten Sie mit den Deutschen (vor allem mit den Spießern und Bürokraten) kein Erbarmen. Wie kam es zu dem Stimmungsumschwung und zu Ihrem neuesten Buch „Erbarmen mit den Deutschen", das auf den ersten Blick vom Gegenteil zu berichten scheint?

Broder: *Auch auf den zweiten Blick. Ich bin jetzt 47, und die Zeit, die Sie ansprechen, liegt eine Weile zurück. Wir sind alle älter, grauer, auch etwas dicker geworden. Und ein Mensch, der sich nicht wandelt, der lebt nicht….*

Kritik der reinen Toleranz; Pantheon

Jörg Drews (Jg. 1938) vollbrachte – zumindest aus meiner Sicht – „eine gute Tat", indem er gleich zwei Buchkritiken aus meiner Feder in der Süddeutschen Zeitung abdruckte, wo er im Feuilleton arbeitete. Es ging dabei um Bücher von Volker W. Degener. Aber Kritiken waren ohnehin nicht das, was mir journalistisch „am Herzen" lag. Nachzulesen auch in der 1988 erschienenen Jubiläums-Anthologie „Satzzeichen" des Morstadt Verlags, wo ich unter dem Titel „Was mir auffiel, was mir zufiel, was mir einfiel" den Versuch einer „Rückschau in eigener Sache" versuchte. Von Prof. Dr. Jörg Drews – der den "Bargfelder Boten" redigierte – gab es allerdings zudem noch einen gutgemeinten Rat in Sachen guter Journalismus, festgehalten in einem Schreiben vom 28. Februar 1973: „lieber herr schmitt, bitte: ein bisschen weniger flapsig und locker, etwas ernsthafter, etwas mehr auch vom inhalt erzählen, nicht bloß flott beteuern, dass das buch wichtig ist! dann drucken wir´s schon – aber ein bisschen dran arbeiten; zu sagen, dass ein autor ´blitzschnell das wesentliche´ erfasse, ist ein solches klischee! und ´glanzlicht´ ist auch ein fauler ausdruck, schlechtes feuilleton – sorry! herzlich, ihr j. drews".

Bargfelder Bote. Materialien zum Werk Arno Schmidts; edition text + kritik

Ludwig Fienhold (Jg. 1954) begegnete ich erstmals, als er unter dem Pseudonym N. H. Ludwig in Darmstadt das Subkultur-Blättchen „Zerberus" (1971 – 73) herausgab. Später trafen wir uns – auch in seinem Domizil genau gegenüber vom Frankfurter Römer - auf journalistischer Ebene. Er war bereits auf Reise- und kulinarische Themen spezialisiert, ich neugierig auf möglichst all das, was mit der Literatur- und Buchmarkt-Szene zu tun hatte. Heute bekomme ich in regelmäßigen Abständen per Internet sein kulinarisches, lesenswertes online-Magazin „BISS" auf den Bildschirm. Der Restaurant-Kritiker nennt sich gelegentlich auch „Berufsesser". Seine bislang letzte Nachricht erhielt ich am 20. September 2020. In der hieß es u.a.: „Lieber WC, ich mag das WC bis heute, besser und origineller kann man einen Namen aus seiner Unauffälligkeit nicht herausholen. Ich hoffe sehr, dass es Dir gut geht, gerade in diesen hysterischen Zeiten. Ich lese derzeit vom allem zwei Publikationen, die NZZ und die Achse des Guten, für die ich auch hin und wieder schreibe. Der Rest ist Merkel-Media. Wie schön, dass es Nietzsche, Hölderlin und A. A. Milne gibt – alles andere, was ich lesen möchte, schreibe ich mir selbst…".

Bissiges Gourmet-Lexikon. Schlemmen und Schlürfen von A bis Z; rororo

Niklas Frank (Jg. 1939) war zunächst Journalist. Er arbeitete beim Magazin playboy, später dann beim stern. Noch später sorgte er, nein versuchte er - ähnlich wie Sigfrid Gauch, der die Geschichte seines Vater (der es als SS-Angehöriger bis zum Adjutanten von Heinrich Himmler brachte) literarisch aufzuarbeiten, was ihn zeitlebens bedrückte – seine Vaterabrechnung. Denn sein Vater war während der Hitler-Zeit als General-Gouverneur in Polen berüchtigt. Mit seinem Buch sorgte er bundesweit für Gesprächsstoff. Wir hatten erstmals Kontakt miteinander, als Niklas Frank noch Redakteur der Welt am Sonntag war und einige meiner Beiträge für abdruckenswert erklärte. Aus unserer Korrespondenz ist mir ein Brief vom 13. Juli 1978 wieder begegnet, in dem es um eine von mir eingereichte Liste möglicher Themen ging, und in dem es u.a. hieß: „Lieber Herr Schmitt, OK für die Knast-Literaten. Aber können Sie das alles auf 400 Zeilen à 30 Anschläge unterbringen? Und reichen 1.000,- DM Honorar? Sonst bin ich nämlich pleite. Treffen? Rufen Sie mich an, wenn Sie in Hamburg sind, bei mir geht´s kurzfristig. Herzliche Grüße, Ihr Niklas Frank."

Der Vater. Eine Abrechnung; Goldmann

Amelie Fried (Jg. 1958) hatte ich auf meiner Wunschliste für die Artikel-Serie „Buch-Power-Frauen aus nächster Nähe" – und mit einer Begegnung klappte es in der Tat. Über unser Treffen schrieb ich damals u.a.:
Sie scheint ein Glückskind. Erfolg eine Art selbstverständliche Zugabe. Erstaunlich bei einer Lebensphilosophie, die auf dem Kernsatz basiert: Alles, was ich noch nicht kann, reizt mich, es zu versuchen… Von Amelie Fried ist die Rede, der TV-Moderatorin, manchem sicher noch in Erinnerung von Sendungen wie u.a. „Live aus dem Alabama", „Live aus der Oper", „Kino, Kino", „stern tv" oder „Kinderella". Aber auch von der Bambi- und Grimme-Preisträgerin, die zudem für Frauenzeitschriften schreibt.
In Ulm geboren, Vater Herausgeber der Südwest Presse, wurde sie „quasi mit der Zeitung und mit Büchern groß". Selbstbewusst und ohne Schnörkel referiert sie ihren beruflichen Werdegang in Kurzfassung; „Ich habe zunächst ganz normal an der Universität Theaterwissenschaft, Germanistik, Kunstgeschichte studiert, also die üblichen Höhere-Töchter-Fächer". Da sie dies jedoch „alles ziemlich gelangweilt" habe, wechselte sie zur Filmhochschule und studierte dort „mit Abschluss", wie sie betont, noch Dokumentarfilm und Fernsehpublizistik. Dass dann erste „kleinere journalistische Beiträge" für ein Münchner Boulevardblatt folgten, erfährt der Zuhörer nebenbei. Wichtig sei für sie allerdings ein Volontariat in der väterlichen Zeitung gewesen, wo sie erstmals so richtig den Unterschied zwischen Wahrheit und Wirklichkeit begriffen habe…

Traumfrau mit Nebenwirkungen; Heyne

Werner Fuld (Jg. 1947) war mir schon mit einer Reihe von Rezensionen in der FAZ aufgefallen, ehe wir uns im November 1994 mit einem Interview etwas näherkamen. Es entwickelte sich dabei folgender Dialog:

Herr Fuld, bei Luchterhand ist unlängst Ihr Bändchen „Als Kafka noch die Frauen liebte. Unwahre Anekdoten" erschienen. War der Kritiker Fuld es leid, immer nur die mittelmäßigen Bücher anderer zu präsentieren?

Fuld: ***Nein, nicht nur. Das kommt aus meiner Beschäftigung mit Biographien. Wenn man wie ich auch Biographien schreibt, bewegt man sich ständig in Anekdoten, in überlieferten Geschichten. Ich habe quasi zur Erholung von meiner sehr intensiven Raabe-Biographie dieses kleine Büchlein gemacht.***

Einige Ihrer Buchkritiken gleichen Hinrichtungen. Welchen Berufswunsch hatten Sie denn ursprünglich?

Fuld: *Profikiller.*

Aber auch Buchkritiker ist genaugenommen doch kein richtiger Beruf…

Fuld: ***Ich habe niemals etwas anderes gemacht. Ich habe Germanistik, Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Archäologie studiert und noch während der Studentenzeit meinen ersten Artikel bei der „Zeit" abgeliefert, im Anschluß an das Studium dann fürs „Allgemeine Deutsche Sonntagsblatt" geschrieben, bis mich Reich-Ranicki anrief und bat, für die FAZ etwas zu machen.***

Wie leben Sie mit dem Ruf, ein Kritiker zu sein?

Fuld: ***Ich bin es gewohnt, dass die Leute etwas zurückschrecken, wenn ich diese Berufsbezeichnung nenne.***

Wollen Sie einmal genau so selbstherrlich werden wie Herr Reich-Ranicki?

Fuld: ***Ich hoffe, ich bin noch etwas gnadenloser.***

Das Buch der verbotenen Bücher. Universalgeschichte des Verfolgten und Verfemten von der Antike bis heute; Galiani Berlin

---

Karl Gerold (Jg. 1906) antwortete, was ich nicht erwartet hatte, nahezu postwendend und persönlich auf meine in geradezu jugendlicher Unbefangenheit gestellte Anfrage, ob in seiner Frankfurter Rundschau, für die damals wohl noch jeder junge Journalist arbeiten wollte, für mich ein Platz in der Redaktion frei sei. Letztlich jedoch klappte es nicht mit einem Wechsel zur Frankfurter Rundschau – was im Nachhinein gesehen, vielleicht sogar ein Glücksfall war. Erst unlängst ist mir die Dokumentation „Es lohnt sich noch" in die Hand gekommen, die 2006 zum 100. Geburtstag von Karl Gerold erschien.

Es lohnt sich noch. Karl Gerold zum 100. Geburtstag; Karl-Gerold-Stiftung

Günter Gaus (Jg. 1929) hatte einem Interview zugestimmt, und so saßen wir uns gegenüber, zwischen uns nur mein Aufnahmegerät. Das Gespräch war dann am 18. November 1983 im Börsenblatt für den Deutschhandel unter der Headline „Novitäten-Informationen aus erster Hand – das Autoren-Interview" zu lesen. Daraus einige Passagen:
Als „Spiegel"-Chefredakteur hatte er allmontäglich (von 1969 bis 1973) dafür gesorgt, dass vor allem bundesdeutsche Politiker vor Überraschungen und Enthüllungen nie ganz sicher waren. Schließlich selbst in den Kreis der politisch Agierenden gerückt (zunächst als Staatssekretär im Bundeskanzleramt und dann bis 1981 als Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR), konnte er am eigenen Leibe erfahren, welche Macht die Medien hierzulande ausüben (oder in welcher Art Ohnmacht sie verharren?), was sie zu beeinflussen versuchen, wie sie was in der praktischen Politik verändern können. Eine wieder andere Erfahrung konnte er machen, nachdem er sich in diesen Wochen mit dem Buch „Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung" (erschienen bei Hoffmann und Campe) als Autor zu Wort gemeldet hat. Die Rede ist von Günter Gaus, dem gebürtigen Braunschweiger, der heute in Reinbek bei Hamburg lebt.
Was denkt, was fühlt, was empfindet er, wenn Journalisten-Kollegen sich mit ihm, mit seinen Erfahrungen in und mit der DDR auseinandersetzen? Wie hat Günter Gaus die Wegstrecke vom Journalisten über den Politiker bis hin zum Bestsellerautor im Einzelnen absolviert. Was reizt einen Mann noch, der es ablehnte, Botschafter oder gar Intendant einer Rundfunkanstalt zu werden? Über dieses und anderes – auch über Günter Gaus´ bevorstehendes TV-Comeback – sprach ich mit Bonns einst erstem und wichtigsten Mann in Ostberlin:

Herr Gaus, Sie haben als Journalist begonnen, anschließend als Diplomat den Worten Taten folgen lassen. Was liegt Ihnen mehr? Was erscheint reizvoller?

Gaus: *Ich kann das nicht beantworten. Ich weiß aus eigener Erfahrung – wofür ich sehr dankbar bin, weil es eine seltene Erfahrung ist – den Unterschied sehr genau einzuschätzen zwischen dem „Merker", der auf der einen Seite des Grabens steht, und dem „Täter" auf der anderen Seite. Ich habe diesen Wechsel von der einen Seite zur anderen als vernünftig, existentiell sehr nützlich und wohltuend empfunden, weil „Merker", Journalist sein, ein hohes Maß an Unverbindlichkeit hat. Nicht aus Absicht. Man möchte ja schon gerne gewissenhaft sein. Aber es bleibt unverbindlich. Wenn der Artikel, das Interview missglückt ist, kann man für die nächste Ausgabe einen neuen Anlauf machen. Diese Unverbindlichkeit haben Sie natürlich nicht, wenn Sie, wie in meinem Falle, Missionschef werden für die Bundesrepublik beim anderen deutschen Staat, der DDR. In die Verbindlichkeit hineingenötigt zu sein, hat mir sehr wohlgetan. Das ist jetzt statt einer Antwort auf Ihre Frage eine Erklärung.*

Sie waren von 1974 bis Januar 1981 sechseinhalb Jahre lang Leiter der Ständigen Vertretung in Ostberlin und sind dann in die Niederungen unserer, der schreibenden Zunft zurückgekehrt. Was fühlen, was empfinden Sie, wenn Beobachter hier möglicherweise von einem Karriereknick sprechen?

Gaus: *Da empfinde ich wirklich gar nichts. Da empfinde ich nicht mal Ärger über die Unsinnigkeit der Behauptung. Sehen Sie, ich hatte es als Journalist ganz schön weit gebracht. Und es war meine ganz eigene Entscheidung, als Willy Brandt mich 1972 fragte, ob ich aus der Chefredaktion des „Spiegel" in den Staatsdienst wechseln, die Verhandlungen mit der DDR von Egon Bahr übernehmen und zur passenden Zeit – was dann noch über ein Jahr dauerte – als der erste Missionschef unsere Ständige Vertretung eröffnen wollte. Daran hat mich gereizt, dass dies ein unbegangener Pfad war. Als dann die Zeit abgelaufen war, nach sechseinhalb Jahren, hat mir die Bundesregierung sehr fair, sehr korrekt, sehr ordentlich angeboten, Botschafter zu werden. Auf einem sehr interessanten Platz. Ich habe das abgelehnt...*

Widersprüche. Erinnerungen eines linken Konservativen; Propyläen

Elke Heidenreich (Jg. 1943) schrieb mir am 28. Oktober 1998: „Haben Sie Dank für Ihren schönen Artikel und vor allem dafür, dass Sie Wort gehalten und ihn vorab gefaxt haben...". Gemeint war unser Interview, das wir während der Frankfurter Buchmesse am Hanser-Stand geführt hatten und das so begann:
Egal, ob sie Beiträge für Rundfunk- oder Fernsehanstalten lieferte, in Talkshows auftrat, Zeitschrift-Kolumnen oder Bücher verfasste – was diese Frau auch anpackte, alles schien ihr zu gelingen. Die Frau ist Elke Heidenreich, für die einen (noch immer) die Quasselstrippe Else

Stratmann, für die anderen längst die ins seriös anmutende Buchautorenlager gewechselte Journalistin (die mit dem ehemaligen PEN-Präsidenten Gert Heidenreich verheiratet war) und die mit Büchern wie „Kolonien der Liebe" oder „Nero Corleone" Bestseller vorweisen kann.

Frau Heidenreich, erinnern Sie sich noch an Ihren allerersten Medienkontakt?

Elke Heidenreich: *Der allererste war, soweit ich mich erinnere, eine Filmkritik für den Bayrischen Rundfunk. Ich lebte damals noch in München, das muss Mitte der 60er Jahre gewesen sein. Da gab es einen Film, der „Die Unterdrückung der Frau ist vor allem am Verhalten der Frau selber zu erkennen" hieß. Damit begann mein emanzipatorisches Bewußtsein. So habe ich journalistisch angefangen.*

Und wie kamen Sie zum Bücherschreiben?

Elke Heidenreich: *Durch Bücher lesen. Wenn man sehr viel liest, dann schreibt man auch viel. Man schreibt Briefe, kleine Gedichte, Tagebuch. Das heißt, man hat zur Sprache und zum Erzählen ein sehr enges Verhältnis. Und aus diesem Verhältnis werden manchmal – nicht immer – auch eigene Geschichten. Das hat bei mir allerdings sehr, sehr lange gedauert. Ich habe zwar Kritiken, Kolumnen, Fernsehspiele geschrieben, auch Drehbücher, aber keine Literatur, keine Erzählungen. Das hat deshalb so lange gedauert, weil ich ein öffentlicher Mensch war. Und weil ich Mühe hatte, diese beiden Figuren, den einsamen Schreiber und den öffentlichen Medienmenschen, miteinander zu verbinden. Erst als ich radikal mit dem Fernsehen aufgehört habe, habe ich angefangen zu schreiben.*

Was bedeutet Ihnen denn das Bücherschreiben? Ist es im Vergleich zur journalistischen Arbeit etwa wie das Aufrücken in eine nächsthöhere Berufsklasse?

Elke Heidenreich: *Nein. Man versucht, alles, was man macht, so ernsthaft und gut wie möglich zu machen. Ob Buchkritik, Kolumne oder Bücherschreiben. Aber das Bücherschreiben hat am meisten mit meiner Sicht auf die Welt zu tun. Mit Dingen, mit denen ich nicht fertig werde oder die ich erlebe oder die mich amüsieren oder traurig machen. Und ich versuche aus dieser Mischung, aus dem, was ich sehe und erfahre und fühle und dem, was ich an Phantasie habe, eine Geschichte zu machen. Das ist das Allerkomplizierteste...*

Darf's ein bisschen mehr sein? Else Stratmann wiegt ab; Rowohlt

Erich Helmensdorfer (Jg. 1920) begegnete ich 1973 nur einmal kurz auf der Frankfurter Buchmesse, wo ich im Auftrag des Dortmunder Buchreport ein Interview mit dem Verleger R. S. Schulz führte und Helmensdorfer (r.), Journalist und TV-Moderator (u.a. „Alles oder nichts", ZDF-heute) zugegen war (wie das Foto belegt).

Georg Hensel (Jg. 1923) nahm die Schere aus der Schublade und schnitt den jeweils ersten Absatz meiner Artikel einfach ab. Dies, so erklärte er mir, müsse so sein, weil ich (üblicherweise) stets den ersten Absatz benötigen würde, um mich „in den Beitrag hineinzuschreiben". Er war der Feuilleton-Chef des Darmstädter Echo und ich der Volontär. Und Recht hatte er. Aber nicht nur dies lernte ich, als ich in seinem Ressort arbeiten durfte. Auch, welchen Stellenwert Kultur (und deren Verteidigung) in unserer Gesellschaft hat bzw. haben sollte. Hensel war Theaterkritiker mit Leib und Seele. Mit seinem „Spielplan. Schauspielführer von der Antike bis zur Gegenwart" (als Taschenbuch zuletzt aufgelegt bei Econ & List) setzte er Maßstäbe. Auch nach meinem Wechsel zur Hannoverschen Allgemeinen Zeitung und anschließend zum Wochenmagazin Buchreport hielten wir Kontakt. Als er dann gar mit seinem autobiographischen Roman „Glück gehabt" (Suhrkamp) auf die jeweils montags veröffentlichte Spiegel-Bestsellerliste kam, konnte ich ihn vorab über seine Platzierung informieren. Was ihn gleichermaßen überraschte wie erfreute. Denn die Liste erschien vorab in jenem Dortmunder Branchenmagazin, das diese erstellte und bei dem ich als geschäftsführender Redakteur frühzeitig den entsprechenden Einblick hatte. In seinen Briefen dankte er immer öfter mit dem Zusatz „…wünscht Ihnen von Herzen Ihr alter Georg Hensel". Zuletzt begegneten wir uns bei einer Lesung im Darmstädter Theater-Foyer sowie auf seiner „Rentnerbank". Aber ich versäumte es nicht, mit ihm im Januar 1994 ein Interview zu führen, aus dem ich zwei Antworten zitiere:
Mehr als vier Jahrzehnte gehörte er zu den Meinungsmachern dieser Republik. Zumindest, wenn es um das Thema Theater ging. Zunächst als experimentierfreudiger Feuilleton-Chef, dann als Kritiker für Blätter wie Stuttgarter Zeitung, Die Welt, Süddeutsche Zeitung oder Weltwoche, als Kolumnist von „Theater heute" sowie als Kommentator für Rundfunk- und TV-Anstalten. Und letztlich gar als für die Theaterberichterstattung zuständiger, leitender Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Er wohnte auf Darmstadts berühmter Rosenhöhe, war (einige Zeit) Mitglied des PEN und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sowie Verfasser des gleichermaßen gewichtigen wie (laut Spiegel) „fleißig, gescheit und leicht lesbar geschriebenen" kurz „Spielplan" genannten Führers durch die Theaterwelt von der Antike bis zur Gegenwart. Begonnen hatte er 1949 mit dem bei Rowohlt erschienenen Erzählungsband „Nachtfahrt". Zeit seines Lebens ist er Geschichtenerzähler geblieben, zuletzt mit seinen Erinnerungen „Glück gehabt".

Herr Hensel, fast ein ganzes Leben lang haben Sie das deutschsprachige Theater kritisch begleitet. Was ist von der Faszination der frühen Jahre geblieben?

Hensel: *Nicht mehr sehr viel. Durch die Veränderung des Theaters im Laufe der vier Jahrzehnte – es wurde viel Unsinn produziert – ist meine Lust am Theater geringer geworden. Und seit drei Jahren bin ich im sogenannten Ruhestand.*

Es gibt Theaterkritiker, die haben nicht nur geschrieben, wie Theatermacher was alles besser machen könnten, sollten – sie haben sich auch als Bühnenautor, Regisseur oder gar als Intendant versucht. Warum hat Sie solches offensichtlich nie gereizt?

Hensel: *Ich habe die Theaterkritik nie als einen Teil des Theaters betrachtet, sondern als Gegenpart. Ich habe mich immer als ein nie gewählter, aber immer vorhandener Vertreter der Zuschauer verstanden. Ich habe gedacht, wenn ich dem Theater überhaupt helfen kann, dann dadurch, dass ich eine wohlformulierte, argumentative Ansicht vortrage, die ich gewonnen habe bei Besichtigung der Aufführung. Das ist, glaube ich, die einzige Hilfe, die der Kritiker dem Theater leisten kann....*

Glücks-Pfennige. Lustvolles Nachdenken über Theater, Literatur und Leben; Insel-Verlag

---

Joachim Kaiser (Jg. 1928) war als leitender Feuilletonredakteur der Süddeutschen Zeitung neben Marcel Reich-Ranicki, dem Literaturchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der wohl einflussreichste Kulturkitiker Deutschlands und zuletzt Professor für Musikgeschichte in Stuttgart. Ich hatte das Vergnügen, ihn bei einem Vortrag im Rahmen der Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt zu erleben und schrieb darüber am 19. Oktober 1970 u.a.:
Vorschusslorbeer: „...der sich als Musik-, Theater-, Literatur-, einfach Universalkritiker...", sagt Dolf Sternberger über ihn. Der so und mit dem Johann-Heinrich-Merck-Preis 1970 Geehrte gibt sich bescheidener: „...für mich als Theater-Kritiker...". Spritzig, witzig, brillant, treffend, mit einem Schuss berufsbedingter Eitelkeit, so präsentiert sich der Redaktionsstar der Süddeutschen Zeitung, Joachim Kaiser, in der öffentlichen Arbeitssitzung der Akademie in Darmstadts Justus-Liebig-Haus. Thema seiner Selbstreflektionen: „Die Freiheit der Kritik heute".
Also zunächst Freiheit. Die Freiheit des Kritikers hierzulande, das zu schreiben, was er will und denkt. Dann die Abhängigkeit dieser Freiheit von der Sachautorität des Kritikers. Das bedeutet, je größer die Sachautorität, umso unangefochtener der Kritiker, der von einem bestimmten Punkt an immer weniger mit seinem Publikationsort in Verbindung gebracht wird. Beispielsweise: „Was ein Hans Müller schreibt, muss die Redaktion mitverantworten. Was ein Hans Mayer schreibt, nicht". Vereinfacht also: Sachautorität schafft zunächst einmal Freiheit.

Die Kritik: Jene Form kreativer Äußerung. Sie und ihr Verfasser können für die Gesellschaft oft wichtiger sein, als ein drittrangiger Dramatiker. Hier weist Kaiser auf den „Dimensionsunterschied" zwischen Schriftstellerei und Dichterei hin. Kritik sei dabei keineswegs nur etwas Abgeleitetes. Sie entsteht aus der Spontaneität verbunden mit Empfindungsmomenten. Es ist dies jenes kritische Temperament, das den Kritiker damit aber keineswegs zum Temperamentsclown werden lässt....

Ich bin der letzte Mohikaner; Ullstein

Hellmuth Karasek (Jg. 1934) schmunzelte, als er sah, dass mein Aufnahmegerät fürs Interview nicht funktionierte. Peinlich, peinlich. Aber dann war es doch soweit und das unterhaltsame Gespräch mit ihm konnte beginnen. Ort des Geschehens: Oktober 1994 auf der Frankfurter Buchmesse.
In Marcel Reich-Ranickis „Literarischem Quartett" genannten ZDF-Autoren-Tribunal spielte er seit 1989 den Part des hin und wieder aufmüpfigen Regulators – der ehemalige Kulturredakteur u.a. bei „Die Zeit" und dem „Spiegel", der Honorarprofessor und Jury-Mitglied vielerorts, zudem selbst Autor und Drehbuchschreiber etc. Anlass der Begegnung war die jüngste Publikation des Großkritikers („ich bin nur Sprachrohr des Publikums"), der bei Hoffmann und Campe erschienene Titel „Mein Kino. Die 100 schönsten Filme":

Herr Dr. Karasek, haben Literaturkritiker (nicht etwa Literaturwissenschaftler) genau besehen nicht exakt jenes Image, jenen Stellenwert, den auch Immobilienmakler haben? Sie schalten sich ungebetenermaßen zwischen den Interessenten und das Objekt (seiner Begierde).

Dr. Karasek: *Schopenhauer hat einmal gesagt: „Die Presse hat nur eine einzige Macht, die des Verschweigens". Das heißt, in dem Moment, wo sie spricht oder schreibt, bringt sie erst etwas ins Bewußtsein. Und was ihre Maklerfunktion anlangt: Sie wissen, was man an Makler für Gebühren bezahlen muss, um eine Wohnung zu bekommen. Unsere Maklergebühren halten sich in erträglichen Grenzen.*

Gehören Literaturkritiker, insbesondere jene mit Absolutheitsanspruch, nicht genaugenommen in die Kategorie der Blender? Da verkündet einer zum Beispiel, dass „die deutsche Literatur" in der aktuellen Büchersaison enttäusche. Wie kommen Kritiker zu solcherlei Vor-Urteilen, wo man doch weiß, dass pro Jahr allein in der Belletristik mehr als 10.000 neue Bücher auf den Markt kommen, die wohl kaum einer allein vorab gelesen haben mag.

Dr. Karasek: *Wenn ein Kritiker sagt, „dies ist das beste Buch des Jahres", dann müsste er – und das versteht der Leser auch so – dazu sagen „für mich". Und er müsste zweitens*

dazusagen, „von denen, die ich gelesen habe". Das ist sozusagen immer unausgesprochen. Ich bin kein vom Staat eingesetzter, unabhängiger Kritiker, der die Wahrheit und nichts als die Wahrheit verkünden muss. Aber ich bin jemand, der das Privileg hat, eine Meinung zu äußern. Die ist überprüfbar. Unsere Bewertungs-Kategorien sind nicht die des Literaturwissenschaftlers. Der ordnet hinterher die Literatur ein. Der Kritiker hält sie im Gespräch und zeigt, was das Buch im Moment bedeutet.

Was macht Ihnen dennoch so viel Spaß an diesem Job als Kritiker?

Dr. Karasek: *Eigentlich muss man immer versuchen, folgendes herauszufinden: Was wollte der Autor? Was hat er sich vorgenommen? Hat er es erreicht? Interessiert es mich, was er sich vorgenommen hat? In diesem Dreieck bewegt sich das Ganze.*

Wie stressig hat man sich diese Tätigkeit als Vor-Leser, als Kritiker eigentlich vorzustellen?

Dr. Karasek: *Manchmal ist Lesen auch eine Strafe. Das gebe ich schon zu. Aber die meisten Bücher sind eine Bereicherung. Und es ist genauso schön, in einem Buch zu spazieren, wie durch einen Wald oder eine Landschaft oder durch eine Stadt. Ein Buch ist wie eine Gesellschaft, zu der man geladen wird. Oft wissen Sie nach der ersten halben Stunde noch nicht, ob Sie sich wirklich wohlfühlen. Sie haben die Menschen noch nicht genügend kennengelernt. Sie haben noch nicht lange genug mit ihnen gesprochen. Sie gehen voreilig weg und haben vielleicht einen schönen Abend versäumt. So ist auch jedes Buch eine Einladung...*

Soll das ein Witz sein? Humor ist, wenn man trotzdem lacht; Quadriga

---

Gabriele Krone-Schmalz (Jg. 1949) war nicht nur berühmt für ihren Micky-Maus-Haarschnitt, auf den auch ich sie bei unserem Interview ansprach. Damals war sie noch keine Professorin für TV und Journalistik, wie ich später las, sondern die Journalistin, die von 1976 bis 1992 für den WDR tätig war, aber vielen vor allem als Korrespondentin aus dem ARD-Studio Moskau in Erinnerung geblieben ist. In ihrer Vita ist zu lesen, dass sie die erste deutsche Journalistin war, die Michail Gorbatschow interviewte.
Wir sprachen – so entnehme ich es der mir vorliegenden Abschrift unseres Tonband-Interviews - über Stammtische, Populismus, Journalismus, Tabuthemen, Karriere und das Schreiben von Bestsellern. Daraus hier einige Antworten:

• Ich sage ja durchaus auch oft „Stammtischgequatsche". Aber an Stammtischen werden Themen besprochen, die offensichtlich da sind. Deshalb halte ich es für wichtig, dass man sich damit beschäftigt.

• Hier in Deutschland müssen Sie, wenn Sie diskutieren wollen, erst mal ein Bekenntnis ablegen. Erstens, ich bin für die Gleichberechtigung. Zweitens, ich bin für die Demokratie. Drittens, ich bin dafür, dass Unterdrückten geholfen wird. Und dann darf man sagen, was man denkt... Ein Normalzustand ist das nicht. Ich denke, das hat mit fehlender Zivilcourage zu tun und mit sehr viel Bequemlichkeit.

• Eigentlich ist doch der Grundgedanke von Journalismus, aufzuklären, transparent zu machen. Ich habe den Eindruck, dass einige unserer Kollegen meinen, das Niveau ihrer Intelligenz und ihres Verstandes dadurch beweisen zu müssen, dass sie alles sehr, sehr kompliziert und sehr, sehr pseudointellektuell und sehr, sehr verquast – sag ich jetzt mal fast bösartig – formulieren, statt dass sie Traute haben, mit einer einfachen, verständlichen Sprache das zu tun, was ihre Aufgabe ist: komplizierte Zusammenhänge als Mittler zu transportieren.

• Der Journalismus von vor 20 Jahren ist ja nicht mehr vergleichbar mit dem heutigen. Ich finde oftmals die Geschichte einer Recherche fast spannender als alles andere.

• Ich genieße meine Freiheit. Ich genieße das schon sehr, dass ich nicht in irgendein Korsett eingebunden bin, sondern mir meine Schwerpunkte selber suchen kann. Wenn man selber seine Headline setzen kann, ist das eine Qualität, die sich kaum beschreiben lässt.

Russland verstehen. Der Kampf um die Ukraine und die Arroganz des Westens; C. Bertelsmann

---

Jürgen Lodemann (Jg. 1936) landete im Juni 2002 mit seinem Roman „Siegfried und Krimhild" auf Platz 1 der SWR-Bestenliste. Anlaß für mich, ihn zu den dreitätigen Märchen- und Sagentagen nach Reichelsheim/Odw. einzuladen. Schon zuvor, Anfang 1996, hatten wir uns im Blick auf seinen 60. Geburtstag zu einem Interview verabredet:
Er zählte zu den bekanntesten TV-Journalisten und –Moderatoren in Sachen Literatur, war Erfinder der monatlichen Bücher-Bestenliste des SWF-Literaturmagazins, stellvertretender Vorsitzender im Verband deutscher Schriftsteller (VS), Filmer, Buchautor, Kritiker, verhinderter Lehrer, Theaterstücke-Schreiber und Hörspielautor: Dr. Jürgen Lodemann, in Essen geboren und nach langen Jahren in Baden-Baden seit kurzem in Heidelberg zuhause. Rund ein Dutzend Bücher stammen aus seiner Feder, das jüngste, „Der Mord. Das wahre Volksbuch von den Deutschen", ist als Originalausgabe in der Büchergilde Gutenberg erschienen.

Herr Dr. Lodemann, jetzt sind Sie im Vorruhestand, werden 60. Was nehmen Sie – außer Erinnerungen – mit ins letzte Lebensdrittel?

Dr. Lodemann: *Den Schwung all der vergangenen Jahre und im Kopf mindestens ein Dutzend Projekte. Es entstehen weitere Romane, und es wird ein Kinofilm kommen, bei der Büchergilde Gutenberg wird Neues von mir erscheinen, aber auch Altes neu aufgelegt. Und ich arbeite hier in der Akademie der Alten in Heidelberg mit. Das Ergebnis einer Riesenarbeit wird im Herbst 96 in Form eines zweibändigen Leseopus vorliegen. Wir haben alte Menschen aufgerufen, sich am Ende dieses Jahrhunderts zu erinnern – mehr als 800 haben dies getan. Schließlich: am 13. März 1998 wird es – endlich – in Gelsenkirchen zur Welturaufführung von Lortzings Oper „Regina" kommen, einer politischen Oper von 1848, die mich seit meiner Doktorarbeit beschäftigt hat.*

Wer in Ihrer Biobibliographie blättert, dem fallen auch einige Essays auf wie etwa „Kulturkampf, Endrunde" oder „Die Enden der Legende, letzter Versuch mit der Literaturkritik". In dieser Bündelung klingt das alles so, als hätten Sie eigentlich den Kanal gestrichen voll vom Kulturbetrieb in diesem Land.

Dr. Lodemann: *Man fängt natürlich als junger Mensch, auch Medien-Mensch, mit gewissen Idealen an, meint, die Kunst und insbesondere die Literatur sei frei von Markt und Macht. Genau das Gegenteil ist der Fall. Das gehört zu meinen Lehrstücken in Baden-Baden. Dazu muss man freilich nicht mal wie ich drei Jahrzehnte in einer öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalt gearbeitet haben.*

Jetzt, da Sie fast schon außenstehender Beobachter der Kulturszene sind, könnten Sie doch einmal offen sagen, wer und was Ihnen an/in diesem Literatur-Betrieb am meisten missfällt.

Dr. Lodemann: *Literatur braucht den sensiblen und bedachtsamen, zum Zweifel bereiten Zugriff und nicht dieses entschiedene Holzfällerurteil, wie wir es in den Gazetten, aber beispielsweise auch im Literarischen Quartett erleben. Natürlich will das Publikum klare Einteilungen, entschiedene Urteile, wie gut und schlecht. Aber literarisch wirklich Interessierte wissen, dass Urteilfällen mit dem Fallbeil nichts mit Literatur zu tun hat, nur mit einer üblen Gaudi. Gegen diese Bücher-Shows, gegen die Bestsellerei habe ich versucht, mit der „Bestenliste" ein Gegengewicht zu schaffen. Mit 35 Juroren aus drei Ländern ist das heute die größte Kulturjury im deutschen Sprachgebiet.*

Es scheint, als seien die Zeiten vorbei, da in den Medien noch vehement gewettert wurde gegen den Geschmack nivellierender Bestsellerliste, gegen die Konzentration im Verlagsbereich oder das Sterben der guten alten Schmöker-Buchhandlungen?

Dr. Lodemann: *Diese Themen haben immer nur wenige Leser interessiert. Den meisten ist es schnurzegal, in welcher Buchhandlung und von welchem Verlag sie ein Buch erwerben und wer das ist, der da kritisiert. Es sind nur ganz wenige Geister, die darauf achten. Diesem Irrtum, dass man das Publikum sozusagen medienmäßig erziehen könnte, dem sind wir damals, insbesondere nach 1968, gern erlegen in der Hoffnung, auch hier Aufklärung betreiben zu können.*

Wollen Ihre Kollegen in den Medien heute nur noch unterhalten?

Dr. Lodemann: *Unterhaltsame Information, Infotainment ist gefragt. Auch Nachrichten wurden zur Ware. Sie können beobachten, dass selbst in den Hauptnachrichten-Sendungen der beiden wichtigen öffentlich-rechtlichen Programme gerne mit einer Meldung angefangen wird, von der man sich Publikumsinteresse erhofft. Also die Nachricht über ein Unglück oder Privates aus dem Hause Windsor oder Schröder. Das Publikum meint, mit solchen Nachrichten hautnah informiert zu sein. Dieses Blendwerk funktioniert immer besser...*

Siegfried. Die reale Geschichte. 33 Szenen; Klöpfer & Meyer

Alexander U. Martens (Jg. 1935) begegnete ich, wie dies ja öfters im Leben der Fall ist, mehrmals. Er wirkte auf mich schon ein wenig arrogant, damals, als er noch beim Börsenverein des Deutschen Buchhandels die eigentlich unvereinbare Doppelfunktion eines Pressesprechers einerseits und des Börsenblatt-Chefredakteurs andererseits ausübte. Später dann als „aspekte"-Moderator wurde aus dem Journalisten der kulturelle Schulmeister. Begegnet bin ich ihm, dem gelernten Verlagsbuchhändler, später, als er Präsident des Lions-Clubs Darmstadt-Castrum war, und mich einlud, einen Vortrag über Zustand und Probleme des Buchmarkts zu halten. Zuletzt trat er als Initiator und Moderator der Talkrunde „Neue Darmstädter Gespräche" mehr als 50mal im Darmstädter Staatstheater auf. Für seine „langjährigen Verdienste für Kunst und Kultur" wurde er 2012 mit der Goethe-Plakette des Landes Hessen und ein Jahr darauf mit der Johann-Heinrich-Merck-Ehrung der Stadt Darmstadt ausgezeichnet. In einem im März 2005 in „WIR. Das Regionalmagazin" veröffentlichten Interview antwortete er auf meine Frage...

„Herr Martens, wie soll diese Gesellschaft strukturiert, beschaffen sein, in der Sie/man sich auch im Jahr 2010 und danach wohlfühlen kann?"

Martens: *Wir müssen wieder lernen, dass die Menschen nicht nur Konsumenten sind oder – um es mit den Worten von Bundespräsident Rau zu sagen – „dass es Dinge im menschlichen Leben gibt, die jenseits von Angebot und Nachfrage liegen".*

Zusatzfrage „Wie lautet Ihr Lebensmotto?"

Martens: *„Auch Herkunft ist Zukunft"....*

Peter Meier (Jg. 1944) kannte Tod und Teufel, zumindest in der Buchhandels-Landschaft der DDR. Er war der langjährige Chefredakteur des Leipziger Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel. Und da ich mich (der zuletzt mit Hanns Lothar Schütz die Chefredaktion des Frankfurter Pendants bildete) in der bundesrepublikanischen Buchmarkt-Szene ein wenig auskannte, kamen wir – ich erinnere mich nicht mehr so genau – irgendwann und irgendwie miteinander in Kontakt. Es war zu Zeiten der Wende, und in der DDR schien nahezu alles im Umbruch. Ich besuchte Meier in Leipzig in seiner Börsenblatt-Redaktion. Gelegen in einer trostlosen Ecke, in die sich keiner freiwillig verirren würde. Und dennoch, hier hatte der traditionsbeladene Börsenverein seine Wurzeln. In diesem Viertel residierten einst die wichtigsten deutschsprachigen Verlage – ehe alles erstmals im Bombenhagel der Alliierten in Trümmern unterzugehen drohte. Später, mehr als 40 Jahre danach, nachdem die renommierten Verlage in den Westen Deutschlands gewechselt waren und ihre ostdeutschen Stammhäuser allenfalls noch als „Dependancen" fungierten, blieben abermals „Trümmer" zurück. Hier also trafen wir uns. Es war ein deutsch-deutsches Treffen der besonderen Art, zumindest für mich, nein, sicher für uns beide. Vieles verband uns. Und ganz rasch wurde aus dem kollegialen ein freundschaftliches Verhältnis. Mit Folgen: denn plötzlich war ich der westdeutsche Korrespondent des ostdeutschen Börsenblatts. In Erinnerung geblieben ist auch der Ort, an dem mich Meier während meines Leipzig-Aufenthaltes einquartierte. Es war wohl eine alte SED-Vorzeige-Bleibe. Denn an all den Zimmern waren Schilder angebracht, die an vergangene Zeiten erinnerten. Mein vergleichsweise schlichter Schlafraum lag direkt neben der „Franz-Josef-Strauß-Suite".

Wir beide – er langjähriger Chefredakteur des Leipziger Börsenblatts und ich zwischenzeitlich Mitglied der Chefredaktion des Frankfurter Börsenblatts – hatten noch große Pläne. So wollten wir unter dem Arbeitstitel „Bücherland ist abgebrannt" eine Dokumentation über „Die einstige DDR und ihren Buchmarkt. Was war und was davon (vielleicht) bleiben wird" erarbeiten. Ein dreiseitiges Exposé mit Zielsetzung, Aufbau, Gliederung (bis ins Detail) lag bereits vor. Wir wollten unser Fachwissen und unsere Kontakte nutzen, auch um etliche Zeitzeugen zu befragen. Darunter Namen wie Klaus Höpke, Elmar Faber, Hans Baier, Siegfried Hoffmann, Peter Weidhaas, Rolf Richter, Hans Altenhein, Hermann Kant, Ulrich Plenzdorf etc. Doch kein Verlag konnte sich mit unserer „Bestandsaufnahme" anfreunden, keiner gab diesem Buch-Projekt eine (Verkaufs-)Chance, keiner hielt eine solche nüchterne Analyse für notwendig. Aber so sind bisweilen die Spielregeln im Kultur- wie Buchgeschäft. In einem Interview, das ich hernach unter der Überschrift „Ein Blick nach vorn mit Zorn" in meinen Zeitungs-Verteiler nahm (und das u.a. am 6. August 1991 in der Ostthüringer Zeitung erschien), versuchten wir im August 1991 etwas von der Stimmung auf dem deutsch-deutschen Buchmarkt einzufangen:

Lieber Peter, stell Dir bitte einmal vor, Du wohntest in Westdeutschland und erlebtest mit, wie über Nacht Leute aus Leipzig, Chemnitz, Rostock oder Cottbus alteingesessene westdeutsche Verlage und Buchhandlungen aufkauften – oder kaputtredeten…

Peter Meier: *Was sich noch immer im Buchhandel zwischen West und Ost abspielt, ist eigentlich fernab jeglicher begreifbarer Realität. Zumindest habe ich damit, der ich meine DDR-Denkart schlechter ablegen kann, als mancher Jüngere, meine allergrößten Probleme.*

Welche Langzeitschäden haben Deiner Meinung nach Politiker, aber auch Kulturfunktionäre wie etwa die des Frankfurter Börsenvereins mit einer solchen Machtpolitik in der ostdeutschen Buchbranche angerichtet?

Peter Meier: *Womit viele meiner Kollegen, Freunde im Verlagswesen und Buchhandel zu kämpfen hatten oder noch haben, ist diese Schwarz-Weiß-Betrachtungsweise. Das erschwert natürlich den Dialog zwischen Verlegern und Buchhändlern in Ost und West....*

Henri Nannen (Jg. 1913) hatte mich im Oktober 1984 nach Emden, seinen Geburts- und späteren Rückzugsort eingeladen, wo wir – wenn ich mich recht erinnere - wohl im „Goldenen Anker" zur Mittagszeit verabredet waren. Als ich nach langer Anreise zu spät eintraf, hatte er mit der Suppe bereits begonnen. Dann stellte ich mein Interview-Gerät zwischen uns, und das „Tischgespräch" konnte beginnen. Es wurde ein ausgiebiges Interview, das – über vier Seiten lang – am 9. November 1984 im Frankfurter Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel nachzulesen war. Daraus einige Passagen:

Auf die Frage eines Reporters, warum er denn nicht endlich seine Memoiren schreibe, soll er einmal sinngemäß geantwortet haben: „Es gibt zu viele Geschichten, von denen ich nicht mehr genau weiß, ob ich sie nun erlebt oder so häufig erzählt habe, dass ich sie langsam selber glaube". Eine Art Memoiren gibt es dennoch: die Artikelsammlung „Lieber Sternleser! Henri-Nannen-Briefe an den Leser von 1958 bis 1983". Nannen, der stern-Erfinder, -Macher und langjähriger –Chef, wirkt heute als Kunsthändler und Kulturmäzen von seiner Geburtsstadt Emden aus.

Herr Nannen, wie würden Sie jene Spannung, jene Neugier beschreiben, die den Journalistenberuf ausmacht?

Nannen: *Schauen Sie, bei Breschnew hat mich zum Beispiel überrascht, dass der Mann viel kleiner war, als ich dachte. Und dass er ganz spontan auf mich zukam, mir beide Hände drückte und sagte: „Es wird ja höchste Zeit, dass wir uns mal sehen". Dann trat diese merkwürdige Eitelkeit zutage: Er zeigte uns z.B. den Raum, in dem der Oberste Sowjet tagte, und sagte: „Hier wird beraten. Und wenn sie nicht so wollen, wie ich, dann haue ich auf den Tisch". Er ging in seinen Arbeitsraum, erläuterte alle Einzelheiten, führte mir sogar das „Rote Telefon" vor und betonte: „Das darf man aber nicht anfassen".*

Sie haben in Ihren fast 40 Jahren als Journalist eine Vielzahl von Personen der Zeitgeschichte, auch Politiker, an ihren unmittelbaren Handlungsstätten erlebt. Kollegen von Ihnen, wie Conrad Ahlers, Klaus Bölling, Günter Gaus, Rudolf Augstein oder Peter Boenisch, sind (vielleicht unter diesem Eindruck, zum Teil allerdings nur kurzfristig) ins Politikerlager gewechselt. Warum war das für Sie nie ein Thema?

Nannen: *Nur ganz früher einmal. Unmittelbar nach Gründung der Bundesrepublik habe ich im Landkreis Lingen an der Ems in einem Landtagswahlkampf für die FDP kandidiert.*

Auf einem sicheren Listenplatz?

Nannen: *Ganz im Gegenteil. Es war der Wahlkreis Heinrich Brünings gewesen. Da hatte die FDP überhaupt keine Aussichten, deshalb wollte dort auch keiner kandidieren.*

Mit welchen Mitteln haben Sie damals gearbeitet?

Nannen: *Ich habe hautnah Politik gemacht. Dabei aber gemerkt, dass das einen demagogischen Nebeneffekt haben kann. Das nämlich unterscheidet grundlegend Wahlkampf und Politik vom Journalismus. Wenn Sie eine Versammlung vor sich haben, merken Sie beim Reden, ob Sie ankommen oder nicht. Sie merken auch, mit welchen Themen Sie ankommen. Wenn nicht, gehen Sie auf ein anderes Thema über. Kommen Sie an, dann blasen Sie ins Feuer und bringen die Leute notfalls bis zur Weißglut. Da ist Demagogie gefragt. Das hat mich erschreckt, und deshalb habe ich gesagt: Das mache ich nicht mehr. Journalismus ist im Gegensatz dazu eine ganz einsame Sache: Sie sitzen als Einzelner vor einem weißen Blatt Papier und reden mit einem einzigen Leser wie mit Ihrer Frau, Ihrer Schwester oder mit Ihrem Sohn. Die müssen Sie überzeugen, müssen Sie informieren....*

Lieber stern-Leser! Henri Nannen-Briefe an den Leser 1958 bis 1983; sternbuch-Verlag

---

Marcel Reich-Ranicki (Jg. 1920) bin ich persönlich nie begegnet. Auch war es nie mein Wunsch, bei ihm einen Interview-Termin zu bekommen. Ich habe stets versucht, seine leidvolle Lebensgeschichte von seiner Rolle im bundesdeutschen Literaturbetrieb zu trennen. Ihn als „Literatur-Papst" zu bezeichnen, hielt ich aus mancherlei Gründen für unangemessen. Die Bild-Zeitung titelte am 2. März 1994 gar eine Story über ihn mit „Der Mann, der jedes Buch kennt". Ob damit – nur - jene Bücher gemeint waren, die er tatsächlich gelesen hatte, sei einmal dahingestellt. Dies vor dem Hintergrund, dass in jenem Jahr 1994 die Zahl der Novitäten bei rund 70.000 und die der lieferbaren Titel bei mehr als 600.000 lag. Schon beim Oberhaupt der katholischen Kirche scheint mir „Unfehlbarkeit" nicht passend. M. R.-R. war ein sicher außergewöhnlicher Bücherleser, aber auch einer, dessen Beurteilungen so etwas wie einen Absolutheitsanspruch mitlieferten. Ich erinnere mich daran, dass Reich-Ranicki „nach der Lektüre" von Arno Schmidts „Zettels Traum" (rund 1.330 Seiten) sogleich zu „einem Urteil" kam (laut Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 23. September 2012: „Ich habe Zettels Traum gelesen, und es war für mich unzweifelhaft langweilig") – während Georg Hensel im Darmstädter Echo auf einer ganzen Feuilletonseite einzig über „das Umblättern" (und was ihm dabei alles durch den Kopf ging) einer einzigen Seite dieses für viele Literaturfreunde nahezu unzugänglichen Schmidt-Werks schrieb. Für mich damals eine journalistische Meisterleistung, die den Theodor-Wolff-Preis verdient gehabt hätte – den Hensel Jahre später dann für den Bericht über seine eigene Herz-OP erhielt. „Zettels Traum", wenn auch bei mir im Bücherregal, ich gebe es ehrlich zu, blieb mir aber ebenso verschlossen wie z.B. Wittgensteins „Tractatus", Ezra Pounds „Cantos" oder Hofstadters „Gödel, Escher, Bach". Während andere über diese und andere „Pflicht-Lektüre" schwadronierten, tauchte ich lieber in die Welt der Lyrik ein, die mir – bei einem Bestand von mehr als 2.200 Bänden – das brachte, wonach ich beim Lesen suche: das Empfinden, die Erfahrung anderer. Mit Marcel Reich-Ranicki beschäftigte ich mich allerdings im Juli 1998 im Rahmen einer von der Karl-Hermann-Flach-Stiftung veranstalteten Podiumsdiskussion zum Thema „Lesen in der Informationsgesellschaft. Abschied vom Buch?" im Frankfurter Börsenverein.

Lauter Verrisse; Piper

Michaele Scherenberg (Jg. 1950) lernte ich während der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage kennen, die wir (der Bürgermeister Gerd Lode, der Journalist W. Christian Schmitt sowie der Grafikdesigner und Bühnenbildner Harry Hummel) 1996 aus der Taufe hoben. Genauer: als ich 2010 zusammen mit Andrej Kulakowski die Filmdokumentation „Unser aller Sehnsucht nach dem Mittelalter? Einem republikweiten

Phänomen auf der Spur" drehte. Andrej führte Regie und ich sorgte für die Interviewpartner, zu denen neben der HR-Moderatorin Scherenberg u.a. auch Prof. Heinz Rölleke, der Jugendbuch-Verleger Hans-Joachim Gelberg sowie der damalige Schausteller und heutige Wirt auf der „Veste Otzberg" Rolf Tilly zählten. Tilly legte dabei Wert auf die Feststellung, dass er „von dem aus dem Dreißigjährigen Krieg stammenden Feldherrn Tilly" abstamme.

Wolfram Siebeck (Jg. 1928) hatte alles, was man zu einem frugalen Mahl benötigte, auf einer großen Decke ausgebreitet. Es störte ihn nicht, dass um ihn herum und kreuz und quer die Besucher über den Rasen auf dem Außengelände der Frankfurter Buchmesse stolzierten. Was mag das für ein Vogel sein, der den Deutschen die wahre Esskultur beibringen will und dann noch nicht einmal einen Tisch vorzuweisen hat, auf dem getafelt wird. Dachte auch ich. Aber wir hatten uns 1988 ja weniger zum Essen, sondern zu einem Gespräch verabredet. Und das begann so:
Stewardessen irritiert er bei Langstreckenflügen nicht selten dadurch, dass er die diversen Bordmenüs zurückweist, demonstrativ mitgebrachte Butterstullen auspackt und diese genussvoll verzehrt. Chefköchen und Restaurantbesitzern treibt er den Angstschweiß bis in die Haarspitzen, wenn diese gewahr werden, dass der anspruchsvolle Gast der soeben Hummer, Kaviar und dergleichen zu Testzwecken verzehrt hat, darüber seinen Lesern ein Essprotokoll vorlegen wird. Vom „Zeit-magazin" kennen ihn die einen als Vorschmecker, von seiner allwöchentlichen Satire-Kolumne im stern die anderen. Bücherfreunde werden mit seinem Namen Titel verbinden wie etwa „Koch bis aufs Messer".

Herr Siebeck, vielleicht sind Sie tatsächlich Deutschlands bekanntester, gar gefürchtetster Kritiker, zumindest was vorgesetztes Essen und Getränke angeht. Und damit fast so etwas wie der Marcel Reich-Ranicki der guten Küche. Wie wird man eigentlich ein Kritiker dieser Art? Indem man viel isst und viel trinkt?

Siebeck: *Die Antwort lautet ja.*

Seit wann üben Sie das?

Siebeck: *Mit dem guten Essen habe ich eigentlich angefangen ohne Absicht. Schon sehr früh. Ende der 50er Jahre. Ich erinnere mich, dass ich die journalistische Berichterstattung über gewisse Filmfestivals davon abhängig gemacht habe, ob sie in kulinarisch interessanten Regionen veranstaltet wurden, in Frankreich etwa. Denn damals hatte von uns niemand so viel Geld, um all das in den französischen Restaurants bezahlen zu können. Dort wurde mir erstmals klar, was man alles auf den Tisch bringen kann.*

Sie sind also über schlechte Filme zum guten Essen gekommen?

Siebeck: *Ach, die Filme waren nicht immer schlecht, überraschend gut indes jeweils das Essen. Diese vollkommen neue Art, Qualität auf den Teller zu bringen. Diese Faszination hat mich nicht mehr losgelassen.*

Wer Ihre Exkurse durch deutsches Pfannengeschirr und Batterien von Flaschen und Karaffen liest, fragt sich natürlich ab und an: Warum hat dieser Mann eigentlich an nahezu allem etwas herumzunörgeln? Noch nicht einmal das Kaffeewasser scheinen andere ihm richtig kochen zu können.

Siebeck: *Das mit dem Kaffeewasser stimmt so nicht ganz. Das habe ich jedenfalls noch nie bemäkelt. Andererseits: Perfektion gibt es einfach nicht....*

Ich kochte das »Dinner for One«; Fischer Taschenbuch

Peter Scholl-Latour (Jg. 1924) hatte einem Interview zugestimmt, das wir im Februar 1983 in seinem Mainzer ZDF-Büro führten – und das ich ihm zur Durchsicht an seine Pariser ZDF-Adresse „4, Rue Goethe" schickte.
Mit den meisten der Wichtigsten, die in den vergangenen drei Jahrzehnten ein Stück Weltgeschichte mitgeschrieben haben, hatte er Kontakt, hat sie interviewt, porträtiert, hat über sie und ihr Leben, ihre Politik berichtet – in Wort und Bild: der Journalist Scholl-Latour, der u.a. mit seinem Buch „Der Tod im Reisfeld" auch auf dem Sachbuchsektor zum gefragten Top-Autor geworden ist. Was ist das für ein Mensch, der vorgestern noch an der Front in Indochina stand, gestern ein Entree beim Ayatollah Chomeini hatte, heute mit Frankreichs Staatspräsident Francois Mitterand frühstückt und morgen vielleicht schon aus einem afrikanischen oder südamerikanischen Staat Neuigkeiten zu vermitteln weiß? Dies und anderes wollte ich aus erster Hand erfahren. Das Interview fand unter der Überschrift „Fragen an einen, der ansonsten die Fragen stellt" auch Aufnahme in meinem 1988 im Gauke-Verlag erschienenen Buch „Die Auflagen-Millionäre":

Herr Dr. Scholl-Latour, empfinden Sie ein Interview wie dieses nicht als einen Vorgang mit vertauschten Rollen?

Dr. Scholl-Latour: *Auf journalistischem Gebiet bin ich sowieso kein fanatischer Anhänger des Interviews. Journalismus ist ja nicht nur die Suche nach Informationen, es ist immer*

auch ein Informationsaustausch. Man ist als Journalist für einen Gesprächspartner auch nur interessant, wenn man selber Informationen hat, Hintergründe, Zusammenhänge kennt.

Sie waren einmal, so hält sich zumindest das Gerücht, Fremdenlegionär, sind seit 1950 Journalist, seit 1961 Buchautor. Was wollten Sie ursprünglich werden?

Dr. Scholl-Latour: *Ich bin nie in der Fremdenlegion gewesen. Obwohl, wenn dem so wäre, ich würde das nicht als ehrenrührig betrachten. Im Gegenteil. Ich habe in der regulären französischen Armee gedient, zuletzt in Indochina. Aber das ist nicht von Belang. In der Zeitung habe ich einmal die Ehre gehabt, als prominenter Fremdenlegionär neben Ernst Jünger und Philipp Rosenthal genannt zu werden – und dazu kein Dementi geschickt.*

Es gibt Kollegen, die Sie schon als einen Egon Erwin Kisch der 80er Jahre bezeichnen.

Dr. Scholl-Latour: *Der Vergleich schmeichelt mir, und gleichzeitig befriedigt er mich nicht ganz. Kisch wurde eher als der rasende Reporter betrachtet, ich aber rase nicht. Ich bin zwar dauernd unterwegs, aber ich bin doch relativ beschaulich, sehr introvertiert veranlagt. Ich bin kontaktarm. Und ich versuche, in meine Arbeit – sagen wir es so – eine historische und kulturphilosophische Nuance hineinzubringen. Das klingt zwar furchtbar anmaßend, aber wenn ich Leitbilder nennen darf, dann wäre das natürlich Hemingway, aber beispielsweise auch Joseph Conrad....*

Allah ist mit den Standhaften.
Begegnungen mit der islamischen Revolution; Deutsche Verlags-Anstalt

---

Alice Schwarzer (Jg. 1942) war natürlich längst ein Medienstar, als ich sie im Oktober 1996 für meine Serie „Buch-Power-Frauen aus nächster Nähe" traf. Auch wenn nicht jedermann und auch keineswegs jede Frau ihre Erscheinung, ihren Kleider- und Lebensstil liebt oder gar ihre gesellschaftspolitischen Ansichten teilt. Aber sie und ihr Kampf für das vermeintlich schwächere Geschlecht gehören längst zu dieser Republik wie Volkswagen oder etwa die Nylonstrümpfe. Auch wenn zwischen ihren fast schon legendären Auftritten als Feministin der Nation und der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an sie (in ihrer Vita etwas schamvoll mit dem Kürzel BVK kaschiert) Welten liegen. Jene Frau, die mit „Emma", dem Magazin von Frauen für Frauen, verheiratet zu sein scheint. O-Ton Schwarzer: „Ich bin in erster Linie Emmama":
Die Begegnung, das Gespräch mit ihr überrascht (mich) dennoch. Sie redet so locker-präzise, dass ein Redigieren ihrer Sätze leicht fiele. Sie lässt sich allerdings durch Zwischenfragen ungern in ihrem Redefluss unterbrechen und entwickelt einen fast schon burschikos wirkenden Unterhaltungsstil, indem sie, um das Gewicht ihrer Ausführungen wohl zu unterstreichen, dem Interviewer (also mir) immer wieder auf den Unterarm klapst. Nun gut, denke ich, warum nicht gleich zu Beginn sich von Vorurteilen (wie etwa: unnahbar) verabschieden.
Das Eis (zwischen uns) ist also schnell gebrochen, und sie erzählt so, als würden wir dies jede Woche miteinander so handhaben. Mit 16 habe sie bereits angefangen zu arbeiten. Was das für eine Arbeit gewesen sei, will ich wissen. Und sie fährt fort, dass sie „in irgendeinem dummen Büro rumgesessen", sich „ganz deplatziert gefühlt", wenn auch ihre Arbeit „fleißig und ordentlich gemacht habe", wie das so eben ihre Art gewesen sei. Doch mit dem nächsten Satz aus ihrem Munde begreife ich: „Ich hatte keine Perspektive als Mädchen in den 50er Jahren, und ich habe mich irgendwann gefragt: Wie soll mein Leben eigentlich aussehen? Und dann habe ich angefangen, die Weichen zu stellen".
Für ihren Hausverlag Kiepenheuer & Witsch ist sie „eine Stimme der Aufklärung", für den Rest der Nation nach wie vor eher eine Mischung aus Ober-Emanze und geradezu leutselig sich gebender Talkshow-Gast....

Der kleine Unterschied und seine großen Folgen.
Frauen über sich. Beginn einer Befreiung; S. Fischer,

Carmen Thomas (Jg. 1946) hatte eine Sekretärin, die mir genau sagte, wo ich Frau Thomas antreffen werde: Köln-Braunsfeld, Burtscheider Str. 19. Und ich solle bei „Kurse" auf den Klingelknopf drücken. Und dort traf ich sie im Herbst 1994, die beim WDR mit der Sendung „Hallo Ü-Wagen" Furore machte. Später allerdings auch, als sie als Moderatorin des „Aktuellen Sportstudios" einem bekannten Fußballclub ein etwas falsches Gründungsdatum zuordnete. Wochenlang fielen die Medien und ihre männlichen Sportjournalisten über sie her. Aber darüber wollten wir im Grunde nicht reden. Oder vielleicht doch - Journalismus, wie man ihn auch praktizieren könnte?

Frau Thomas, Sie schlagen seit 20 Jahren allwöchentlich mit Ihrer Rundfunksendung „Hallo Ü-Wagen" eine Brücke zu Mitmenschen, haben gewissermaßen ein Ohr am Volk. Was beschäftigt denn die Menschen im Lande tatsächlich?

Carmen Thomas: *In ihren Vorschlägen interessieren sich die Leute nicht so sehr für das, was der Aktualitäts-Journalismus ihnen tagtäglich auftischt. Alltagsprobleme dominieren. Es geht um die Regenwürmer im Garten, ums Küssen, den Orgasmus und die Impotenz. Und immer wieder um das sehr schwierige Thema „Tod". Z.B. schrieb mir ein kleiner Junge einen Brief, in dem stand: „Frau Thomas, teilen Sie mir doch mal bitte mit, was der Sinn des Lebens ist, und machen Sie darüber eine Sendung".*

Welche Rolle spielen Journalisten bei der Suche nach Lösungen für diese Alltags-Probleme? Sind sie Filter, Sprachrohr oder Verstärker von Sorgen, Ängsten, Hoffnungen?

Carmen Thomas: *Ich will jetzt nicht allgemein über Journalismus sprechen, nur über meinen, der sich mit Hilfe des Publikums verändert hat. Der Tagesjournalismus begeht nach diesem Lernprozess immer dann eine schwere Sünde, wenn er die Alltagswirklichkeit der Bürger ausspart. Ich nenne als Beispiel den Umgang mit Licht. Licht ist zunächst immer nur weiß. Aber wenn ich ein Prisma habe – also meine Professionalität –, dann muss ich nur den richtigen Dreh finden. Dann kommt immer der Regenbogen zum Vorschein. Es ist wie beim Eierlegen: Das Picken, Gackern und Scharren gehört dazu und kann genauso spannend und wichtig sein, wie das Ei, also das Ergebnis, hinterher. Daher behandeln unsere Sendungen das normale Leben – und nicht nur das Besondere, das Katastrophale, das Herausragende. Dazu musste ich lernen, dass es keine langweiligen Themen und keine langweiligen Menschen gibt – wenn ich im Stande bin, den richtigen Zugang zu finden.*

Warum praktizieren solches offenbar so wenige Ihrer Kollegen?

Carmen Thomas: *Weil man sich von Vorurteilen trennen und die Bereitschaft haben muss, auch einfache Menschen ernst zu nehmen. Und weil es nötig ist, systematischer über eine optimierte Kommunikation Bescheid zu wissen...*

Berührungsängste. Vom Umgang mit der Leiche; vgs

Ulrich Wickert (Jg. 1942) hatte – leider - nicht jenes Pariser Café als Treffpunkt vorgeschlagen, wo es nach seiner Aussage die besten Croissants in ganz Frankreich geben soll. Er meinte, wir könnten uns ja (wohl als Alternative) am Stand seines Hausverlags während der Frankfurter Buchmesse treffen: Und so geschah es denn auch. Wer ist der kluge Kopf hinter der FAZ, dachte ich noch, aber dann legte er die Lektüre zu Seite, und wir konnten über seine Arbeit sprechen, seine journalistische wie auch seine schriftstellerische. Als wir uns trafen, das war im Oktober 1995, war er noch als TV-Frontmann in aller Munde, hatte noch keine sechs Krimis und insgesamt 33 Bücher geschrieben. Aber der irgendwann anstehende Wechsel vom Journalisten-Job in den Schriftsteller-Alltag war schon in seinem Kopf. Deshalb sprachen wir unter dem Titel „Kurz vorm Ende der Fahnenstange?" über Ängste, Moralapostel und das Fernsehen. Auf seiner Website ist sein Lebensmotto zu finden: Nie die Lust aus den Augen verlieren. Damit bin ich bisher erfolgreich gefahren.
Jeden Abend, wenn er Dienst hat und vor Millionen Fernsehzuschauern die „Tagesthemen" zelebriert, wird er zum Werbeträger in eigener Sache: Ulrich Wickert, in Tokio geboren und in Hamburg zuhause. Der TV-Journalist, der längst auch als Bestseller produzierender Buchautor seine Brötchen verdient. Seine gebundenen Werke handeln von Moral und Tugenden, von Freiheit und Angst, aber auch ganz schlicht von Frankreich und dem Wetter.

Herr Dr. Wickert, Sie scheinen mit Ihrer für Außenstehende kaum mehr überschaubaren Buchproduktion die Bestsellerlisten nach Belieben zu dominieren. Fühlen Sie sich als öffentlich-rechtlicher Tagesthemen-Moderator eigentlich unterfordert?

Dr. Wickert: *So viel ist es noch nicht. In 15 Jahren acht Bücher, zwei davon nur als Herausgeber, ist ja nicht so schlimm. Ich saß als kleiner Junge zu Hause, und da war ein Mann, der schrieb immer auf seiner Schreibmaschine, das war mein Vater. Und da habe ich das Schreiben abgeguckt. Ich habe lange Zeit drei Dinge nebeneinander gemacht: Fernsehen, Hörfunk und Schreiben. Gut, man schreibt nicht sofort ein Buch, mein erstes kam 1981.*

Besonders mit Ihrem „Buch der Tugenden" scheinen Sie ähnlich wie Günter Grass ins Sperrfeuer der Kritik geraten zu sein. Wie hilflos, wehrlos kommt sich in einer solchen Situation einer vor, der ansonsten gewohnt ist, Urteile über andere abzugeben?

Dr. Wickert: *Man muss das hinnehmen. Ich schreibe meine Bücher nicht für Kritiker, die weniger das Buch treffen wollen als die Person. Möglicherweise liegt das daran, dass das Thema selbst ein Thema ist, das viele beunruhigt, weil sie damit nichts anfangen können. Die denken in den Kategorien „Tugend des 19. Jahrhunderts", bürgerliche Gesellschaft und all diese Dinge, die mit dem Wort Tugend in seiner langen Geschichte überhaupt nicht gemeint sind. Wir müssen die Inhalte der Tugenden modern definieren.*

In einer Hamburger Zeitschrift, die Sie als „Moralapostel" apostrophierte, war anschließend in der Leserbriefecke Volkes Stimme zu lesen. Das reichte von Empfehlungen wie „Der Courths-Mahler-Moralist sollte sich mit den Tagesthemen begnügen" über „Wickert, der Allwissende, bringt ständig… und lediglich moralinsaure Banalitäten unters Volk" bis hin zu Etiketten wie, Sie entwickelten sich mehr und mehr zum „Franz Alt der 90er, zum Guru der Orientierungslosen, der Verunsicherten". Mit was kann man Sie denn überhaupt verunsichern?

Dr. Wickert: *Solche Sprüche verunsichern mich nicht. Nur, wenn mir jemand nachweist, dass ich falsch denke. Die schlimmste Kritik ist die, wenn einem einer nachweist, dass irgendein Schluss nicht stimmt.*

Als Nachrichtenmann verkaufen Sie die Informationen anderer, als Buchautor Ihre eigene Meinung. Auf was könnten Sie denn zuerst verzichten?

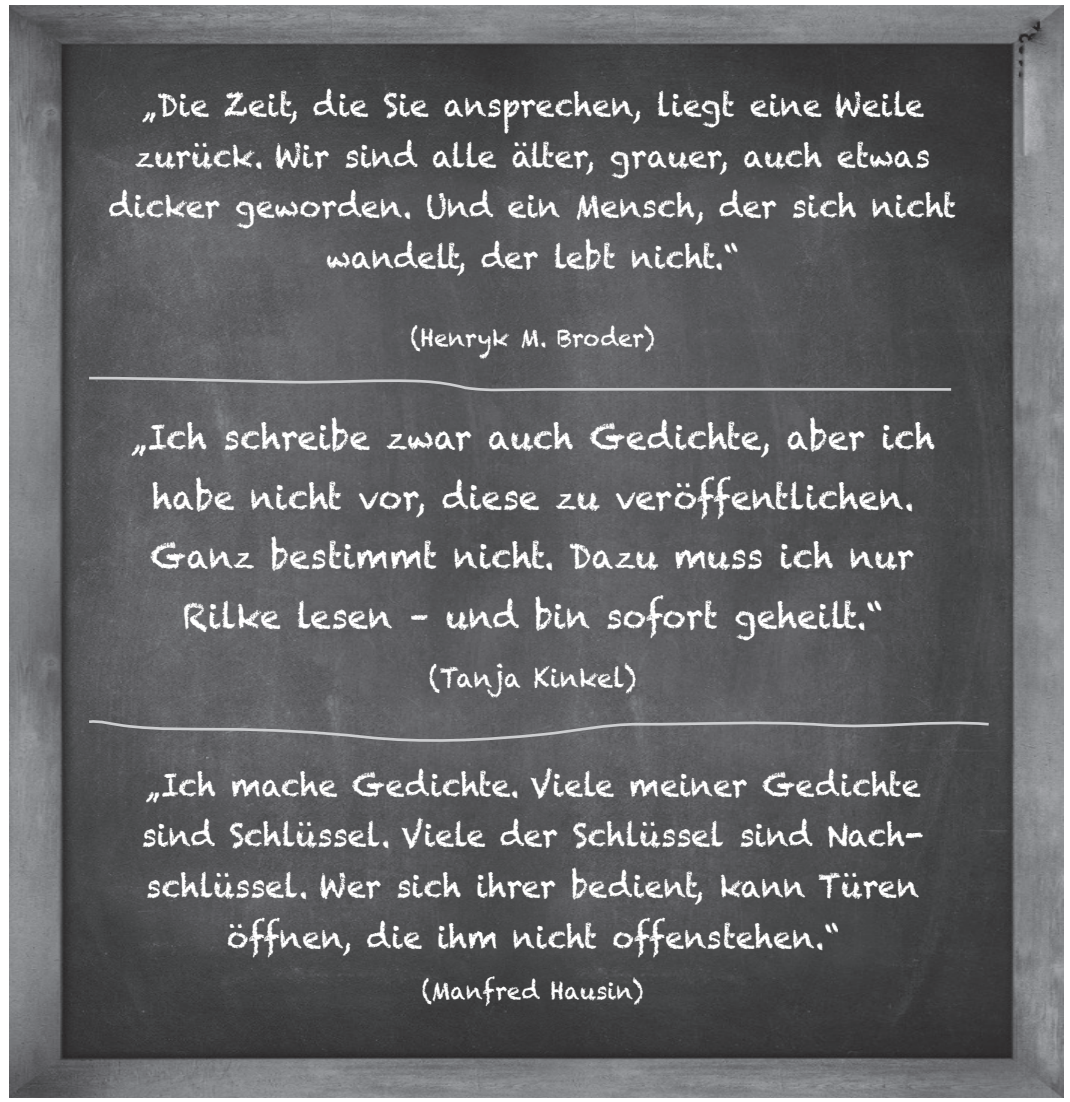
Dr. Wickert: *Ich glaube, dass das Bücherschreiben mir wichtiger ist....*

Frankreich muss man lieben, um es zu verstehen; Hoffmann und Campe

---

Rainer G. Witt (Jg. 1943) war von Januar 1973 bis Januar 2009 Moderator und Reporter beim Hessischen Rundfunk. Wir kannten uns aus (gemeinsamen) Zeiten beim Darmstädter Echo. Er lud mich ins Bensheimer Studio des Hessischen Rundfunks ein, wo einmal in der Woche live eine Sendung produziert wurde. Zu der Zeit begannen die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage, sich als feste Event-Größe im Odenwald zu etablieren. Und der Kollege Witt wollte von mir all das über dieses alljährliche Ereignis (das anfangs an drei Veranstaltungstagen über 50.000 Menschen in die knapp 10.000 Einwohner zählende Gemeinde lockte) erfahren, was Journalisten, auch beim Rundfunk, wissen wollen. Ich erinnere mich dazu noch an das am 28. Oktober 1999 auf hr4 ausgestrahlte „Südhessen-Journal", in dem ich mich live zu den 4. Reichelsheimer Märchen- und Sagentagen äußern durfte. Später erfolgten dann auch noch einige weitere Studiobesuche in Frankfurt. In der Serie „Aus der Literaturwerkstatt" besuchte ich ihn und schrieb darüber u.a.: Die Witt-Story muss von Anfang an erzählt werden. Wenn man diesen Zeitgenossen auch nur halbwegs richtig verstehen, begreifen möchte. Rainer G. Witt, in Darmstadt geboren, veröffentlichte seine ersten Kurzgeschichten mit 17 – in einer Kundenzeitschrift namens „Bäckerblume". Dabei wollte er eigentlich Arzt werden, absolvierte dann allerdings und zunächst und weil ein ganzer Lehrkörper und die Welt ihn ohnehin nicht verstehen wollten (man kennt solches) eine Buchbinder- und Bildereinrahmer-Lehre. Das hatte wiederum interne, familiäre Gründe. Und soll hier auch nur kurz erwähnt werden. Ganze 23 war er, als er dann die „Galerie Landwehr" eröffnete. Witt rückblickend und dieses Abenteuer kommentierend: „Das lief alles gut, aber ich war ein schlechter Geschäftsmann".
Manch anderes folgte nach. Hier nicht unbedingt chronologisch aneinandergereiht: Fürs Darmstädter Echo schrieb er „dann irgendwo" seine erste Reportage. Über eine Fahrt mit dem Notarztwaagen. Einer Werbeagentur verdingte er sich als Texter. Dem Südwestfunk lieferte er Literarisch-Journalistisches für dessen „Mitternachtsspitzen". Dann volontierte er auch noch beim Echo und ging anschließend zum Hessischen Rundfunk, als Reporter, Redakteur, Moderator. In „Unterwegs in Hessen", in „Passiert notiert", auf HR4 und sonstwo noch. Und lesen kann man ihn auch. Wenn man sich etwa die Witt-Bücher „Nix für ungut", „Mord am Darmbach", „Lexikon der Vorurteile", „Essen in Hessen" usw. vornimmt. Erschienen bei Eichborn, Garuda, Falken und im Selbstverlag. Warum auch nicht?... Rainer Witt ermöglichte (mir) u.a. Auftritte in folgenden Sendungen des Hessischen Rundfunks: • 30.10.1997: hr Bistro • 09.02.1998: hr Hessen-Journal • 11.06.2000: hr4 – Südhessen am Mittwoch.
Im Oktober 1991 schickte ich ihm mein gerade erschienenes „Zirkus"-Buch zu einer möglichen Vorstellung in einer seiner Sendungen und fügte hinzu, dass die Präsentation im Würzburger Zelt des Zirkus Barum eine erfreuliche Resonanz gebracht hätte, da „drei Tageszeitungen, ein dpa-Bildreporter, zwei Rundfunk-Teams (BR und Radio Gong) zugegen gewesen seien und Volker W. Degener und ich überdies noch einen Drei-Minuten-Live-Auftritt im rtl-plus-Regionalfenster" gehabt hätten.

Darmstadt - gestern und heute; Wartberg Verlag



Mit Blick zurück nach vorn

Journalisten — zum Beispiel W. Christian Schmitt

Feuilletonistisches aus der Klause

„Mein Hobby ist Schreiben, ja, ich schreibe wirklich gern", sagt W. Christian Schmitt. Es interessiere ihn, hinter die Fassaden zu sehen, die Menschen in ihrer Umgebung zu beobachten, mit den Randgruppen, den Minderheiten beschäftigt er sich, und seine Vorliebe gilt dem Porträt, dem selbstgeschriebenen, versteht sich. Nicht diesem, zu dem er selbst „auspacken" mußte.

Schmitt wurde am 9. Juli 1944 in Guhrau bei Breslau geboren und besuchte nach der Flucht in den Westen die Schule in Groß-Gerau. Drei Jahre lang lernte er Werkzeugmacher, da er eigentlich Ingenieur werden wollte.

Im dritten Lehrjahr wurde Schmitt von einem poetischen Schub überrollt, nachdem sein Freund tödlich verunglückt war. „In einem richtigen Pubertätsgedicht habe ich meine Empfindungen abgeladen." Schmitt schrieb weitere Gedichte, eines davon wurde in der Frankfurter Zeitschrift Wahrheit gedruckt, man lud ihn zu einer Tagung der Mitarbeiter dieser Zeitschrift ein und gab ihm den Rat, bei seiner Lokalzeitung in Groß-Gerau mitzuarbeiten. Er schrieb nun über Vorträge und Ausstellungen, machte selbst eine kleine literarische Zeitschrift und beschloß, das Abitur nachzuholen.

Aufn.: Blüher

Noch während der Schulzeit wechselte er als freier Mitarbeiter zum Darmstädter Echo über — „das war schon ein toller Aufstieg" — und meldete sich dann freiwillig für eineinhalb Jahre zum Bundesgrenzschutz. „Erst der Kontakt zu den Werktätigen, über die so viel Klischeehaftes gesagt wird, und dann der Streifendienst an der Grenze zur DDR, das waren informationsreiche Zeiten", meint W. Christian Schmitt.

Nach seiner Rückkehr bewarb er sich als Volontär beim Darmstädter Echo, wurde jedoch erst einmal, „um Erfahrungen zu sammeln", für ein halbes Jahr als Mitarbeiter aufs Land geschickt. Dann begann er sein Volontariat. Schmitt nistete sich im Feuilleton ein und blieb dort noch eineinhalb Jahre als Redakteur. Er schrieb über Literatur und betreute die Film- und Unterhaltungsseite. Am 1. Oktober 1972 kam er zur Hannoverschen Allgemeinen Zeitung ins Feuilleton.

Abgesehen davon, daß „wcs" hier seiner Vorliebe für Porträts nachgeht und in einer Serie junge Autoren vorstellt — diese Reihe hat ihm im Haus inzwischen den Beinamen „der Dichter" eingebracht —, verfaßt er Film- und Fernsehkritiken. Natürlich muß Schmitt, der verheiratet ist und eine vierjährige Tochter hat, sich auch mit dem täglichen Einerlei eines Schreibtischinhabers in einer Redaktion befassen, doch so richtig blüht er immer erst auf, wenn er erklären kann, nun müsse er aber noch etwas schreiben und sich in eine stille Klause verzieht.

Dort wühlt er dann in unzähligen bereits handschriftlich vollgemalten Blättern, die er sorgsam vorbereitet hat als Grundlage für das kommende Werk, und dann schlägt er zu. Je länger, je lieber.

Barbara Uecker

Selbst Berichtserstattungs-Gegenstand:
Aus Sicht der Hannoverschen Allgemeinen

In der von der Kulturstiftung Leipzig (Präsident: Prof. Dr. Kurt Masur) herausgegebenen Zeitschrift „Leipziger Blätter" erschien im Frühjahr 1995 (zur Leipziger Buchmesse) der bei mir angeforderte Beitrag „Der Blick zurück in die Zukunft", aus dem nachfolgend einige Passagen übernommen werden:

Ich bin kein Ossi. Und, was das Kapitel Leipziger Messe angeht, natürlich voller Vorurteile. Nicht erst seit 1989, seit der so bezeichneten Wende. Davor war alles relativ einfach. Leipzig, alljährlich ein Termin im Kalender, den ich mir immer vorgemerkt, aber bisher nie wahrgenommen hatte. Buchmesse, das war für mich Frankfurt am Main, die Geschäftigkeit einer Branche, die mit einer offenbar ganz besonderen Ware handelt. Zwar war die Main-Metropole auch – seit ich mich daran erinnere, also ab Mitte der sechziger Jahre – Inbegriff zunehmender Hektik und damit einhergehend der Ort jener schleichenden Unverbindlichkeit, die nur vorgibt, Kontakte zwischen literaturinteressierten Menschen herstellen zu wollen. Aber Sehen und Gesehenwerden erschien wichtig, ebenso wie die journalistische Jagd dort nach Sensationen, auch wenn sich diese später meist nur als Kuriositäten herausstellten.

Leipzig dagegen (so entnahm ich dies zumindest den Korrespondentenberichten), das war der Ort, der Unbehaglichkeiten ausstrahlte. Jedes Mal das aufwendige Procedere mit der Akkreditierung, dann ein eigentlich freier Zugang zu Autoren, Verlagen und Nachrichten, Zensur und Einschränkung der Bewegungsfreiheit. Schließlich die von Westjournalisten gierig aufgesogen und sofort kolportierten Informationen über neue Dissidentenliteratur, über Schreibverbote, über zurückgehaltene Bücher usw.

Nichts damit, all die Fragen – endlich – stellen zu können, auf deren Antworten Leser überall warten. Den Büchermachern über die Schultern schauen, erfahren, wie was warum überhaupt funktioniert fernab der gängigen Marktwirtschaft, hinterfragen, was Leipzig tatsächlich unterscheidet von Frankfurt am Main, hier und heute. Das wäre es gewesen, was mich an einem Besuch der Leipziger Buchmesse gereizt hätte. Leipzig war (m)ein Wunschtraum, aber die Wirklichkeit stand dem im Wege. Damals, als ich mir Gedanken darüber machte, wie es wäre, wenn…

Wenn ich zum Beispiel einen Gesprächspartner anrufen, einen Termin vereinbaren könnte, mich in den Zug setzen würde, beim Autor oder beim Verlag auf der Matte stünde, wir miteinander reden, vielleicht einander verstehen lernen könnten. Eine naive Vorstellung, wie mir noch fünf Monate vor der Wende ein ehemaliger Reclam-Autor aus Leipzig versicherte.

Doch dann kam alles ganz rasch und gewaltig, und es war fast wie im Film, Abteilung Science-Fiction. Plötzlich war die Grenze offen, auch die im Kopf. Die erste Zeitung, die auf mein wagemutiges Angebot reagierte, als westdeutscher Journalist auch für ostdeutsche Blätter über interessant Erscheinendes aus der (west)deutschen Buch- und Literaturmarkt-Szene zu schreiben, war der Ostberliner „Morgen", später folgten andere Tageszeitungen, auch die LVZ.

Es war Januar in Deutschland. Der Fußmarsch durchs Brandenburger Tor hindurch bleibt in Erinnerung wie eine Reise in eine andere Zeit. Das Gespräch in der „Morgen"-Redaktion über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit erschien mir als mein „historischer" Tag. Das Undenkbare war fernab aller wankenden Ideologien Realität geworden. Kollegengespräche zwischen Neugier, Anteilnahme, Betroffenheit und Sprachlosigkeit folgten. Berührungsängste wurden sichtbar, aber auch Weichenstellungen vollzogen. Ich begriff, dass Zuhören, das, was eine der wichtigsten journalistischen Aufgaben sein sollte, der einzige Weg zum Verstehen ist. Vielleicht, denke ich manchmal, war dies der entscheidende Fehler der meisten Politiker, aber auch westdeutscher Journalisten-Kollegen, die oftmals etwas, was sich im Osten Deutschlands vollzog, kommentierten, ohne es je selbst vor Ort erfahren zu haben.

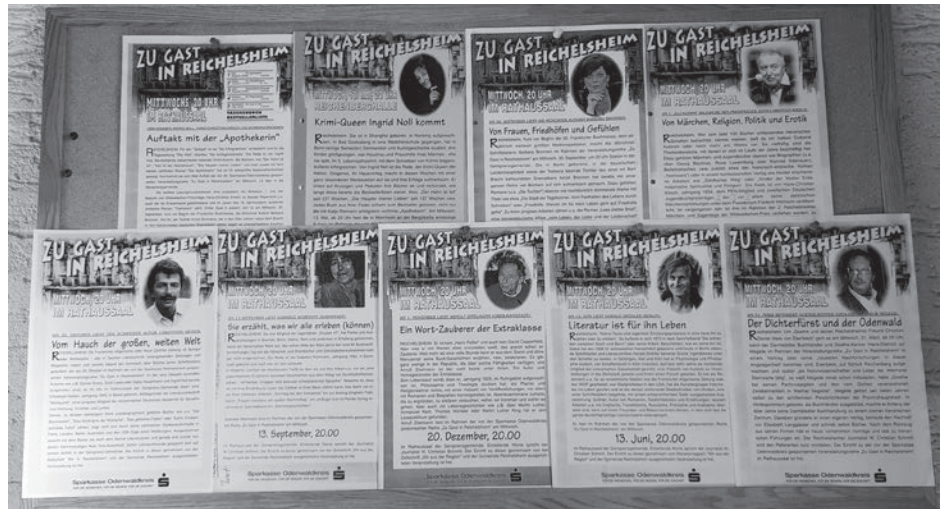
Nach Ost-Berlin folgte meine erste „Erfahrungs"-Reise nach Leipzig. Alle Vorurteile wurden bestätigt, und doch stimmte kein einziges. Eingeladen hatte mich der Chefredakteur des Leipziger Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel, dessen westdeutscher Korrespondent ich alsbald wurde und blieb, bis das altehrwürdige Branchenmagazin von seiner gleichnamigen Frankfurter Nachkriegs-Schwester übernommen und eingestellt wurde. Es begann die bislang

wohl spannendste Phase in meinem beruflichen Leben. Nachdem ich als Mitglied der Chefredaktion des Frankfurter Börsenblatts bereits das Innenleben der westdeutschen Standesorganisation Börsenverein kennengelernt hatte, folgte nun der Rest vom Ganzen.
Was veränderte sich in dieser Zeit mit mir und vor allem um mich herum? Warum rückten plötzlich der Osten Deutschlands, Leipzig und seine Messe in den Mittelpunkt meines journalistischen Interesses? Ich recherchierte und schrieb doch wie eh und je über nichts anderes als das, worüber ich seit mehr als zwei Jahrzehnten schrieb: die Autoren, die Verleger, die Kulturfunktionäre, die Leser und ihre Lesegewohnheiten, kurzum über alle, die Teil unserer Literatur- und Bücherlandschaft sind – die Menschen, die hinter einem Buch stehen, zu seinem Entstehen und seinem Erfolg beitragen. Und doch war plötzlich alles ganz anders, der Blickwinkel verändert, erweitert, der westdeutsche Literaturbetrieb eben doch nur ein Teil. Neuland galt es zu entdecken für Ossis wie Wessis. Und ich kann sagen, ich bin dabeigewesen….

Auf dem Weg zum Journalisten spielten eine besondere Rolle:

• **Helmut Schlüter**, Redakteur der Groß-Gerauer „Heimat-Zeitung", veröffentlichte meinen allerersten Zeitungsartikel
• **Wolf H. Lindner**, Redaktionsmitglied der Jugendzeitschrift „Wahrheit", veröffentlichte mein erstes Gedicht
• **Käthe Sattler**, Darmstädter Arztgattin, bestärkte mich entscheidend bei meinem Vorhaben, Journalist zu werden
• **Dr. Kurt W. Reinhold**, Chefredakteur des Darmstädter Echo, ermöglichte mir ein Zeitungsvolontariat
• **Georg Hensel**, Feuilletonchef des Darmstädter Echo, bildete mich zum Kulturjournalisten aus
• **Dr. Wolfgang Wagner**, Chefredakteur der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung, ermöglichte mir von 1972 an vielfache Veröffentlichungen dadurch, dass ich als Kultur-Redakteur zu Themen meiner Wahl durch die Republik reisen durfte
• **Bodo Harenberg**, Herausgeber des wöchentlich erscheinenden Branchenmagazins „Buchreport", zeigte mir über vier Jahre lang (von 1974 bis 1978), wie man ein Wochen-Magazin herstellt
• **Dr. Hans-Karl v. Kupsch**, Geschäftsführer des Frankfurter Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, trug entscheidend mit dazu bei, dass ich in die Chefredaktion des „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" berufen und anschließend über einen längeren Zeitraum (fast sechs Jahre) fester freier Mitarbeiter wurde
• **Gerd Lode**, langjähriger Bürgermeister der Odenwald-Gemeinde Reichelsheim, schuf die Voraussetzungen, dass ich 1999 – zusammen mit Harry Hummel (Grafiker und Bühnenbildner) „WIR. Das Magazin für Reichelsheim" ins Leben rufen konnte, aus dem sich später „WIR. Das Magazin fürs Gerauer Land" entwickelte.

Hier lebe ich, hier bin ich



Von der Lust, Kultur mitmoderieren zu dürfen

Kann ich das überhaupt noch,
eine Wiese wahrnehmen, sehen, beschreiben.
In ihrer Einmaligkeit, hier und jetzt,
mit ihrem Grasgrün,
das nach Regengüssen ganz anders leuchtet
als im Sonnenschein. Beispielsweise.
Mit ihrem Löwenzahnmosaik,
das je nach Tageszeit und Wetterlage
seine Strukturen zu verändern scheint.
Was sehe ich, einer, der das Stadtleben einst
als absolutes Maß nur gelten ließ,
der jahrzehntelang etwas suchte,
was er nirgendwo finden konnte.

**Nur hier, offenbar und inmitten der Natur,
als Teil der Landschaft, eingefügt in die Harmonie
der Hügel und Täler, der Wälder und Felder.
Hier bin ich hautnah an all jenen
tatsächlich wichtigen Prozessen, die fernab
aller Epochen, Generationen und Trends Bestand haben,
einst und heute und bis ans Ende nicht nur meiner Tage.**

**Erzählen möchte ich können,
mit einfach, klaren Worten beschreiben und begreifen,
was ich empfinde als einer, der sich wieder
all seiner Sinne bewusst wird, hier,
der rasch zu unterscheiden lernt, beispielsweise
zwischen Vogelstimmen und ihrer mutmaßlichen Bedeutung,
der Kräuter zu riechen vermag, der jeden Morgen sieht,
ob Triebe an Sträuchern und Hecken
und an der kleinen Eiche gewachsen sind,
der für eine Ameisenkolonie seinen Schritt anhält,
der Bienen und Schmetterlingen zuschaut.**

**Hier bedarf es keiner Selbsterfahrungsgruppen,
keiner Meditationskurse und Abenteuerurlaube
in ferne Bergregionen, undurchdringliche Dschungelgebiete
oder menschenleere Sandwüsten, um zu erfahren,
dass Glück, Zufriedenheit nur in mir selbst zu finden ist.**

Klassenfoto

Wenn ich zurückblicke, dann wird so etwas wie ein roter Faden erkennbar, der mein berufliches wie auch privates Leben durchzieht. Meine Lehrerin schrieb mir einst folgende Bewertung ins Zeugnis für die 1. Klasse Grundschule: „Fleißig, ausdauernd". Alles weitere im Stenogramm-Stil.

Meine Mutter

Schlesische Großeltern, hessische Oma und Uroma, mit saarländischem Opa und Uropa

Meine Kurz-Vita: Geboren am 9. Juli 1944 (ein Sonntagskind) in Guhrau/Schlesien (heute polnisch Gorá). Anfang 1945 Flucht (mit meiner Mutter) vor der anrückenden Roten Armee ins Erzgebirge, kurze Zeit später nach Groß-Gerau, wo meine Urgroßeltern väterlicherseits lebten. Lebenslanges schwieriges Verhältnis zu meinem Vater, der erst Weihnachten 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft heimkehrte. Bis dahin waren Vaterersatz mein Opa sowie mein Großonkel. Aufgewachsen weitgehend unter Frauen. 1968 Heirat mit Linda, Geburt der Töchter Kirstin (1968) und Katrin (1976). Und so ging es weiter:

Groß-Gerau I (1963 bis 1966): schon früh stand für mich fest, dass Schreiben mein Leben bestimmen sollte. Alles begann jedoch erst „richtig" in der Zeit, als ich als Seiteneinsteiger das Prälat-Diehl-Gymnasium in Groß-Gerau besuchte und ein erster Zeitungsartikel („Klarinette als Filou") über eine Veranstaltung vor Ort am 10. Januar 1966 in der lokalen „Heimatzeitung" erschien. Auch meine erste Reportage über den Besuch bei dem ortsansässigen Heimatdichter Ludwig Schmank wurde kurze Zeit später dort veröffentlicht.
Mein erstes eigenes Gedicht (Titel: „Es mögen manche so") druckte die „Wahrheit. Kulturzeitschrift der Jugend" (Verlag Deutsches Institut für Bildung und Wissen, Frankfurt/Main) im September 1966. In dieser u.a. von Hanns Verres herausgegebenen Publikation veröffentlichten u.a. Autoren wie Sigfrid Gauch, Anita Krings, Friedl Just, Harry Oberländer, Rolv Heuer, Werner Hornung, Angelika Mechtel, Hans T. Peschkes, Carl-Ludwig Reichert, Michail Krausnick, Wolfgang Kubin, Axel Schmitz, Peter Maiwald, Heike Doutiné, Hans Georg Puttnies. Zur selben Zeit erschien erstmals und in sieben Ausgaben (1966 bis 1969) die von mir in Groß-Gerau herausgegebene unabhängige Jugendzeitschrift „Es darf", die Beiträge druckte u.a. von Carl-

Klarinette als Filou

Musikinstrumente in Bild und Ton

Mit einem Vortragsabend über „Instrumente im Orchester" startete die Gesellschaft der Musikfreunde e. V. Groß-Gerau ihr Programm im Jahre 1966. Nur 22 Musikfreunde, darunter auch Altbürgermeister Dr. Lüdecke, hatten sich am Freitag im Musikpavillon des Prälat-Diehl-Gymnasiums eingefunden. Bei freiem Eintritt brachten die einreinhalb Stunden mehr als man erwarten durfte.

Lichtbilder und musikalische Einblendungen gaben dem Vortrag einen aufgelockerten Rahmen. In der Einführung wies der Referent darauf hin, daß dieser Abend „zur Entzauberung der Wunderwelt des Orchesters" beitragen solle. Besonders bei der Holzbläsergruppe falle es dem Laien immer wieder schwer, die Instrumente akustisch richtig einzuordnen.

Mein 1. Artikel, 1. Gedicht-veröffentlichung, erstmals Herausgeber, 1. Lesung in Basel

Ludwig Reichert, Matthias Borgmann (später u.a. Herausgeber der Berliner Ausgabe von „Es darf…"), Sigfrid Gauch (später Suhrkamp-Autor), Hanns T. Peschkes (später SPD-Abgeordneter im NRW-Landtag), Paul Gerhard Hübsch (später Luchterhand-Autor), Werner Hornung, Peter Gander, Ingo Cesaro, Harald K. Hülsmann, Ulrich Raschke, Hans Erpf (später selbst Verleger), Benno Käsmayr (später Maro-Verleger), Conrad Ceuss, Ueli Kaufmann, Peter Huckauf, Jürgen Peter Stössel (später Arzt und Wissenschafts-Autor), Volker W. Degener (später u.a. VS-Vorsitzender NRW), Fritz H. Dinkelmann, Christoph Geiser (später jüngstes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung), Wolf Dieter Kohl (später playboy-Redakteur), Hans J. Lehmann, Michael Weisser, Michael Zielonka (später Priester und Schriftsteller), Manfred W. Bosch (später Schriftsteller, Literaturhistoriker), Friedl Just.

Matthias Borgmann war zu Beginn unserer Freundschaft so etwas wie ein Bruder im Geiste, einen richtigen hatte ich nicht. Wir waren jung, schrieben Gedichte und wollten (zumindest ein wenig) die Welt verändern. Es waren die Jahre 1966/67. Wir hatten die „Es darf… Literarische Jugendzeitschrift" gegründet, ich in Groß-Gerau, er später in Berlin als Schwesterblatt. Matthias schrieb Gedichte wie u.a.

gammeln
schmutzig mit langen haaren
verlumpter kleidung
sitzen
vielleicht denken oder träumen
diskutieren protestieren verachten
auch sich selbst
von denen leben
die sie nicht leben lassen wollen
immer passiv
manchmal passiv aktiv
überspitzte jugendidee
oder einfach arbeitsscheu
oder wahre lebenslust

Es war die Zeit, in der wir auf der Suche nach Orientierung waren und zunächst einmal alles ablehnten, was Elternhaus wie Gesellschaft vorzugeben schienen.
Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre verloren Matthias und ich uns allerdings aus den Augen. Kein Besuch mehr in Berlin, keiner in Darmstadt, wohin ich mit Familie verzogen war.
Viele Jahre später erreichte mich ein Zeitungsartikel, der im Berliner Tagesspiegel erschienen war. Darin war zu lesen: „Matthias Borgmann hatte mal eine Leitungsfunktion an der Uni – bis er in den Verdacht geriet, Mitglied einer terroristischen Vereinigung zu sein und sich an Anschlägen beteiligt zu haben". Der Prozess endete nach dem 63. Verhandlungstag mit einem Freispruch. Der den Prozess begleitende Journalist schrieb am Schluss seines sechsspaltigen Artikels: „Auch wenn der Prozess mit einem Freispruch endet – ein Makel wird bleiben, sagt Borgmann. Aus Mangel an Beweisen wäre nur ein Freispruch zweiter Klasse… Kann er aber verschmerzen. Einen neuen Job werde er schon bald finden. Und mit dem Makel, mal in Moabit eingesessen zu haben, kann ein Linker gut leben".
Dann habe ich ihn in seinem neuen Job besucht, als Geschäftsführer in der „Bar jeder Vernunft", einer Veranstaltungs- und Organisations GmbH in der Berliner Schaperstraße. Eine Stunde nahmen wir uns Zeit, zurückzublicken. Der Frage, was wäre gewesen wenn, sind wir beide allerdings ausgewichen.

Alsfeld/Nauheim (1967 bis 1968): Während meiner Zeit als Bundesgrenzschutz-Beamter hatte ich Kontakt zu **Rolf Nörtemann** und Veröffentlichungen in einem von ihm gestalteten Gewerkschaftsblättchen namens "Kontakte". In dieser Lebens-Phase Einladung zu einem Literatur-Wettbewerb des Atelier-Verlags nach Andernach und neuerliche öffentliche Lesung aus eigenen Gedichten.

Darmstadt I (1969 bis 1972): Dass ich und wie ich zum Journalismus kam, hat auch etwas mit nachfolgender Person zu tun: **Dr. Kurt W. Reinhold**, einst Chefredakteur des Darmstädter Echos, war tatsächlich am anderen Ende des Telefons und hörte sich die Wünsche eines ihm völlig unbekannten jungen Mannes an, der Journalist werden wollte. Was wäre aus mir geworden, frage ich mich heute, wenn seine Sekretärin mich damals nicht zu ihm durchgestellt oder er das Gespräch kurz und knapp beendet hätte? Dr. Reinhold aber schien beeindruckt von jemandem, der einfach zum Hörer griff und Initiative zeigte. Ich könne ihm ja mal schreiben und ein paar Textproben zukommen lassen, sagte er. Und meine Antwort: Ich bin gerade in Darmstadt und

Erbacher Wochenblatt
MIT DEN AMTLICHEN BEKANNTMACHUNGEN DES LANDRATS UND DER GEMEINDEN
Darmstädter Echo
Das Eigenleben ist geblieben

komme am besten gleich bei Ihnen vorbei. Und zu meinem Erstaunen meinte er: Dann kommen Sie mal. Ich erzählte ihm, dass ich als Unterprimaner meinen ersten Artikel in der Groß-Gerauer „Heimatzeitung" (die später dann vom Darmstädter Echo übernommen wurde) veröffentlichen durfte. Es war ein Bericht über eine VHS-Veranstaltung. Und dass ich eine „literarische Jugendzeitschrift" mit Titel „Es darf…" herausgegeben habe, die immerhin sieben Ausgaben erlebte. Er könne zwar nichts versprechen in Sachen Volontariat, aber er werde sich melden. Das tat er denn auch, und ich war meinem Ziel „Journalist zu werden" plötzlich ganz nahe. Ehe ich in der Darmstädter Redaktion anfangen durfte, hatte ich noch ein halbes Jahr als freier Journalist (auf Zeilen-Honorar-Basis) beim Rüsselsheimer Echo zu absolvieren. Dann der erste Tag bei der Regionalzeitung Darmstädter Echo mit Vorstellung aller Volontäre beim legendären Verleger Hans J. Reinowski. Der fragte alle, warum sie Journalist (oder in diesem Fall genauer: Redakteur) werden wollten. Meine kesse Antwort: Weil ich als Redakteur dann schon heute wissen könne, was Leser erst morgen erfahren. Heute ist es umgekehrt: Leser wissen heute schon, was Zeitungen (im Print-Bereich) morgen erst veröffentlichen. Während meiner gründlichen Volontärs-Ausbildung bei dieser Tageszeitung stand learning by doing obenan. So waren Vertretungen der Echo-Redaktionsleiter in Bensheim oder Dieburg zwar zunächst ungewohnt, aber keineswegs ungewöhnlich. Ganz nach dem Motto: Wer nicht ins Wasser springt, lernt auch nicht schwimmen. In Erinnerung geblieben ist auch eine Artikel-Serie mit Bürgermeistern im Odenwald (wo ich für eine Woche in Erbach in einer Pension einquartiert war) oder mein allererster Kommentar, den ich von jetzt auf gleich zu einem mir kaum vertrauten Thema abzuliefern hatte – weil der Ressortleiter darauf wartete. Noch heute zehre ich von dieser Ausbildung à la Echo.

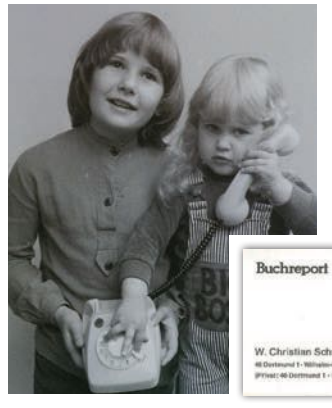
DA HAT SICH WAS GEÄNDERT
Darmstädter Echo
Donnerstag, 1. April 1971
DA SICH WAS GEÄNDERT HAT
W. Christian Schmitt
61 Darmstadt · Am Herrnacker 2

Nach einem zweijährigen Volontariat beim Darmstädter Echo am 1. April 1971 dann Anstellung als Feuilletonredakteur in **Georg Hensel**s Ressort. Dort Start einer (im deutschsprachigen Raum wohl einmaligen) Kolumne „underground-trips". Innerhalb dieser Reihe über Subkultur-Zeitschriften wurden im Darmstädter Echo 51 underground-trips veröffentlicht, u.a. über:
Ex libris, Ilex, Subjectiv, Fragment, Die Diagonale, Edelgammler, Und, Endlich, Hotcha!, Das Ei, Törn on, Drehpunkt, Lyrische Hefte, Pro, Bocholter Blätter, Hapt Schwiiz, Kassiber, Info, Oldenburger Blätter, Phoenix, Publication aus, Das Pult, Bubu, Eintopf, Motzzoof, Papiermanschette, Wespennest, Erosion, Pänggg, Aktion, Wudd, Umdruck, Aspekte/Impulse, Der Metzger, D., Meinungsfreiheit, Schöngeist, Euphorion, Peng, Highfish, Notabene, Schmankerl, Anti-Quarium, Wegwarten, Kinema, Erkenntnis & Interesse, Proteus, Junge Presse D, Satire, Big Table, popopo. (Mehr zu diesem Thema auch in der Publikation „Klitzekleine Bertelsmänner" von W. Christian Schmitt).

In dieser Zeit Gründung der 1. Darmstädter WG mit Treffpunkt der alternativen Szene. Zusätzlich zur Tageszeitungsarbeit Beginn der Mitarbeit an Blättern wie u. a. WAZ, Deutsche Volkszeitung. Neben Berichten über lokale kulturelle Ereignisse (Tagungen von Deutsche Akademie der Sprache und Dichtung, Büchnerpreis-Verleihungen, PEN-Zentrum, Literarischer März etc.) auch erste Reisen zu Veranstaltungen in Hamburg, Berlin, Göttingen und Essen sowie Reportagen darüber. Ganzseitige Veröffentlichungen in der Echo-Osterausgabe (mit den Autoren Volker W. Degener, Helmut Zenker, Günter Guben, Manfred Bosch, Irmtraud Tscheuschner, Ulrich Raschke, Heike Doutiné, Hadayat-Ullah PG Hübsch, Peter-Paul Zahl, Fritz Deppert, Gerd Siegmund) sowie in der Echo-Weihnachtsausgabe mit Beiträgen junger Autoren (wie Jürgen-Peter Stössel, Gerd Siegmund, Hanns T. Peschkes, Elfriede Jelinek, Peter Engel, Gabbo Mateen, Manfred Hausin, Katrine von Hutten, Peter Melzer, Ralf Thenior, Fred Viebahn, Benno Käsmayr, Michael M. Czernich).

Engel / Schmitt
Klitze kleine
Bertelsmänner
C. Gauke Verlag

Hannover (1972 bis 1974): Eintritt in die Kulturredaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung, die von **Dr. Rudolf Lange** geleitet wurde. Damit Erweiterung der journalistischen Möglichkeiten von lokaler auf bundesweiter Ebene. Start der Serie „Bei jungen Autoren zu Besuch", verstärkt zudem als Film- und TV-Kritiker eingesetzt. Veröffentlichung des 1. Buches (in Zusammenarbeit mit **Peter Engel**) „Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 bis 1973" (C. Gauke Verlag).



Stadtschreiber

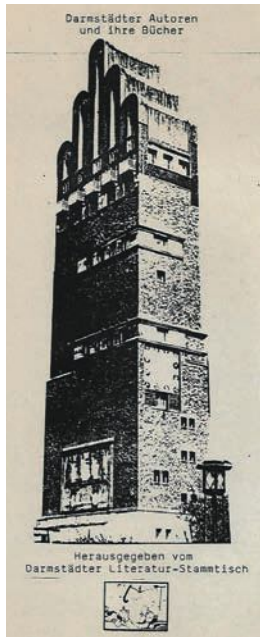
Buchreport buch
W. Christian Schmitt
Schmitt's Töchter, Visitenkarte 1; Peter Härtling

Dortmund (1974 bis 1978): Wechsel zur Fachzeitschrift Buchreport, die vom wöchentlich erscheinenden Branchendienst zum Magazin weiterentwickelt wurde. Später dann dort als geschäftsführender Redakteur und Blattmacher tätig. Aufbau eines Netzwerks mit Verlegern, Pressechefs, Buchhändlern und Autoren als Ansprechpartner. Nach vier Jahren Buchreport mit der **Redaktionsstube Schmitt & Töchter** Start in die Selbstständigkeit. Der erste, bestens dotierte Auftrag kam – ausgerechnet – von Bertelsmann, wo ich vier Jahre vorher ein Angebot abgelehnt hatte, als stellvertretender Pressesprecher in das Medienunternehmen einzutreten. Freiberufliche Mitarbeit beim WDR-Hörfunk. Sendungen u.a. über Stadtschreiber von Bergen-Enkheim (erster Kontakt mit **Peter Härtling**.)

Groß-Gerau II (1979 bis 1980): Verlegung der Redaktionsstube von Dortmund nach Hessen, wo ich - zurück in Groß-Gerau - den Aufbau meines journalistischen Bauchladens (Tageszeitungen, für die ich über Themen aus dem Bereich „Kultur- und Buchmarkt“ berichtete) fortsetzte konnte.

„ Millinärs-Duo“, Visitenkarte 2

Frankfurt/Main (1982 bis 1987): Berufung (zunächst) in die Chefredaktion des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel, das zweimal die Woche erschien. Anschließend Wechsel als fester freier Mitarbeiter in den „Außendienst“ des Börsenblattes. Entwicklung mehrerer Serien wie u.a. „Der Autor und sein neues Buch“, mit denen jeweils ein Besuch der Schriftsteller vor Ort verbunden war. Auf der Grundlage dieser Artikel (die zudem mittlerweile auch in rund zwei Dutzend Tageszeitungen erschienen) entstanden die Publikationen „Die Buchstaben-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 40 Schriftstellern“ (1986 im Verlag von Loeper) sowie „Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern“ (1988 im Gauke Verlag).



Darmstadt II (1987 bis 2000): Wieder zurück in der Provinzhauptstadt, die damals noch mit dem Poststempel „In Darmstadt leben die Künste“ warb. Zusammen mit Fritz Deppert Neubelebung des „Darmstädter Literatur-Stammtischs“. 1987 Herausgeber der aktuellen Übersicht „Darmstädter Autoren und ihre Bücher“ (in der 62 lebende sowie 14 verstorbene Schriftsteller aufgeführt wurden). 1991 Moderation der von der Darmstädter VHS unterstützten, über acht Abende laufenden Talk-Reihe „Gesprächsbereit. Plaudereien über Kultur(impulse) in und aus Darmstadt“ (Teilnehmer u.a.: Katja Behrens, Peter Benz, Fritz Deppert, Gerhard Zwerenz, Walter Steinmetz, Klaus Wolbert, Friedrich Hommel, Hans Ulrich Engelmann, Gert Heidenreich). Weiterer Ausbau meines „Bauchladens“ von zuletzt rund drei Dutzend Tages- und Wochenzeitungen, die ich regelmäßig mit Beiträgen über die Buchmarkt- und Literaturszene versorgte. Für das Darmstädter Echo Kolumnist einer (über 500 Ausgaben laufenden) „Bücher-Kolumne“ (von 1978 bis Ende 1996). Entwicklung der Serie „Werkstattbesuche“; innerhalb dieser Porträtreihe wurden im Darmstädter Echo u.a. vorgestellt: Renate Axt, Katja Behrens, Henning Boëtius, Klaus Doderer, Fritz Ebner, Richard Exner, Wolfgang G. Fienhold, Herbert Friedmann, Ursula Fuchs, Peter Härtling, Georg Hensel, Barbara Maria Kloos, Volker Klotz, Jan Koneffke, Karl Krolow, Hans Helmut Maier, Hans-Dietrich zur Megede, Erhard Meueler, Helmut Ortner, Iris Anna Otto, Fritz Pratz, Wolfgang Promies, Klaus Roehler, Heleno Saña, Heinrich Schirmbeck, Ursula Sigismund, Ursula Teicher-Maier, Dittmar Werner, Rainer G. Witt, Gabriele Wohmann, Dorit Zinn, Arnulf Zitelmann.

Besuch bei Fritz Deppert, Talkshow-Gast Gert Heidenreich, VHS-Programm

Start der Serie „Lyrik, Lesern nahegebracht“; von 1982 bis 1986 wurden im Darmstädter Echo in der von mir initiierten und moderierten (und zusammen mit Karl Krolow und Fritz Deppert realisierten) Artikelserie „Lyrik, Lesern nahegebracht“ mehr als 90 Gedichte vorgestellt und interpretiert u.a. von: Kristiane Allert-Wybranietz, Ulrich Johannes Beil, Hans Georg Bulla, Ingo Cesaro, Heike Doutiné, Hans Erpf, Wolfgang Fienhold, Karlhans Frank, Friederike Frei, Uwe-Michael Gutzschhahn, Ingeborg Haberkorn, Ulli Harth, Klaus Hensel, Otto Jägersberg, Uwe Kolbe, Peter Krähenbühl, Otto Heinrich Kühner, Fitzgerald Kusz, Anton G. Leitner, Gabbo Mateen, Klaus Modick, Dagmar Nick, Karl Riha, Tina Stotz-Stroheker, Hans-Ulrich Treichel, Dittmar Werner, Gisela von Wysocki, Jörg Zink.
In der am 24. Mai 1986 im Darmstädter Echo veröffentlichten Folge stellte ich Heike Doutinés Gedicht „Radschlag für Kritiker“ vor, in dem es hieß:

**„Lobt verständig!/Denn nur Unverstand/
nimmt lauter Verrisse bei der Hand/ zieht gallig vom Leser/
Kurz: Bevor ihr willig/Mutwilliges schreibt/
zerbeißt eure Feder/oder seid weise:/
Schreibt eure Kritik/aber klug und leise.“**

In meiner Interpretation dazu war u.a. zu lesen: „Dennoch: Auch wir wollen es uns zu Herzen nehmen. Wir, die wir diese Kolumne ´Lyrik, Lesern nahegebracht´ gestaltet haben. Seit dem

9. Oktober 1982 ist sie alle 14 Tage an dieser Stelle erschienen. Karl Krolow, Fritz Deppert, W. Christian Schmitt und ´Gast-Interpreten´ wie Christine Brückner, Walter Helmut Fritz, Jürgen Lodemann, Heinz Piontek, Katja Behrens, Ingeborg Drewitz, Christoph Meckel, Hanne F. Juritz und Wolfgang Promies haben auf sehr individuelle Art und Weise versucht, Lyrik Ihnen, dem Leser nahezubringen. Insgesamt 96mal. Damit wollen wir es nun bewenden lassen…".
In dieser Zeit auch engerer Kontakt zu Karl Krolow, mit dem überdies in ganzseitigen Besprechungen (zusammen mit Fritz Deppert und mir) im Darmstädter Echo für Lyrik geworben wurde. Die im Büro aufgehängte Wandtafel mit mehr als 80 Unterschriften u.a. von Ulla Hahn, Hartmut von Hentig, Rainer Kunze, Günter de Bruyn, Heinrich Pleticha, Christine Nöstlinger, Otto Jägersberg, Alexander U. Martens, Herbert Heckmann, Gaby Hauptmann, Wolf Lindner, Erich Loest, Bernd Jenztsch, Barbara Frischmuth oder Barbara Bredow belegen, dass die Redaktionsstube für viele Anlaufstelle für Gespräche und Interviews war. Im Darmstädter Büro von Herbert Heckmann, des damaligen Vizepräsidenten der Deutschen Akademie der Sprache und Dichtung, entstand die Idee zu der Anthologie „Deutsche Prosa. Die Büchnerpreisträger" (1984, Verlag

Vier von 19 Büchern aus meiner Redaktionsstube

Langen Müller), in der von Adam Karrillon (1923) bis Ernst Jandl (1984) alle Ausgezeichneten mit Texten vertreten sind. Das Buch erschien mit Hilfe des Literatur-Agenten Axel Poldner, mit dem ich später u.a. auch Publikationen wie „Ausgezeichneter Lesespaß. Die schönsten Geschichten deutscher Kinderbuch-Preisträger" (1991 im Lentz Verlag), „Die schönsten Geschichten deutscher Jugendbuch-Preisträger" (1984 im Delphin Verlag) und „Zirkus. Geschichte und Geschichten" (1991 zusammen mit Volker W. Degener im Lentz Verlag) realisieren konnte.

Reichelsheim/Odw. (1994 bis 2002): All die Jahre in Darmstadt wohnend, war ich stadtmüde geworden, suchte nach einem neuen Umfeld, einem neuen Lebensabschnitt. Und den fand ich in dem beschaulichen Reichelsheim, einem Ort, in dem so vieles anders, geregelter erschien, als in einer größeren Stadt. Mit dem Umzug in den Odenwald begann eine

WIR-Ausgabe Nr. 1

ungewöhnlich kreative Phase in meinem Leben. Ich war Mitte 50, hatte erstmals ein eigenes Haus und eine völlig neue Sicht der Dinge. Hier entwickelte ich mit Bürgermeister Gerd Lode die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage, hier veranstalteten wir (mit Unterstützung der örtlichen Geldinstitute) Lesungen mit bundesweit bekannten Autoren. Hier entstand das WIR-Magazin (damals noch 14tägig), heute als Monatsmagazin fürs Gerauer Land (Auflage inzwischen bei 27.500 Exemplaren). Hier entstand die über viele Jahre bestehende Zusammenarbeit mit kreativen Köpfen wie Harry Hummer und Andrej Kulakowski, die ich zudem im April 2001 für die 1. Odenwälder „Kunst & Kreativ Börse" gewinnen konnte, an der 35 Kulturschaffende sich mit eigenen Ständen in der Reichenberghalle beteiligten.

In den fast acht Jahren Landleben entstanden u.a. die jeweils drei Tage dauernden Reichelsheimer Märchen- und Sagentage (die in der Anfangszeit nahezu 60.000! Besucher in die kleine Odenwald-Gemeinde lockten). Verbunden mit diesem Event war auch die Vergabe des Wildweibchen-Preises. Für mein diesbezügliches Engagement erhielt ich aus der Hand des Regierungspräsidenten „in Anerkennung seiner besonderen Leistungen und Verdienste für die Reichelsheimer Märchen- und Sagentage sowie die Erhaltung

Talkrunde mit Odw-Landrat, Märchentage-Crew

und Pflege eines Kulturgutes" den Ehrenpreis Rhein-Main/Südhessen. Von mir initiiert und moderiert war auch die Veranstaltungsreihe „Zu Gast in Reichelsheim", zu der ich – unter-

Hinweise auf Reichelsheimer Kultur-Aktivitäten

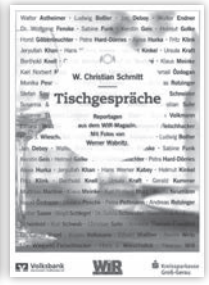
stützt von der Sparkasse Odenwaldkreis und der Gemeinde – fast zwei Dutzend Autoren in die kleine Gemeinde locken konnte – von Günter Grass über Erich Loest, Gabriele Wohmann bis hin zu Ingrid Noll, Gaby Hauptmann, Barbara Bronnen, Susanne Mischke, Gert Heidenreich, Arnulf Zitelmann etc. Im Odenwald entstand überdies die Idee zu „WIR. Magazin für Reichelsheim und seine 13 Ortsteile", aus dem sich später „WIR. Das Regionalmagazin für Darmstadt und Reinheim" (für das wir erstmals sogar Rundfunkwerbung schalten konnten) und dann „WIR. Das Kreisstadtmagazin im Gerauer Land" entwickelte, das mit einer monatlichen Auflage von 27.500 Exemplaren seit mehr als 20 Jahren Bestand hat.
Zusammen mit der VHS-Odenwaldkreis sowie Landrat Horst Schnur entstand die von Gemeinde zu Gemeinde wechselnde Talk-Runde „Zwischen Heimat und High-Tech", die ich moderieren durfte.

Darmstadt III (2001 bis 2008): Doch immer wieder gab es ein Zurück zu den Anfängen. Da die Redaktionsstube in der Inselstraße untergebracht wurde, machte der pfiffige Echo-Kolumnist Bert Hensel (Sohn meines seinerzeitigen „Ausbilders" Georg Hensel) daraus unter dem Titel „Literatur: Schmitt stemmt 8,6 Kilo Schmidt" eine amüsante Geschichte – weil viele Jahre vorher (von 1955 bis 1958) zwei Häuser weiter Arno Schmidt Zwischenstation gemacht hatte. Sie stand am 7. Februar 2002 im Darmstädter Echo zu lesen.
In Darmstadt wurde das in Reichelsheim entwickelte WIR-Format in „WIR. Das Regionalmagazin" geändert und die Darmstädter Auflage auf 33.000 Exemplare erhöht, was bedeutete, dass wir in 33.000 Haushalten wahrgenommen werden konnten.

Groß-Gerau III (2009 bis 2021): Nicht nur nach Darmstadt, auch in die Kreisstadt, genauer ins Elternhaus (schon das Impressum von „Es darf…" nannte damals die Mörfelder Str. 1a) zog es mich zurück. Hier, wo ich in den Kindergarten, in etliche Schulen ging (von Volks- über Real- und Berufsschule bis zum Gymnasium),

Hinweise auf Groß-Gerauer Kultur-Aktivitäten (1)

mit der Jungschar aufwuchs und konfirmiert wurde, kannte ich noch so viel Vertrautes. Und nicht Wenige kannten mich. Was mir als Herausgeber des WIR-Magazins (das ich zusammen mit Michael Schleidt in einer Auflage von zuletzt 27.500 Exemplaren herausgab) zugutekam. Hier konnte ich mit Dr. Dittmar Werner einen monatlichen Kulturstammtisch ins Leben rufen (in dem sich Kulturschaffende engagierten wie u.a. Jürgen Volkmann, Beate Koslowski, Britta Röder, Siggi Liersch, Hans-Werner Brun, Wolfgang Fenske, Pierre Dietz, Anette Welp und Ralf Schwob); hier ließ sich mit der Kreissparkasse ein MundARTwettbewerb realisieren; hier entstanden mit der Unterstützung der Volksbank Veranstaltungsreihen wie „Dichterlesungen in der Kreisstadt" (mit Ulla Hahn, Volker Braun, Gert Heidenreich, Silke Scheuermann, Wolf Wondratschek,), der „Gerauer Dialog" (mit lokaler Prominenz wie dem Landrat, Bürgermeistern und Vertretern aus Handel und Gewerbe), „Dinner für 2" oder „Das Beste aus dem Gerauer Land".
In Zusammenarbeit mit Sponsoren wie u.a. Volksbank, Sparkasse und WIR-Magazin entstanden Publikationen wie „Auf Augenhöhe mit der Region. Gesammeltes aus dem WIR-Magazin" (2014), „Tischgespräche. Reportagen aus dem WIR-Magazin" (2019) sowie drei Ausgaben des „Kulturatlas Gerauer Land" (2007, 2011 und 2018).
Über den Groß-Gerauer Kulturstammtisch, den ich mit Dr. Dittmar Werner gegründet hatte, war anläßlich meines Rückzugs aus dieser kreisstädtischen Kulturinitiative im WIR-Magazin ein „Abschieds-Interview" zu lesen, bei dem mir Museumsleiter Jürgen Volkmann einige Fragen stellte.



Groß-Gerauer Kultur-Stammtisch, Kulturatlas, WIR-Tischgespräche

Hinweise auf Groß-Gerauer Kultur-Aktivitäten (2)

Wenn Gedichte zu Umbruchshilfen werden

Zur Buch-Premiere auf dem Elefanten in der Manege (mehr dazu auf Seite 391)

Wolfgang Fischer ist einer jener jungen Talente, die sich entschieden haben. Wolfgang Fischer ist 23, fährt einen flotten Opel GT, trägt sein Haar ähnlich salopp wie seine Hosen, hat sich auf Briefköpfen für die Berufsbezeichnung "Schriftsteller" entschieden. Wolfgang Fischer hat Phasen der Unruhe, der Schaffenskraft, da bleibt kein Blatt unbeschrieben, da ist er hoffnungsfroh, da tippt er Redaktionen an, da spielt er dem Postboten die Kuverts nur so in die Hand.

Auch Hans Darmstadt lässt sich noch gern zu den Jungen zählen. Er ist 28 bereits, bei der morgendlichen Rasur vor dem Spiegel kommt er darüber manchmal ins Grübeln, doch er versucht sich jung zu halten. Dies Argument hat er parat, sollte ihn einmal jemand fragen, warum er sich täglich zu Fuß zur Arbeitsstätte mühe. Hans Darmstadt hat einen Journalistenausweis, berichtigt aber immer sogleich – wenn ihn ein Freund, Bekannter, Unbekannter darauf anspricht –: "Ich bin nur Redakteur". Hans Darmstadt betritt werktags gegen 10 das Verlagsgebäude, rutscht mit dem Fahrstuhl ein paar Stockwerke hoch, betritt die Redaktionsräume, schließt seine Schreibtischschubladen auf. Der Postbote war wieder fleißig. Hans Darmstadt schaut Verlagsnotizen, Ankündigungen, Manuskripte, Zeitschriften, Fotos, Meldungen durch. Er benutzt Schere, Papierkorb, Ablagekasten und die kleinen vorgedruckten Antwortschreiben: "... wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen..."

Mitteilung für
W. Christian Schmitt
die Gesellschaft
betreffend.

Du sagst:
Gedichte sind
Umbruchhilfen.
Ich hoffe es!

Widmung von Günter Müller

Es ist Samstagnachmittag. Wolfgang Fischer sitzt an seinem Schreibtisch – und lächelt. Er gießt sich noch etwas Rotwein, französischen, nach, legt sich Gedanken und Finger zurecht, lächelt. Er ratscht einen Bogen – halt! - mit Durchschlag – in die Maschine, stopft seine Pfeife würzig, überlegt: ... Peter Himberg müsste ich antworten... die Portokosten für einen Brief liegen jetzt bei 40... warum druckt die Frankfurter Rundschau nichts mehr von mir?... sollte ich es mal bei einer anderen Zeitung versuchen... Hans Darmstadt?... wie war das doch gleich? sitzt der nicht irgendwo in einer Kulturredaktion? ach ja... Hans Darmstadt lässt sich doch gern noch zu den Jungen zählen... soll ich dem meinen neuen Text schicken?... der Text ist doch gut, der ist einsam... eigentlich viel zu schade für eine Zeitung... der passte so richtig in ein Buch hinein... in „Lyrik und Prosa" von Wolfgang Fischer... ja, so wäre es gerechtfertigt... drei Stunden habe ich an den Text gegeben, und wie oft habe ich ihn noch überarbeitet... eine rundherum gelungene Arbeit ist draus geworden... und wenn es hoch kommt, zahlen die 40 Mark dafür... es ist schon schaurig... aber gut, ich will Geld nicht überbewerten... Hans Darmstadt wird dankbar sein... wenn ich mir nur diesen Kulturteil ansehe: Theater, Musik, Ausstellungen... wollen die Leute so etwas überhaupt noch lesen?... die wollen doch aufgerüttelt werden... die wollen Gesprächsstoff haben... die wollen neue junge Autoren kennenlernen...

mein Text wird wie eine Bombe ausklinken... mein Text wird Schwung auf diese tranigen Seiten bringen... merken die Zeitungsmacher denn nicht, dass hier etwas geschehen muss?... gewiss machen die sich auch ihre Gedanken... und der Hans Darmstadt, das ist doch noch ein Junger... gewiss warten die nur darauf, dass endlich die Jungen mit ihren Texten sich anbieten.
Wolfgang Fischer hat sich entschieden, seine Finger wandern über die Tasten, seine Zunge zuckt, als die Umschlaggummierung zu nahe kommt. Bäähh! Eine Heinemann noch drauf. Wolfgang Fischer lächelt. Er ist mit sich zufrieden. Hans Darmstadt, Kulturredaktion, schreibt er noch drauf.
Wolfgang Fischer rundet einen Nachmittag ab. Er macht auf Gesundheit, zu Fuß zum Kasten an der Ecke. Er hat die gelbe Klappe in der Hand, wenn das nicht der Durchbruch ist, scherzt er mit sich, die werden stolz sein, dass ich ihnen Erstlingssachen zum Drucken überlasse. Der Brief rutscht rein. Am Montag müssten die ihn haben, überlegt er auf den wenigen Schritten zurück zum Schreibtisch. Spätestens am Mittwoch werden die den Text dann drucken, Beleg Freitag. Wolfgang Fischer lächelt.
Montag, Vormittag. Hans Darmstadt hat sich für diese Woche Urlaub genommen. Scheiß Stress, hat er gesagt. Alles schön und gut, aber diese 1000 Schreibtischsachen, jedermann schickt Gedichte, Texte, Kurzgeschichtchen; alle glauben Sensationelles verfasst zu haben, und nur weniges davon ist brauchbar. Gedichte liest ja doch kein Mensch, sagen seine Kollegen. Als Umbruchshilfen kommen die mir manchmal recht gelegen, hat sich der Kulturchef einmal geäußert. Es ist kurz nach 10 an diesem Montag. "Guten Morgen... guten Morgen... schönes Wochenende gehabt? ..." Im Ressort kommt man der Sollstärke näher. Der Schreibtisch von Hans Darmstadt bleibt leblos. Zwei Zeitschriften, drei Briefe wandern im Laufe des Tages auf die Ablage. Wenn Hans Darmstadt dann in einer Woche etwa zur Schere greift, und routinemäßig die Kuverts aufschlitzt, wird auf einem Begleitschreiben oben links stehen: Wolfgang Fischer, Schriftsteller...

Ein Text von mir in der von Wolfgang Fienhold herausgegebenen Anthologie "IG Papier & Schreibmaschine. Autoren zur Lage" (1973, Raith Verlag, Starnberg)

Zwölf Seiten voller Ereignisse

Informationen lesen und liefern

Fast hätte ich vergessen ...

• dass es eine Vielzahl von Besprechungen (weit über 500) meiner bisherigen Bücher gab. Ein Beispiel: Über „Vor dem Ende der Lesekultur" gab es rund 60 Kritiken. Von der Berliner Morgenpost über die Lübecker Nachrichten bis hin zum Hessischen Rundfunk („Einer, der zugleich Akteur und Beobachter war und ist, legt Interna offen, die von exemplarischer Aussagekraft sind, und zeigt Vernetzungen, die noch nicht einmal Insidern ohne weiteres präsent sind"), dem Fachmagazin „Buchhändler heute" ("Schmitts Publikation ist ein Sachbuch und gleicht einem Krimi allerbester Qualität") bis hin zu Buch und Bibliothek oder der Frankfurter Rundschau. Im Nordkurier wurde meinem Buch zudem noch eine besondere

Ehre zuteil: In der Ausgabe vom 16. März 1991 wurde „Vor dem Ende der Lesekultur“ unter der gemeinsamen Überschrift „Annotationen“ direkt neben der Neuerscheinung „Die Klangprobe“ von Siegfried Lenz (nebst Buchcover) platziert. Ein anderes Beispiel, was die Resonanz auf meine Bücher angeht, ist die Veröffentlichung „Wenn die Euro-Deutschen kommen. Streitgespräche mit Heleno Saña“. Im Berliner Tagesspiegel schreibt Dr. Rainer Zitelmann u.a.: „Schmitt hat das Talent, die richtigen und wichtigen Fragen zu stellen. Man wünscht sich, dass Saña auch bei einem seiner vielen Fernsehauftritte, einmal mit einem Journalisten wie Schmitt konfrontiert wird…“. Beispiel Nr. 3 sind die rund 60 Besprechungen meines Buchs „Zirkus. Geschichte und Geschichten“ (zus. mit Volker W. Degener; Lentz Verlag). Auch sie reichen von Die Welt, über die Wiener Presse, die Bild-Zeitung bis hin zu WDR, NDR, rtl-plus und Deutschlandfunk.

• dass ich für die Katholische Nachrichten-Agentur KNA unter dem Titel „Sonntags-Gottesdienste in Deutschland“ eine auf zunächst 24 Folgen konzipierte Serie lieferte, in der ich von Gottesdienstbesuchen und der Geschichte der Kirchen, Dome und Münster in der gesamten Republik berichtete und aus diesem Grund u.a. nach Köln, Freiburg, Fulda, Ulm, Wetzlar, Worms, Oppenheim, zur Wieskirche etc. reiste.

• dass es wohl reine Nostalgie ist: Aber wenn man zurückschaut, erscheint manches doch „sonderbar“. 1974 erschien im Gauke Verlag mein allererstes Buch (zusammen erarbeitet mit Peter Engel), das den Titel „Klitzekleine Bertelsmänner“ trug. Und 1980 erschien mein zweites Buch, die Anthologie „Reise ans Ende der Angst. Erlebnisse mit der Todesangst“, (tatsächlich!) bei C. Bertelsmann. War das ein Zufall oder ein Glücksfall? Die Taschenbuchausgabe erschien dann übrigens zwei Jahre später bei Heyne.

• dass ich fürs Sommer-Semester 1996 von der TH Darmstadt (Fachbereich Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften) einen Lehrauftrag erhielt zum Thema „Von Gutenberg bis zum Daten-Highway“. 13 Unterrichtseinheiten umfasste das Pro-Seminar, das im Rahmen des Magister-Studiengangs Germanistik angeboten wurde. Die erste Doppelstunde begann ich seinerzeit mit der Einleitung: „Vor Ihnen steht ein Journalist, kein Lehrer. Haupterkennungszeichen der meisten Journalisten ist ihre Suche nach immer neuen Antworten. Die Neugier auf das, was morgen sein könnte. Das Erkennen von Entwicklungen, das Aufzeigen von Trends… Ich biete Ihnen also Berichte aus der Praxis an und stelle mir vor, dass wir – neben dem Austausch von Grundinformationen – gemeinsam den Blick für, sagen wir, die richtigen, besser: die wichtigen Fragen entwickeln….“

• dass ich unter dem Titel „Unser aller Sehnsucht nach dem Mittelalter? Einem republikweiten Phänomen auf der Spur“ zusammen mit Andrej Kulakowski eine Filmdokumentation anfertigte, bei der wir der Frage nachgingen: Warum haben sogenannte Mittelalter-Märkte und Ritterspiele einen solchen Zulauf? Wir wollten wissen: Was bewegt Menschen in diesem Land, die einem ganz normalen Beruf nachgehen, sei es als Handwerker, Angestellte, Beamte oder gar Akademiker, sich mit Beginn eines jeden Wochenendes ein Gewand oder eine Ritterrüstung überzustreifen und quasi via Zeitmaschine sich in eine längst hinter uns liegende Epoche zu versetzen? Mehr noch: Warum machen die das? So lautet die oft gestellte Frage. Warum diese vermeintliche Sehnsucht nach einem Zeitalter, dem Mittelalter, das neben Schmutz und Armut, der Macht der Fürsten und der Kirche sowie der Ohnmacht des Einzelnen, neben Kriegen und Seuchen doch wohl kaum etwas zu bieten hat, was dem Menschen des 21. Jahrhunderts fehlen könnte. Oder doch? Allein der Spaß an der Maskerade kann es schwerlich sein. Eher die imaginäre Flucht aus der Gegenwart. Vor all den Problemen wie Umweltverschmutzung, Natur-Katastrophen, Ressourcen-Knappheit, Bevölkerungsexplosion, Macht- und Verteilungskämpfe reihum? Oder ist es die zunehmende Orientierungslosigkeit, mit der sich Menschen in unserer (westlichen) Gesellschaft konfrontiert sehen? Ist es die Zahl der offenbar ständig weiter anwachsenden Ängste, mit denen wir in einem eigentlich perfekt anmutenden Zeitalter zu leben lernen müssen?

25 JAHRE BASTEI LÜBBE TASCHEN BÜCHER
Sonderbeilage in WELT SONNTAG 10. April 1988
EXTRA WELT der Taschenbücher
Alle Taschenbuch-Käufer kennen BASTEI-LÜBBE

• dass ich zum 25jährigen Jubiläum der Bastei Lübbe Taschenbücher eine Sonderbeilage im Tageszeitungsformat fertigten durfte, die am 10. April 1988 der Gesamtauflage der Welt am Sonntag beigefügt war.

• dass ich bei der Präsentation des 1987 im Rentrop-Verlag erschienenen Buchs „Die Person hinter dem Produkt. 40 Porträts erfolgreicher Unternehmer“ auf dem Gruppenbild neben Dr. Hans Dietmar Barbier (FAZ-Ressortleiter Wirtschaftspolitik) und Fides Krause-Brewer (langjährige wirtschaftspolitische ZDF-Korrespondentin) mit dabei sein durfte. Der Grund: ich hatte das Kapitel über F. A. Brockhaus geliefert, das unter der Überschrift „Ein Mann und sein Werk von A bis Z“ auf über zehn Seiten alles Wissenswertes über diesen Verleger zusammentrug.

• dass Wolf Lindner, damals Frankfurter Redaktionsmitglied von IBW (Informationsdienst des Deutschen Instituts für Bildung und Wissen), der erste war, der mir erklärte, wie man Gedichte schreiben sollte. In einem Brief vom 26. November 1965 lese ich: „Lieber Christian, viele junge Menschen wollen heute in Form von Gedichten etwas loswerden, was sie bedrückt; nicht zuletzt deswegen, weil es einfach in unserem technisierten Zeitalter niemanden gibt, mit dem sie ernsthaft darüber sprechen könnten. Aber sie machen einen Fehler: sie schreiben in

der Stunde, in der es sie überkommt, alles so nieder, wie es das Gefühl ihnen diktiert und vergessen, das logische Überlegen, die rationale Konstruktion, die das Ausgesagte erst zu einem Gedicht macht…".

• dass ich im Sommer 1978 mit einem Versuch scheiterte, dem WDR ein „aktuelles Hörbild" schmackhaft zu machen, bei dem es um einen abenteuerlichen „Stau am Westhofener Kreuz" gehen sollte. Im Exposé hatte ich geschrieben: „Das Stück, das zu Beginn der jeweiligen Hauptreisewelle in NRW ausgestrahlt werden sollte, ist so angelegt, dass der Zuhörer – zumindest über weite Strecken – den Eindruck gewinnt, sich in eine aktuell laufende Rundfunksendung eingeschaltet zu haben…bei der Staumeldungen ja nichts Ungewöhnliches sind – bis es zum wahren Horror kommen würde…". Johann M. Kamps von der WDR-Hörspielabteilung antwortete mir am 2. August 1978: „ Sehr geehrter Herr Schmitt, wir fürchten, das Hörspielprogramm ist für Ihr geplantes aktuelles Hörbild nicht der geeignete Sendeplatz. Ihr Exposé klingt mehr nach journalistischer Problembearbeitung als nach künstlerischem Spiel". Sicher hatte er Recht.

• dass mir der Chefredakteur des Darmstädter Echo, Dr. Kurt Reinhold, (der mir seinerzeit ein Volontariat in seiner Zeitung ermöglicht hatte) anlässlich meiner Berufung in die Chefredaktion des Frankfurter Börsenblatts am 13. Juli 1982 schrieb: „Sehr geehrter, lieber Herr Schmitt, wenn wir es nicht schon gewusst hätten, Sie hätten es uns gezeigt: ein tüchtiger, fleißiger und begabter Mann rückt auf. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Berufung…".

Deutschland-Paket mit Darmstädter Autor

Einer der prominenten 300: W. Christian Schmitt beteiligt an einer überdimensionalen Enzyklopädie

• dass am 16. Oktober 1985 im alteingesessenen Darmstädter Tagblatt ein langer Artikel (mit Foto) erschien, der die Überschrift trug: „Deutschland-Paket mit Darmstädter Autor" und in der Unterzeile informierte: „Einer der prominenten 300: W. Christian Schmitt beteiligt an einer überdimensionalen Enzyklopädie". Gemeint war das im Bertelsmann Lexikothek Verlag erschienene Groß-Projekt „Deutschland. Porträt einer Nation", an dem u.a. mitarbeiteten: Margarete Mitscherlich-Nielsen, Robert Jungk, Klaus Bölling, Sebastian Haffner, Franz Josef Strauß, Werner Höfer, Richard von Weizsäcker, Heinrich Pleticha, Fides Krause-Brewer, Iring Fetscher, Egon Bahr – und eben auch ich.

• dass ich über ein „geheimes blaues Adressbuch" aus den 70ern verfüge (und das ich jetzt wiedergefunden habe), in dem nicht nur die Adressen, sondern auch die (damaligen) Telefon-Nummern vermerkt sind z.B. von A wie Arnfrid Astel über B wie Henryk M. Broder, D wie Jörg Drews, G wie Günter Gaus, K wie Hans Küng bis hin zu S wie Karin Struck, V wie Guntram Vesper oder W wie Hannes Wader.

• dass ich mich noch genau an den allerersten Kontakt mit Journalisten-Kollegen der Ostberliner Zeitung „Der Morgen" (dem Zentralorgan der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands) erinnern kann, die wenige Zeit nach dem Mauerfall am 9. November 1989 stattfand. Ich hatte am 23. November 1989 einen Brief an die Chefredaktion des Morgen in der Ostberliner Johannes-Dieckmann-Str. 47 geschrieben mit den Worten: „Nichts scheint mehr wie gestern, nichts mehr unmöglich. Und vielleicht ist morgen schon Wirklichkeit, wovon ich seit Jahren geträumt habe: Dass auch Zeitungen in der DDR Beiträge aus meiner Feder veröffentlichen….". Und tatsächlich erhielt ich am 14. Dezember 1989 vom stellv. Chefredakteur Christoph Funke folgende Antwort: „Sehr geehrter Herr Schmitt! Nichts ist mehr unmöglich. Geistige Grenzen sind gefallen, technische und ökonomische gibt es leider noch immer. Unsere Seitenzahl, unsere Auflage sind noch immer beschränkt, wir kämpfen um Verbesserungen… Können Sie uns einmal besuchen. Viele Fragen wären in einem persönlichen Gespräch zu erläutern und zu klären…". Und so besuchte ich in der zweiten Januar-Woche 1990 tatsächlich die Morgen-Redaktion, die sich unmittelbar hinter der Grenzsperrung befand. Wir sprachen miteinander über das, was noch wenige Tage vorher fast unmöglich schien. „Der Morgen" war die erste von zahlreichen ehemaligen DDR-Zeitungen, die Artikel von mir „aus dem Westen" veröffentlichten. Einige Beiträge konnte ich den Ostberlinern liefern, ehe im Juni 1991 die letzte Ausgabe erschien. Der Kontakt zum „Morgen" war der Auftakt meiner Aktivitäten in der ehemaligen DDR, wo ich u.a. für Blätter wie Freie Presse, Lausitzer Rundschau, Dresdner Neueste Nachrichten, Thüringer Allgemeine, Mitteldeutsche Zeitung, Nordkurier, Ostsee-Zeitung, Leipziger Volkszeitung und Märkische Oderzeitung über Buch- und Literaturmarkt-Themen berichten konnte.

• dass in Springers „Die Welt" (für die auch ich 1968 „geschworen" hatte, niemals zu schreiben) am 9. Dezember 1989 auf S. 21 ein fünfspaltiger Artikel von mir unter der Überschrift „Hilf dir selbst, dann gibt´s auch Bücher!" erschien.

• dass ich es zwar nicht schaffte, Redakteur des Satire-Magazins pardon zu werden. Aber dennoch in der Ausgabe vom 8. August 1973 im Impressum genannt wurde. Allerdings nur in der Rubrik „Fotos". Offenbar hatte ich den Frankfurter Kollegen ein Bild aus meinem Archiv zur Verfügung gestellt. In der Rubrik „Mitarbeiter" (wo ich gerne auch aufgetaucht wäre) fanden sich damals u.a. Namen wie Karlheinz Deschner, Karl Hoche, Peter Maiwald, Harry Oberländer und H. U. Hübsch.

• dass die Arbeit meiner Redaktionsstube sogar in der „Welt am Sonntag" ihren Niederschlag fand. Denn dort war in der Rubrik „Lit-Szene" unter der Überschrift „FSP im Bundestag" in einer 38 Zeilen langen Meldung u. a. zu lesen: „Rund 50 Mitglieder stark ist die FSP, die Fraktion schreibender Politiker. Das hat jetzt Branchenkenner W. Christian Schmitt ermittelt: Von Umweltschützer Nr. 1 Herbert Gruhl mit „Ein Planet wird geplündert" (S. Fischer) und

240.000 Käufern bis zu Alex Möller, dessen Buch „Genosse Generaldirektor" im Oktober bei Droemer erscheint… Nur der Super-Seller des Seewald-Verlags ist, obwohl Autor, Titel und Startauflage (100.000 Exemplare) seit April 1975 feststehen, noch nicht (zu Ende) geschrieben. Von Franz Josef Strauß „Der Auftrag" ist die Rede. Ob allerdings Zeit zum Schreiben bleibt, wenn er ihn endlich bekommt?".

• dass ich am 11. November 1991 auf Einladung der Pädagogischen Hochschule Freiburg einen Vortrag zum Thema „Buchmarkt und Lesekultur" halten durfte.

• dass die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 1. Dezember 1990 über meinen Besuch in der Frankfurter Romanfabrik unter der Überschrift „Computerkids und Bücher" u.a. berichtete: „Spätestens im Jahre 2000 werde es das Kinderbuch heutiger Prägung nicht mehr geben, prophezeit der Journalist W. Christian Schmitt aus Darmstadt. Mit sieben provozierenden Thesen zum Thema „Brauchen Computerkids überhaupt noch Lesefutter?" war der Buchmarkt-Spezialist jetzt zu Gast beim monatlich stattfindenden Stammtisch der Jugendbuchautoren in der Romanfabrik…".

• dass 1990 im Frankfurter Börsenblatt anlässlich des Starts meines Buchs „Vor dem Ende der Lesekultur" (Morstadt Verlag) eine (von mir konzipierte) über acht Ausgaben verteilte Anzeigenserie erschien, in der es - als offensichtliche „Zeitungs-Ente" präsentiert - u.a. hieß: „Reinhard M. verkauft Club-Center an Kaffeeröster", „Heinrich H. eröffnet 1. Ramsch-Kaufhaus in Chemnitz", „Marcel R.-R- moderiert auch noch das heute-journal", „Bodo H. verlegt die Memoiren von Heinz F.", „Neues Deutschland übernimmt die Spiegel-Bestsellerliste", „Matthias W. wird FAZ-Mitherausgeber", „Dorothee H.-M. verfügt Einstellung des Verbandsorgans" und „Peter W. verkündet: Buchmesse letztmals in Frankfurt".

• dass es eine ganze Reihe von Buch-Projekten gab, die sich nicht realisieren ließen. Dabei u.a.: 1985 „Die Darmstädter Anthologie – Lyrik, Lesern nahegebracht" (Herausgegeben von W. Christian Schmitt, Karl Krolow und Fritz Deppert); 1995 „Lauter Leser-Lieblinge. Begegnungen, Gespräche, Annäherungen. 50 Autoren zum Anfassen. Ein Zeitgeist-Lesebuch"; 1996 „Zwischen Heimat und Hightech. Notizen eines Ex-Städters aus der Provinz" sowie 1998 „Lauter starke Frauen. Annäherungen aus zweieinhalb Jahrzehnten".

• dass meine 1978 in Dortmund gegründete Redaktionsstube (mit der ich mich als freier Journalist selbstständig machte) zunächst als „Schmitt & Töchter" firmierte. Aber diese perspektivisch angelegte Idee entwickelte sich ein wenig anders. Denn meine beiden Töchter entschieden sich zum einen, mit einer eigenen Boutique (für Edelmarken) zu reüssieren bzw. zum anderen als Frauenärztin mit eigener Praxis das zu machen, was vielen in diesen Jobs vor Augen schwebt – Geld zu verdienen. Sei´s drum. Für mich war von Anfang an der Beruf als Journalist so etwas wie Berufung – allerdings ein wenig anders als etwa bei Pfarrern.

• dass eine Vielzahl meiner etwa 800 als Kulturjournalist geführten Interviews auf Kassette bzw. Diskette erhalten und hörbar sind.

• dass ich beim Stöbern auch eine Belegmappe gefunden habe, die Artikel von mir enthält, die in diversen Zeitungen erschienen sind. Ein paar Beispiele:
- Union: „Lockendes Land der Dichter"
  (Interview mit dem Schriftsteller Heleno Saña; 9. Oktober 1991)
- Freies Wort: „Der neue Duden ist erschienen:
  Orthographische ´Vereinigung´ vollzogen" (31. August 1991)
- Hannoversche Allgemeine Zeitung: „Der Duden und die Bibel", ein Text über
  „die wirklichen Bestseller" sowie „Davon träumen Grass, Lenz und Däniken" über
  „die heimlichen Bestseller" (14. April 1989)
- Südwest Presse: „Und willst du nicht meine Tochter sein…",
  Privatisierungs-Prozess ostdeutscher Verlage (2. Oktober 1991)
- Nürnberger Nachrichten: „Der stille Mäzen", Interview mit dem Millionär und
  Kulturförderer Jan Philipp Reemtsma (5. November 1987)
- Heilbronner Stimme: „Umverteilung unter dem Deckmantel der Kultur?",
  mein Buchmarkt-Jahresrückblick (16. Dezember1989)
- Vorwärts: „Politik des engen Gürtels", Interview mit Karl-Heinz Pröve,
  dem Vorsitzenden des Vereins der Bibliothekare, über die Situation der Öffentlichen
  Bibliotheken in der Bundesrepublik (4. Februar 1982)
- Der Morgen: „Nur mit Angelique träumen",
  Ost-Buchhandlungen wurden zugeschüttet mit bunten Büchern (29. Dezember 1990)
- Dresdner Neueste Nachrichten: „Zerstritten, aber voller Hoffnung",
  Werkstattgespräch mit PEN(West-)Generalsekretär Manfred Bissinger (28. November 1992)
- Mainzer Rhein-Zeitung: „Wo ein guter Rat jederzeit zu haben ist",
  Lebenshilfe schwarz auf weiß als Massenware auf dem Buchmarkt (2. November 1988)
- Katholische Nachrichten Agentur: „Die Schrecken der Nazizeit nicht vergessen",
  Interview mit Friedrich-Bödecker-Preisträgerin Ingeborg Bayer (14. Dezember 1988)
- Leipziger Volkszeitung: „Polen als heimliches Messethema?",
  Interview mit Karl Dedecius zur Leipziger Buchmesse (2. Juni 1993)
- St. Galler Tagblatt: „Lass Dir nichts gefallen und sag es den anderen",
  Interview mit dem Alternativen Büchner-Preisträger Dieter Hildebrandt (13. Juni 1990)
- Der Literat: „Furcht von einer Revolte von rechts",
  Interview mit PEN-Präsident Gert Heidenreich (Ausgabe 2/1992)
- Hamburger Abendblatt: „Kein Vergeben, kein Vergessen",
  Interview mit dem VS-Vorsitzenden Erich Loest (31. August 1994)
- Rheinischer Merkur/Christ und Welt: „Ich wollte ein geistiges Abenteuer bestehen",
  Interview mit dtv-Verleger Heinz Friedrich (22. August 1986)

- The German Tribune: „Book fair has je ne sais quoi lined up“,
  Vorbericht zur Frankfurter Buchmesse (3. September 1989)
- Passauer Neue Presse: „Stehen wir am Ende der Lesekultur?“,
  Zu den Aktionen der „Stiftung Lesen“ (19. April 1990)
- Die Welt: „Buch, Bücher, hanebüchen“, Eine Zunft betreibt Nabelschau,
  die neuesten Zahlen über Verlage und Sortimente (30. September 1989)
- Deutsche Tagespost: „Leuchtturm in der Bücherflut“,
  die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur (23. April 1996)
- Spandauer Volksblatt: „Im Wartezimmer zur bürgerlichen Kultur.
  Minipressen oder Literatur in der Opposition“ (1. Oktober 1972)
- Die Weltwoche: „Es stand bereits bei Knigge. Vom Raubdruck zum sozialisierten Werk“
  (15. Oktober 1971)
- Darmstädter Echo: „Mit einem Schritt ins Bürgerliche.
  Vertreter der Alternativ-Presse trafen sich in Essen“ (19. Oktober 1972)
- Frankfurter Neue Presse: „Im Falle eines Falles.
  Seit hundert Jahren wird mit Lyrik geworben“ (18. März 1989).
- Wiesbadener Kurier: „Vision 2000 – Stiftung Lesen“
  (April 1990 in der Sonderbeilage zur den Buchhändlertagen in Wiesbaden).

• dass ich mir mit einem eigens geschriebenen PC-Programm eine exakte Übersicht verschaffen konnte, wo für den Zeitraum 1978 bis 1997 wieviele Artikel in welchen Medien veröffentlicht worden sind. Zu den „Spitzenreitern“ zählten u.a.: Westfälische Rundschau (259 Abdrucke), Lübecker Nachrichten (250), der neue vertrieb (203), Rheinische Post (192), Wiesbadener Kurier (188), Passauer Neue Presse (173), Saarbrücker Zeitung (168), Kölnische Rundschau (161), Aachener Volkszeitung (141), Hessische Allgemeine (116), Nürnberger Nachrichten (101), Augsburger Allgemeine (101), Freie Presse Chemnitz (99), Märkische Oderzeitung (91), Rheinpfalz (90), Hamburger Abendblatt (80) etc. Nicht gelistet sind dabei das Frankfurter Börsenblatt sowie das Darmstädter Echo, wo die allermeisten meiner Beiträge erschienen sind.

• dass ich mich 1991 gar auf ein Stellenangebot hin um die Stelle eines Leiters der Presseabteilung des Bundesverbands der Deutschen Zementindustrie bewarb – für diese aber nicht in Betracht gezogen wurde, was aus heutiger Sicht einem Glücksfall gleichkommt.

• dass ich allein in dem von mir gegründeten WIR-Magazin seit dem Jahr 2000 in Interviews sowie Werkstattgesprächen fast 500 Persönlichkeiten aus dem Kulturbereich sowie Entscheidungsträgern aus Handel, Wirtschaft und Kommunalpolitik im Gerauer Land begegnen durfte.

• dass es Zeiten gab, da lud die Bertelsmann AG bundesdeutsche Journalisten zu Pressekonferenzen noch in europäische Großstädte wie z.B. Mailand oder Lissabon ein. Bei einer dieser Reisen stand ich auf der Liste der Auserwählten und war vom 25. auf den 26. Februar 1988 im Lissaboner Hotel Sheraton einquartiert.

• dass ich 1976 (zu der Zeit war ich geschäftsführender Redakteur des Wochenmagazins Buchreport) für den Dortmunder Schaffstein Verlag unter dem Titel „überblick“ eine Bücherzeitung (Auflage: 100.000 Exemplare) entwickelt habe, deren Aufmacher auf Seite 1 die Überschrift trug: „Professorin lebte unter Indianern“.

• dass ich 1988/89 jeden zweiten Monat sonntags in meiner Darmstädter Redaktionsstube einen „Lit-Tratsch“ veranstaltete, zu dem Kulturschaffende und Intellektuelle eingeladen waren, u.a. Heinrich Schirmbeck (Schriftsteller), Prof. Dr. Wolfgang Promies (Hochschullehrer und Literat), Margot Weyrauch (Geschäftsführerin der Lichtenberg-Gesellschaft), Dr. Iris Anna Otto (Lyrikerin), Helmut Ortner (Journalist und Sachbuchautor), Prof. Dr. Klaus Doderer (Direktor des Instituts für Jugendbuchforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt), Herbert Friedmann (Jugendbuchautor), Renate Axt (Stücke- und Stadtschreiberin), Johannes Jourdan (Schriftsteller und Pfarrer), Kathrin Hampf (Literatur-Moderatorin und Verlegerin), Gotthelf Schlotter (Bildhauer und Plastiker), Wolf Lindner (TV-Journalist), Dr. Henning Boëtius (Schriftsteller und Goldschmied), Petra Kammann (Chefredakteurin des Magazins „BuchJournal“), Ursula Setzer (PEN-Geschäftsführerin), Walter Steinmetz (Unternehmer und Stifter des Alternativen Büchnerpreises), Ursula Teicher-Maier (Lyrikerin und Lichtenberg-Preisträgerin) etc. Einige der Themen, über die bei Sekt, Saft und Brezeln diskutiert wurde, lauteten: „PC und Poesie oder Sind die neuen Techniken Freund oder Feind der Literaten?“ und „Kunst und Literatur heute: Machtlos, ratlos, sprachlos?“.

• dass es am 17. März 1992 eine (von mir mitinitiierte) Gründungsversammlung „PRO KULTUR – Provisorischer Kultur-Beirath Darmstadt“ (mit fast 25 Teilnehmern) gab, mit der versucht wurde, „Vertreter der nachrückenden Generation Schriftsteller, Bildende Künstler, Musiker, Theaterleute, Filmemacher, aber auch Buchhändler, Bibliothekare, Kritiker und Medienschaffende an einem Tisch zu bekommen“, um „Darmstadt vor einer kulturellen Versteppung zu bewahren“. Am 28. April fand eine zweite Zusammenkunft statt. Doch der Versuch scheiterte, sich in die lokale Kulturpolitik einzubringen.

• dass ich im Januar 1985 aus Anlass der Deutschen Buchmesse in Madrid von der Frankfurter Ausstellungs- und Messe-GmbH den Auftrag erhielt, zwei längere Beiträge für ein Schwerpunktheft von „El Libro Español“ zu schreiben und dafür ein geradezu fürstliches Honorar in Höhe von 2.000 DM erhielt. Einer der beiden Beiträge trug die Überschrift: „Sobre el mercado aleman del libro“.

• dass ich vielleicht auch noch erwähnen sollte, was Schriftsteller mir im Anschluss nach meinem Besuch bei ihnen geschrieben haben. Ein paar Beispiele. Büchner-Preisträger Hermann

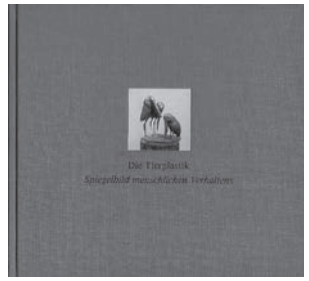
Lenz: „Sie haben unser Gespräch so redigiert, wie ich´s mir wünsche. Jetzt kann ich mich, von Ihnen sauber herausgeputzt, den Leuten präsentieren…". Bestsellerautor Hans Hellmut Kirst: „Das, was Sie dabei nun zum Vorschein gebracht haben – nach einem einzigen, wenn auch durchaus umfangreichen Interview mit mir – ist eine journalistische Glanzleistung, wie ich sie bisher in meinem Bereich, was einiges heißen soll, noch nicht erlebt habe…". Büchner-Preisträger Ernst Jandl: „Mit Dank schicke ich den Text des Interviews zurück. Ich denke gern an unser Gespräch und grüße Sie und Ihre Frau, und natürlich die Töchter…". Wolfgang Bächler: „Ihr Eilbrief erreichte mich im Krankenhaus (der Diakonissenanstalt in der Münchner Heßstraße), wo ich vorgestern operiert wurde, also wieder einmal schreibunfähig…".

• dass mich mit dem Journalisten-Kollegen Jochen Arlt (der 12 Jahre als Redakteur bei der Kölnischen Rundschau gearbeitet hat) eine fast landsmannschaftliche Nähe verbindet. Seine Vorfahren stammen aus Schlesien, und auch ich bin dort kurz vor Kriegsende geboren. Seine Briefe beginnen meist mit „Oh, bester Schlesier" und ich antworte dann mit „Lieber Alt-Schlesier".

• dass es zu einigen der von mir geführten Interviews auch sogenannte „Urfassungen" gibt, die Fragen und Antworten enthalten, die in den autorisierten Endfassungen nicht (mehr) zu finden sind. So habe ich z.B. den vom Tonband abgeschriebenen, 15 Seiten langen Text eines Gesprächs mit Ulla Hahn gefunden, das 1983 in Rom in der Villa Massimo stattfand. Daraus eine kurze Passage: „Frau Dr. Hahn, eigentlich sind Sie hier in Rom – unter Menschen, die anders reden, anders denken, anders fühlen – ja so etwas wie ein „literarischer Gastarbeiter"? Dr. Ulla Hahn: Ich fühle mich hier auch fremd. Und zwar zunehmend. Am Anfang war es, wie das wahrscheinlich bei sehr vielen Rom-Touristen der Fall ist, so eine „Käse-Wein-Tomaten-und-Pizza-Euphorie", die mich überfallen hat. Ich fand alles ganz toll. Ich will sagen, von den sinnlichen Eindrücken her hat mich das alles sehr fasziniert. Dann kam eine Phase, wo ich mich sehr isoliert fühlte. Das liegt sicherlich auch an der Wohnsituation hier. Einerseits zieht man sich immer wieder auf diese Villa Massimo, auf das Leben unter Deutschen zurück. Andererseits, wenn man dann raus in die Stadt geht, die Sprache nicht spricht, fühlt man sich sehr fremd…".

• dass am 12. August 1972 sogar der Kölner Stadt-Anzeiger unter der Überschrift „Piraten kapern Beuys, Barbara und Biermann" einen fünfspaltigen Beitrag veröffentlichte, den ich zu dem damals aktuellen Thema „Raubdrucke" geschrieben hatte und der mit dem Satz endete: „Kann es da überraschen, wenn Norbert „Kuba" Kubatzki mit einer Raubschweißung der „Doppelspaten" für 40 Mark aufwartet?".

• dass die Darmstädter Firma E. Merck eine Kunstedition ermöglichte, in der als Band Nr. 12 auch der Bildhauer Gotthelf Schlotter (Bruder des Malers Eberhard Schlotter) vorgestellt wurde. Dies in Form eines Interviews, das ich mit ihm führen konnte. Dazu schrieb das Darmstädter Tagblatt am 11. Dezember 1984: „Von der übrigen Präsentations- und Interpretationspraxis ein



wenig abgegangen ist man mit Band Nr. 12, mit „Gotthelf Schlotter: Die Tierplastik – Spiegelbild menschlichen Verhaltens". Hier kommt der Künstler – in einem Ateliergespräch, bei dem der Darmstädter Journalist W. Christian Schmitt die Fragen stellte – selbst zu Wort. Und das in einer Weise, die vielleicht mehr über die Arbeiten Gotthelf Schlotters und deren Bedeutung vermittelt, als manche noch so gut gemeinte Interpretation…".

• dass ich in meinem umfangreichen über fünf Jahrzehnte angewachsenen Archiv auch ein Schreiben der University of London (Institute of Germanic Studies) vom 20. Dezember 1972 gefunden habe, in dem es u.a. heißt: „Seit Ihrem großzügigen Geschenk im letzten Jahr, bestehend aus Photokopien Ihrer Artikel, haben wir unsere Sammlung alternativer Zeitschriften beträchtlich vergrößert. Ich lege eine Liste derjenigen Zeitschriften bei, die sich Ende Oktober 1972 in unserer Bibliothek befanden…". Tatsächlich ist es offenbar eine imposante Sammlung von „Literary and politicals, 1960 – 1972" (wo mehr als 400 Titel gelistet sind), in der neben all den auch mir bekannten Subkultur-Blättern jener Zeit auch die von mir damals herausgegebene Zeitschrift „Es darf…" zu finden ist.

• dass es sich oftmals lohnt in Archivakten zu schauen. Wie z.B. in jene Mappe, in der ich ein Register gefunden habe, das all das aufgelistet hat, was 1983 im Frankfurter Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel veröffentlicht wurde. Erstaunlich, dass ich da gleich 78mal mit Artikeln gelistet bin, während mein Kollege Hanns Lothar Schütz nur 33mal genannt wird. Vielleicht wäre auf Dauer die seinerzeitige Doppelspitze in der Börsenblatt-Chefredaktion ja doch keine allzu schlechte Idee gewesen.

• dass ich – obwohl eher ein Klein-Kritiker – mehrmals zu Ehren gekommen bin, die ansonsten nur Marcel Reich-Ranicki und einigen anderen zuteilwerden. Nämlich, dass Verlage in bestimmten neuen Büchern ihrer Autoren Zitate abdrucken, die auf Kritiken zu vorangegangenen Titeln hinweisen. So findet sich z.B. in Gerhard Roths Roman „Der Wille zur Krankheit", erschienen bei Suhrkamp, auf S. 125 der Hinweis, dass ich zu Roths „Die Autobiographie des Albert Einstein" angemerkt habe: „Das Buch bietet Krimi, Horror, Parodie und Sprachexerzitien zugleich: ein Lesegenuss. Hier debütierte ein Talent". Und auch zu Roths Roman „Der Wille zur Krankheit" fand mein bescheidenes Urteil – neben dem von Jörg Drews und Jürgen P. Wallmann - Erwähnung: „Gerhard Roth bestätigt mit diesem Buch, dass er eine der interessantesten Entdeckungen auf dem Literaturmarkt der vergangenen fünf Jahre ist". Mehr noch: In Ludwig Fels´ Roman „Die Sünden der Armut", erschienen bei Luchterhand, werde ich auf S. 135/136 gleich zweimal zitiert. Einmal zu „Platzangst" von Ludwig Fels mit der Beurteilung „Mit Prädikaten soll man vorsichtig umgehen, aber: Was Fels mit diesem Erzählungsband anbietet, gehört zum Besten, was junge Autoren in jüngster Zeit vorgelegt haben". Und zu dem Gedichtband

„Anläufe“ von Ludwig Fels gibt es die etwas längere Kritik-Passage aus der WAZ: „Fels´ Texte sind Alltagsgeschichten, handeln vom Akkord, vom Wochenanfang und vom Wochenende, vom Stadtpark und der Kneipe, von Liebe, Träumen und diversen Typen. Fels stellt sich mit seinen Texten selbst zur Rede. Dort, wo seinerzeit Hadayat-Ullah PG Hübsch („ausgeflippt“) mit seinen Texten über eine kaputte Generation aufhörte, da setzt Ludwig Fels an. Er hat zwar nicht den Ehrgeiz, Allerweltsrezepte zu verteilen, seine Hilfen sind Individual-Lösungen. Sie sehen am Beispiel Ludwig Fels so aus: Ich will jetzt und nicht erst später/das, was man haben muss/ zum Leben./Die Ewigkeit bringt mich/kein Stück weiter…“. Und abschließend noch dies: Luchterhand vermerkt, dass ich mich in einer in der Hannoverschen Allgemeinen abgedruckten Kritik zu Helmut Zenkers Roman „Wer hier die Fremden sind“ so geäußert habe: „Österreich hat einen neuen literarischen Exportartikel: neben Handke, Bauer, Scharang, Henisch, Roth wird künftig auch Zenker seinen Platz haben“. Während meiner ganzen Zeit als Journalist habe ich etwa 120 Buchkritiken geschrieben, dazu noch etwa gleich viele Filmkritiken. In beiden Fällen habe ich die „Berühmtheit“ jedoch jeweils anderen Kollegen überlassen.

• dass ich im Juli 1985 anlässlich des Starts des Großprojekts „Deutschland – Porträt einer Nation“ vom Bertelsmann Lexikothek Verlag in dessen Werbung so zitiert wurde: „Eine längst überfällige Standortbestimmung der Deutschen“ nennt W. Christian Schmitt im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel das Projekt…“. Und auch anlässlich von „5 Jahre Collection S. Fischer“ werde ich im Jubiläumsprospekt gleich auf einer ganzen Seite zitiert mit dem, was ich 1978 zum Start dieses Vorhabens geschrieben hatte.

• dass ich mich selbst einmal für den Theodor-Wolff-Preis beworben hatte und am 11.Januar 1973 tatsächlich vom damaligen Geschäftsführer W. Joachim Freyburg schriftlich darüber informiert wurde, dass es nicht geklappt habe: „Es tut mir leid, dass Sie nicht mit dabei sind, und ich verstehe es, wenn Sie ein wenig enttäuscht sind… Bitte, bewahren Sie dem Preis weiterhin Ihr Interesse und Ihr Wohlwollen“. Ein solches Schreiben fand ich sehr sympathisch. Überdies, dass es von einem Herrn stammte, dessen Vorname ebenfalls mit „W.“ anfing. Tröstlich für mich war zumindest der Umstand, dass meine beiden „Lehrmeister“ Georg Hensel und Bodo Harenberg mit eben diesem Journalisten-Preis ausgezeichnet worden waren.

• dass ich 1969 anlässlich eines Besuchs in der Schweiz (zusammen mit Volker W. Degener und Hanns T. Peschkes, eingeladen von der Gruppe Totentanz) erstmals hautnah erleben konnte, was es bedeutet, wenn über eine Autoren-Lesung in der Tagespresse sehr unterschiedlich berichtet wird. Zumal, wenn es eine ist, an der man selbst beteiligt ist. So war am 30. Oktober in der „National-Zeitung“ (sehr lautmalerisch, aber zumindest sachlich) in einem etwa 60 Zeilen langen Artikel zu lesen: „Deutsche APO-Poeten in Basel“. Im lokalen Konkurrenzblatt, den „Basler Nachrichten“, legte sich der Berichterstatter über den Abend schon in der Überschrift unmissverständlich fest: „Viel Nichts um nichts“.

Haben Sie Dank für Ihren netten Brief

Kommunikationswege von gestern: Als die Post noch Bindeglied war

Nicht alle früheren Briefe habe ich aufbewahrt, die mir im Laufe der Jahrzehnte zugegangen sind, einige jedoch in meinen archivierten Unterlagen gefunden. Und aus ein paar wenigen sind nachfolgend einige Sätze zu lesen:

Besten Dank für Ihren Brief und die Einladung zu einem Gespräch über „Auflagen-Millionäre“. Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen sagen, daß es mir nicht möglich ist, Ihren Vorschlag anzunehmen. Gute Wünsche für Ihre Arbeit (**Siegfried Lenz**, Sydals/DK, 4.6. 1984)

Sie haben mit Ihrem Brief das Herz eines nun endgültig alten Mannes ergötzt, und ich nehme das gern an und danke Ihnen dafür. Auch ich denke manchmal zurück an die alten

Zeiten, zumal beim Schreiben meiner Erinnerungen, die doch kein Memoirenband sind. Nun, wir können darüber für uns und für Ihren „Verteiler" gern reden, wenn es an der Zeit ist (**Georg Hensel**, Darmstadt, 9. Juli 1993)

Du hast natürlich ziemlich ins Schwarze getroffen, wenn Du Dich über meine angebliche Autorschaft ein wenig lustig machst. Ich bin eben ein Autor, der nahezu nichts veröffentlicht, immer noch das Schreiben zu lernen versucht und einigermaßen sicher sein kann, daß er es nicht mehr packen wird. Vorläufig werde ich aber noch ein wenig herumprobieren, zumal ich ohnehin nichts anderes kann. Wenn wirklich einmal etwas von mir herauskommen sollte, wäre das für ein verschwindend geringes Publikum (**Peter Engel**, Hamburg, 4. Mai 1988; mit dem ich zusammen „Klitzekleine Bertelsmänner" veröffentlicht habe)

Ein fabelhafter Artikel. Ich habe nur hier und da ein schmückendes Wörtchen eingefügt und dann ein rotes Zeichen an den Rand gesetzt. Damit Sie´s finden. Wir sehen uns noch einmal zu Lebzeiten, meine ich (**Janosch**, Teneriffa, Oktober 1984)

Besten Dank für das Interview. Es war schön, mit Ihnen zu sprechen. In großer Eile – wie immer (**Heinz G. Konsalik**, Bad Honnef, 25. 10. 1987)

Vor einem halben Jahr ungefähr habe ich begonnen, selbst Lyrik zu schreiben, und so bin ich interessiert daran, welche Probleme andere bewegen. Mit Überraschung habe ich festgestellt, daß die Diskrepanz der Probleme und Fragen weiblicher und männlicher Schriftsteller (so will ich sie einmal nennen) doch sehr gering ist (**Sabine Leiteritz**, Berlin, 27.5. 1967)

heute drei gedichte (radfahrer, karneval IX, ausbruch eines gerüchts) – sowie einen unliterarischen, aber politisch-kritischen text (**Ulrich Raschke**, Frankfurt, 6.3. 1968)

Alles, was Sie so freundlich erinnern, ist auch mir noch gut im Gedächtnis, nur muß ich im Augenblick (und noch für einige Zeit) meine laufenden Schäfchen hüten, es geht nicht anders. Habe ja auch in der letzten Zeit bißchen viel Interpretation betrieben und mag mich im Moment nicht neu dazu aufraffen (**Peter Rühmkorf**, Hamburg, 13.4. 1986)

ich arbeite zur zeit an vorschlägen für die durchführung von aktionen ohne gewalt, die der direkten konfrontation mit der etablierten gewalt aus dem weg gehen und die lacher auf unsere seite bringen. wir müssen aus dem bürgerkriegsschematismus rauskommen: hier demonstranten, wachsende zahl – dort polizei, wachsende gewalt (**Carl-Ludwig Reichert**, München, 20.2. 1968)

Sie widersprechen meiner Ansicht, mit Lyrik könne man Dinge sagen, die man in einem Prosastück nicht auszudrücken vermöchte. Ich möchte meine Meinung mit meinem Gedicht „rückkunft" belegen – ich habe Ihnen dieses Gedicht unter anderem einmal zugeschickt, und ich denke, daß Sie sich noch erinnern (**Christoph Schubert**, Münster, 28.5.1968)

Nun habe ich schon ein Dutzendmal mit Ihrem Artikel angegeben und Weyrauch meldet sich bei mir (am Telefon) nur noch mit „mit Weyrauch kam die Wende", aber ich habe Ihnen noch nicht Dankeschön gesagt. Der Artikel hat mir große Freude gemacht, ich kann meinen „späten Frühling" jetzt bewußter genießen (**Fritz Deppert**, Darmstadt, 22.6. 1973)

Ich glaube nicht, daß es in absehbarer Zeit eine Zusammenarbeit oder eine Revolution mit den Arbeitern geben kann, weil so viele dabei sind, die durch die einseitige Berichterstattung so gegen die linken Studentenverbände eingenommen sind, daß sie an Diskussionen mit ihnen gar kein Interesse haben und so ihre vollkommen falsche Einstellung behalten (**Antje Hollenberg**, Berge, 1.5. 1968)

Schließlich meine ich, daß der Chor der Anti-Autoritären und derjenigen, die gegen diktatur-lüsterne Machthaber sind, nicht groß genug sein kann - und dazu glaube ich, auch Sie rechnen zu dürfen (**Friedl Brehm**, Feldafing, 19.5. 1968)

Haben Sie Dank für Ihren netten Brief. Sie denken schon weit voraus. Journalisten müssen das, ich weiß, und ich finde es nochmals nett, dass Sie mit mir ein Interview „in den kommenden Monaten" machen wollen. Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung, wie man so sagt (**Karl Krolow**, Darmstadt, 21.6. 1994)

Sofort schlug mein schlechtes Gewissen, als ich Ihr Bedauern darüber las, daß ich über Ihre letzte Es-darf-Nummer nichts geschrieben habe. Das möchte ich damit erklären, daß ich etwas ängstlich bin vor unnützen oder schmeichlerischen Worten oder vor solchen, die so ausgelegt werden könnten. Daher halte ich Briefe immer sehr knapp (**Sigfrid Gauch**, Kaiserslautern, 26.5. 1968)

Ich habe Schwierigkeiten mit meinem Befinden, deshalb ist leider immer noch nichts aus dem geplanten Besuch bei Ihnen geworden (**Heinrich Schirmbeck**, Darmstadt, 10.6. 1989)

Auch wage ich es, meine ersten 3 Gedichte beizulegen. Ich bin auf dein Urteil sehr gespannt und hoffe, daraus für die Zukunft lernen zu können. Wegen der hier herrschenden unaussprechlichen Hitze bin ich zu keiner weiteren geistigen Leistung fähig (**Matthias Borgmann**, Berlin, 8.7. 1965)

Es schneit schon wieder, ich möchte auswandern, hab heute blau gemacht, weil draußen alles weiß ist, kein Wunder, daß ich auf blöde Gedanken komme. Zum Beispiel: Ihnen ein paar neue Gedichte zu schicken. Für einen Roman langt die Zeit nicht, aber Gedichte häufen sich schon wieder. Ihre Kritiken hab ich noch nicht gelesen, aber das ist auch unwichtig, ich merk selbst nach einiger Zeit, was taugt und was nicht (**JP Stössel**, Inning; 19.4. 1973)

Wie gut, daß es Dir Spaß macht, einen Brief von mir zu bekommen. Du kannst gleich wieder einen haben. Diesmal geht es nicht um mich, wenn auch literarisch, aber doch um ein ganz anderes Problem (**Ursula Sigismund**, Darmstadt, 15. Mai, 1988)

Meine Pläne sehen so aus, daß ich entweder im Herbst nach München gehen werde, um dort zu studieren (Politologie, Publizistik) oder ich gehe mit meiner Freundin ersteinmal für einige Zeit nach Rom, um dort zu leben und zu arbeiten, wir haben ein tolles Angebot von einer Freundin, die dort eine Fotoagentur eröffnen will. Aber ich komme schon mal wieder völlig vom Thema ab (**Wolf-Dieter Kohl**, Hamburg, 3.6.1968)

Danke für das prompte Zusenden Ihres Artikels. So doll wollte ich Sie nun auch wieder nicht hetzen, aber ich hatte Angst, Sie brächten irgendwas in Umlauf, was der Diva nicht zupaß wäre. Ihr Artikel ist prima, ich habe nichts weiter zu beanstanden. Es liest sich sehr witzig und frech, und das wollen wir ja nun beide (**Hera Lind**, Köln, 24. Oktober 1994)

ich bin eine anfängerin auf dem gebiet der lyrik, hoffe jedoch, es noch „zu etwas zu bringen" – kein meister… voll stolz war ich, als in der letzten wahrheit etwas von mir erschien, und deshalb traue ich mich überhaupt, auch an sie zu schreiben. ich weiß, daß mein stil noch sehr unausgegoren ist, glaube aber, daß einige sachen nach überarbeitung einigermaßen akzeptabel sind (**Brigitte Scharpf**, Ingolstadt, 14.2. 1967)

Behalten Sie weiterhin den Mut zum Nonkonformismus, den ich so sehr an Ihnen schätze! (**Dr. Rainer Zitelmann**, Berlin, 26.12. 1989)

na ja, ich bins schon wieder. nur ganz kurz heute: in der anlage schicke ich dir einen text von peter handke. der gute hat ihn mir unentgeltlich gegeben. der text ist noch nie gedruckt worden und wurde hier in nordkirchen zum erstenmal öffentlich gelesen. die lesung mit dem peter war ein toller erfolg. hier in nordkirchen hat schon alles gesprochen, was in der bundesrepublik rang und namen hat. aber der peter hat alles in den schatten gestellt (**Hanns T. Peschkes**, Bocholt, 22.1.1968)

Hier kommt das Interview postwendend zurück. Ich hab ein bißchen drin gekritzelt, da durch die Kürzungen manches versimpelt worden ist. Aber so geht's jetzt wohl. Viel Glück damit! Wenn ich wieder in Ihrer Gegend bin, melde ich mich (**James Krüss**, Gran Canaria, 26. 10. 1987)

Zu der Umarbeitung des Textes, so wie Sie es mir vorschlugen, habe ich mich nicht entschließen können. Nicht, weil es etwa nur gegen meine sonstige Gewohnheit verstieße, sondern weil jeder Text, so schwach, unvollkommen usw. er auch sein mag, einen gewissen Stellenwert für mich hat. Was nicht heißen soll, daß ich mir Ihre Kritik nicht zu Herzen genommen hätte – ganz im Gegenteil (**Hans-Georg Bulla**, Münster, 16.6. 1968)

Es ist für mich immer wieder überraschend, wie Du es verstehst, meinen Büchern, meiner Person immer neue Aspekte abzugewinnen, diesmal noch mit Witz und Lächeln. Ja, und es war schön, Dich mal wieder zu sehen, von Angesicht zu Angesicht (**Arnulf Zitelmann**, Ober-Ramstadt, 14.4. 1995)

In Zukunft möchte ich mich auf dem Dampfer möglichst auch etwas intensiver betätigen; denn mit 9.9. trete ich, wie es so schön heißt, in den Ruhestand. Ich werde nur noch meine Lehrtätigkeit an der Uni beibehalten und mich, frei von der Last der Verwaltungsquerelen, mehr den Büchern widmen. Erster Kommentar dazu von Elma Faber, dem Leiter des Aufbau-Verlags in Berlin (in sächsischem Tonfall): „Da kommt ja Schlimmes auf uns zu!" (**Prof. Dr. Heinrich Pleticha**, Würzburg, 20.8.1986)

Gerne werde ich erinnert an die schönen Tage in Reichelsheim und bekenne es gern, einen originelleren Preis erhielt ich nie (Wildweibchenpreis). Sicher, ein leichter Schauder überfällt den Xantener, der in die Gegend eingeladen wird, in der Siegfried so meuchlings sterben mußte (**Willi Fährmann**, Xanten, Oktober 1999)

Entweder ich bin für dich nicht erfolgreich oder zu erfolgreich. kein besuch auf der frankfurter buchmesse. kein lebenszeichen. kein überhaupt nichts. was ist los in reichelsheim. sage nur nicht, du bist in rente gegangen (**Ingo Cesaro**, Kronach, 23. Dezember 1999)

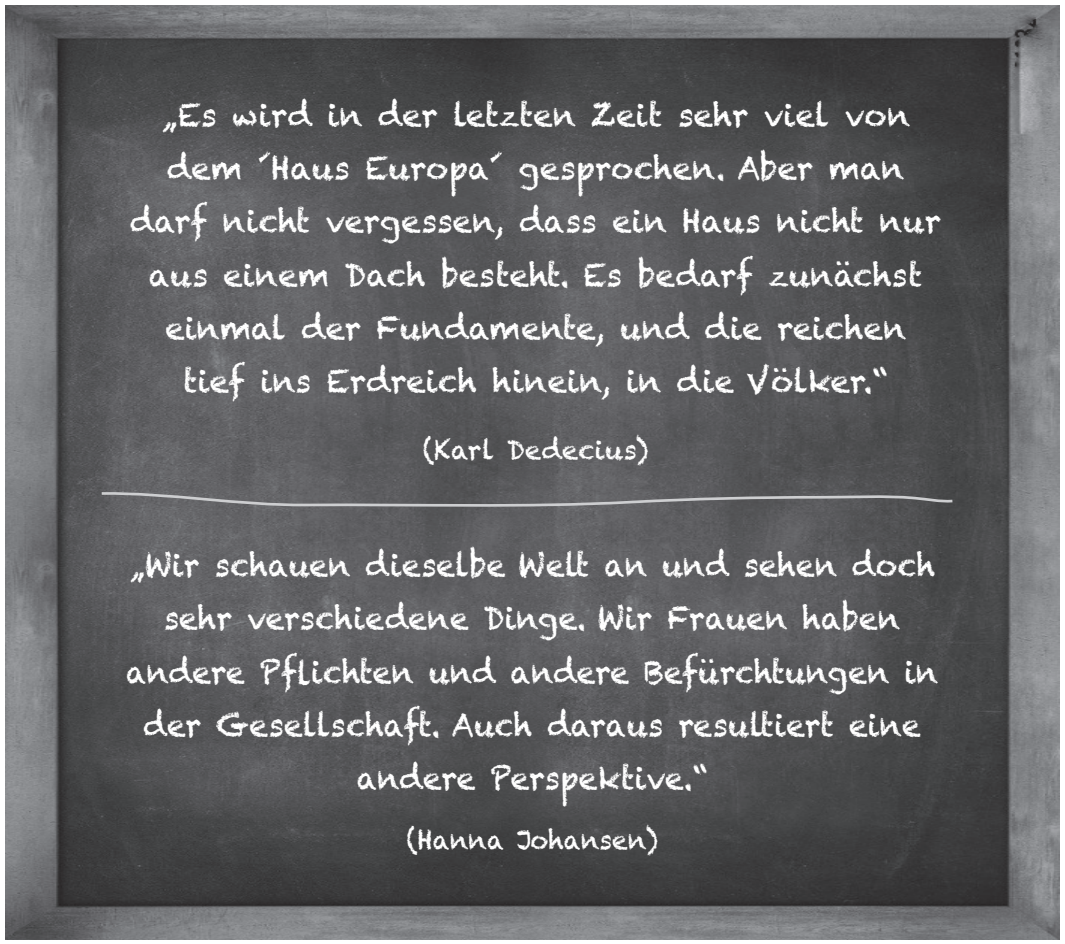
Herzlichen Dank für die Zusendung Ihres Interview-Textes. Endlich einmal jemand aus Ihrer Branche, der Wort hält – und der sich um Annäherung an die Wahrheit ehrlich bemüht! Daß Sie schonend mit mir umgingen, dafür einen besonderen Dank. Ich war durchaus auf mehr Kritik gefaßt gewesen (**Gudrun Wilcke-Pausewang**, Schlitz, 2.20. 1985)

Mein Name wird Ihnen wahrscheinlich genausowenig sagen, wie mir der Titel Ihrer Zeitschrift. Aber wir können einander besser kennenlernen. Sie mich durch meine Arbeiten, von denen ich eine Probe beilege. Und ich Sie durch Ihre Zeitschrift, von der Sie mir bitte eine Probenummer senden wollen (**Harald K. Hülsmann**, Düsseldorf, 25.10. 1967)

Obwohl Herr Göbel (dtv-Chef) Sie mir empfohlen hat, kann ich Ihnen aus verschiedenen Gründen für die nächste mir absehbare Zeit kein Interview geben – haben Sie bitte dafür Verständnis (**Christa Wolf**, Berlin, 23.8.1994)

wie freute es mich, als man mir sagte: es ist post für dich da, Es darf.. hat dir geschrieben. (**Benno Käsmayr**, Dillingen, 9.11. 1967)

wer sich underground nennt, darf nicht dem establishment die sohlen küssen. wer sich underground nennt, darf den underground nicht vergessen: ich wills euch genau sagen – wißt ihr, wer eure unterstützung nötig hat? das sind die zahllosen underground- oder ein-zwei-mann-verlage oder wie ihr sie nennen wollt. oder macht sich die reaktion bei euch breit? mit revolutionären grüßen und gebt underground endlich, was underground ist (**W. Christian Schmitt**, Groß-Gerau, 20.7.1969, in einem Antwort-Schreiben an die „werten genossen der underground-redaktion" in 5 Köln, Wallraffplatz 2).



In Paris, London, Rom und Oberammergau

Mit Blick auf die Tower-Bridge: Reisen soll bekanntlich bilden

Unter der Überschrift „Die Hohepriester aus dem Wirtshaus" erschien anlässlich meines Besuchs der Oberammergauer Passionsfestspiele am 16. August 1990 ein Bericht im Darmstädter Echo:

Gibt es noch einen Ort in der Republik, an dem so viele Bärtige und mit langer Haarpracht ausgestattete Mannsbilder jedweden Alters auf einmal anzutreffen sind? Wo die Zahl der möglichen Darsteller fast identisch ist mit der Zahl der Einwohner? Und wo im Festspielhaus

In Ipswitch

Wien

Lübbeck und

an der Nordsee

nahezu alle Gemeindemitglieder unterzubringen wären? Die Rede ist von der oberbayrischen Gemeinde Oberammergau. Dort prägen die Passionsfestspiele das Geschehen im Ort, sichtbar immer dann, wenn es um „Das Oberammergauer Spiel vom Leiden, Sterben und der Auferstehen unseres Herrn Jesus Christus" geht, um die Erfüllung eines Gelübdes, das der Gemeinderat 1633 vor dem Kreuze gab, als die Pest wütete.
Was einst „heiliges Versprechen" war, im Zehn-Jahres-Rhythmus ein „Mysterienspiel" aufzuführen, ist längst zu einem weltweit beachteten Medien-Spektakel geworden, zu einer Fremdenverkehrs-Attraktion ohne Beispiel.
Doch was vollzieht sich da tatsächlich während der mehr als sechsstündigen Aufführung auf der Freilichtbühne, die in einzelnen Szenen mehr als 800 Darstellern Platz bietet? Wie wirkt dieses aus Text, Bild und Musik gefügte religiöse Volksschauspiel auf die jeweils 4.700 Besucher, für die dies Kirchgang und Theaterbesuch in einem scheint?
Am besten man vergisst alles, was bisher über Oberammergau 1990 zu lesen oder zu hören war. Den Wirbel um eine der beiden Maria-Darstellerinnen, die ihr Recht auf Mitwirkung per Gerichtsbeschluss durchsetzte. Den Skandal um angeblich gefälschte Karten (alle 95 Aufführungen sind, wie immer schon lange vor Beginn der Passionsfestspiele ausverkauft; auch diesmal, von der ersten Vorstellung am 21. Mai bis zur letzten am 30. September). Und den Mal für Mal neu entfachten Streit über vermeintlich antijüdische Textpassagen und deren „Entschärfung".

In Paris

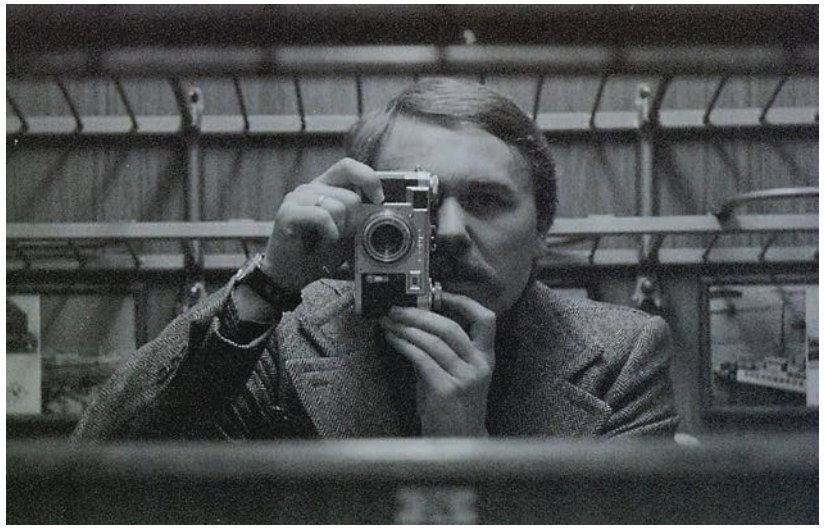
Rom

und Leipzig

Oberammergau live lässt dies und manch anderes rasch zur Marginalie werden – wenn die zweitausend Jahre alte Geschichte den Beobachter in ihren Bann zieht, er aber gleichzeitig am freien Himmel über der Bühne verfolgen kann, wie Jumbo-Jets ihre Kondensstreifen ziehen. Spätestens dann merkt man, wie die Grenzen zwischen in Szene gesetzten Bibeltexten und Gegenwärtigem fließend werden, wie Glauben, Sehen und Begreifen ganz dicht beieinander liegen können. Dieser Mischung aus Spiel und Realität kann man einen ganzen Aufführungstag lang begegnen. Wenn etwa jene, die Hohepriester und Schriftgelehrten verkörpernden Darsteller, die man am Abend zuvor noch in einer der Ortsschenken antreffen konnte, jetzt durch die lange Bühnengasse ins Blickfeld der Zuschauer treten und von Pilatus die Kreuzigung Jesu fordern. Oder wenn – eben noch im langen Gewand bei der Säuberung des Tempels oder bei der Fußwaschung zu beobachten – der Christus-Darsteller, Typ Reinhold Messner, jetzt zur Mittagspause, mit Jeans bekleidet auf dem Radel sich seinen Weg durch die aus der Spielstätte strömenden Zuschauermassen zu bahnen versucht.
Wer wollte da noch welche Theatermaßstäbe anlegen, die schauspielerischen Leistungen eines Christus-, Petrus- oder Judas-Darstellers bewerten? Das Oberammergauer Passionsspiel, eindrucksvoll inszeniert von dem noch nicht einmal dreißigjährigen Christian Stückl, mag für den einen ein religiöses Spiel sein. Für die vielen Besucher ist es aber vor allem Theater.

Kleine Sprünge (5,79 m) mit grossem Anlauf

Wen ich u.a. noch getroffen habe

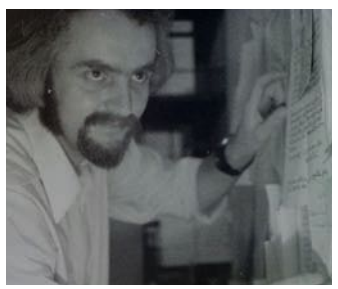


Nebenbei noch als Fotograf tätig

Mit Sabine Funk, KSK-Vorstand

Mit George Sturmowski, stellv. Landtagspräsident

Fitzgerald Kusz



Günter Müller

Renate Axt

Barbara Maria Kloos

Ursula Teicher-Meier

Mit Beate Koslowski, Malerin

Mit Ludwig Boßler, Gewerbevereins-Vorsitzender

Gerd Mohn

Mit Ines Claus, CDU-Fraktionsvors. im Hess. Landtag

Mit Thomas Will, Landrat

Mit Uli Diehl, Zeitungsverleger

Mit Ralf Schwob, Schriftsteller

Dankwart von Loeper, Verleger

Vitus B. Dröcher

Michael Burk

Mit Wolfram Göbel, Buchverleger

Herrmann Schreiber

Mit Matthias Martiné, IHK-Präsident

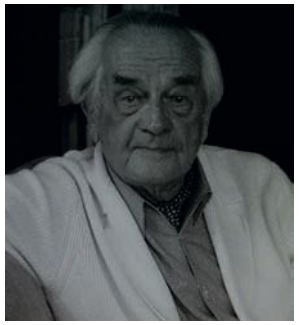
Heilwig von der Mehden

Mit Heike Doutiné, Autorin

Hans Jürgen Press

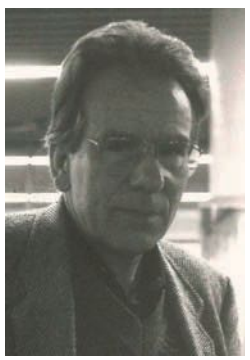
Rald Jaeckel, PR-Mann

Mit Wolfgang Koehler, Brauerei-Chef



Heinz Risse

Mit Mario Derra, Maler

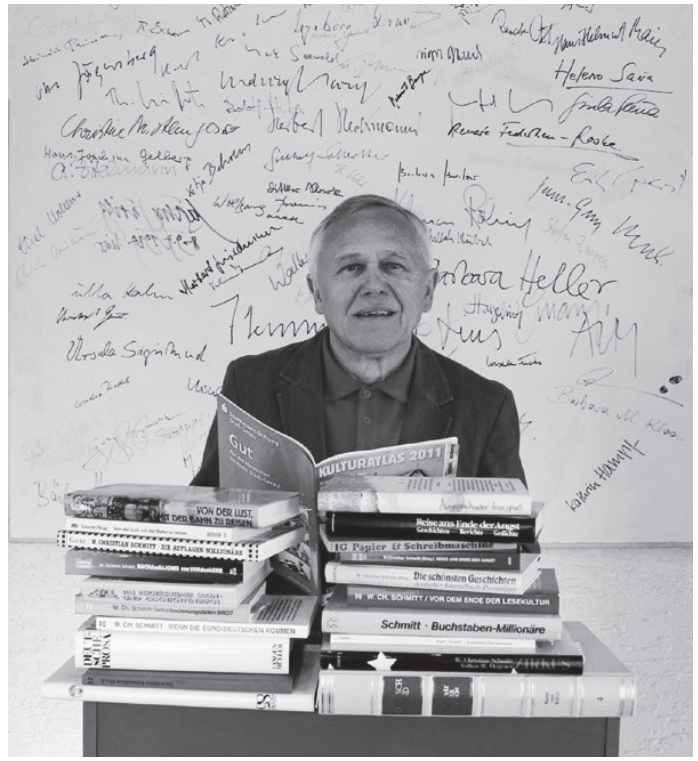


Richard Exner

Mit Horst Schnurr, Landrat

Fake mit wem?

Rückschau in eigener Sache



Vor und auf der Besuchertafel versammelt

Vielleicht ist es für (m)eine Bestandsaufnahme dieser Art eh noch viel zu früh. Andererseits: Trägt nicht (nahezu) jeder Artikel, jedes Interview, jede Reportage, jeder Werkstattbericht und auch jeder Essay dazu bei, den Standort des Verfassers neu oder neuerlich zu bestimmen? Und vollzieht sich dies bei Journalisten nicht quasi öffentlich? Mal für Mal?

Über das (selbst gewählte) Thema "Was mir auffiel, was mir zufiel, was mir einfiel" soll hier gesprochen, geschrieben werden. Doch schon gibt es die erste Schwelle zu überschreiten. Da

muss die Rede sein von der Schwierigkeit, über sich selbst zu schreiben. Anders als Schriftsteller scheuen Journalisten nämlich (zumeist) die eigene Nabelschau, zucken zurück, wenn plötzlich in einem Artikel das Wörtchen "ich" auftaucht. Ich zumindest gehöre zu jenen. Mir hat man dies während meiner Volontärszeit beigebracht oder (nahezu) ausgetrieben. Ganz nach Belieben des Betrachters, Außenstehenden, Lesers.

Er, der Artikelkonsument, ist überhaupt der Wichtigste in jenem Lebens-Darstellungsspiel, das sich Journalismus nennt. Für ihn quält, schindet, müht sich der Journalist. Ihn hofft er zu informieren, zu unterhalten, vielleicht aufzuklären, zu überzeugen, gelegentlich auch bewusst zu beeinflussen, zumindest zu erreichen. Deshalb wohl hängt in meinem Arbeitszimmer auch der gerahmte, mahnende Spruch "Quatsch nicht so dämlich!", versehen mit dem Zusatz "Die Zeit drängt". Zwischen diesen beiden Aufforderungen (oder sind es Herausforderungen?) spielt sich (m)eine journalistische Arbeit, mein Alltag, mein Leben ab, dem manche – sicher wohlwollend – gelegentlich noch das Attribut "schriftstellerisch" anhängen.

Woher das rührt? Vielleicht kommt es daher, dass ich schon frühzeitig mich auf die Bereiche Literatur und Buchmarkt eingelassen, spezialisiert habe. Dass im Laufe der Jahre und Arbeit Gespräche mit vielleicht 250 oder mehr Autoren geführt worden sind und dass ich dabei immer den Menschen, die Person hinter dem Buch, hinter dem Image, dem Ereignis, der Fassade, gesucht und zumeist auch gefunden habe. Einiges von dem, was mir dabei klar geworden ist (und vielleicht auch dem interessierten Leser), kann nachgelesen werden in den Sammlungen "Die Buchstaben-Millionäre" (erschienen im v. Loeper Verlag) und "Die Auflagen-Millionäre" (Gauke Verlag).

Was häuft sich da eigentlich alles an Erwartungen, Hoffnungen, Befürchtungen, wenn ein Journalist mit einem Schriftsteller zusammentrifft? Wenn der eine von dem anderen Kenntnis nimmt und diese Neugier möglicherweise multiplizieren möchte? Mit welch einer Vielzahl von Fakten, bereits geäußerten Meinungen anderer reist man an, bereitet sich vor auf eine Begegnung, deren Verlauf keiner voraussagen kann. Und die doch – oder überschätzen wir uns da alle immer mal wieder? – für den betreffenden Autor, zumal wenn er jung ist oder in einer Schreibkrise stecken mag, von so entscheidender Bedeutung sein kann. Wie schwierig es ist, über Menschen und deren Schicksale, deren Entwicklungen, Lebenswege zu schreiben, wurde und wird mir immer wieder bewusst, wenn ich in meiner Redaktionsstube am Schreibpult stehe. Wenn die notierten Eindrücke von gestern und vorgestern, wenn die Beobachtungen, wenn die Schlussfolgerungen zu einem Artikel werden sollen. Werden müssen. Welche vermeintliche Macht wächst einem da kurzzeitig zu, wenn man darüber mitentscheiden kann, darf, soll, muss, welches Bild sich Teile der Öffentlichkeit von diesem Autor oder dieser Autorin machen werden. Einerseits ist es gerade der persönliche Eindruck, der, an die Leser weitervermittelt, den besuchten, gesprochenen, vorzustellenden Schriftsteller greifbar werden lässt. Andererseits ist es jene Befangenheit, jene Subjektivität – im positiven wie im negativen Sinne –, die für mich wie für den präsentierten Zeitgenossen zur Fußangel werden kann. Noch gar nicht berücksichtigt, was überdies noch Einfluss auf den Artikel haben kann, so wie ihn dann der Leser vorgesetzt bekommt. Da ist der den Beitrag bearbeitende Redakteur. Er hat ein vielleicht bestelltes, vielleicht unverlangt eingesandtes Manuskript vor sich. Er hat Zeit- und er hat Platzprobleme. Und für all die sprachlichen Feinheiten, mühsam abwägend von mir eingebaut, hat er keine Ader, keinen Sinn. Er redigiert. Was sein Beruf ist. Er kürzt, er formuliert um, er macht – oft nicht ohne Stolz und irgendwo zumindest nachvollziehbar – meinen Text zu seinem Text: Er will sich mit ihm identifizieren, ihn vertreten können. Da heißt es: Ruhe bewahren, abwägen und – wenn überhaupt – geduldvoll reagieren. Und dies nur dann, wenn die Korrekturen des Redakteurs gravierende "Verschlimmbesserungen" zur Folge haben…

(Aus der von Ekkehart Rudolph herausgegebenen Anthologie "Satz-Zeichen" (1988, Morstadt Verlag, Kehl).

Meine Bücher (als Autor)

- Klitzekleine Bertelsmänner. Literarisch-publizistische Alternativen 1965 - 1973 (1974, C. Gauke Verlag)
- Die Buchstaben-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 40 Schriftstellern (1986, von Loeper Verlag)
- Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern (1988, Gauke Verlag)
- Vor dem Ende der Lese-Kultur. 20 Jahre Buch- und Literaturmarkt aus nächster Nähe (1990, Morstadt Verlag)
- Nachdenkliches von Vordenkern. Weit über 100 Größen des deutschen Geisteslebens nehmen Stellung zu den wichtigsten Fragen der Nation (1995, Bastei-Lübbe)
- Wenn die Euro-Deutschen kommen. Streitgespräche mit Heleno Saña (1991, Morstadt Verlag)
- Selbstbedienungsladen BRD? Das andere Bürgerhandbuch (1988, Morstadt Verlag)
- Die Tierplastik. Spiegelbild menschlichen Verhaltens (1984, E. Merck)
- Zirkus. Geschichte und Geschichten (zus. mit Volker W. Degener; 1991, Lentz Verlag)
- Auf Augenhöhe mit der Region. Gesammeltes aus dem WIR-Magazin (2014, M. Schleidt Medienverlag)
- Auf Augenhöhe mit dem Leben. W. Christian Schmitt zum 70. Geburtstag (2014, Eigenverlag)
- Tischgespräche. Reportagen aus dem WIR-Magazin (2019, M. Schleidt Medienverlag)

Alle bisherigen 19 Bücher auf einen Streich

Meine Bücher (als Herausgeber)

- Reise ans Ende der Angst. Erlebnisse mit der Todesangst. Geschichten, Berichte, Gedichte (1980, C. Bertelsmann; 1982, Heyne Taschenbuch)
- Von der Lust, mit der Bahn zu reisen. 25 Eisenbahn-Geschichten (1982, Econ Verlag; 1985, Ullstein-Taschenbuch)
- Deutsche Prosa. Die Büchner-Preisträger (1984, Langen Müller Verlag)
- Die schönsten Geschichten deutscher Jugendbuch-Preisträger (1984, Delphin Verlag)
- Ausgezeichneter Lesespaß. Die schönsten Geschichten deutscher Kinderbuch-Preisträger (1991, Lentz Verlag)
- Groß-Gerauer Kulturatlas (zus. mit Dittmar Werner; 2007, Magistrat der Kreisstadt Groß-Gerau)
- Kulturatlas. Kreativität in der Kreisstadt und im Gerauer Land (zus. Beate Koslowski, Kristina Hofmann und Dr. Dittmar Werner; 2011, M. Schleidt Medienverlag)
- Das Beste aus Neumanns Bilderkiste. Gesammeltes aus dem WIR-Magazin (2016, M. Schleidt Medienverlag)
- Kulturatlas Gerauer Land (zus. mit Ralf Schwob, Beate Koslowski und Britta Röder; 2018, M. Schleidt Medienverlag)

Meine Vorworte für

- Günter Müllers Gedichtband „Am schwarzen Brett“ (1978, Verlag Atelier im Bauernhaus – Überschrift: „Er weiß, wovon er spricht“)
- Ausbruch. Abenteuer einer Großfamilie. 30 Jahre OJC (1998, Brunnen Verlag - Überschrift: „Glauben, Leben und Denken in Einklang bringen“)
- Das Reichelsheimer Sagen- und Geschichtenbuch (zus. mit Harry Hummel; 1997, Gemeinde Reichelsheim - Überschrift: „Kein Buch wie jedes anders“)

- Die Fuchsfee. Japanische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von Frederik Hetmann (1998, Verlag Ellen Schmid - Überschrift: „Meine Lesehilfe oder Gedanken zu einem Buch eines mir liebgewordenen Autors“)
- Geschriwwe wie gebabbelt - Hofmaonns Färzehlunge. Das Beste aus „Mir Gerer“ (2004, M. Schleidt Medienverlag - Überschrift: „Vorsicht, allzu viel auf einmal macht lesesüchtig!“)

Meine Beiträge in Schulbüchern…

- TS 9 Realschule - Texte für die Sekundarstufe (1982, Schroedel Schulbuchverlag - Überschrift: „Was bieten Buchklubs - Der Buchklub als Bestseller-Fabrik“)
- Lesestraße - Lesebuch für die 7. Jahrgangsstufe (1984, Bayerischer Schulbuch-Verlag - Überschrift: „Information aus erster Hand - Das Autoreninterview mit Christine Nöstlinger“)
- Thema: Sprache. Sprach- und Arbeitsbuch für den Deutschunterricht (1988, Cornelsen Verlag Hirschgraben - Überschrift: „Erfahrungen - Geschichten, aus Interview mit Willi Fährmann)
- Themen 2 - Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache (1989, Max Hueber Verlag - Überschrift: „Das Autoren-Interview mit dem Schriftsteller Ludwig Harig
- Einfach Mathe. Multiplikation und Division natürlicher Zahlen - Zirkus Multiplikati (2000, Verlag Ferdinand Schöningh - Überschrift: „Countdown bis zur Premiere - aus Zirkus. Geschichte und Geschichten“)

… in Anthologien

- IG Papier & Schreibmaschine - Autoren zur Lage, die Lage junger Autoren (1973, Raith Verlag - Überschrift: „Umbruchshilfen“)
- Von Darmstadt nach Darmstadt (1972, Verlag Baldur Bäcker - Überschrift: „Schriftsteller, beobachtet“)
- Die Person hinter dem Produkt. 40 Portraits erfolgreicher Unternehmer (1987, Verlag Norman Rentrop - Überschrift: „Brockhaus - Ein Mann und sein Werk von A bis Z“)
- Satzzeichen - Jubiläums-Anthologie (1988, Morstadt Verlag - Überschrift: „Was mir auffiel, was mir zufiel, was mir einfiel. Erster Versuch einer Rückschau in eigener Sache“)

… und in Lexika/Jahrbüchern

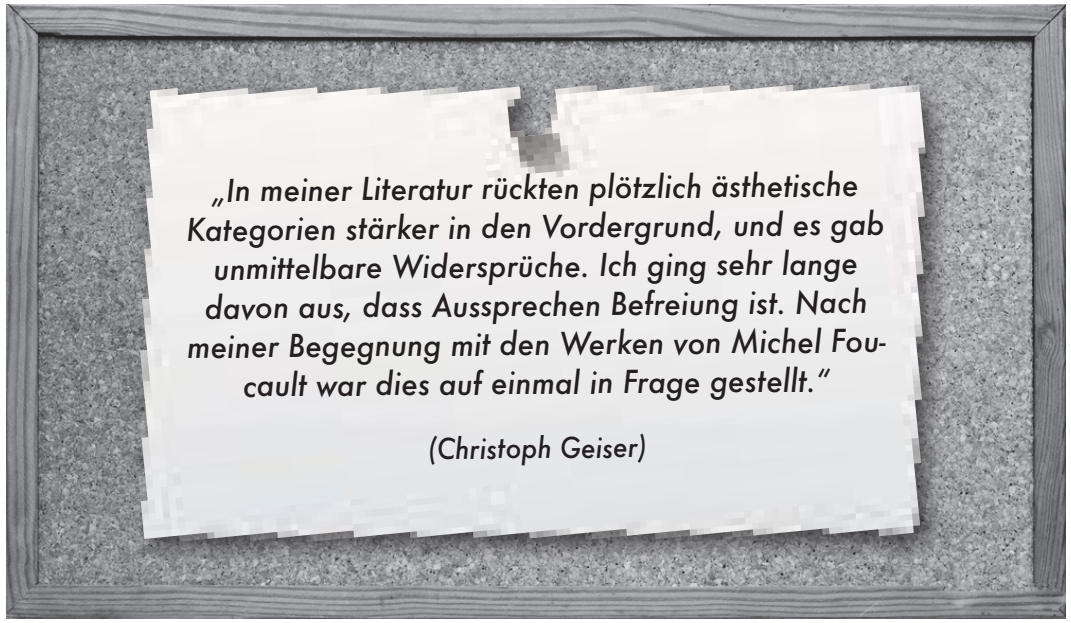
- Anno 85. Jahrbuch (1985, Bertelsmann Lexikothek Verlag - Überschrift: „Buchmarkt: Im Prinzip Hoffnung“)
- Deutschland. Porträt einer Nation (1985, Bertelsmann Lexikothek Verlag - Überschrift: „Der Buchmarkt: Mischung aus Kunst und Kommerz“)

Redaktionsstuben-Logo

- Jahrbuch ´89 des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels (1989, Börsenverein, Abt. Information und Öffentlichkeitsarbeit - Überschrift: „Die wirtschaftliche Lage“).

… sowie in Dokumentationen

- Reden bei Garuda, Band 3 - Jubiläumsausgabe aus Anlass der 50. Ausstellung galerie garuda (1972, Garuda-Verlag - Überschrift: „Happy und glücklich - Lesung Grete Weil-Jockisch im Darmstädter Garuda-Club“)
- Der Deutsche Literaturfonds - Dokumentation eines Fördermodells (1987, Deutscher Literaturfonds - Überschrift: „Der beste Kritiker ist der Leser“)
- Lesen ist wie fliegen. Zum 60. Geburtstag des Schriftstellers Willi Fährmann (1989, Arena Taschenbuch - Überschrift: „Fabel wider den absoluten Staat“)
- Bücher sind wie Flügel. Zum 70. Geburtstag von Willi Fährmann (1999, Arena Taschenbuch – Überschrift: „Das Zuckerl oder Der Wildweibchen-Preisträger Nr. 1“)
- Anfänge - 150 Jahre Julius Beltz (1991, Beltz Verlag - Überschrift: „Ein Stück bundesdeutscher Kinder- und Jugendbuchgeschichte - Interview mit Hans-Joachim Gelberg“)
- Leipziger Blätter Nr. 26 - zur Leipziger Buchmesse (1995, Passage Verlag - Überschrift: „Der Blick zurück in die Zukunft. Wie ich die DDR-Medien, Leipzig, die Messe, die Menschen, das Hoffen und die Wirklichkeit kennenlernte“)



Als Magazin-Herausgeber nahe bei den Lesern

Kolumnisten sind „Korsettstangen“ eines Magazins

Unter der Überschrift „Das Service-Magazin“ schrieb ich am 10.August 2001 im Editorial von „WIR. Das Regional-Magazin“:

Wir haben keinen Marketing-Professor engagiert, aber wir machen Werbung für die Region. Für die Menschen, die hier leben. Für die Vereine. Für die Gewerbetreibenden. Für die engagierten Kommunalpolitiker. Über Kreisgrenzen hinweg. Mittlerweile im Odenwald, an der Bergstraße und im Landkreis Darmstadt-Dieburg. Ausgabe für Ausgabe. Auch mit der vorliegenden Nr. 43. Nur diesmal ist es noch ein bisschen anders. Denn unsere Ausgangslage hat sich erheblich verbessert. Wir haben unsere Auflage auf 13.100 Exemplare aufgestockt und unser Verbreitungsgebiet vergrößert. Wir bieten nun auch den Vereinen, Institutionen, Gewerbetreibenden und Kreativen in Groß-Bieberau, Fischbachtal und Winterkasten ein Forum an, das sie in vielfältiger Weise nutzen können. Wenn sie dies wollen.

Dies in Form von Originalbeiträgen. Denn wir sehen keinen Nutzen darin, all jene maßgeblich daherkommenden Artikel noch ein weiteres Mal abzudrucken, die Leser (aber auch Anzeigenkunden) im Laufe von vier Wochen bereits zum vierten oder fünften Male begegnet sind.

Wir wollen etwas anderes. Eine Region mit all ihren Stärken zum Diskussionsgegenstand machen. Nicht, indem wir das Geschehen hier allein durch unsere journalistische Brille sehen.

Sondern indem wir all jene, die sich in Kultur, Politik, in Vereinen und im Gewerbebereich mit Engagement und Kreativität hervortun, zu Wort kommen lassen. Ihnen eine Medienbühne bieten, die sie nutzen können, um über ihre Ideen, Problemlösungen, Erfolge, vielleicht sogar Visionen zu berichten. Wir wollen damit Transparenz herstellen und vielleicht auch den Weg für „Vernetzungen" ebnen. Denn wenn in unserer Region an mehreren Orten ähnliches praktiziert wird, liegt doch der Gedanke nach, dass man gemeinsam vielleicht noch stärker auftreten könnte. Wir wollen die Lebendigkeit, die Ressourcen dieser Region dokumentieren, Denkanstöße liefern.
Jeder, der etwas zu sagen hat, der sich konstruktiv an der Weiterentwicklung unserer Region beteiligt, ist eingeladen zu Mitarbeit. Die passende Form lässt sich dabei allemal finden. Dazu haben wir eine Vielzahl von Serien, die Leser nur bei uns finden. Mehr als 145 (!) Mitarbeiter haben auf diese Weise bislang mit ihren Originalbeiträgen zum Gelingen dieses Service-Magazins beigetragen, das schon im Titel den WIR-Gedanken propagiert.

Von mir kreierte und herausgegebene Magazine

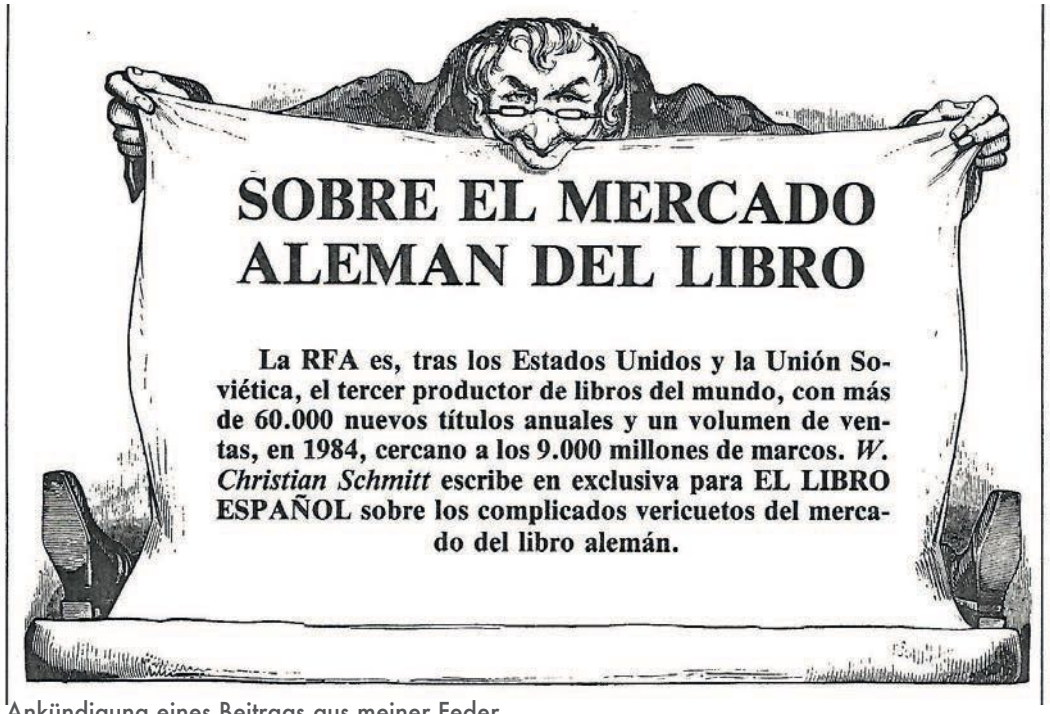
- Es darf… Literarische Jugendzeitschrift (1966 bis 1969; Auflage: 500 Exemplare, sieben Ausgaben; Eigenverlag, Herausgegeben von W. Christian Schmitt)
- WIR in Reichelsheim und den 13 Ortsteilen – 14-tägliche Informationen aus Kultur-, Gewerbe- und Vereinsleben(April 1999 bis Mai 2000, Auflage: 8.000 Exemplare; Verlag: M. Goldberg; Herausgegeben von W. Christian Schmitt, Harry Hummel, Michael Goldberg)
- WIR aus der Region – Die Monatszeitschrift mit Informationen aus Kultur, Politik, Gewerbe und Vereinsleben für Brensbach, Fränkisch-Crumbach, Fürth, Grasellenbach mit Hammelbach, Lindenfels sowie Reichelsheim (Juni 2000 bis Juli 2001, Auflage: 10.000 Exemplare; Verlag; M. Goldberg; Herausgegeben von W. Christian Schmitt, Harry Hummel, Gerd Daab, Michael Goldberg)
- WIR. Das Regionalmagazin für Brensbach, Fischbachtal, Fränkisch-Crumbach, Fürth, Groß-Bieberau, Gras-Ellenbach, Hammelbach, Lindenfels, Reichelsheim und Winterkasten (August 2001 bis Januar 2003, Auflage: 13.100 Exemplare; Verlag: Darmstädter Echo; Herausgegeben von W. Christian Schmitt)
- WIR. Das Regionalmagazin für Reinheim, Groß-Bieberau, Fischbachtal, Brensbach, Wersau und Fränkisch-Crumbach (Februar 2003 bis August 2003, Auflage: 13.000 Exemplare; Verlag: Kunst & Design; Herausgegeben von W. Christian Schmitt, Andrej Kulakowski, Harry Hummel)
- WIR. Das Regionalmagazin für Darmstadt-City, Reinheim mit Umland (September 2003 bis März 2005, dann nur noch als „Regionalmagazin"), Auflage: 30.000 Exemplare (ab Januar 2005: 33.000 Exemplare); Verlag: Kunst & Design; Herausgegeben von W. Christian Schmitt, Andrej Kulakowski, Harry Hummel; ab März 2004 zudem Horst Knechtel, Bürgermeister a.D.)
- Regionalmagazin. Gratis in 33.000 Darmstädter Haushalte (August 2005 bis April 2006; Verlag: Darmstädter Verlagshaus; Herausgegeben von W. Christian Schmitt und Horst Knechtel, Bürgermeister a.D.)
- WIR. Das Kreisstadtmagazin. Monatlich erscheinendes Anzeigenblatt für Groß-Gerau, Berkach, Dornheim und Wallerstädten; ab Dezember 2005 auch Nauheim; ab März 2006 auch Büttelborn mit Klein-Gerau und Worfelden; ab Juni 2006 auch Trebur, damit Erhöhung der Auflage auf 20.000 Exemplare (August 2001 bis September 2006; Auflage (zunächst: 11.500 Exemplare; Verlag: M. Schleidt Medienverlag; Herausgegeben von W. Christian Schmitt und Michael Schleidt)
- WIR. Das kostenlose Monatsmagazin im Gerauer Land. Auflage: 20.000 Exemplare; ab April 2008 dann 21.000 Exemplare (Oktober 2006 bis Mai 2008; Verlag: M. Schleidt Medienverlag; Herausgegeben von W. Christian Schmitt und Michael Schleidt)
- WIR. Das Magazin im Gerauer Land. Auflage: 21.000 Exemplare, ab September 2010 dann 22.500 Exemplare, ab April 2011 dann 25.000 Exemplare verteilt in Groß-Gerau, Berkach, Dornheim, Wallerstädten, Büttelborn, Klein-Gerau, Worfelden, Trebur, Nauheim und Wolfskehlen; ab April 2014 Auflage: 26.000 Exemplare; ab Januar 2018 auch Königstädten mit neuer Gesamtauflage: 27.500 Exemplare (Juni 2008 bis heute; Verlag: M. Schleidt Medienverlag; Herausgegeben von W. Christian Schmitt und Michael Schleidt).

< WIR-Herausgeber der Ausgabe Nr. 1: W. Christian Schmitt und Harry Hummel

WIR-Cover, reserviert für Kreative aus dem Gerauer Land (1)

WIR-Cover, reserviert für Kreative aus dem Gerauer Land (2)

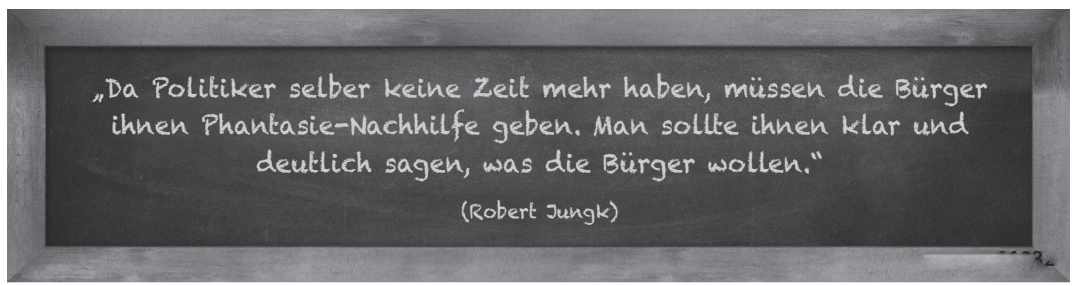
Ich habe Dank zu sagen



Ankündigung eines Beitrags aus meiner Feder

Das also war es – wenn ich zurückdenke: Ein ereignisreiches und erfülltes Journalistenleben. Mit all den Hochs und Tiefs. Aber vor allem auch mit dem Gefühl, an Ereignissen ganz nah mit dabei gewesen zu sein. Allen, denen ich begegnen durfte und von deren Erfahrungen ich profitieren konnte, habe ich zu danken.
Mein besonderer Dank gilt allen Kolleginnen und Kollegen in den rund 125 Redaktionen von Zeitungen, Magazinen, Nachrichtendiensten und Rundfunkanstalten, die es ermöglicht haben, dass ich in rund 8.000 Beiträgen Leser (und Hörer) im deutschsprachigen Raum über das Kultur-, Buch- und Literaturmarktgeschehen - wie ich es in 50 Jahren Journalismus wahrgenommen habe - informieren konnte. Nachfolgend die Medien (die Beiträge von mir veröffentlichen) in alphabetischer Reihenfolge:

• Aachener Volkszeitung • Artikel 5 • Augsburger Allgemeine • Badische Neueste Nachrichten • Badische Zeitung • Berliner Zeitung • Blick Punkt Buch • Buchfink • Buch Journal • Buchmagazin für Mediziner • BuchMarkt • Börsenblatt Frankfurt • Börsenblatt Leipzig • Braunschweiger Zeitung • Bücherkommentare • Buchhändler heute • Buchreport • BuchWoche • Cellesche Zeitung • Darmstädter Echo • Der Abend o Der Kontakter • Der Kunsthandel • Der Literat • Der Morgen • Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt • Deutsches Ärzteblatt • Deutsche Tagespost • Deutsche Tribüne • Die Welt • Die Zeit • DVZ – Deutsche Volkszeitung • Die Union • Die Welt • Die Zeit • dnv - der neue vertrieb • Dresdner Neueste Nachrichten • Edit • El Libro Español • Flensburger Tageblatt • fotokop Anzeiger • Frankfurter Neue Presse • Freie Presse • Freies Wort • General-Anzeiger Bonn • Greif-Literatur-Magazin • Hallesches Tageblatt • Hamburger Abendblatt • Handelsblatt • Hannoversche Allgemeine Zeitung • Hannoversche Neue Presse • Heilbronner Stimme • Heimat-Zeitung • HNA - Hessisch Niedersächsische Allgemeine • Horizont • KNA • Kölnische Rundschau • Kölner Stadt-Anzeiger • Konturen • Kress Report • La librairie suisse o LAC-Brief • Landshuter Zeitung • La Tribuna D´Allemagne • Lausitzer Rundschau • Leipziger Volkszeitung • LIT • Lübecker Nachrichten • Lui • Mail Marketing • Mannheimer Morgen o Märkische Allgemeine • Medien aktuell • Mitteldeutsche Zeitung • NDR • Neue Medien • Neue Zeit • Nordkurier • Nordsee-Zeitung • NWZ Nordwest Zeitung • NRZ - Neue Ruhr Zeitung • Neue OZ Osnabrücker Zeitung • Nürnberger Nachrichten • Ostsee-Zeitung • Ostthüringer Zeitung • pardon • Passauer Neue Presse • Pfälzischer Merkur • Playboy • Public Relations Report • Publikation • Prinz • Radio Bremen • Rheinische Post • Rheinischer Merkur • Rhein-Neckar-Zeitung • Rheinpfalz • Rhein-Zeitung • Saarbrücker Zeitung • Schwäbische Zeitung • Schweriner Volkszeitung • Sortiment – Das Wochenblatt für Schweizer Buchhändler • Spandauer Volksblatt • St. Galler Tagblatt • Stern • Straubinger Tagblatt • Stuttgarter Nachrichten • Südwest Presse • Süddeutsche Zeitung • SWF • text intern • The German Tribune • Thüringer Allgemeine • Tribuna Tedesca • Underground • WDR • Vorwärts • WAZ - Westdeutsche Allgemeine • Welt am Sonntag • Welt der Arbeit • Weltwoche • Weser Kurier • Wesfalen-Blatt • Westfälische Rundschau • Wiesbadener Kurier • WIP.



Ist die Juroren-Mafia doch (k)ein Hirngespinst?

Archiviertes und damit Zugang zu allen WIR-Magazin-Ausgaben, die - seit dem 23.04.1999 . in reichelsheim/Odw., Reinheim, Darmstadt und Groß-Gerau bislang erschienen sind

Wer befindet eigentlich über Literaturpreise hierzulande? Ich habe versucht, anhand einer eigens durchgeführten Umfrage, eine Antwort darauf zu finden. Das Ergebnis wurde u.a. am 31. März 1989 in der Ulmer Südwest Presse veröffentlicht.

Dutzende Mal pro Jahr erhitzt dieses Thema die Gemüter. Zumindest die der Kulturinteressierten. Sei es bei der Bekanntgabe des Literatur-Nobelpreises oder jener Autorennamen, die für den Büchner-Preis, den Bremer Literatur-, den Heinrich-Böll-, den Leonce- und Lena-Preis oder einen der zahlreichen anderen, kaum mehr überschaubaren Ehrungen für Schriftsteller, für Poeten in Frage kommen. Meist, weil es – nicht nur aus der Sicht der Nicht-Ausgezeichneten – wieder einmal die Falschen getroffen zu haben scheint.

Unmutsäußerungen landauf, landab in den Medien; Empfehlungen, Handlungsanweisungen, wie künftighin alles viel besser gemacht werden könne. Doch selten die Frage nach jenen, die über all die Literaturpreise befinden. Wie diese Jurys zusammengesetzt sind, nach welchen Kriterien sie entscheiden, was die Mitglieder in diesen eigentlich ehrenamtlich anmutenden Jobs verdienen? Und vor allem: Welche Damen und Herren – nicht selten in mehreren Vergabegremien gleichzeitig wirkend – , einer Juroren-Mafia nicht unähnlich, im Literaturbetrieb agieren?

Eine Umfrage bei rund 40 Stiftungen, Gremien und Institutionen bringt – zumindest ein wenig – Licht ins Dunkel, lässt gewisse Preis-Entscheidungen „verständlicher" werden, zeigt, wer wo die Fäden zieht. Nicht Marcel Reich-Ranicki ist der große Dirigent hinter den Kulissen, der Ausdeuter, wenn es darum geht, Etablierten oder Talentierten ein Preisgeld zuzusprechen. Das (vielleicht letztlich entscheidende) Wort eines ganz anderen ist in bald einem Dutzend Jurys besonders gefragt: das von Herbert Heckmann, im Zweitberuf Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Sein Votum hat in den letzten Jahren u.a. gezählt bei der Vergabe folgender Auszeichnungen: Georg-Büchner-Preis (Dotierung: DM 30.000), Johann-Heinrich-Merck-Preis, Sigmund-Freud-Preis, Johann-Heinrich-Voss-Preis, Friedrich-Gundolf-Preis (alle jeweils mit DM 15.000 dotiert), Bremer Literaturpreis (DM 15.000), Brüder-Grimm-Preis (DM 10.000), Hungertuch-Preis (DM 2.000).

Mit nicht ganz so viel Ehr´ war Heckmanns Jury-Beteiligung zur Findung eines Frankfurter Fabrikschreibers (im Jahre 1985) verbunden. Da wurde erst im Nachhinein bekannt, dass der Preisspender ein ortsansässiger Bordellbetreiber war. Aber Geld stinkt ja bekanntlich nicht.

Kaum weniger Einfluss als Heckmann scheint Peter Härtling zu haben, wenn Jurys ihr Füllhorn ausschütten. Härtling, selbst bereits dekoriert u.a. mit dem Hölderlin-Preis, der Stadtschreiber-Würde von Bergen-Enkheim sowie dem Deutschen Jugendbuchpreis, ist und war gefragt, wenn es z.B. um folgende Auszeichnungen geht: Buch des Monats, ZDF-Stadtschreiberamt, Kranichsteiner Literaturpreis, Friedrich-Hölderlin-Preis, Gustav-Heinemann-Friedenspreis, Deutsche Literaturfonds-Stipendien. Noch nicht erwähnt, dass er auch bei dem nach ihm benannten, von Beltz & Gelberg ausgeschriebenen Peter-Härtling-Preis das Sagen hat. In sieben Jurys sitzt auch Helmut Walter Fritz, der u.a. mit über die Vergabe der Lyriker-Nachwuchs-Trophäe Leonce- und Lena-Preis entscheidet.

Weitverzweigt ist das Netz, das von jenen gesponnen wird, die Jury-Mitglied der allmonatlich publizierten SWF-Bestenliste sind. Ein paar Beispiele. Die dort votierende Sigrid Löffler aus Wien entscheidet auch über den Peter-Huchel-Preis mit. Der ebenfalls dort agierende Heinrich Vormweg aus Köln hat überdies beim Heinrich-Böll-Preis eine Stimme. Gisela Lindemann aus Hannover ist zudem sowohl beim Kranichsteiner Literaturpreis als auch beim Hungertuchpreis mit dabei.

Der Blick auf die Vernetzungen, Querverbindungen ließe sich noch beliebig erweitern. Doch schon die wenigen Beispiele machen deutlich, dass die Verschiebepraxis nach dem Motto „Bist du für meinen Kandidaten, bin ich das nächste Mal für deinen" bittere Realität zu sein

scheint. Und nur, wer sich auf die von dieser Juroren-Mafia festgelegten „Spielregeln“ einlässt, hat die Chance, sich mit Auszeichnungen auf der Sonnenseite des Literaturbetriebs zu etablieren.
Ein noch nachdenklicher stimmendes Thema ist die Honorierung der Juroren, im Vergleich zum Preisgeld. Während es beim „Lessingpreis der Freien und Hansestadt Hamburg“ laut Senatsauskunft nur „ein Jurorensalär von rund 40 DM pro Zusammenkunft“ geben soll, weist das ZDF den „Stadtschreiber“-Juroren schon 500 DM an. Für die Preisrichter bei den Kranichsteiner Literaturtagen gibt es 1.000 DM. Und jene, die auf Einladung des Südwestfunks den Peter-Huchel-Preisträger küren, erhalten gar 2.000 DM.
Ganz in Schweigen hüllt sich dagegen der Pressesprecher der Stadt Darmstadt, die alle zwei Jahre zum Literarischen März einlädt und für diese Veranstaltung im Kulturetat über 100.000 DM ausgewiesen hat. Fest steht dabei nur, daß davon dem Sieger 12.000 DM und zwei Stipendiaten jeweils 6.000 DM zufließen (können). Der Rest wird doch nicht etwa für „diverse Spesen“ vorgesehen sein?

Wir sind nicht käuflich.
Aber unser Know-how.

W. Christian Schmitt's Redaktionsstube
Tel. 06152-806124 E-Mail: wcschmitt@aol.com www.wcschmitt.de
Ansprechpartner in Sachen Journalismus, Publikationen, Kulturmoderation

Informationen von A bis Z

Journalismus war mein Leben

A

Ach, Manfred	65
Achternbusch, Herbert	171
Adamo, Salvatore	337ff
Adorno, Theodor W.	127
Ahlers, Conrad	416
Aichinger, Ilse	241, 310
Allert-Wybranitz, Kristiane	62, 85ff, 152f
Alt, Franz	400, 424
Altenhein, Hans	134ff, 191, 415
Amery, Carl	306ff, 307
Andersch, Alfred	42, 76
Anderson, Sascha	264
Arlt, Jochen	454f
Arnhold, Eduard	259
Arnold, Heinz Ludwig	40, 397ff
Arrabal, Fernando	262
Artmann, H.C.	17, 229ff, 262f
Arx, Katharina von	86ff
Astel, Arnfrid	262, 448
Augstein, Rudolf	157, 161, 416
Augustin, Ernst	12ff
Aust, Stefan	397ff
Axt, Renate	383, 437, 453

K

Bachér, Ingrid 307ff
Bächler, Wolfgang 12ff, 454f
Bachmann, Ingeborg 70, 241
Backes, Uwe 124
Bahr, Egon 448
Bähr, Günther 398ff
Bahro, Rudolf 153
Baier, Hans 415
Baldwin, James 194
Bamm, Peter 373
Bankhofer, Hademar 398ff
Barbier, Hans Dietmar 447
Barudio, Günter 119ff
Baselitz, Georg 352f
Bassey, Shirley 358ff
Bayer, Ingeborg 269ff, 451
Becher, Johannes R. 35, 128, 264
Beck, Wolfgang 134ff
Behrens, Katja 13ff, 134, 296, 315
Bellow, Saul 185
Belmondo, Jean-Paul 370
Beltz Rübelmann, Manfred 135ff
Bender, Hans 47
Benl, Oscar 203
Bense, Max 301
Benz, Peter 436
Benze, Helmut 209ff
Bergengruen, Werner 397
Berger, Erika 123, 368ff
Bergius, C.C. 85, 210
Berkéwicz, Ulla 175
Bernhard, Thomas 48, 230ff
Beuys, Joseph 354ff, 454
Bichsel, Peter 76
Bieler, Manfred 118, 151
Bienek, Horst 74
Biermann, Wolf 229, 233, 253
Bingel, Horst 171, 319
Bissinger, Manfred 399ff, 451
Bittner, Wolfgang 11
Black, Roy 359
Blanc, Thomas Le 179, 381ff
Bleuel, Hans Peter 319ff
Blickensdörfer, Hans 87ff
Blobel, Brigitte 88ff
Blunck, Hans Friedrich 298
Blyton, Enid 85
Bobrowski, Johannes 238
Bödecker, Friedrich 290
Boenisch, Peter 416
Boëtius, Henning 14ff, 383, 453
Böhler, Wolfgang 192ff
Böll, Heinrich 11, 13, 42, 85, 93, 113, 118, 147, 154, 165, 196, 219f, 220ff, 245, 355, 389, 390, 397
Bölling, Klaus 416, 448
Bongartz, Heinz 115
Borchers, Elisabeth 54
Borchert, Wolfgang 158
Borgmann, Matthias 64,348,398, 432ff, 459f
Born, Nikolas 73
Bosch, Manfred 16ff, 36, 37, 65, 432
Boßler, Ludwig 467
Brandis, Sylvia 179
Brandt, Willy 405
Braun, Volker 65, 230ff, 326, 441
Brauss, Art(hur) 369ff
Brecht, Bert 16, 54
Bredow, Barbara 138, 382ff
Bredow, Ilse Gräfin von 173
Brehm, Friedl 459f
Bremer, Claus 231
Breschnew, Leonid I. 416
Brezina, Thomas 88ff
Brinkmann, Rolf Dieter 30, 77
Broder, Henryk M. 202, 400ff, 448
Bröger, Achim 270ff
Bronnen, Arnolt 16
Bronnen, Barbara 15ff, 440
Brooks, Richard 370
Brückner, Christine 89ff, 139, 297, 385, 438
Brüder Grimm 297
Brun, Hans-Werner 441
Brüning, Heinrich 416
Bruyn, Günter de 138, 238, 298ff, 326
Bucerius, Gerd 68
Buchholz, Horst 370
Büchner, Ernst 192ff
Büchner, Georg 221, 227f, 243, 250, 253f, 263, 352
Buchwald, Christoph 174
Bukowski, Charles 148
Bulla, Hans Georg 179, 437, 461f
Burk, Michael 467
Buttlar, Johannes von 85, 89ff

C

Canetti, Elias 185, 196, 221ff
Cardenal, Ernesto 328
Cartland, Barbara 85
Cato von Utica 250
Cayatte, André 370ff
Celan, Paul 241
Cesaro, Ingo 28, 348, 432, 437, 461f
Ceuss, Conrad 432
Chandler, Raymond 116, 232
Charrière, Henri 87
Chomeini, Ruhollah Musawi 419
Chotjewitz, Peter O. 262
Christie, Agatha 173
Churchill, Winston 173
Claus, Ines 467
Clüver, Bernd 361
Coburn, James 375
Conrad, Joseph 420
Cordes, Alexandra 85, 90ff
Corbucci, Sergio 375
Cotta, Johann Friedich 129
Courths-Mahler, Hedwig 423

D

Dall, Karl 361, 366
Danella, Utta 85
Däniken, Erich von 85, 91ff, 119
Dedecius, Karl 17ff, 126, 315, 451
Defoe, Daniel 296
Degener, Volker W. 8ff, 19ff, 138, 391, 394, 401 ,425, 432, 438, 446, 456f,
Degenhardt, Franz Josef 359ff
Degenhardt, Gertrude 202
Demski, Eva 18ff, 315
Deppert, Fritz 40, 59, 235, 243, 382ff, 450, 459f
Dericum, Christa 307ff
Derra, Mario 468
Deschner, Karlheinz 229ff, 250f, 449
Dette, Gerhard 297ff
Diederichs, Eugen 170
Diehl, Uli 467
Dieke, Gerold 283f, 339ff
Dielmann, Axel 136ff
Dierks, Margarete 383
Dietz, Pierre 441
Dinkelmann, Fritz H. 432
Ditfurth, Jutta 126, 248, 339ff
Diwald, Hellmut 92ff
Doderer, Klaus 143, 276, 279, 286, 383ff, 453
Domenica 126,136
Domin, Hilde 20ff, 139, 171, 355
Dörrie, Doris 20ff

Doutiné, Heike 21ff, 37, 40, 54, 162, 244, 296, 431, 437
Drawert, Kurt 128, 258ff
Drewermann, Eugen 329ff
Drewitz, Ingeborg 308ff, 385
Drews, Jörg 396, 401ff, 448, 455
Droemer, Willy 95f
Dröscher, Vitus B. 467
Drosdowski, Günther 120ff
Droste-Hülshoff, Annette von 170, 244
Duden, Konrad 120, 134f
Dumas, Alexandre 111
Durbridge, Francis 376
Durieux, Tilla 194
Dürrenmatt, Friedrich 85, 93, 232

E

Eckert, Horst 274
Eco, Umberto 126
Edschmid, Kasimir 128
Ehrhardt, Ute 93ff
Eich, Günter 47, 258
Eichborn, Vito von 136ff
Eichel, Hans 224
Eichinger, Bernd 105
Eigner, Gerd-Peter 22ff
Einstein, Albert 132
Ellin, Stanley 173
Elsner, Gisela 390
Elster, Hanns Martin 387
Emmerling, Eugen 191
Ende, Michael 88, 269, 271ff
Endres, Wolfgang 94ff
Engel, Peter 67, 81, 384ff, 435f, 446, 458f
Engelmann, Bernt 309, 320ff, 436
Engelmann, Ulrich 78
Enzensberger, Hans Magus 28, 136, 137f, 194, 324
Erpf, Hans 137ff, 432
Everwyn, Klas Ewert 271ff
Exner, Richard 96, 437, 468

F

Faber, Elmar 138ff, 415
Faerber, Regina 121ff
Fährmann, Willi 88, 285ff, 287, 293, 461f, 473, 474
Fauser, Jörg 148
Federhen-Roske, Renate 209ff
Feldman, Marty 366
Fels, Ludwig 23ff, 64, 255ff, 455f
Fenske, Wolfgang 441
Fernandel 377
Fetscher, Iring 448
Fienhold, Ludwig 179, 401ff
Fienhold, Wolfgang G. 23ff, 40, 444
Finck, Werner 360ff
Fischer, Marie Louise 85, 119, 385
Fischer, Samuel 175
Fischer-Fabian, S. 95ff
Flach, Karl Hermann 191, 417
Fleissner, Herbert 140ff
Flickenschildt, Elisabeth 371ff
Fliege, Jürgen 327f, 330ff
Fohrbeck, Karla 119
Fontane, Theodor 112
Foucoult, Michel 29
Frank, Anne 16, 124f
Frank, Niklas 402ff
Franken, Klaus 37
Frederking, Gert 182ff
Freisler, Roland 127
Frenzel, Ivo 78
Freyburg, W. Joachim 456f
Fried, Amelie 93, 402ff
Fried, Erich 11, 347
Friedmann, Herbert 25ff, 383, 453
Friedrich, Heinz 133, 141ff, 451
Fries, Fritz Rudolf 11, 326
Friesel, Uwe 321ff
Frisch, Max 15
Frischmuth, Barbara 25ff, 139
Fritz, Roger 370
Fritz, Walter Helmut 438, 481
Fuchs, Günte rBruno 262
Fuchs, Ursula 272ff, 383
Fühmann, Franz 238
Fuhrmann, Manfred 26ff
Fuld, Werner 403ff
Füller, Ingrid 123ff
Funk, Sabine 466
Funke, Christoph 449f
Funke, Cornelia 287ff, 293

G

Gabin, Jean 372
Gander, Peter 432
Ganghofer, Ludwig 147
Garbo, Greta 372, 377
Gasset, Ortega y 297
Gauch, Hermann 28
Gauch, Sigfrid 27ff, 28f, 37, 348, 402, 431, 432, 459f
Gauck, Joachim 341ff, 379
Gaus, Günter 404ff, 416, 448
Geiser, Christoph 28ff, 138, 432
Gelberg, Hans-Joachim 138, 143ff, 290, 418, 474
George, Götz 31
Gerold, Karl 404ff
Gerstenmaier, Eugen 115, 349
Gies, Miep 124ff
Gildo, Rex 361
Göbel, Wolfram 467
Goethe, Johann Wolfgang von 15, 89, 160, 169, 193, 198, 203, 413
Goetz, Rainald 11
Göhre, Frank 30ff, 65, 393
Göke, Konrad Chr. 372ff
Gold, Alison Leslie 124
Golon, Anne 85
Gomringer, Eugen 31ff, 64
Gorbatschow, Michail 326, 410
Grass, Günter 11, 29, 55, 79, 93, 96, 109, 113, 134, 154, 155, 173f, 174, 194, 196, 219, 222ff, 234, 245, 318, 323, 325, 368, 379, 396, 423, 439
Gregor-Dellin, Martin 309ff, 314, 396
Grieshaber, HAP 13
Grimm, Brüder 297
Grisham, John 105
Gröhler, Harald 32ff, 37, 65
Gruhl, Herbert 449
Grün, Max von der 32ff, 396
Grünbein, Durs 228
Gründgens, Gustav 22
Grüning, Uwe 238
Guardini, Romano 337
Guben, Günter 64
Guggenmos, Josef 144
Gutzschhahn, Uwe-Michael 437
Gysi, Gregor 342ff

H

Haffner, Sebastian 164, 448
Hagelstange, Rudolf 34ff, 126, 179
Hahn, Ulla 18, 62, 65, 259ff, 41, 454f
Hampf, Kathrin 167, 453
Handke, Peter 28, 155, 194, 266
Harenberg, Bodo 134, 164, 205, 210, 215ff, 428f
Harig, Ludwig 120, 297, 300ff, 473

Harnischfeger, Manfred 164, 209ff
Harth, Ulli 437
Härtling, Peter 11, 35ff, 144, 174, 297, 323, 355, 435f, 481f
Hase, Karl-Günther von 349
Hauff, Albrecht 146
Hauff, Günther 145ff
Hauptmann, Gaby 29, 79, 96ff, 109, 440
Hauptmann, Gerhart 170
Hausin, Manfred 25, 36ff, 40, 364
Heberling, Gerolf 37
Heck, Dieter „Thomas" 360ff
Heckmann, Herbert 302ff, 438, 481f
Heidenreich, Elke 139, 405ff
Heidenreich, Gert 65, 306f, 307, 311ff, 316, 406, 436f, 441, 451
Heine, Heinrich 289, 324
Heinrich, Willi 85, 97ff
Heinrichs, Hans-Jürgen 146ff, 179
Heintje 375
Heißenbüttel, Helmut 171, 231ff
Helbling, Hanno 396
Held, Karin 331ff
Helmensdorfer, Erich 390, 407f
Hemingway, Ernest 54, 113, 158, 420
Hensel, Bert 66f, 440f
Hensel, Georg 78, 138, 141, 367f, 370, 380, 384, 407ff, 417, 428f, 434ff, 458f, 471
Hensel, Klaus 260ff
Hentig, Hartmut von 138, 167, 303ff
Herberger, Sepp 87
Herbert, Frank 118
Herburger, Günter 77
Herhaus, Ernst 36ff
Hermlin, Stephan 355
Herwegh, Georg 289
Hesse, Hermann 175
Hetmann, Frederik 144, 287
Heuer, Rolv 37ff, 54, 57,244, 397, 431
Heym, Stefan 326
Heyne, Isolde 273ff
Heyne, Rolf 146ff
Highsmith, Patricia 112, 232
Hildebrandt, Dieter 250ff, 253, 451
Hite, Shere 123
Hitler, Adolf 132, 251, 341, 387, 399, 402
Hoche, Karl 38ff, 449
Hochhuth, Rolf 42, 325
Hoerschelmann, Fred von 170
Höfer, Werner 448
Hoffmann, Hilmar 126, 343ff
Hoffmann, Siegfried 415
Hofmann, Claudio 28
Hofmann, Kristina 472
Hollatz, Dorothea 383
Hollenbach, Hans 37
Hollenberg, Antje 459f
Hölderlin, Friedrich 261
Höllerer, Walter 39ff
Holm, Michael 361
Holtzbrinck, Georg v. 182
Hommel, Friedrich 436
Honecker, Erich 160
Höpke, Klaus 415
Hoppenstedt, Roland G. 147ff
Horbach, Michael 90
Horn, Gildo 191
Hornung, Werner 28, 348, 431
Huber, Rudolf 210ff
Hübsch, Hadayat-Ullah 40ff, 54, 244, 432, 449
Huckauf, Peter 432
Hülsmanns, Dieter 170f
Hülsmann, Harald K. 28, 348, 432, 461f
Hummel, Harry 417, 428, 439f, 472, 476, 477f
Humphries, Les 361ff
Hutten, Katrine von 40, 64, 255f, 262ff

I

Insterburg & Co. 361ff, 365

J

Jaeger, Henry 210
Jägersberg, Otto 41ff
Jagger, Mick 362
Jahnn, Hans Henny 15
Jandl, Ernst 76, 143, 174, 231ff, 438, 454f
Janosch 144, 268f, 274ff, 296, 458f
Jelinek, Elfriede 11, 196, 224ff, 379
Jens, Walter 11, 65, 126, 248, 250, 251f, 253, 298f, 313ff, 315
Jenssen, Christian 298
Jentzsch, Bernd 138, 314ff
Jesse, Eckhard 124ff
Jewtuschenko, Jewgenij 67
Johansen, Hanna 43ff
Johnson, Uwe 74, 194, 233ff, 324
Jokostra, Peter 74
Jonas, Anna 322ff
Jonke, G.F. 37
Jourdan, Johannes 453
Joyce, James 49
Jud, Felix 373f
Juhnke, Harald 207
Jung, Franz Josef 345ff
Jünger, Ernst 236, 397, 420
Jungk, Robert 66, 126, 247, 250, 251ff, 448
Jürgens, Udo 359, 362ff
Juritz, Hanne F. 235, 262ff, 383
Juritz, Sascha 354ff
Just, Friedl 431, 432

K

Kafka, Franz 13, 175f, 403
Kaiser, Joachim 68, 408ff
Kaleko, Mascha 194
Kalmuczak, Rolf 116
Kammann, Petra 453
Kamps, Johann M. 448f
Kant, Hermann 11, 179, 238, 322, 323ff, 325, 415
Karasek, Hellmuth 409ff
Karasek, Horst 44ff
Karrillon, Adam 438
Kaschnitz, Marie Luise 171
Käsmayr, Benno 64, 148ff, 432, 462f
Kästner, Erich 15, 68, 244, 275f, 276, 365, 384
Kassel, Caroline (Oma) 431
Kassel, Franz (Opa) 431
Katzer, Hans 349
Kaufmann, Ueli 28, 138, 432
Keel, Daniel 149ff
Kempowski, Walter 48, 151, 179
Kerner, Charlotte 270
Kesten, Hans-Hermann 396
Kesten, Hermann 390
Kilian, Susanne 144
Killy, Walther 225, 384ff
Kindler, Helmut 309
Kinkel, Tanja 98ff
Kisch, Egon Erwin 179, 420
Kirsch, Hans-Christian 284, 287ff, 473
Kirsch, Sarah 11, 233ff, 265, 385
Kirst, Hans Helmut 100ff, 454f
Kirsten, Wulf 238
Kishon, Ephraim 101ff
Klabund 365
Klemperer, Victor 16
Klöckner, Julia 126
Kloos, Barbara Maria 65, 437, 467
Klotz, Volker 437
Knaupp, Helmut 171
Knaus, Albrecht 118, 150ff

Knechtel, Horst 338f, 350, 477
Kōbō, Abe 203
Koeppen, Wolfgang 35, 118
Koestler, Arthur 86
Kohl, Helmut 17, 122, 312, 342, 349
Kohl, Wolf-Dieter 179, 460f, 432
Koehler, Wolfgang 468
Köhler, Barbara 263ff
Köhler, Otto 11
Koller, Dagmar 398
Königsdorf, Helga 45ff, 265
Konjetzky, Klaus 37, 46ff, 179
Konsalik 11, 84, 102ff, 113, 119, 174, 458f
Kordon, Klaus 275ff
Korinetz, Juri 144
Korn, Karl 35
Körner, Lucy 151ff
Korschunow, Irina 104ff
Koslowski, Beate 441, 467, 472
Kosta, Tomas 153ff
Krause, Jürgen 184ff
Krause-Brewer, Fides 447
Krausnick, Michail 37, 287, 288ff, 431
Kreuder, Ernst 11, 119
Krings, Anita 431
Kroetz, Franz Xaver 10, 154
Krolow, Karl 35, 78, 210, 235ff, 243, 315, 383, 450, 459f
Krone-Schmalz, Gabriele 93, 410ff
Kröpke, Karol 235
Krüger, Hardy 372ff, 389, 390
Krüger, Horst 179
Krüger, Michael 154ff, 229f
Krüss, James 276ff, 384, 461f
Kubatzki, Norbert 202ff, 400, 454
Kubelka, Margarete 383
Kubin, Wolfgang 37, 431
Kühn, Dieter 47ff
Kühner, Otto Heinrich 437
Kulakowski, Andrej 294, 417, 439, 446, 476f
Kulenkampff, Hans Joachim 271, 367f
Kunert, Günter 11, 234, 259
Küng, Hans 332ff, 335, 379, 448
Kunze, Reiner 11, 237ff, 325
Kupsch, Hans-Karl v. 428f
Kurowski, Franz 105ff
Kusz, Fitzgerald 48ff, 64
Kutsch, Angelika 386ff

L

Lange, Rudolf 435f
Langgässer, Elisabeth 194
Lansburgh, Werner 179
Lapide, Pichas 328
Last, James 362ff
Lattmann, Dieter 322
Laub, Gabriel 50ff, 296
Leander, Zarah 374ff
Leandros, Vicky 363ff
Ledig-Rowohlt, Heinrich Maria 373f
Lehmann, Hans J. 432
Leiteritz, Sabine 458f
Leitner, Anton G. 437
Lenin, Wladmir J. 108
Lenz, Hermann 75, 239ff, 296, 453f
Lenz, Siegfried 85, 93, 245, 355, 446, 457f
Leone, Sergio 374ff
Leonhard, Ernst 185ff
Lerche, Doris 51ff
Lewin, Waldtraut 52ff
Liersch, Siggi 441
Lind, Hera 105ff, 229f, 460f
Lindemann, Gisela 481
Lindenau, Kristof 372
Lindenberg, Udo 363ff
Lindgren, Astrid 376
Lindner, Wolf H. 37, 428f, 447f, 453
Lindscheid, Brigitte 345ff
Lingner, Karl-Heinz 37
Links, Christoph 155ff, 202
Locker, Gerlinde 375ff
Lode, Gerd 29, 283, 284, 417, 428f, 439f
Lodemann, Jürgen 396, 411ff, 438
Loeper, Dankwart von 467
Loest, Erich 29, 79, 96, 109, 325ff, 451
Löffler, Sigrid 481
Lorre, Peter 377
Lortzing, Albert 412
Loschütz, Gert 53ff, 244
Loth, Wilhelm 355
Lübbe, Gustav 156ff
Lunkewitz, Bernd F. 158ff
Luther, Martin 331

M

Maar, Paul 287, 289ff, 386
Mackensen, Jürgen 160ff
Maiwald, Peter 36, 37, 431, 449
Mann, Heinrich 324
Mann, Thomas 13, 15, 112, 297
Marcuse, Ludwig 68
Marquez, Gabriel Garcia 185
Martell, Adolf 357
Martens, Alexander U. 138, 413ff
Marx, Karl 129
Masur, Kurt 426
Mateen, Gabbo 437
Maier, Sepp 359
May, Karl 296
Mayer, Hans 63, 194, 408
Mayröcker, Friederike 139, 240ff
Mechtel, Angelika 37, 55ff, 431
Mechtel, Walter 55
Meckel, Christoph 56ff, 438
Megede, Hans-Dietrich 63, 193ff
Mehnert, Klaus 107ff
Meier, Christian 224
Meier, Gerhard 75
Meier, Peter 138, 202, 414ff
Meister, Ernst 263
Melzer, Abi 161ff
Melzer, Peter 57ff
Merck, Johann Heinrich 408, 413
Merkel, Angelika 126, 289
Messner, Reinhold 465
Metzger, Günther 346ff
Mey, Reinhard 266
Meurer, Kurt 195ff
Meyer, Andreas J. 162ff
Michaletz, Claus 162ff
Mischke, Susanne 58ff, 440
Mitscherlich-Nielsen, Margarete 448
Mitterand, Francois 419
Mitterle, Johannes 383
Modick, Klaus 437
Mohn, Gerd 467
Mohn, Reinhard 163ff, 210, 218, 380
Molden, Fritz P. 133
Möller, Alex 450
Mon, Franz 231
Morawietz, Kurt 387ff
Morgner, Irmtraud 265
Mörike, Eduard 296
Morriën, Adriaan 388
Mrotzek, Siegfried 388ff
Mühlhausen, Siegfried 195ff
Müller, Ferdinand 171
Müller, Günter 443, 466, 472
Müller, Heiner 326
Müller, Herta 11, 139, 225ff, 379
Müntefering, Franz 351
Muschg, Adolf 43, 242ff
Musil, Robert 47

N

Nannen, Henri 395f, 415ff

Nenning, Günther 141
Neruda, Pablo 297
Neumann, Michael 224
Neumann, Nicolaus 164ff, 217
Neven DuMont, Reinhold 165ff
Ney, Elli 167
Nicefield 364ff
Niedlich, Wendelin 240
Niemann, Viktor 166ff
Nietzsche, Friedrich 68f
Nikel, Hans A. 166ff
Nin, Anaïs 15, 194
Nixon, Richard 112
Noack, Barbara 108ff
Noack, Hans-Georg 167ff, 268
Noll, Ingrid 29, 79, 96, 109ff, 440
Nolte, Ernst 141
Nörtemann, Rolf 57, 59ff, 433f
Nöstlinger, Christine 144, 269, 290ff, 293, 473
Novak, Helga M. 59ff, 231

O

Obama, Barack 75
Oberländer, Harry 37, 431, 449
Ohlbaum, Isolde 153
Ortega y Gasset, José 297
Ortner, Helmut 44, 125ff, 453
Osborne, John 203
Ossowski, Leonie 60ff
Otto, Iris Anna 437, 453

P

Palance, Jack 370
Palmer, Lilly 194,
Poalo 358
Paretti, Sandra 85, 110ff, 179, 297, 385
Pausewang, Gudrun 277ff, 386, 461f
Paz, Octavio 297
Penzoldt, Günther 22
Peschkes, Hanns T. 28, 37, 64, 347ff, 431, 432, 456f, 460f
Pessoa, Fernando 296
Petrarca, Francesco 75
Peymann, Claus 194
Pfennig, Jörn 61ff
Pinkerneil, Beate 28
Piontek, Heinz 243ff, 390
Piper, Klaus 12
Plenzdorf, Ulrich 62ff, 415
Pleticha, Heinrich 286, 291ff, 448, 461f
Poldner, Axel 228, 302, 389ff, 438
Polt, Gerhard 250
Popp, Georg 168ff
Pörtner, Rudolf 111ff
Pound, Ezra 417
Pratz, Fritz 437
Preußler, Otfried 88, 287, 292ff
Priestley, John B. 376
Procházková, Iva 278ff
Promies, Wolfgang 63ff, 96, 134, 438, 453
Proulx, E. Annie 174
Pröve, Karl-Heinz 451
Puschkin, Alexander S. 108
Puttnis, Hans-Georg 37, 397, 431

R

Raabe, Wilhelm 403
Ranke-Heinemann, Uta 400
Raschke, Ulrich 40, 171, 432, 458f
Rau, Johannes 414
Rauter, E.A. 179
Reclam, Ernst 169
Reclam, Heinrich 169ff
Reemtsma, Jan Philipp 127ff, 451
Reichert, Carl-Ludwig 37, 64ff, 192, 398, 417ff, 431, 432, 455,458f
Reich-Ranicki, Marcel 11, 35, 44, 68, 98, 102, 129, 192f, 222, 242f, 250f, 259, 309, 384, 396, 403, 408, 409, 418, 455, 481
Reinhardt, Stephan 395, 396
Reinhold, Kurt W. 428f, 433ff, 448f
Remarque, E. M. 116
Reske, Friedolin 170ff
Richter, Hans Werner 13
Richter, Rolf 415
Rietdorf, Jochen 284
Rietzschel, Thomas 128ff
Rilke, Rainer Maria 99
Rittendorf, Michael 390ff
Robbins, Harold 85
Röder, Britta 441, 472
Roehler, Klaus 256, 390ff
Röhrig, Tilman 279ff
Rölleke, Heinz 293ff, 418
Rönckendorff, Edda 173
Rosenthal, Philipp 420
Roski, Ulrich 25, 138, 364ff
Roth, Gerhard 455f
Rotzoll, Christa 396
Rowohlt, Ernst 170, 194
Rudolph, Ekkehart 471
Rudorf, Reginald 358
Rühmkorf, Peter 35, 179, 244ff, 355, 458f
Rushdie, Salman 316
Rütters, Axel 171ff
Rütting, Barbara 390

S

Sabais, Heinz Winfried 68, 263, 317
Sachs, Nelly 20
Sahl, Hans 203
SAID 315ff
Saile, Guenter 28, 348
Saint-Laurent, Yves 359
Saña, Heleno 129ff, 338f, 383, 446
Sartre, Jean-Paul 158
Sattler, Käthe 428f
Sauer, Stefan 349ff, 392
Sayers, Dorothy 173
Schaarschmidt, Siegfried 202ff
Scharpf, Brigitte 460f
Scheffter, Frank 207ff
Scherenberg, Michaele 417ff
Scherm, Gerd 23, 64ff
Scheuermann, Silke 65ff, 441
Schiller, Friedrich 160, 170, 250, 387
Schimmel, Annemarie 131ff
Schirmbeck, Heinrich 65ff, 383, 453, 459f
Schirrmacher, Frank 136
Schlapp, Karl-Eugen 195ff, 224
Schleidt, Michael 441, 472, 477
Schlepegrell, Sybil 395
Schlotter, Gotthelf 352, 453, 454f
Schlüter, Helmut 428f
Schmank, Ludwig 431
Schmidhuber, Peter M. 350
Schmidli, Werner 28, 138
Schmidt, Arno 42, 49, 127, 284, 390, 417, 440
Schmidt, Helmut 210
Schmidt, Kathrin 265ff
Schmidt-Macon, Klaus 383
Schmitt, Ida (Mutter) 430
Schmitt&Töchter 435, 450
Schmitt, W. Christian 6ff, 9f, 10f, 24f, 47, 66f,84f, 90, 97, 200f, , 209f, 211f, 214f, 244f, 247ff, 283ff, 306, 336f, 338f, 347f, 348, 352f, 378f, 393f, 426f, 429f, 442f, 445f, 448f, 449f, 450f, 455f, 456f, 462f, 463f, 466ff, 469f, 471ff, 475ff, 478ff, 479f
Schmitt-Herold, Linda 2
Schmitts Redaktionsstube 378ff
Schmitz, Axel 431
Schmorl, Martin 197ff

Schneeberger, Irmgard 110
Schneekluth, Franz 320
Schnitker, Paul 349
Schnitzler, Arthur 232
Schnur, Horst 173, 440, 468
Schnurre, Wolfdietrich 76, 171, 179
Schoenicke, Werner 186ff
Scholl-Latour, Peter 210, 419ff
Schönberger, Margit 211ff
Schopenhauer, Arthur 409
Schorlemmer, Friedrich 126, 315, 333ff
Schramm, Godehard 67ff
Schreiber, Hermann 118
Schröder, Gerhard 413
Schröer, Ralfrafael 28, 348
Schubert, Christoph 459f
Schulz, R. S. 407
Schumacher, Erhard 186ff
Schütz, Hanns Lothar 217ff, 414, 455
Schwarze, Hanns Werner 313
Schwarzer, Alice 139, 420ff
Schwenger, Hannes 45, 319
Schwind, Margarete 211ff
Schwob, Ralf 441, 467, 472
Seewald, Heinrich 350
Seewald, York 212ff, 271
Segal, Erich 112ff, 151
Setzer, Ursula 453
Seuren, Günter 77
Shakespeare 373
Sharif, Omar 376
Sicker, Frank 172ff
Siebeck, Wolfram 418ff
Siegmund, Gerd 65
Siemoneit-Barum, Gerd 391ff
Sigismund, Ursula 68ff, 383, 460f,
Simenon, Georges 112
Simmel, Johannes Mario 11, 85,103, 113ff, 119, 147, 296
Singer, Isaak B. 185
Sölle, Dorothee 328, 400
Solschenizyn, Alexander I. 173
Sommer, Klaus-Dieter 201
Sommer-Bodenburg, Angela 114ff, 296
Späth, Lothar 87
Spiegel, Sam 375ff
Steidl, Gerhard 173ff
Steffens, Günter 77
Steiger, Rod 375
Steinbeck, John 158
Steinmetz, Walter 248ff, 250, 453
Stern, Carola 154, 315, 316ff
Sternberger, Dolf 408
Stomps, Victor Otto 171
Storm, Theodor 307
Stössel, Jürgen-Peter 37, 65, 70ff, 432, 460f
Stotz-Stroheker, Tina 437
Strasser, Johano 154
Straub, Maria Elisabeth 71ff
Strauß, Botho 10, 228
Strauß, Franz Josef 342, 349ff, 414, 448, 450
Streit-Scherz, Rudolf 173ff
Struck, Karin 71ff, 93, 448
Stückl, Christian 465
Stücklen, Richard 349
Sturmowski, Georg 466
Süskind, Patrick 10, 149
Süssmuth, Rita 386
Süverkrüp, Dieter 365ff

T

Taschau, Hannelies 72ff, 171, 179, 315
Teicher-Maier, Ursula 437, 453
Thomas, Carmen 139, 421ff
Thorwald, Jürgen 115ff, 296
Tilly, Rolf 418
Timm, Uwe 269, 280ff
Tochtermann, Michael 212ff
Trageiser, Gerald 174ff
Treeck, Hans von 217
Treichel, Hans-Ulrich 437
Troll, Thadäus 73ff
Trooger, Margot 376ff
Tucholsky, Kurt 365
Twain, Mark 116

U

Uecker, Günther 48
Ulbricht, Walter 160
Ulrichs, Timm 355ff
Unger, G. F. 85
Unseld, Joachim 175ff
Unseld, Siegfried 12, 159, 176ff, 245, 379

V

Valente, Caterina 363
Valentin, Karl 49
Vandenberg, Philipp 118
Venske, Henning 365ff
Verneuil, Henri 377ff
Verres, Hanns 37, 398
Vesper, Guntram 40, 65, 74ff, 171, 448
Viebahn, Fred 75ff, 162, 171
Vita, Helen 365ff
Voerster, Jürgen 198ff
Volkmann, Jürgen 378f, 391ff, 441
Vormweg, Heinrich 154, 481

W

Waalkes, Otto 366ff
Wabnitz, Werner 391ff
Wader, Hannes 356ff, 448
Waechter, F. K. 144, 281ff
Wagenbach, Klaus 177ff, 310, 319
Wagner, Ruth 338f, 350ff
Wagner, Wolfgang 428f
Wallace, Edgar 173
Wallmann, Jürgen P. 396, 455
Wallraff, Günter 120, 147, 155, 276, 309, 321
Walser, Martin 15, 126, 155, 194, 214, 245ff, 310, 354, 396
Walser, Robert 242
Walter, Otto F. 75ff
Wegner, Matthias 177ff
Wehner, Herbert 342
Wehrenalp, Erwin Barth von 112, 179ff
Weidhaas, Peter 204ff, 217, 415
Weil-Jockisch, Grete 474
Weisfeld, Wolfgang 37
Weiss, Peter 325
Weisser, Michael 432
Weißmann, Karl-Heinz 141
Weizsäcker, Richard von 136, 344, 448
Wellershoff, Dieter 77ff
Welp, Anette 392ff, 441
Werner, Dittmar 364, 383, 392ff, 441, 472
Werner, Kasimir Geza 317ff
Westheimer, Ruth 369
Weyrauch, Margot 453
Weyrauch, Wolfgang 17, 47, 78ff, 91, 179, 230, 262, 263, 266
Wickert, Ulrich 131, 422ff
Widmark, Richard 377
Wieland, Christoph Martin 127
Wiesand, Andreas J. 119
Wieschollek, Hans J. 393ff
Wiese, Benno v. 68
Wilder, Thornton 203
Will,Thomas 467
Williams, Tennessee 203
Williams, W. C. 297
Winter, Gerd 355ff
Wintjes, Josef 393ff
Witt, Rainer G. 424ff

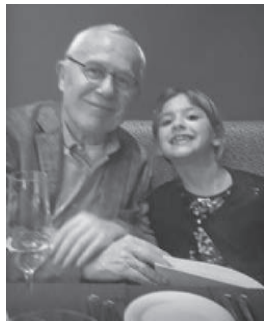
Wittgenstein, Ludwig 266, 417
Wössner, Frank 179ff, 353
Wohlfarth, Cornelia 205ff
Wohmann, Gabriele 63, 73, 76, 79ff, 96, 109, 155, 174, 194, 210, 231, 385, 440
Wolbert, Klaus 436
Wolf, Christa 11, 174, 238, 265, 299, 326, 462f
Wolf, Stefan 116ff
Wolff, Gabriele 80ff
Wolff, Theodor 417, 456
Wolkers, Jan 388
Wondratschek, Wolf 65, 250, 262, 263, 266ff, 441
Woolf, Virginia 15
Wössner, Frank 179ff, 353
Wysocki, Gisela von 437

Ψ

Yasunari, Kawabata 203

Z

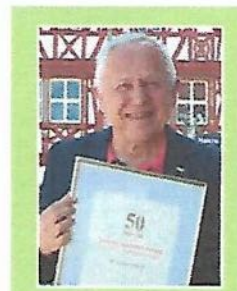
Zahl, Peter Paul 81ff
Zahrnt, Heinz 334ff
Zarathustra 69
Zeller, Eva 139, 304ff
Zenker, Helmut 81ff, 456f
Zielonka, Michael 336ff, 432
Zilk, Helmut 398
Zimmer, Dieter E. 173, 396
Zimmermann, Friedrich 349
Zink, Jörg 336ff
Zinn, Dorit 383, 437
Zitelmann, Arnulf 132, 229ff, 281ff, 461f
Zitelmann, Rainer 132ff, 141, 446, 460f
Zittwitz, Christian von 217ff
Zopp, Hans 188ff
Zuckmayer, Carl 42
Zwerenz, Gerhard 11, 250, 253ff, 309
Zypries, Brigitte 350ff

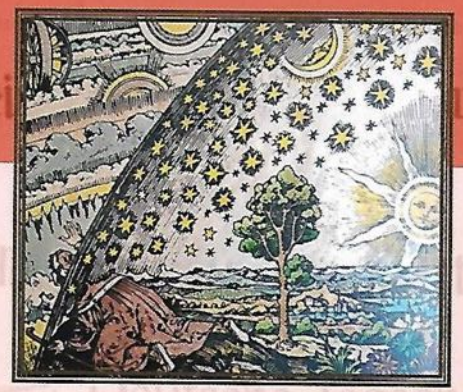


Zu allerletzt

Wenn Großvater und Enkelin sich treffen,
begegnen sich Vergangenheit und Zukunft.

Sie alle boten mir ein Forum.





ZUR PERSON

W. Christian Schmitt, Jg. 1944, geboren in Guhrau/Schlesien, wohnhaft in Groß-Gerau/Hessen, ausgebildeter Feuilleton-Redakteur (Darmstädter Echo, Hannoversche Allgemeine Zeitung), ehemals Blattmacher von Buchreport (Dortmund) und Mitglied der Chefredaktion des Frankfurter Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel sowie Korrespondent des einstigen Leipziger Börsenblatts. Seit 1978 selbstständig mit Schmitt´s Redaktionsstube. Journalistischer Berater der Leipziger Buchmesse (von 1995 bis 1998). Kulturmoderator. Arbeits-Schwerpunkte (bis 2003): Interviews/Werkstattgespräche/Porträts mit/von Autoren, Buchhändlern, Verlegern sowie Kulturschaffenden; Buchautor und Anthologien-Herausgeber (bislang 17 Titel), Mitarbeiter an Jahrbüchern, Enzyklopädien und Lesebüchern. 1996 Lehrbeauftragter der TH Darmstadt (zum Thema „Von Gutenberg bis zum Informations- Highway"). U.a. Erfinder der Reichelsheimer Märchen- und Sagentage, Initiator der Lesereihe „Zu Gast in Reichelsheim", u.a. mit Auftritten von Günter Grass, Erich Loest, Gaby Hauptmann, Ingrid Noll. Initiator der Veranstaltungsreihe „Dichterlesungen in der Kreisstadt". Initiator der „Kunst- & Kreativ-Börse Odenwald", Erfinder der „Bunte Hund"-Empfehlungsliste für Kinder- und Jugendliteratur (1983 - 1987), PEN-Mitgliedschaft (1992-2000). Initiator und Jury-Mitglied des MundART-Wettbewerbs der Kreissparkasse Groß-Gerau (2013); Initiator und Moderator der Veranstaltungsreihe „Das Beste aus dem Gerauer Land" der Volksbank Groß-Gerau (2010/2011). Von 1966 bis 1969 Herausgeber des Subkulturblättchens „Es darf - literarische Jugendzeitschrift". Herausgeber und Gründer der seit 20 Jahren monatlich erscheinenden Zeitschrift „WIR Das Magazin im Gerauer Land".

ISBN: 978 - 3 - 00 - 068579 - 8